Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hunderteinundsechzigster Band

41. Jahrgang : 1917 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 161. Bandes: April / Mai / Juni 1917

Seite

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Julius Baron Wlassics

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz des Herrn Geheimen Rates, früheren Ungarischen Unterrichtsministers und Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes Baron Julius Wlassics.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbaich.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 161. Heft 511. April 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Der englische Staatsbegriff.

Die englische Staatsauffassung ist seit sechs Jahrhunderten eine starr mechanische. Wenn die Deutschen, zum ersten Male in der Geschichte, mit den Briten die Klinge kreuzen — und dies gleich auf Leben und Tod —, so ist ihr organischer Staatsbegriff schon seit Jahrhunderten dem englischen Mechanismus und Materialismus schroff entgegengesetzt. Wille zur Macht, heißt der englische, Wille zum Staat, heißt der deutsche Staatsbegriff. Den Engländern war der Staat von jeher eine Maschine zur Erzeugung von individueller Glückseligkeit, den Deutschen ein Organ zur Bewältigung sittlicher Aufgaben. Der typische Vertreter der englischen Staatsauffassung ist der tiefste Denker, den England hervorgebracht hat, Thomas Hobbes, den man mit vollem Recht als einen Radikalen im Dienste der Reaktion bezeichnet hat. Bis auf den heutigen Tag ist der von Hobbes auf den kürzesten Ausdruck gebrachte englische Staatsbegriff der für das britische Imperium entscheidende.

Zwischen mechanischer und organischer Weltanschauung pendelt nämlich das menschliche Denken, wie ich anderwärts dargetan habe, seit Demokrit und Aristoteles im philosophiegeschichtlichen Rhythmus hin und her. Hat der Pendelschlag seine äußerste Spannweite in einem führenden mechanistisch-materialistischen System erreicht, wie bei Epikur und Lukrez im griechischen und römischen Altertum, bei Hobbes im siebzehnten, bei de la Mettrie und Holbach im achtzehnten Jahrhundert, so neigt sich das philosophische Denken sogleich wieder nach der entgegengesetzten, organisch-teleologischen Richtung. Meist sind es die extremen Vertreter des Materialismus selbst, welche — auf dem Höhepunkt ihres streng und schroff durchgeführten Systems angelangt — plötzlich umschlagen und die Rückwärtsbewegung zur organischen Weltanschauung antreten. Der mechanistische Materialismus stellt nämlich das unentrinnbare Gesetz oder die Kausalität, der teleologisch gerichtete Organismus den unausweichlichen Zweck in den Vordergrund der Betrachtung. Ist die Welt nun ein gesetzmäßig oder ein zweckmäßig verlaufender Prozeß? Ist die Gesetzmäßigkeit des von Kant so genannten Naturmechanismus nur ein notwendiger Spezialfall der universellen Weltzweckmäßigkeit (Leibniz, Schelling), oder ist umgekehrt die offenkundige Zweckmäßigkeit einiger Naturgebilde, insbesondere der pflanzlichen und tierischen Organe, ein nur zufälliger Spezialfall, gleichsam Spielart oder Variante der mit ausnahmsloser

Gültigkeit auftretenden allgemeinen Naturgesetze? Die englischen Philosophen schlagen sich in ihren hervorragendsten Vertretern, vom dreizehnten Jahrhundert ab (Duns Scotus und Wilhelm Occam) bis in unsere Gegenwart hinein auf die Seite des von den Nominalisten begünstigten Mechanismus, während die deutschen Philosophen seit Leibniz in ihren gewaltigsten Systemschöpfern der organisch-teleologischen Weltauffassung zuneigen.

Der folgerichtige Mechanismus, wie ihn am herbsten und schonungslosesten Hobbes zu Ende gedacht hat, begnügt sich nicht damit, das gesetzmäßige Zusammengreifen der Körperwelt und der sie beherrschenden Naturkräfte auf eine strenge Mechanik der Atome oder der Korpuskeln zurückzuführen. Er erhebt seit Bacon vielmehr den Anspruch, auch die Innenseite des Weltprozesses, das menschliche Bewußtsein, in eine Mechanik der Vorstellungen aufzulösen, wie die englische Assoziationspsychologie seit Hobbes sie bietet. Es wird endlich der letzte Schritt gewagt: auch das menschliche Zusammenleben und Zusammenwirken in Sprache, Sitte und Recht, in Religion und Moral, in Familie, Gesellschaft und Staat soll naturalistisch erklärt und in eine Mechanik menschlicher Willensbetätigungen umgewandelt werden.

Richtig verstanden und in ihrer tiefsten Wurzel erfaßt, laufen die Fragen nach dem Wesen der Welt, nach der Natur des menschlichen Denkens und nach der Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates durchaus parallel. Metaphysik, Psychologie und Soziologie haben auf eine und dieselbe Frage gleichlautend zu antworten. Und diese Frage betrifft das Verhältnis der Vielheit zur Einheit, des Zufalles zur Notwendigkeit, der Willkür zum Gesetz, des Chaos zum Kosmos. In der Metaphysik lautet das Problem: Wie ordnet sich der scheinbar wirre Knäuel von kleinsten Körperchen (Atomen oder Korpuskeln) durch mechanischen Druck und Stoß zur gesetzmäßigen Einheit des Alls? Wie kommen Körperchen ohne Bewußtsein dazu, sich dem Gesetz von der Erhaltung der Energie mit unbeirrbarer Regelmäßigkeit unterzuordnen? Und wie verhalten sich endlich die vielen Naturgesetze zur offenkundigen Einheit des Weltzusammenhanges? In der Psychologie verläuft die Fragestellung ganz parallel. Wie wir in der Außenwelt Trillionen von Körperchen vorfinden, welche mit geheimen, uns zwar bekannten, aber von uns nicht verstandenen Zauberfäden miteinander unleugbar verknüpft sind, so haben wir in der Welt des Bewußtseins Millionen von vereinzelten Empfindungen, Erinnerungszellen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Phantasiebildern und Begriffen, welche eben so wenig chaotisch durcheinanderwirbeln, wie die Atome, sondern nach strengen psychologischen oder logischen Gesetzen sich ordnen, gruppieren und ineinandergreifen. So wenig wie die Außenwelt plan- und sinnlos, also zufällig sich abspielt, eben so wenig herrscht in der Innenwelt unseres Bewußtseins Willkür und Wirrwarr.

Hier wie dort beobachten wir vielmehr strenge, feste, unverrückbare Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Nur nennen wir jenes Bündel von Ordnung Naturgesetze, dieses hingegen logische oder Denkgesetze (Kategorien). Wie wir uns dort fragen mußten: Wie verhält sich die unzählbare Vielheit der Körperchen zur Einheit des Weltgesetzes von der Erhaltung der Energie, so scheint sich uns hier die analoge Frage unabweislich aufzudrängen: wie verhalten sich die zahllosen Empfindungen, Vorstellungen usw. zur Einheit des Ich? Wie geht es zu, daß sich das scheinbare Chaos der Atome zum Kosmos der ewigen Naturgesetze abklärt? Und wie ist es endlich zu verstehen, daß sich in uns das scheinbare Chaos millionenförmiger Empfindungen zu strenger, logischer Gesetzmäßigkeit zusammenfindet und letzten Endes in die Ich-Einheit einmündet? Und endlich: Ist dieses Ich eine Konstante, wie Kant in seiner „transcendentalen Einheit der Apperception" annahm, oder eine Variable, ein Bündel von Vorstellungen, wie Hume und Mach uns begreiflich zu machen suchen?

In der Soziologie endlich, der Wissenschaft von den Beziehungen unter Menschen, erhebt sich eine gleichlautende Fragestellung: wie ordnet sich das soziale Chaos zum Kosmos? Wie regeln hunderte Millionen von Menschen, von denen jeder dem anderen innerlich widerstrebt, zu jener gesetzmäßigen Ordnung ihres Zusammenlebens und Zusammenwirkens, wie es in Recht und Sitte, in Religion und Moral, letztens und höchstens im gewaltigsten Kunstwerk des Menschengeistes, im Staat, zur Darstellung gelangt? In den Naturgesetzen haben wir Menschen nämlich dem Universum, in den Denkgesetzen der inneren Welt des Geistes, in den Staatsgrundgesetzen endlich haben wir den Beziehungen der Menschen untereinander Verfassungen gegeben. Wie verhalten sich nun die Atome zum Universum, die Vorstellungen — gleichsam Atome des Denkens — zur Einheit des Ich, endlich der Bürger, dieses soziale Atom, zur Einheit des Staates? Man sieht hier den durchgängigen Parallelismus der Begriffskomplexe: Welt, Geist und Staat in der gemeinsamen Fragestellung: wie stellen sich die Teile zum Ganzen? Wie verhält sich die Vielheit zur Einheit?

Vertreter einer starr-mechanischen Weltanschauung, wie sie in England seit Hobbes heimisch sind, werden dieses Bündel von Fragen einheitlich beantworten: Druck und Stoß, Zu- und Abnahme der Bewegung fügen die Teile zum Ganzen, pressen die Vielheit zu einer Einheit zusammen und stellen solchergestalt rein mechanisch den Gleichgewichtszustand in Natur, Geist und Staat her. In der Physik handelt es sich um eine Mechanik der Atome, in der Psychologie um eine Mechanik der Vorstellungen, in der Soziologie endlich um eine Mechanik des Trieblebens oder des Willens. Das Beharrungsgesetz beherrscht die natürlichen Verbindungen in der Körper- und Geisteswelt ebenso, wie die künstlichen Verbindungen unter Menschen im Staat. Dem Trägheits- oder Beharrungsgesetz in der Welt der Atome und Vorstellungen entspricht der Selbsterhaltungstrieb —

dieses soziale Beharrungsgesetz — in der Soziologie. Überall die gleichen Erscheinungen: was in der Physik Attraktion (Anziehung) und Repulsion (Abstoßung) heißt, das finden wir in der Chemie wieder als Affinität (Verwandtschaft) und Verbindungswiderstand, in der Psychologie als Ähnlichkeits- und Kontrastassoziation, in der Soziologie endlich als Sympathie und Antipathie, als Altruismus und Egoismus, als Arterhaltung und Selbsterhaltung. Die Naturgesetze bestimmen das Gleichgewicht in der Körperwelt, die Denkgesetze oder die logischen Kategorien stellen die Ordnung in der Welt des Bewußtseins her, die Staatsgrundgesetze regeln die Beziehungen unter Menschen. Alle diese Ordnungsfunktionen sind zähl-, wäg- und meßbar, und nur soweit sie es sind, nennen wir sie wißbar. Daher die strenge Forderung der mechanischen Weltauffassung, alle Erscheinungen des Daseins den Gesetzen von Zahl und Maß zu unterwerfen, so daß nach Hume Wissenschaft nur soweit vorhanden ist, als Mathematik in ihr enthalten ist. Jenseits des Meß- und Zählbaren gibt es für die mechanische Weltanschauung seit Hobbes kein Wissen, sondern nur ein Glauben, Meinen oder Fürwahrhalten.

Ihren schärfsten Ausdruck findet diese konsequente Mechanisierung alles Daseienden in der Natur, Geist und staatlichem Zusammenleben in der Hobbesschen Gleichsetzung: Denken — Rechnen. Wie Moleschott das Denken eine Phosphoreszenz des Gehirns, Karl Vogt gar eine Ausscheidung des Zentralnervensystems, gleich dem Verhältnis des Urins zu den Nieren, genannt hat, wie Feuerbach den Ausspruch tat: der Mensch ist, was er ißt, und Taine sich mit Claude Bernard zur Behauptung verstieg: Tugend und Laster seien eben so natürliche Produkte der Gesellschaft, wie Vitriol und Zucker natürliche chemische Produkte darstellen — in genau demselben Sinne stellt Hobbes die Gleichung auf: Denken gleich Rechnen. Nur gebrauchte Hobbes, im klassischen Zeitalter der sich ausbauenden Geometrie lebend, eine mathematische Redefigur, wo die andern, unter der Vorherrschaft biologischer Studien, sich physiologisch-chemischer Vergleiche bedienen. Aber der Gedankengang aller dieser naturalistisch gerichteten Denker ist ein durchaus analoger: Vergleichen und Unterscheiden sind die Grundfunktionen unseres Bewußtseins. In die Sprache der Zahlen übersetzt heißt dies: Zu- oder Abnahme von Bewegung (Attraktion und Repulsion, Integration und Differenzierung). Psychologisch ausgedrückt, heißt dies: Zu- oder Abnahme in Stärke- oder Deutlichkeitsgrad der Vorstellungen. Soziologisch gefaßt: Zu- oder Abnahme im Stärkegrad der sozialen Beziehungen unter Menschen. Verliert die Natur ihr Gleichgewicht, so stürzt das ganze Sonnensystem zusammen; verliert die menschliche, zum Staat verdichtete Solidarität ihr Gleichgewicht, so entstehen Revolution und Anarchie; verliert der Geist sein Gleichgewicht, so heißt sein Refugium: „Irrenhaus". Den Katastrophen in der Natur entsprechen die mentalen Störungen in der Welt des Geistes und die sozialen Störungen in Staat und Gesellschaft.

Katastrophen in der Natur suchen wir, soweit es in unseren Kräften steht, durch vorschauende Palliativregeln vorzubeugen: gegen Überschwemmungen schützen wir uns durch Dämme, Deiche und Wälle, durch Aufschüttungen, Nivellierungen und Stromregulierungen; gegen Seuchen durch hygienische Schutzmaßregeln; gegen mentale Störungen durch Diät und gesunde natürliche Lebensweise; gegen Revolutionen endlich durch eine weise Politik, welche gleichsam eine Hygiene des sozialen Körpers darstellt. Wie die Menschen in kluger Voraussicht Schutzmaßregeln gegen allerlei Unbill der Natur getroffen haben, so haben sie sich im Staat eine dauernde Schutzvorrichtung gegen anarchische Übergriffe der Einzelnen geschaffen. Der Staat ist somit für die Vertreter der mechanischen Weltanschauung ein künstliches Geschöpf (animal-artificiale), das Menschen in Nachahmung natürlicher Lebewesen bewußt gebildet haben, um sich gegenseitig in Schach zu halten. „Die Kunst ahmt nicht bloß die Tiere nach, sondern auch das vornehmste derselben, den Menschen." „Jener große Leviathan (biblischer Name für Krokodil), welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen Schutz und Wohl erfunden worden ist." (Hobbes.)

Der Staat eine Maschine — das ist das stehende Bild der mechanischen Staatsauffassung. Schon bei einer Uhr, die sich selbst bewegt, sagt Hobbes im Vorwort seines Buches „über den Bürger", vollends bei jeder etwas verwickelten Maschine kann man die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinander genommen werden und der Stoff, die Gestalt und die Bewegung jedes Teiles für sich betrachtet wird. Ebenso muß bei den Rechten des Staates und bei der Ermittlung der Pflichten der Bürger gegeneinander der Staat zwar nicht aufgelöst, wohl aber muß er wie ein aufgelöster betrachtet werden, d. h. es muß die menschliche Natur untersucht werden, wie weit sie zur Bildung des Staates geeignet ist oder nicht, und wie die Menschen sich zusammentun sollen, wenn sie eine Einheit werden sollen. Hobbes setzt hier nur den englischen Nominalismus von Duns Scotus und Wilhelm Occam fort und überträgt ihn ins Soziologische. Schon Abélard hatte den Satz aufgestellt: omnis pars naturaliter prior est suo toto.

Wie gestaltet sich nach alledem die Vielheit der Bürger zur Einheit des Staates? Der soziologische Nominalismus der Engländer antwortet: Erst müssen die Teile vorhanden sein, und aus ihrer Zusammensetzung — nach einem vorbedachten Plane, notabene — geht die Einheit der Maschine hervor. Die Maschine Staat ist eine von Menschen erfundene und künstlich zusammengestellte Schutzwehr gegen den Naturzustand, „wo jeder zwar ein Recht auf alles hat, aber doch nichts genießen kann, während im Staat ein jeder sein beschränktes Recht gebrauchen kann". „Außerhalb des Staates schützt man sich durch eigene Kraft, im Staat durch die Kraft aller." (Hobbes.) Denn im Staat ist die vereinigte Macht aller Willen Subjekt geworden. Das Subjekt des Machtzen-

trums: Staat ist die Maschine. Der Souverän: Staat ist eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit, ein Not- und Zwangsstaat, ein atomistischer Mechanismus, den die bête humaine künstlich zusammengestellt hat, um dem sonst unvermeidlichen Krieg aller gegen alle zu entrinnen. Der Staat ist hier ein fein ersonnenes Regulierungssystem der Einzelegoismen. Im Naturzustand gilt nämlich die Parole: homo homini lupus, erst im staatlichen Kulturzustand die Devise: homo homini deus. Der Ausgangspunkt aller sozialen Beziehungen unter Menschen heißt: Krieg, aber ihr Endpunkt ist der Friede. Die Furcht hat die Menschen schon im status naturalis zum patriarchalischen oder despotischen Staat als dem einzigen Ausweg getrieben, dem bellum omnium contra omnes zu entrinnen. Auf dem Wege eines stillschweigenden Staatsvertrags schließen die vorgeschrittneren Individuen (Bürger) des status civilis ein gegenseitig bindendes Übereinkommen des Inhaltes, daß jeder auf seine Urfreiheit im Naturzustande, die so weit reiche wie seine Macht, in der Voraussetzung verzichte, daß alle anderen auf die ihrigen mitverzichten. Aus Furcht also im Naturzustande, aus Überlegung im Kulturzustande treten die einzelnen Willen zusammen und summieren sich im Staat zu einem Gesamtwillen. Der künstliche Körper: Staat hat die Bestimmung, durch arithmetischen Ausgleich der Interessenkollisionen seiner Bürger die allgemeine Harmonie herzustellen. Das Machtzentrum des Staates ist demnach die mechanische Summation, gleichsam die Addition von Machteinheiten. Wie bei der Maschine die einzelnen Maschinenteile dem ganzen vorangehen, so gehen bei der Maschine Staat die Individuen oder Bürger in ihrer Zusammenlegung der Einzelwillen zum summierten Gesamtwillen dem Ganzen zeitlich und logisch voraus. Der „politische Körper“ oder die „öffentliche Person“ Staat entsteht, wenn man einen Blick auf das Ganze der sozialen Gesetzmäßigkeit richtet. „Souverän“ heißt diese „öffentliche Person“, sofern sie handelnd auftritt. Nach der mechanischen Auffassung ist eben der Staat wie alle begriffliche Einheit nicht das Frühere, sondern das Spätere, nicht Zweck, sondern Mittel, nicht das herrschende, sondern das dem allgemeinen Wohl dienende Prinzip, nicht Grund, sondern Folge des menschlichen Zusammenschlusses. Der Gemeinwille im Staat setzt sich aus der mechanischen Addition der Einzelwillen seiner Bürger zusammen, nicht aber leitet sich umgekehrt — wie beim aristotelischen ζῷον πολιτικόν — der Einzelwille aus dem staatlichen Gemeinwillen ab. Das methodische Verfahren ist dort die Induktion, hier die Deduktion. In der mechanischen Weltanschauung gehen die Teile dem Ganzen, in der organischen geht umgekehrt das Ganze den Teilen zeitlich, begrifflich und der Würde nach voraus. Der letzteren ist der Staat oberstes Prinzip, gleichsam ein politisches Axiom, dem ersteren hingegen ist er Resultat, sei es der bloßen Furcht, sei es der schlauen Berechnung.

Der Staat beginnt für die mechanische Weltanschauung der Engländer erst in dem Augenblick, da die Mehrzahl, der Zahl nach, einwilligt, ihn zu bilden.

Durch diese Einwilligung der Majorität verwandelt sich die Menge in ein Volk. Den Unterschied zwischen gestaltloser Menge und organisiertem Volk hat Hobbes klar und scharf gekennzeichnet: Die Menge, als ein Sammelwort, bezeichnet mehrere Dinge: eine Menschenmenge ist also soviel, wie viele Menschen. Da das Wort eine Zahleinheit ist, so bezeichnet es auch ein Ding, nämlich eine Menge. Die Menge ist keine natürliche Person. Wenn aber dieselbe Menge Mann für Mann ausmacht, daß der Wille eines einzelnen Menschen oder der übereinstimmende Wille der Mehrheit von ihnen als der Wille aller gelten solle, so wird sie dann eine Person, denn sie ist nun mit einem Willen begabt und kann deshalb freiwillige Handlungen jeder Art vornehmen . . . Sie heißt dann Volk, nicht Menge.

Das Volk aber besteht nach Hobbes nicht vor der Begründung des Staates, denn vorher ist es keine Person, sondern eine Menge einzelner Personen. Unter Volk versteht Hobbes „eine Einheit mit einem Willen, der einer eigenen Handlung fähig ist, was von der Menge nicht gesagt werden kann. Das Volk herrscht sonach in jedem Staate, selbst in der Monarchie, denn da äußert das Volk seinen Willen durch den eines Menschen". Der Staat ist hiernach eine Person, deren Handlungen durch die gegenseitigen Verträge aller mit allen Handlungen der Volksgenossen autorisiert sind. Aber diese Person ist ein mechanisches Kunstwerk, ein politischer Automat, von klugen Menschen ersonnen, um durch ein einziges Machtzentrum die isolierten und einander entgegenstrebenden Machteinheiten wettzumachen. Wie gewerbefleißige Menschen, so führt Hobbes aus, durch Beobachtung der Materialien, durch Vergleichung von Gestalt und Proportion der Bauwerke, an Stelle der armseligen Hütten der Vorzeit, die Kunst ausgebildet haben, gut zu bauen, so haben die politischen Architekten auf dem Wege eifrigen Nachdenkens über die besten Staatsverfassungen die Kunst ausgebildet, wie die Menschen am zweckmäßigsten zu regieren sind. Die Menge verhält sich nach alledem zum Volk wie ein Haufe undisziplinierter Freischärler zu einem geschulten, von Generalstabsoffizieren geleiteten Armeekorps. Dort führen die Instinkte zum Untergang, hier die Überlegung zum Sieg. In seinen „Briefen vom Berge", dem politischen Evangelium der französischen Revolution, findet Rousseau die knappste Formel für den uns beschäftigenden Gedankengang: „Was macht den Staat zu einer Einheit? Die Vereinigung seiner Mitglieder. Woher rührt diese Vereinigung? Aus der Verpflichtung, die sie bindet." Was ist die Grundlage dieser Verpflichtung? Die verpflichtende Kraft der Rechtsordnung ist, richtig verstanden, das eigentliche Thema seines contrat social. Nicht wie der Staat geschichtlich entsteht, sondern wie die in ihm geltende Rechtsordnung logisch gerechtfertigt werden kann, das ist der tiefste Kern der Rechtsphilosophie Rousseaus. Und wie Hobbes zwischen Menge und Volk eine scharfe Grenze zieht, so Rousseau zwischen volonté générale und volonté de tous. Im Nationalgefühl z. B. sei der Gesamtwille am deutlichsten ausgeprägt. Hobbes und Rousseau gelangen

nur scheinbar zu entgegengesetzten Resultaten. Im letzten Grunde fordern sie gleicherweise einen Despotismus behufs Aufrechterhaltung und regelrechter Funktionierung der Maschine Staat; nur verlangt der Aristokrat Hobbes den Despotismus einer Einzelperson, des absoluten Monarchen, nach dem Vorbilde des Sonnenkönigs, mit seinem Wahlspruch: „l'état c'est moi", während der Genfer Rousseau an Stelle des Einzeldespotismus der Person einen Massendespotismus des Souveräns Volk setzt. Hobbes hat Untertanen im Auge, deren Sonderwillen vom staatlichen Gesamtwillen mechanisch gedrillt und automatisch beherrscht wird, Rousseau freie Bürger, welche als Teilhaber der politischen Gewalt dem Staate ihren Willen aufprägen. Dort setzt sich die Menge in ein Volk um, das alle Einzelwillen im Interesse der Selbsterhaltung, am besten einer Einzelpersönlichkeit, überträgt, weil diese den großen Vorzug der Stetigkeit, Einheitlichkeit und Willensfähigkeit in sich vereinigt, so daß der Inhaber der Staatsgewalt nicht bloß das Haupt, sondern die ganze Seele des Volkes in sich darstellt; hier treten alle Volksgenossen ihre Rechte an die Gemeinschaft ab (contrat social 1. 6.). Aber beiden ist die Rechtsordnung nur ein Instrument des Nutzens, ein Werkzeug der Gesellschaft zur Förderung des allgemeinen Wohls. Dieses allgemeine Wohl kann arithmetisch nach der allgemeinen Formel „the greatest happiness of the greatest number" festgestellt werden (Bentham, Mill). Der Staat ist also Kunstprodukt, nicht Naturprodukt; er entsteht im eigentlichen Wortsinne des griechischen μηχανικός (klug, erfindungsreich, listig), *als politischer Automat, als genial konstruierte Wohlfahrtsrechenmaschine* im Sinne der epikureischen Nützlichkeitstheorie. Ursprung wie Rechtfertigung des Staates ist öffentliche Wohlfahrt, die salus publica. Und aus diesen Nützlichkeitserwägungen heraus machen die Menschen durch Zusammenlegung (mechanische Addition) ihrer Einzelwillen zu einem Gesamtwillen, sei es durch Einzelpersonen, wie bei Hobbes, sei es durch eine volonté générale, wie bei Rousseau, den Staat. Die kürzeste Formel der mechanischen Staatsauffassung lautet daher: Die Individuen allein sind Grund und Zweck des Staates.

Das ist die Wurzel des englischen Staatsbegriffes. Nicht das Ganze, sondern der Einzelne ist Sinn und Zweck des Staates. Mit diesem, im englischen Volksbewußtsein tief verankerten Staatsbegriff hat Lloyd George, der Revolutionär im Dienste der Reaktion, radikal gebrochen. Zuerst ging die Magna Charta in die Brüche. Dann wurde die Habeas Corpus-Akte eingesargt. Zuletzt ging das stolze „my house is my castle" in die Brüche. Das U-Boot ist darauf und daran, das „rule the waves" illusorisch zu machen. Der englische Staatsbegriff kracht in allen Fugen. Der Wille zur Macht verwandelt sich in einen Unwillen über die Ohnmacht. Die verheißene politische Götterdämmerung der Entente mündet in eine anarchische Götzendämmerung. Bald heißt es: „Rette sich, wer kann!"

Exz. Admiral Graf Baudissin: Zur Bedeutung des U-Bootkrieges.

Wenn sich jemals ein prophetisches Wort in denkbar ernstester Form in Wahrheit und Wirklichkeit umsetzte, so ist es dasjenige unseres Kaisers, daß unsere Zukunft auf dem Wasser läge. Auf dem europäischen Kontinent von Feinden rings umgeben, in einem riesenhaften Ringen, wie es die Welt noch nie gesehen, daheim ein ganzes Volk, in Schützengräben, richten sich gleichwohl alle Blicke auf das Wasser, auf des Deutschen Reiches Wehrmacht zur See, dessen jüngstes und erstaunend entwickeltes Kind, das U-Boot, und instinktiv empfindet die ganze Nation, daß dort nicht nur unsere Zukunft, sondern die Entscheidung über dieselbe zu suchen ist. Unter solchen Umständen verlohnt es sich, in einer kurzen Zusammenfassung festzuhalten, was unsere Volksseele fast instinktiv als richtig empfindet, und diejenigen Erkenntnisse, wie wir es nennen wollen, herauszuschälen, welche vom Standpunkt der Seekriegführung mit zwingender Notwendigkeit auf den U-Bootkrieg hinleiten.

Die erste Erkenntnis, welche zugleich den Grundstein für Leitung, Durchführung und Beurteilung des Krieges bildet, ist diejenige, daß der gewaltige Kampf, in welchem wir stehen, wie auch die übrige Welt daran beteiligt sein mag, ein Ringen auf Leben und Tod zwischen dem Deutschen Reiche und dem englischen Weltreich ist, und zwar um nicht mehr, aber auch um nicht weniger, als die wirtschaftliche Gleichberechtigung in der Welt, wie sie sich aufbaut auf gesichertem Besitz und gesicherter Schifffahrt.

Betrachtet man kurz, wie sich die beiden kriegführenden Mächte zu dieser Erkenntnis stellten, so ist es bekannt, daß weite Kreise unseres Volkes der Meinung waren, daß man die Gleichberechtigung mit händlerischen Mitteln, anstatt mit heldischen, besitzen und sichern könnte. Anders läßt es sich nicht bezeichnen, wenn die Ansicht vertreten wurde, daß man Kriege auch durch Handelsbilanzen ersetzen könne, und daß wir mit der unsrigen unsere Gegner mit jedem Jahre mehr auf die Knie zwängen, während gleichzeitig die Schaffung einer Wehrmacht zur See als bedenkliche Kriegsgefahr betrachtet ward.

Demgegenüber wurde auf der anderen Seite der Standpunkt vertreten, daß es der fast beispiellose Erfolg unserer Arbeit, also umgekehrt gerade die Handelsbilanz wäre, welche die Kriegsgefahr mit jedem Jahr näher rücke, und daß Gleichberechtigung ohne Macht sich als Wahn erweisen würde, es sei denn, man begnüge sich mit dem Gnadenbrot, das von des Reichen und Mächtigen Tische fällt. —

Während derselben kritischen Zeitperiode hat England getreu seinen bewähr-

ten Traditionen und mit dem ganzen Zielbewußtsein eines darauf gezüchteten und geschulten Herrenvolkes seine Weltmachtstellung unablässig ausgebaut, und zwar mit einem Militarismus, der jeden kontinentalen weit hinter sich läßt. Nicht nur durch die bekannte Vermehrung seiner schwimmenden Streitkräfte, sondern vor allem auch durch eine planmäßige Verstärkung seines eisernen Weltgürtels an Stationen und Stützpunkten. Alles mit dem stets und rücksichtslos verfolgten Ziel, jeden Gegner rechtzeitig zu Boden zu schlagen, was der Reihe nach keiner Nation erspart geblieben ist, die seine wirtschaftliche Alleinherrschaft bedrohen oder eine Bedrohung auch nur im Geringsten unterstützen könnte. Da die Maßnahmen bezüglich der Stationen sich vielfach allgemeiner Aufmerksamkeit entzogen, verlohnt es sich, sie kurz zu berühren.

Beginnt man mit der großen Heerstraße des Handels nach dem fernen Osten zum dreihundert-Millionen-Indien und vierhundert-Millionen-China, so ist bekanntlich Gibraltar mit einem künstlichen Hafen versehen, seine Armierung wurde verbessert; dasselbe mit Malta; auf Ägypten, mit Alexandrien und dem Suezkanal, wurde die Hand gelegt. Damit war das gesamte Mittelmeer auf Gnade und Ungnade in englischer Faust. Denn wie hoch man auch den Verkehr innerhalb seiner Grenzen bewerten mag, der zudem jeden Augenblick gestattet oder verboten werden konnte, so ist es doch, verglichen mit der großen Welt, nur ein Binnenmeer, dessen beide Zugänge nunmehr in englischem Besitz waren. Damit gewann zugleich die alte Dardanellenfrage ein anderes Gesicht, denn selbst, wenn Rußland die Türkei vergewaltigen und die Dardanellen in Besitz nehmen sollte, so war es damit in der großen Welt immer noch nicht, vielmehr war der Schlüssel zu dieser nur aus türkischen unmittelbar in englische Hände übergegangen.

Verfolgt man den Weg weiter durch den Suezkanal, welcher im Jahre 1869 noch von der Kaiserin Eugénie, als der Vertreterin der Vormacht des Orients, eröffnet wurde, so gelangt man nach Aden, welches zu einem Gibraltar des Roten Meeres ausgebaut wurde, nach Ceylon, das nebst Indien alle Bedürfnisse von Stationen vollauf befriedigte, nach Singapore. Während bis hierher Europa und die kürzeste Verbindung nach Indien im Vordergrunde stand, gelangt man nunmehr an die Front nach dem Stillen Ozean, welche sofort verstärkt wurde, sobald die Vereinigten Staaten sich der Philippinen bemächtigten und Japan als neue Weltmacht am fernen Horizont auftauchte. Singapore wurde zum Hauptstützpunkt auserselhen und ausgebaut, Hongkong wurde verstärkt, gegenüber der Insel nahm man ein ausgedehntes Gebiet in Besitz, um gegen etwaige Landangriffe gesichert zu sein, und als wir Kiautschou in Besitz nahmen, verlangte es die englische Auffassung vom Gleichgewicht an Ort und Stelle, sofort Weiheiwei mit Beschlag zu belegen. Von Singapore nach Süden wurde Australien nach Maßgabe der dortigen Verhältnisse verstärkt, und wo in der Südsee hanseatischer Geist und deutsche Unternehmungslust neues Leben schuf, ob hier oder ob wir

am Jangtsekiang auch nur eine Anlegebrücke für unsere Dampfer wünschten, überall war uns die englische Bulldogge mit ihrer Spürnase auf den Fersen.

Indessen, es war denkbar, daß der kürzeste Weg nach Indien vorübergehend gesperrt würde, und so mußte auch der alte Weg um das Kap der guten Hoffnung gesichert sein, bei welchem die Denkbarkeit bestand, daß die Buren sich der Kapkolonie bemächtigen könnten. Zudem reich an Minen, war ihr Schicksal besiegelt; sie wurden vergewaltigt und vereinnahmt, womit auch dieser Weg gesichert und zugleich der ganze Indische Ozean zu einem englischen gestempelt wurde.

Gegenüber besaß man am Atlantischen Ozean die Falklandsinseln, welche den Weg um das Kap Horn und die Magelhaensstraße beherrschen. Auf sie wurde nicht viel verwendet, und doch hat der Verlauf des Krieges gerade an ihnen bewiesen, wie wichtig selbst so entlegene Stützpunkte werden können, da sich hier die englischen Streitkräfte versammelten, welche zum Kampf mit unserem Kreuzergeschwader bestimmt waren. Auf den westindischen Inseln nahm man auf amerikanische Empfindlichkeit Rücksicht, dafür baute man die Bermudasinseln aus, sobald der Panamakanal, dessen Verkehr sie bis zu hohem Grade beherrschen, zur Wirklichkeit werden zu wollen schien. Tatsächlich blieb von der ganzen Welt nur die Westküste von Amerika, von Kanada bis zur Reichweite der Falklandsinseln übrig, was aber nicht verhindert hat, daß unser kleiner Kreuzer „Dresden" auf chilenischem Grund und Boden einfach auf Befehl vernichtet wurde.

Das war die englische Auffassung von der Gleichberechtigung in der Welt, mit welcher man am denkwürdigen 4. August 1914 in den Krieg mit uns eintrat, nachdem es gelungen war, auf dem europäischen Kontinente diejenige Einkreisung zu sichern, welche zur Ergänzung des Seekrieges und zur wirtschaftlichen Einschnürung unerläßlich war.

Legt man sich hiernach die Frage vor, was in unserer Macht lag oder liegt, einen solchen Riesen unserm Willen gefügig zu machen, so muß eine zweite Erkenntnis Platz greifen, die gleichfalls der großen Welt und ihrer Geschichte zu entnehmen ist, nämlich diejenige, daß man England auf dem Kontinent nicht besiegen kann, daß dies vielmehr nur möglich ist, in der Welt, auf dem Wasser und auf den Großbritannischen Inseln selbst, soweit man auf diese unter Umgehung des englischen Übergewichtes gelangen kann, wofür unsere Luftschiffe den Weg zeigen.

Linienschiffe werden durch das Brandenburger Tor nicht einziehen, solange die Welt besteht, so wenig wie wir zu Fuß nach London und auf den Trafalgar-Square gelangen. In dieser Form, also im Sinne des zum unmittelbaren Herzstoß befähigten Landkrieges die Entscheidung zu suchen, war von vornherein ein Ding der absoluten Unmöglichkeit. England konnte, wie man sein Verfahren auch sonst beurteilen mag, den Krieg nicht anders führen, als wie es ihn geführt hat, indem es zunächst versuchte, unsere schwimmenden Streitkräfte auf

allen Meeren zu vernichten, was bei seinem Übergewicht und dem geschilderten Weltgürtel nur eine Frage der Zeit sein konnte, wie heldenhaft sich unsere Kreuzer schlagen mochten und tatsächlich geschlagen haben. Wir waren so gut wie vogelfrei, während England überall zu Hause war, selbst für die größte maritime Machtentfaltung und selbst für den Fall, daß wir irgendwo unsere Streitkräfte versammelt oder gar vermehrt hätten. Indem es zweitens unsere Kolonien nahm, die auf Selbstverteidigung nicht eingerichtet waren, in denen wir im Gegenteil die Schutztruppen verminderten, und welche wir nicht verstärken konnten, da wir die Verbindungswege nicht beherrschten. Indem es drittens alle Ozeane von unseren Handelsschiffen rein fegte, und indem es schließlich unseren Handel, soweit der englische Arm nur reichte, vernichtete, was erbarmungslos und selbst in solchen englischen Kolonien geschehen ist, in denen man auf deutsche Mitarbeit tatsächlich angewiesen war. Das waren die Wege der Seemacht, und mußten es sein, aus dem einfachen Grunde, weil sie die gleichen sind, auf denen man das ganze Weltreich aufgebaut hatte.

Von diesen Plänen ist England von der ersten Stunde an bis zur jetzigen auch nicht um einen Fingerbreit abgegangen, und steht im Besonderen seine Beteiligung am Landkriege durchaus im Dienste der Seemacht, und zwar um den Krieg zu verlängern und Zeit zu gewinnen, ohne welche sie zur vollen Wirkung nicht gelangen konnte, wie die Tatsachen beweisen, daß wir noch jetzt nach zweieinhalb Jahren ein Stück Ostafrikas besitzen und weder erschöpft noch ausgehungert sind, was zu erreichen der alleinige Zweck des kontinentalen Krieges war.

Vergegenwärtigt man sich die Erfolge, so muß man anerkennen, daß sie zurzeit, was ausdrücklich betont wird, den Einsatz zu lohnen scheinen. England hat fast alle unsere Kolonien in Besitz genommen, Ägypten einverleibt, den Suezkanal, welcher streng neutral bleiben sollte, zu einer englischen Militärstraße gemacht, es hat die Inseln besetzt, welche vor den Dardanellen den Schlüssel zu diesen bilden, und einen etwaigen russischen Besitz vollkommen illusorisch machen. Es hält zurzeit beträchtliche Gebiete von Mesopotamien besetzt, schließlich einen Teil von Nordfrankreich mit Calais. Alles Erfolge, sofern man sie als endgültige betrachten müßte. Ob demgegenüber das, was unser Landschwert errungen hat, als Kompensation in Betracht kommt, steht auf anderem Gebiet; die Gleichberechtigung in der Welt, um die es geht, läßt sich nicht damit gewinnen, vielmehr würde ein Austausch zu diesem Zwecke nur den Beweis liefern, daß wir zwar auf dem Kontinent unbeanstandet Sieger, in der Welt aber nur Austauschempfänger wären. Indessen noch zu einem anderen Zwecke brauchte die Seemacht Zeit, und zwar, um alle kontinentalen Mitbewerber, gleichgültig, ob Freund oder Feind, wirtschaftlich soviel wie möglich zu ruinieren. Hatte man die eigenen Ausgaben, was man als Tatsache wohl hinstellen kann, auch erheblich unterschätzt, so standen ihnen für die künftige Friedensbilanz vervielfacht die Ausgaben aller Mitbewerber als Gewinn gegenüber. Auch durfte man mit allem Recht hoffen,

mit den Schätzen Indiens und einigen Kontinenten in der Hand sich ungleich schneller zu erholen, wie die Gegner.

Hat man auch diese Erkenntnis voll und ganz in sich aufgenommen und sich vor allem zu derjenigen durchgerungen, daß alle Siege auf dem Kontinent und selbst das Niederringen aller Königreiche England nicht treffen können, daß vielmehr jeder Tag und jede Schlacht mittelbar die englische Friedensbilanz nur verbessert, so spitzt sich die Frage nunmehr dahin zu, was in der Welt und auf dem Wasser geschehen kann.

Die Welt ist bei dem Fehlen des uneingeschränkten Verkehrs kurz abgemacht; sie schrumpft zusammen auf die ägyptische Frage nach dem alten Satze, daß Ägypten das Genick von England darstellt. Wir lassen es dahingestellt, aus naheliegenden Gründen, ob und inwieweit dies in den Kreis der Berechnungen zu ziehen ist. Wohl aber muß darauf verwiesen werden, daß Ägypten schwerlich uneingeschränkt in unseren Besitz gelangen kann, daß wir demnach mit ihm uns nicht auf unsere eigene Kraft und unsere eigenen Beine stellen würden, was an sich mit dem Begriff Weltmacht unvereinbar ist.

Um so einfacher ist die Lösung auf dem Wasser. Einem Erschöpfungs- und Hungerkrieg kann nur ein Absperrungskrieg entgegengesetzt werden, einen anderen Weg gibt es nicht, und da wir bei unserer geographischen Lage unter dem Hinzutritt des sonstigen englischen Übergewichtes an die Westküste von Großbritannien nur mit U-Booten mit Sicherheit gelangen können, so ergibt sich ohne weiteres, daß diese nicht nur unerläßlich, sondern auch unersetzlich sind.

Hiermit gelangt man an einen Wandel in der Seekriegführung und im ganzen Kriege überhaupt, den man mit einigem Recht als einen weltgeschichtlichen erster Ordnung bezeichnen darf, und für den uns dermaleinst noch alle Völker, insbesondere diejenigen neutralen Staaten danken werden, die bisher und bis auf den heutigen Tag sich englischem Joch beugen mußten.

Zur Durchführung des Hungerkrieges war eine Vernichtung unserer Schlachtflotte nicht unbedingt erforderlich. Bei unserer geographischen Lage genügte es, sie in der Nordsee einzuschließen und alle in Betracht kommenden Ozeane und Länder derartig zu vergewaltigen, daß wir von jedem Verkehr und jeglicher Versorgung abgeschnitten wurden. Freilich mußte man in den Kauf nehmen, daß ein derartig ausgedehnter Plan selbst englische Kräfte fast restlos beanspruchte, und daß man spätere Aufgaben späterer Zeit überlassen müsse. Daher der mangelhafte Einsatz von Kräften an den Dardanellen und die Auslieferung des Stillen Ozeans an Japan, was beides unsrer Schlachtflotte zuzuschreiben ist, insofern als diese die englischen Kräfte band und an freier Betätigung hinderte. Indessen auch zur Absperrung Englands hat unsere Schlachtflotte, was vielfach verkannt wird, erheblich mitgewirkt; nach englischen Angaben wurden 7—8 Millionen Tonnen durch die Kriegführung verschlungen, während nur drei Millionen den U-Booten zugestanden werden. Dies alles aber hatte zur Voraussetzung,

daß man die Alleinherrschaft auf dem Meere behielt, und durch sie den unbedingt gesicherten Schiffsverkehr. Fiel dieser zusammen, oder wurde er auch nur wirkungsvoll durchlöchert, so brach damit der ganze Plan zusammen, denn schließlich war auch die Alleinherrschaft nur Mittel zu dem Zweck der eigenen gesicherten Versorgung, und diese wiederum die Grundlage zur Durchführung eines Hungerkrieges gegen andere.

Daß dieser Wandel eingetreten ist, ist die historische Tatsache, und so sehen wir denn, wie an die Stelle des Hungerkrieges plötzlich der Landkrieg auf dem Kontinent tritt und diesem eine Bedeutung beigelegt wird, welche er ursprünglich in englischen Köpfen nicht hatte. Anfangs nur eine Ergänzung zur wirtschaftlichen Abschnürung, ist er zum alleinigen Heil geworden mit dem Augenblick, in welchem man erkannte, daß man die Seewege nicht mehr beherrscht, vielmehr als Seemacht mit eigenen Waffen getroffen wird. Daher die im übrigen vollkommen unenglische allgemeine Wehrpflicht und die Umwandlung des ganzen Landes in Waffen- und Munitionsfabriken, daher auch die Flut von Verfügungen, Beschränkung von Einfuhr, Lebensmitteln und Maßnahmen aller Art, welche vollkommen undenkbar wären, wenn noch der alte Satz zu Recht bestände, daß der Seekrieg nährt, der Landkrieg aber zehrt, mit anderen Worten, wenn man noch frei wie in guten alten englischen Zeiten über alle Ozeane verfügte.

So ist es denn nicht ausgeschlossen, daß in der Seekriegsgeschichte späterer Zeiten dem kleinen U-Boot die Rolle der Schleuder zugesprochen wird, die einen Riesen Goliath zur Strecke brachte.

Baron Julius Wlassics,

Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes:

Die Neutralität im Weltkriege.

I.

Der Sturm des jetzt wütenden Weltkrieges hat kein Wort so oft emporgewirbelt, als dasjenige der Neutralität, und welcher Art auch die Zerstörung sei, die dieser furchtbare Orkan auf dem Gebiete des internationalen Rechts verübte, so gibt es keinen Rechtsbegriff, über welchen die glühende Leidenschaft des Krieges rücksichtsloser dahingestürmt wäre, als die für das Kühle, für die Isolierung inmitten der Wellenschläge bestimmte Neutralität.

Der allgemeine Glaube hält dafür, daß der große Weltkrieg jegliche Satzung des internationalen Rechtes erschüttert habe, daß aber keine darunter so sehr gelitten habe, als jene der Neutralität. Vergessen wir nicht, daß die gesamten

Großmächte, mit Ausnahme Amerikas, am Weltkriege als kriegführende Parteien teilnahmen. Die Rechte der Neutralen hatten keinen Beschützer in Großmachtstellung. Die kleinen neutralen Staaten besaßen nicht jene Kraft, um zum Schutze ihrer Rechte gemeinsame Schritte zu unternehmen. Man kann sagen, daß die nordamerikanische Union, obschon unter dem Schutze der technischen Formalität der Neutralität, der Buchstaben der Konvention, dennoch bloß ein „sogenannter" neutraler Staat war. Im Wesen war sie ein hilfeleistender Beistand der einen Kriegspartei. Leicht war es auf diese Weise für die Ententestaaten, den Rechtskreis der neutralen Staaten mit Füßen zu treten. Insbesondere England, der „Beschützer der kleinen Staaten", erreichte den größten Rekord im Verletzen des Rechtskreises der neutralen Staaten. Dennoch suchte bei jedem Vorkommen einer größeren Verletzung die Presse jedes Staates nach dem Schutzschild des internationalen Rechtes. Selbst in England, welches auch die durch ihn selbst vorgeschlagenen internationalen Rechtsprinzipien im Stiche läßt, beruft man sich ununterbrochen auf die Satzungen des internationalen Rechts.

Als die neutralen Staaten gelegentlich auf den Schaden hinwiesen, den die von den Engländern verkündete Blockade dem neutralen Handel verursacht, führte Grey in einer seiner Reden aus, daß, wenn die Neutralen das Recht Englands, den Handel des Feindes mit Hilfe der neutralen Staaten zu lähmen, negieren, so verkünden sie mit dieser Negierung ganz entschieden, daß sie ihre Neutralität aufgeben.

Im englischen Oberhause wurde auch einer Auslegung Ausdruck gegeben, wonach die internationale Rechtssatzung, die die Rechte der Neutralität schützende Regel, nur dann zur Anwendung gelange, wenn daraus England einen Nutzen ziehe. Dieser Ton ist nicht das Wort des Rechtes, sondern jenes der Gewalt. Ein Ausbruch der Gewalttätigkeit des die Seemacht monopolisierenden Englands. Es war gewiß keine bedachte diplomatische Äußerung — aber sie stand nahe zur Wahrheit. England schließt die meisten Verträge. England ist mit einem Strom internationaler Verträge überflutet. Aber wie leicht es die Verträge schließt, ebenso leicht erkennt es deren bindende Kraft ab.

Jene, welchen die Geschichte des internationalen Rechtes bekannt ist, wissen, daß zur Entwicklung des rechtlichen Inhalts der Neutralität eben das Verhalten Englands die meiste Ursache abgegeben hat, weil es die Rechte und Pflichten der Neutralität ganz anders interpretierte, wenn es selbst kriegführende Partei war, und anders, wenn andere Krieg führten und England das den neutralen Staaten zugesicherte Recht des Verkehrs, des Handels und des Weltumsatzes selbst ausnützen wollte. Wenn wir die vielen Verletzungen sehen, deren die neutralen Staaten im Weltkriege teilhaftig geworden sind, so ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn man die Frage aufwirft, ob denn die Neutralität überhaupt Rechte und Pflichten besitzt? Ob denn die Neutralität nicht etwa nur ein negativer Zustand sei, der dem Rechtsbegriff fern steht? Jedenfalls wird es das

gebildete Publikum, wenn je, so heute, interessieren, diese Frage näher zu beleuchten. Der Krieg besitzt die Kraft der Gelegenheitsbelehrung, denn was immer auch zu Friedenszeiten die vortrefflichsten Geister über Neutralität schreiben mögen, das große gebildete Publikum achtet es nicht. Heute aber, wo es sich um Gut und Blut handelt, ist es nicht nur für die Fachkreise, sondern auch für die breiteren Schichten der Gesellschaft von Interesse, ob die Neutralität auch heute nur das bedeute, was sie im Altertum und im Mittelalter bedeutete; denn soviel ist gewiß, daß die Neutralität Jahrhunderte hindurch nichts anderes war, als ein negativer Zustand, welcher keinerlei Rechtsfolgen mit sich zog. Daraus, daß ein Staat am Kriege nicht teilnahm, entstand weder Recht, noch Pflicht.

II.

Es ist nicht der Zweck dieser Studie, die gesamten, auf die Neutralität bezughabenden Rechtssatzungen zu besprechen. Mein Ziel ist viel eher, über den Rechtszustand der Neutralität im Kriege ein allgemeines Bild zu geben, und ich werde bestrebt sein, auch auf die Reformrichtungen des gegenwärtigen Rechtszustandes hinzuweisen.

Das gegenwärtige internationale Recht bekleidet den Zustand der Neutralität mit Rechten und Pflichten. So wie es bestrebt ist, den Krieg als Rechtsverhältnis zwischen den Kriegführenden mit Regeln zu umgürten, ebenso will es ein Rechtsverhältnis schaffen zwischen den kriegführenden Parteien und den neutralen Staaten. Ein Rechtsverhältnis, worin die neutralen Staaten womöglich in eine solche Lage gelangen, daß der Krieg nur auf die kriegführenden Parteien beschränkt bleibe, daß der Krieg für sie den Charakter der „res inter alios gesta“ trage. Ein Rechtsverhältnis mit dem Leitprinzip, daß der neutrale Staat an den Feindseligkeiten keine Teilnahme habe, und daß umgekehrt der kriegführende Staat den neutralen Staat von Feindseligkeiten unberührt lasse. Die heutige rechtliche Auffassung hat sich dorthin entwickelt, daß sie selbst die ehemals in Mode gewesenen Stufen der Neutralität anzuerkennen nicht geneigt ist. Wenn ein neutraler Staat am Kriege in irgendeiner Form teilnimmt, so verliert er bereits die aus der Neutralität folgenden Rechte. Das heutige internationale Recht fordert von den Neutralen, daß sie sich jeder kriegerischen Handlung enthalten. Es bestimmt die Pflichten der neutralen Staaten, es bestimmt aber auch deren Rechte, welche die kriegführenden Parteien und auch die neutralen Staaten untereinander in Ehren zu halten haben. Eine vollkommene und unvollkommene Neutralität kennt das heutige Recht nicht. Es erkennt hingegen die Daseinsberechtigung der bewaffneten Neutralität an. Ein Überschreiten der Grenze der bewaffneten Neutralität ist es aber, wenn sich der neutrale Staat nicht mehr auf den Schutz seines Gebietes beschränkt, sondern in irgendwelcher Richtung als Angreifer auftritt. Zur Vorsicht mahnt das heutige internationale Recht bei Bestimmung des Begriffskreises der „wohlwollenden Neutralität“, weil diese leicht in Feindseligkeiten

umschlagen kann. Insolange sich das Wohlwollen im Rahmen diplomatischer Verhandlungen äußert, ist die „neutralité bienveillante“ anzuerkennen, ja die Vermittlung macht das gegenwärtige internationale Recht geradezu zum Recht jeden neutralen Staates. Im jetzt wütenden Weltkriege haben wir leider öfters zu hören vermocht, daß England die Vermittlung nicht nur zurückgewiesen, sondern zu wiederholten Malen erklärt hat, daß es jenen neutralen Staat, der unter den damaligen Verhältnissen vermitteln wollte, als seinen Feind betrachte. Er kann Sympathie oder Antipathie bezeugen, aber eine Parteinahme, die sich in Taten äußert, darf der neutrale Staat nicht einnehmen. Im Allgemeinen ist das Prinzip des „quod uni justum, alteri aequum“ vor Augen zu halten. Wenn er dem einen irgendeinen Vorteil bietet, so hat er denselben auch dem anderen zu bieten.

Die vollkommene Indifferenz, die vollkommene Unparteilichkeit wäre ein unmögliches Verlangen. Die Sympathien von Nationen können nicht unterdrückt werden. Man rührt in den Kreis der innerlichsten individuellen Freiheit, wollte man auch die Sympathien mit Strafmitteln ausrotten. Deshalb verletzt der neutrale Staat keineswegs die Pflicht der Neutralität, wenn er auch seine Sympathie gegenüber einer der kriegführenden Parteien zum Ausdruck bringt. Nur muß man mit der Kundgebung der Sympathie vorsichtig umgehen. Wenn die Sympathiekundgebung bereits zur offenen Aufreizung wird, wenn eine wirkliche Preßkampagne entsteht mit dem Ziele, auf die allgemeine Meinung des neutralen Staates so einzuwirken, daß dieselbe gegenüber einer der kriegführenden Parteien aufgereizt werde, und besonders, wenn der Leiter dieser Pressekampagne der Diplomat einer der kriegführenden Parteien ist, so ist es die gouvernementale Pflicht des neutralen Staates, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln die Aufreizung in die gehörigen Schranken zu zwängen. Dem heutigen Rechtszustande gemäß verletzt aber selbst die Aufreizung, die Sympathiekundgebung in Volksversammlungen nicht die rechtlichen Pflichten der Neutralität.

III.

In dem jetzt wütenden Weltkriege haben die Ententemächte alles verübt, um die neutralen Staaten gegen die Zentralmächte zu stimmen. England hat sein Augenmerk in erster Linie auf Amerika gelenkt. Bei Ausbruch des Krieges war es sein erster Gedanke, das deutsche Kabel zu zerschneiden, damit verläßliche Nachrichten seitens der Zentralmächte dorthin nicht gelangen können. Das große Publikum Amerikas, mit Ausnahme der Deutschen, Iren, Ungarn, sympathisierte mit den Ententemächten. Ja diese Sympathie ist in manchen Kreisen zum Deutschenhaß umgeschlagen. Bloß die amerikanischen Baumwollproduzenten waren zu Beginn mit der englischen Kriegführung unzufrieden, denn diese versperrte ihnen den europäischen Kontinent und trieb die Südstaaten beinahe an den Rand des Ruins.

England schmuggelte mit großer Schlauheit und Geschicklichkeit in die amerikanische Presse das Schlagwort ein, daß Deutschland die Monroedoktrin bedrohe, weil die deutsche Macht Kanada und Südamerika in ihre Gewalt bekommen wolle, daß Deutschland im Allgemeinen die Freiheit zu unterdrücken, die kleinen Nationen zu vernichten beabsichtige, während England, der Beschützer der kleinen Völker, so edel war, nur wegen Verletzung der belgischen Neutralität zu den Waffen zu greifen. Besonders die Morgan-Presse entfaltete eifrige Tätigkeit. Natürlicherweise tat die Presse Morgans alles, um den gegen die Deutschen genährten Haß zu steigern. Auf die Ungarn dehnten sie ihren Haß nicht aus. Ja, sie führten das Lesepublikum fortwährend damit irre, daß die Ungarn einen Separatfrieden schließen usw.

Amerika verblieb nicht bloß bei Äußerungen der Sympathie, sondern es ließ, wie allgemein bekannt, jenes international gesicherte Recht, wonach die Bürger neutraler Staaten Kriegsmaterial der kriegführenden Partei liefern können, in einem solchen Ausmaße zur Anwendung gelangen, daß seitens des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns die diplomatische Mahnung berechtigt war, daß dieses Vorgehen, obschon es mit den Buchstaben des internationalen Rechtes zu decken ist, zum wirklichen Geiste der Neutralität im Gegensatz stehe.

Die Londoner „Nation" erkennt selbst in einem ihrer Artikel an, daß Amerika tatsächlich nur im technischen Sinne neutral war. Dem Wesen nach war es der Mitkämpfer der Entente hinter der Front. Amerika hat auch seinen Geldmarkt England zur Verfügung gestellt. Es gestattete, daß England seinen Bedarf an jeglichem Kriegsmaterial in Amerika decke. Dieses gut englisch gesinnte Blatt sagt selbst, daß die Verlängerung des Krieges nur Amerika zu verdanken sei. Die wahre Sympathie Amerikas — führt die „Nation" aus — äußerte sich am meisten darin, daß man jegliche am Seerecht seitens England gemachte Neuerung und die an den neutralen Staaten verübten Rechtsverletzungen in Washington ruhig hinnahm und höchstens mit akademischen Argumenten dagegen Einspruch erhob.

Es gab zwar einen Fall, wo Amerika nicht so handelte, wie es England verlangte. Aber da konnten wir es sehr fühlen, daß der Grund hierzu nicht im Entgegenkommen gegenüber den mitteleuropäischen Staaten, sondern darin lag, daß Amerika nicht so etwas unternehmen wollte, was als „Präzedenzfall" einst seine Interessen schädigen könnte.

Im allgemeinen begleiten uns in dem jetzt wütenden Weltkriege die Sympathien der neutralen Völker nicht. Das Verhalten Rumäniens und Italiens noch vor ihrem Verrat ist bekannt. Auch die der Regierung nahestehenden meisten Blätter waren in beiden Staaten ententefreundlich. Auch in Dänemark konnte man Schleswig-Holstein nicht vergessen, und von den Lippen nicht nur eines dänischen Publizisten hörte ich gelegentlich ihres Budapester Besuches, daß die große öffentliche Meinung auch dort ententefreundlich sei. In Dänemark halten

die oberen Schichten fast ausnahmslos zur Entente. In Schweden haben bereits angesehene Stimmen ihrer Sympathie für die Zentralmächte Ausdruck verliehen. Sven Hedin ist ein entschiedener Freund der Deutschen, die vornehmen Handelskreise aber sympathisieren schon infolge ihrer großen geschäftlichen Verbindungen entschieden mit England.

Ich las die Äußerung des Admirals und gewesenen Ministerpräsidenten Lindman, der sich über die schwedische Stimmung folgendermaßen aussprach:

Die große Mehrheit — so sprach er — ist deutschfreundlich. Von den politischen Parteien sympathisieren nur die Sozialdemokraten mit der Entente. In Schweden gibt es sogenannte Aktivisten — sagt Lindman —, die neben Deutschland in den Krieg treten wollten. Diese sind aber Schwärmer, Dichter, Schriftsteller, und zwar solche, die keinen großen Widerhall haben. Sie haben im Parlament keine Vertretung. Übrigens könnte dieses nicht ganz ernst zu nehmende Aktivistenprogramm im Falle der Verwirklichung zum Ergebnis haben, daß Dänemark nicht mit Schweden gehen würde. In Holland sympathisieren die oberen Kreise eher mit den Zentralmächten, aber das große Publikum, besonders zur Zeit der Hereinströmung belgischer Flüchtlinge, wurde gegen Deutschland gestimmt. Holland wacht am eifersüchtigsten über die strenge Einhaltung der Neutralität. Sowohl Schweden wie Holland waren infolge der Seesperre und der englischen eigenmächtigen Bannwarenliste vielen Vexationen ausgesetzt, ja sogar ihr Postverkehr ruhte häufig längere Zeit. Nicht in einem Falle bemühten sie sich aus Notwendigkeit, solchen Vorgehensregeln anzuschmiegen, welche England gegen das internationale Recht forderte. England quälte mit den schwarzen Listen alle neutralen Staaten zu Tode, es bestimmte die Fahrtrichtungen, es schrieb den holländischen, schwedischen und dänischen Schiffen bei Ausladung ihrer Frachten vor, was und wohin sie befrachten dürfen — ansonst sie auf englische Kohle nicht rechnen können.

Wie sehr auch die gründliche Änderung des Neutralitätsabschnittes des internationalen Rechts wünschenswert sei, so kann man die Äußerungen der Sympathie nicht für eine Verletzung der Neutralitätspflicht erklären. Die neutralen Staaten haben im Kriegsfalle einen großen internationalen Wert. Je mehr Staaten neutral bleiben, um so leichter sind die Leiden des Krieges zu ertragen, wenn aber bereits die kräftigeren Sympathieäußerungen den Begriff der Neutralität brächen, würden wir eine derartige Indifferenz und Unparteilichkeit fordern, die der menschlichen Natur zuwider ist.

IV.

Das gegenwärtige internationale Recht unterscheidet vom Gesichtspunkte der Neutralität aus zwischen dem offiziellen Staat und den Bürgern des Staates. Es untersagt dem offiziellen Staat viele Handlungen. Es untersagt zum Beispiel das Beistellen von Hilfstruppen, von Geldmitteln. Es gestattet nicht, daß

Waffen, Munition usw. vom Staate geliefert, daß Kriegsschiffe der kriegführenden Partei verkauft werden. Diese Verbote erstrecken sich im allgemeinen nicht auf die Bürger des Staates. Es ist jedoch Pflicht des neutralen Staates, über diesen Rechtskreis seiner Untertanen zu wachen, denn es können mit demselben die größten Mißbräuche getrieben werden. Es ist eine nahezu einstimmige Forderung des heutigen internationalen Rechts, daß jeder Staat womöglich bemüht sei, durch seine nationale Gesetzgebung jene Pflichten zu bestimmen, welche die Bürger des Staates gerade im Interesse der Neutralität zu erfüllen haben. Dies haben auch viele Staaten getan. Mehrere Staaten pflegen bei Kriegsausbruch eine sogenannte Neutralitätserklärung abzugeben, in welcher sie sozusagen ein Programm jener Rechte und Pflichten geben, welche sie als neutrale Staaten auszuüben wünschen, und worin sie auch ihren eigenen Untertanen gewisse Schranken setzen können. Natürlich können diese Äußerungen an dem Wesen des Rechts- und Pflichtenkreises des neutralen Staates nichts ändern. Eine Neutralitätserklärung ist übrigens gerade nicht nötig. Ein Staat, der im Laufe des Krieges allzu häufig Neutralitätserklärungen abgibt, erregt eher Verdacht. In Bukarest erschien während des Krieges beinahe wöchentlich irgendeine Nachricht über die feierliche Erklärung der Neutralität. Der Rechtszustand der Neutralität hängt nicht von der Abgabe oder dem Ausbleiben einer Erklärung ab. Der Zustand der Neutralität tritt ein, sobald der Krieg ausbricht. Das heutige internationale Recht fordert, daß die kriegführenden Parteien die neutralen Staaten mit jeglichen Feindseligkeiten verschonen. Es ist ein allgemeines Prinzip, daß man neutrales Gebiet zu Kriegsoperationen weder zu Lande, noch zu Wasser, benützen dürfe. Alles dies ist aber nur das Resultat einer längeren Rechtsentwicklung, denn ehemals kannte man nicht einmal das Wort der Neutralität. Grotius nennt „medii in bello“ jene Staaten, welche an den Kämpfen anderer Staaten nicht teilnahmen, den Kriegen anderer Staaten fernblieben. Auch Binkershoek gebraucht den Ausdruck „non hostes“.

Im Altertum und Mittelalter half es nicht viel, wenn ein Staat erklärte, er wolle am Krieg nicht teilnehmen. Geffken, aber auch andere, die über die geschichtliche Entwicklung der Neutralität schrieben, bemerken, daß die miteinander im Kriege stehenden zwei Gegner die übrigen nach Belieben als Freund oder als Feind betrachteten. Sie hielten es für sehr natürlich, in das Gebiet des Staates, welcher sich in den Krieg nicht einmischen wollte, einzumarschieren, dort militärische Operationen vorzunehmen, zu requirieren usw. Andererseits hatte aber auch der sich in den Krieg nicht einmischen wollende Staat keinerlei Pflichten. Er und seine Untertanen mochten tun, was sie wollten. Sie konnten Hilfsgelder sammeln für die eine Partei, sie konnten der anderen schaden usw. Aus der beabsichtigten und geäußerten Nichteinmischung folgte weder ein Recht, noch eine Pflicht. Wie erwähnt, tappten sowohl Grotius, wie auch Binkershoek nur im Dunkeln. Hierfür spricht die Behauptung Grotius', wonach für die Nichtteil-

nehmer am Kriege das passive Verhalten nur jener kriegführenden Partei gegenüber bindend sei, welche für eine ungerechte Sache kämpft. Binkershoek, der in der Geschichte des internationalen Rechtes die positive Schule gegenüber der Schule Grotius' des rationellen Rechtes vertritt und eher der praktischen Richtung huldigt, erkennt diesen Zusammenhang nicht an. Die bitteren Erfahrungen des Kriegslebens haben jedoch den Rechtsgedanken der Neutralität in den Vordergrund gestellt. Je häufiger ereignete es sich, daß die kriegführende Partei ihre Heere auf feindliches Gebiet führte und hier die Heere des Feindes verfolgte. Das wirtschaftliche Leben der neutralen Staaten litt viel unter der Tyrannei der kriegführenden Mächte. Sie litten in den Kriegen des Festlandes; aber besonders die kleineren Seestaaten verspürten das Tyrannisieren der kriegführenden großen Seestaaten, welche den Handel der neutralen Staaten lähmten. Darum wurde im achtzehnten Jahrhundert bereits über die Rechte der Neutralen mit größerem Nachdruck gesprochen. Lesen wir die Schriften Vattels, so können wir uns überzeugen, welchen Fortschritt diese gegenüber der Zeit Grotius' bedeuten, wo noch nicht einmal das Wort „Neutralität" vorkommt.

Das Gewicht der Ereignisse drängte die rechtliche Herausbildung der Neutralität mit lebender Kraft in den Vordergrund. Auch die Wissenschaft beginnt sich mit den Rechten der neutralen Nationen intensiver zu befassen. Besonders die ausgedehnte Gefährdung des Seehandels der neutralen Staaten machte eine Fürsorge notwendig. Wie war der Gang der Entwicklung? Antworten wir in einer kurzen Skizze auf diese Frage, denn das Lebendigmachen des geschichtlichen Teils bildet die nötige Grundlage zum Verständnis unserer weiteren Auseinandersetzungen.

Das „Consolato del Mare“ war sozusagen das allgemeine Recht Europas im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Das „Consolato del Mare“ ist der älteste Coder des Gewohnheitsseerechtes und entstand noch im dreizehnten Jahrhundert. Die italienischen Städtestaaten führten ununterbrochen Kriege. Das wirkliche Schlachtfeld war die See. Hier konnten sie sich gegenseitig am meisten schaden, denn der Seehandel bildete das Lebenselement ihres wirtschaftlichen Daseins. Im Hintergrunde der Kriege bewegten sich in der Regel reine Handelsinteressen. Das Hauptinteresse war der möglichste Schutz der beförderten Güter. Die kriegführende Partei konnte unter eigener Flagge seine Güter nicht schützen. Darum beförderten sie die Güter unter neutraler Flagge. Die kriegführenden Parteien brachten ihre Güter auf neutrale Schiffe. Die natürliche Folge davon war, daß sich die kriegführende Partei auf die neutralen Schiffe warf, weil sie die feindlichen Güter dort zu finden vermutete. Aus dieser durch einige Satzungen aufgeklärten Situation entwickelte sich sodann die Theorie des Beuterechts, die auch heute noch unvollkommen ist und der vollständigen Entwicklung noch ferne steht.

Dem „Consolato del Mare“ zufolge bleibt die feindliche Ware auch unter neutraler Flagge feindlich. Jedoch die feindliche Flagge verwandelt die neutrale Ware nicht in eine feindliche. Le pavillon ne couvre pas la marchandise, le apvillon ne confisque pas la marchandise.

Diese Satzung wurde durch die französische Ordonnance vom Jahre 1681 geändert; denn Frankreich wurde im allgemeinen vom Prinzip geleitet, daß auch die sich auf einem neutralen Schiffe befindliche feindliche Ware und die auf einem feindlichen Schiffe befindliche neutrale Ware zu beschlagnahmen sei (robe d'ennemi confisque celle d'ami). Dieses Prinzip wurde auch durch die späteren Ordonnancen bekräftigt (1692—1704). England befolgte die Regeln des „Consolato del Mare“. Hieraus folgte, daß die auf neutralen Schiffen sich befindende sämtliche feindliche Ware beschlagnahmt werden konnte. Diese Verfügung stimmte daher mit der Bestimmung des „Consolato del Mare“ insofern überein, daß sie die feindliche Ware am neutralen Schiffe beschlagnahmen ließ, sie unterschied sich aber von derselben darin, daß sie auch die neutrale Ware am feindlichen Schiffe beschlagnahmte.

Seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts befolgte nahezu ganz Europa das Prinzip „navire libre marchandise libre, navire ennemi marchandise ennemi“. Das damals bereits die See beherrschende England, nachdem es die spanische Flotte vernichtete, die französische Herrschaft hingegen im achtzehnten Jahrhundert ihre leitende Rolle verlor, und auch Schweden nach der Schlacht bei Pultawa in den Hintergrund gedrängt wurde, isolierte sich von dem allgemein angenommenen Prinzip und verblieb auch weiterhin auf dem Standpunkt des „Consolato del Mare“. Ich würde aber kein treues Bild der damals herrschenden Zustände geben, wollte ich verschweigen, daß sich auch England nicht vor besonderen Abmachungen starr hinter das „Consolato del Mare“ verschanzte, sobald dies seine Interessen erheischten. In diesen Verträgen kehrte es vom Wege der Grundprinzipien des „Consolato del Mare“ ab.

Dem englisch-französischen Handelsvertrag vom Jahre 1713 gemäß (31. März, 11. April) war die Flagge maßgebend. Les vaisseaux libres rendront les marchandises libres (XVII. Artikel). Auch die bewaffnete Neutralität stellte sich später auf diesen Standpunkt. Ich erwähne noch, daß die heute gültige Rechtssatzung, wonach die neutrale Ware auch am feindlichen Schiffe frei ist, in dem am 1. Februar 1778 geschlossenen französisch-amerikanischen Vertrage zum bestimmten Ausdruck gelangte. Dieses Prinzip wurde von einem Teil der Gesetzgebung des achtzehnten Jahrhunderts, so zum Beispiel vom preußischen Landrecht (§§ 9, 213, 214 I) anerkannt.

Für Drangsalierungen blieb aber auch so ein weites Feld frei, denn die großen Seemächte dehnten den Begriff der „Kriegsbannware“ vollkommen eigenmächtig aus. Eben deshalb waren die kleineren Seemächte bestrebt, bezüglich der

Kriegsbannware besondere Verträge zu schließen. Während des Siebenjährigen Krieges blieb der neutrale Handel infolge der ununterbrochenen Eigenmächtigkeiten nahezu vollständig gelähmt. Gegenüber den großen Seemächten traten die kleineren Staaten mit der Forderung auf, daß die neutrale Flagge auch die feindliche Ware decke. Die Klagen wurden stets häufiger. Das Wort des internationalen Rechtsgefühls wurde immer lauter. Schließlich ist die bewaffnete Neutralität vom Jahre 1780, deren Spitze sich gegen England richtete, ein wahrer Wendepunkt in der Herausbildung des Neutralitätsrechtes. England übte in den Kriegen gegen die nordamerikanischen Kolonien eine derartige Tyrannei am neutralen Handel aus, daß dagegen ein energisches Auftreten unvermeidlich wurde. Ob am Zustandebringen desselben das größte Verdienst der Zarin Katharina II. gebührt, oder ob diese Idee vom Minister Ludwigs XVI., vom Grafen Vergennes, stammt (La diplomatie française et la ligue de neutres), ist wahrhaftig eine Frage zweiten Ranges; das Wesen der Sache ist jenes, daß eine ganze Reihe von Staaten („bewaffnete Neutralität") gegenüber England Stellung nahm. Katharina gab ihre Erklärung vom 28. Februar 1780 über die bewaffnete Neutralität heraus. Dieser Erklärung gemäß ist das neutrale Eigentum auch unter feindlicher Flagge frei. Auf Bannware bezieht sich dies natürlich nicht. Die neutralen Staaten haben das Recht freier Schiffahrt von Hafen zu Hafen und auch am Gestade der kriegführenden Staaten. Diese Erklärung sagte auch aus, daß die Blockade für die neutralen Staaten nur dann bindend sei, wenn sie eine effektive ist. Auch bezüglich der Kriegsbannware ist die Äußerung wichtig, daß mit Einschluß des Schwefels und Salpeters nur jene Gegenstände Bannware sein können, welche direkt und ausschließlich Kriegszwecken dienen. Mit Bestimmtheit besagt die Erklärung, daß bezüglich des Begriffes der Kriegsbannware der zwischen Rußland und England am 20. Juni 1766 geschlossene Vertrag (Artikel X, XI) maßgebend sei, welcher auf jede kriegführende Partei auszudehnen ist. Die Deklaration sandte Katharina II. den Londoner, Versailler und Madrider Höfen. Auf Grund dieser Deklaration entstand der Bund der „ersten bewaffneten Neutralität" (Rußland, Dänemark, Schweden, Holland, Preußen, Österreich, Portugal und das kleine Sizilien). Dies hießen auch Frankreich und Spanien gut. Dieser große Schritt gab zwar dem Schutze der neutralen Staaten einen Stoß, aber der Frieden von Versailles im Jahre 1783 machte dem Bunde der bewaffneten Neutralität ein Ende, und so hatte dieser eben so keine dauernde Wirkung, wie eine solche auch die zweite bewaffnete Neutralität (1800) nicht erzielte, welche Rußland, Dänemark und Schweden zustande brachten, und welcher sich auch Preußen in seiner mit Rußland geschlossenen Konvention anschloß. Die Entwicklung der Bewegung verhinderte die französische Revolution und besonders das Verhalten Napoleons, der das internationale Recht mit Füßen trat. Die von den Engländern durchgeführte Seeblockade von der Mündung der Elbe bis Brest (Mai 1806) und die von Napoleon effektuierte

sogenannte kontinentale Seesperre, mit welcher das gesamte Meeresufer Englands blockiert wurde, zeigen das Bild jener Zeit.

Wenn ich noch die großen Verdienste der Schweiz und der Nordamerikanischen Union (besonders die Washingtoner Neutralitätsproklamation vom 22. April 1793) erwähne, welche im Interesse der Befestigung der Neutralitätsrechte von großer Bedeutung sind, und wenn ich noch den Versuch Monroes (1823) im Interesse der Regelung der neutralen Rechte und Pflichten hervorhebe, so können wir sagen, daß bis zur Pariser Deklaration vom 16. April 1856 kein wichtigeres Ereignis geschah. Am Wiener Kongreß beschäftigte man sich mit dieser Frage nicht. England verhinderte dies. Die Pariser Deklaration hat zwei Grundprinzipien ausgesprochen: 1. die neutrale Flagge deckt die feindliche Ware, ausgenommen die Kriegsbannware, 2. die neutrale Ware, ausgenommen die Kriegsbannware, kann auch unter feindlicher Flagge nicht beschlagnahmt werden.

Zwecks Vergleichung betone ich schon hier, daß der heute als gültig zu betrachtenden Rechtsnorm gemäß die neutrale Ware unter neutraler Flagge — wenn sie nur keine Kriegsbannware ist — nicht konfisziert werden kann, es kann aber auch die feindliche Ware unter neutraler Flagge und die neutrale Ware unter feindlicher Flagge nicht konfisziert werden.

Die Pariser Deklaration, die das Resultat der Verständigung Englands und Frankreichs ist, sichert, wie wir aus diesen beiden Satzungen ersehen, die Freiheit des Privateigentums auch im Seekriege, insofern es keine Kriegsbannware und keine feindliche Ware unter feindlicher Flagge ist.

Ich erwähne noch, daß die Pariser Deklaration das Seeräubertum einstellte und aussprach, daß die Seeblockade eine effektive sein muß, d. h. die Seeblockade ist nur so gültig, wenn sie von Kriegsschiffen effektiv durchgeführt wird. Dies wurde von England im heutigen Kriege ganz vergessen. England erklärte die Nordsee als Kriegsschauplatz, ohne daß der Pariser Deklaration entsprechend die Blockade eine effektive gewesen wäre. Der Pariser Deklaration schlossen sich die meisten Staaten an, und sie wurde auch von jenen Staaten befolgt, die die Unterschrift verweigerten (Nordamerika, Spanien). Es wurde aber immer mehr die Notwendigkeit lebhaft verspürt, daß die Rechte und Pflichten der Neutralen nicht ohne eine systematische Regelung bleiben können. Die Haager Konferenz vom Jahre 1897 hat es auch ausgesprochen, daß die Regelung der Neutralität unumgänglich notwendig sei. Das „institut du droit international" veröffentlichte auch eine Arbeit (Annuaire XXI, 1896), welche aber nicht für ganz gehalten werden kann. Die Haager Konferenz vom Jahre 1907 beschäftigte sich mit dieser Frage bereits eingehender, und das Ergebnis derselben waren zwei Vereinbarungen (V und XII) über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Festlands- und Seekriege.

Große Tragweite versprach die Londoner Konferenz zu haben. Die Haager Konvention vom Jahre 1907 verweist in ihren Bestimmungen über die Aufstellung

des internationalen Prisengerichtes darauf, daß dieses Gericht gemäß den Regeln des internationalen Rechtes zu verfahren hat. Diese Regeln sind aber sehr zweifelhaft und ungleichmäßig. Deshalb berief England die übrigen sieben Großmächte, ferner Spanien und Holland, zur Beratung nach London. Die Beratung war eine sehr eingehende und währte vom 4. Dezember 1908 bis 26. Februar 1909. Das Ergebnis derselben war die auf das Seekriegsrecht bezügliche Deklaration, welche in neun Kapiteln Bestimmungen über die Kriegsseesperre, über die Kriegsbannware, über das neutralitätsfeindliche Unterstützen neutraler Prisen, über die Vernichtung, über den Flaggenwechsel, über den feindlichen Charakter, über die Begleitung, über den Widerstand gegenüber Durchsuchung und über die Schadensersatzleistung enthält. Sie besteht aus insgesamt 91 Artikeln.

Maurus Révai:
Der Weg zum Frieden.

Wenn wir jetzt, in den Tagen des verschärften Tauchbootkrieges, noch Friedensmöglichkeiten erörtern wollen, müssen wir in erster Reihe mit den Friedensbedingungen der Entente und vor allem mit der Friedensrolle des Präsidenten Wilson ins reine kommen. Es ist unzweifelhaft, daß die letztere alle Kriterien eines tragischen Konfliktes aufweist. Denn während Präsident Wilson in seiner an den Senat gerichteten Friedensbotschaft in der Rüstung eines weltbeglückenden Ritters des ewigen Friedens auftritt, der von phantastischen und utopischen Elementen behaftet, den Kriegführenden in Hinsicht ihrer Lebensinteressen eine ganze Reihe ausgleichender Konzessionen zumuten will — schlägt er bei der ersten Gelegenheit, da er einer abweichenden Auffassung eines kontroversen Rechts gegenübersteht, sofort, ohne den Versuch eines Ausgleiches, jenen Weg ein, der das ihm anvertraute Land schier in einen Krieg verwickelt, mit dem das Land nichts gemein hat, den weder seine Ehre, noch seine Existenz erheischt, der keine seiner wirklichen Interessen zu schützen hat, aus dem es keinerlei Nutzen ziehen kann, den selbst Wilson nur als Prestige-Sache hinzustellen vermag, der aber diesen Krieg, um dessen Beendigung derselbe Präsident Wilson vor kurzem mit dem ganzen Gewicht seiner Stellung in die Schranken getreten ist, nur verhängnisvoller gestalten und verlängern kann. —

Über die „Friedens"-Botschaft des Präsidenten Wilson haben sich die maßgebenden Faktoren der Kriegführenden noch vor der „Kriegs"-Botschaft geäußert.

Diese Äußerungen sind darin einig, daß die Botschaft weder bei der einen, noch bei der andern der Parteien Beruhigung hervorrief. Dies hat seinen natürlichen Grund, denn, indem die Botschaft allen etwas Angenehmes sagen wollte, befriedigte sie keinen. In ihrem Bestreben, einen Ausgleich zu finden, unterließ sie es, bis auf die Wurzel des Konfliktes zu dringen. Was übrigens in der Lage des Präsidenten Wilson natürlich war. Er wollte den Schein der Neutralität wahren, denn er glaubte vielleicht, in der Toga der Neutralität der Sache eher nützen zu können. Es ist uns nicht offenbar, ob Präsident Wilson über die wahrhaften Umstände des Krieges im klaren war, ob sein sonst helles und philosophisch angehauchtes Urteil von der suggestiven Kraft einseitiger Unterweisung nicht gefälscht wurde. Ob er sich wohl lossagen konnte von den Banden des Blutes und den durch die Überlieferung genährten und das Urteil jedenfalls störenden Empfindungen? Wir sehen das eine, daß er, bestrebt, den Schein der Neutralität zu wahren, in seinen neueren Auslassungen alles sorglich mied, was als eine Kritik der Parteien aufgefaßt werden konnte. —

Die Note, die die Entente-Mächte auf Wilsons Aufforderung veröffentlichten, und in der sie ihre Kriegsziele in nicht mißzuverstehender Klarheit der Welt bekanntgegeben haben, hätte den Präsidenten zur Feststellung derjenigen Wahrheit berechtigt, die aus der Note mit unzweifelhafter Brutalität hervorgeht, daß dieser Krieg nichts anderes ist, als ein wahrhafter und eingestandener Raubzug der Entente gegen die Zentralmächte. Und wenn es noch Zweifel darüber geben konnte, auf welcher Seite die Urheber des Weltkrieges zu finden sind, so hat die Antwortnote der Entente die Zweifel selbst der vorurteilsvollsten Beobachter zerstreut, denn die Entente hat in dieser Note und den sie begleitenden Erläuterungen alle ihre Ansprüche, Absichten und Ziele klargelegt und eingestanden, daß sie sich zur Verwirklichung ihrer Ziele schon längst vorbereitete, und daß dieselben unter den Ententemächten auch schon vor dem Kriege Gegenstand von Besprechungen und Vereinbarungen waren. —

Wie kann nun heute wer immer mit klarem Verstande den Gedanken hegen, daß vielleicht eine der Mittelmächte oder deren Gesamtheit diesen Krieg verursacht hätte, wo doch aus dem Inhalte unseres Friedensangebotes klar hervorgeht, daß das Kriegsziel der Mittelmächte einzig und allein die Verteidigung ihres Daseins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit ist. —

Die eine der kriegführenden Parteien hatte mit einer dem furchtbaren Ernste des Krieges angemessenen Aufrichtigkeit ihre positiven und negativen Bedingungen zur Beendigung des Krieges festgestellt; sie verpflichtet sich, in den zu vereinbarenden Friedensbedingungen den Rechten des Eroberers zu entsagen, und will, sich bis zur Sicherung der eigenen Grenzen mäßigend, ausschließlich darauf bedacht sein, die eigene Existenz und Entwicklungsfreiheit zu sichern, sie erklärt, es wäre nicht ihr Ziel, andere Nationen zu vernichten, auch jene nicht, die sie völlig besiegte. Die andere Partei will demgegenüber — sie bezeichnet es ja als

Kriegsziel und Friedensbedingung — die völlige Vernichtung des siegreichen und ihr militärisch überlegenen Gegners. Ist nach alledem noch ein Streit möglich über die Frage, wer diesen Krieg verursacht hat? Sehr richtig ist die Feststellung Bonar Laws, daß nur der den Krieg verursacht haben konnte, der die Hoffnung hatte, aus demselben Nutzen zu ziehen und sich bezahlt zu machen. Es mußten die empörend unverschämten Kriegsbedingungen der Entente kommen, damit die Mittelmächte etwa mit einigermaßen erhöhten Ansprüchen an den Friedenstisch herantreten. —

Wer das Ende dieses Krieges will — und wir glauben, daß es diesseits und jenseits der einmütige Wille von Volksmillionen ersehnt — wer der Sache des Friedens dienen will, — und wir müssen wohl voraussetzen, daß Präsident Wilson mit anerkennenswerter Zähigkeit dies erstrebte —, der muß den Umständen der Entstehung und den Zielen dieses Krieges Rechnung tragen und bedingungslos zugeben, daß dieser Krieg seitens der Entente schlechthin als wahrer Raubzug eingeleitet wurde. Daß es unter den Ententemächten welche geben kann, die bei Kriegsausbruch nicht dieser Überzeugung waren, die vielleicht durch begreifliche nationale Bestrebungen, vielleicht durch treues Festhalten an übernommenen Verpflichtungen, vielleicht durch eine ihre Widerstandskraft übersteigende Zwangslage in den Krieg verwickelt wurden — mag wohl sein, doch ändert auch dies nichts an der Tatsache, daß diese Mächte — vielleicht jetzt schon im Vollbewußtsein der wahren Sachlage, vielleicht noch nicht — bedauernswürdige, alles opfernde Beteiligte einer beispiellosen Weltaktion sind, deren Zweck es ist, daß eine oder mehrere andere Mächte ihre Raubgier stillen und eine so große Machtfülle erreichen, um sodann auch noch einen oder den andern unter den heutigen Waffengefährten über den Haufen rennen zu können. —

Unglaublich ist es daher, daß dieser Krieg so beendigt werde, wie es sich im Geiste des Präsidenten Wilson spiegelt: es gäbe keinen Sieger (sollen die Mittelmächte ihre Siege rückgängig oder ungeschehen machen, sollen sie sich im weiteren Kriegsverlauf neuer Siege enthalten?), da es aber doch einen gibt, so möge er, wie es sich einem guten und artigen Knaben geziemt, allen Rechten und Ergebnissen des Sieges entsagen, während die mutwillige Range, die auf Diebstahl und Raub ausging, sich eines Besseren besinne, diesmal weder Haus und Feld seines Mitmenschen begehre, und sodann mögen sich beide hinsetzen, als ob nichts geschehen wäre, und über die schönen und edeln Ideen verhandeln, die ihnen Vetter-Lehrmeister der Philosophie dargebracht. —

Dieser Krieg kann nur mit den Mitteln des Krieges seinem Ende zugeführt werden, indem man den Umständen und Beweggründen Rechnung trägt, seien dieselben auch gewalttätig und verachtenswert, die ihn verursacht haben. —

Aus den Schriften der Entente ist es unverkennbar, daß dieser Krieg ausschließlich um die Weltherrschaft Englands geführt wird. Die gegenwärtige

Kriegslage berechtigt zur Hoffnung, daß sie sich auch dann nicht ändern wird, wenn es den bevorstehenden unermeßlichen Kraftentfaltungen der Entente gelänge, auf dem einen oder anderen Kriegsschauplatz örtliche Erfolge zu erringen. Ohne übermäßig optimistisch zu sein, halten wir es für ausgeschlossen, daß die Entente ihre Ziele den Mittelmächten gegenüber verwirklichen könnte. Wenn sich nun diese Ziele nicht verwirklichen, so haben Frankreich, Rußland und Italien vergebens gekämpft, während England, der Anstifter, der Störenfried, der Brandleger, in der gleichen Weltmachtstellung aus dem Kriege hervorgeht, in der es bisher war, und den entschiedenen Nutzen zieht, daß es ihm gelang, die eigenen Verbündeten, die eigenen Genossen auf Jahrzehnte hinaus vom Weltverkehr des Handels und der Industrie zu entfernen, deren Wettbewerb loszuwerden. England hat dieserart seine eigenen Verbündeten besiegt.—

Doch nehmen wir das Unglaubliche und Unmögliche an: es gelänge der Entente die Durchsetzung ihrer Friedensbedingungen. Wie stünde es in diesem Falle um die Sache der Verbündeten? Welchen Vorteil hätte Frankreich von der Aufteilung der österreichisch-ungarischen Monarchie? Welchen Vorteil hätte es davon, wenn die Balkanstaaten unter russischer Vorherrschaft weiter der Wetterwinkel Europas blieben? Welchen Vorteil hätte es, wenn Deutschland geschwächt, aufhören würde, als Gegengewicht zu dienen gegen die moskowitische Übermacht? Welchen Vorteil hätte Frankreich, wenn England Belgien nunmehr offen in seinen Machtbereich einbeziehen würde und dadurch Frankreich auch auf dem Festlande unvermittelt in Schach halten könnte? Welchen Vorteil hätte es von der Vernichtung der Türkei? Welchen Vorteil hätte die an der Spitze der Zivilisation marschierende Nation, wenn der Allslawismus sich über nahezu ganz Europa erstrecken würde und die Idee der Freiheit vom System der russischen Selbstherrschaft abgelöst würde? Welchen Vorteil hätte Frankreich, wenn das höchste Kriegsziel der Mittelmächte: die Freiheit der Meere, nicht verwirklicht würde, da diese in den Friedensbedingungen der Entente nicht enthalten ist und England, soweit es von ihm abhängt, sie niemals zugestehen würde, — hingegen aber die Freiheit der Meere ebenso im Interesse Frankreichs liegt, als in dem der für dieses Ziel kämpfenden Mittelmächte. —

Und schließlich den für Frankreich günstigsten Ausgang des Krieges angenommen, was kann es mehr erreichen, als was es im Sinne der Friedensbedingungen der Mittelmächte in sozusagen vierundzwanzig Stunden erfüllt sehen kann: die Befreiung des französischen Bodens? Dies ist augenscheinlich das höchste Friedensziel für Frankreich, und da es dieses, ohne einen einzigen Blutstropfen weiter vergießen zu müssen, sofort verwirklichen kann, ist es nicht ein Jammer, daß sich diese Nation, eine große Vergangenheit verleugnend und einem hehren Berufe entsagend, sich weiter zwecklos um Englands willen verblutet? —

Und Rußland? Wenn wir die Bedingungen der Entente in ihre Bestandteile auflösen und die ergänzenden Auslassungen der Entente-Staatsmänner

hinzufügen, so erkennen wir, daß Rußland hauptsächlich an der Verjagung der Türkei aus Europa, an dem Besitze der Dardanellen, an der Eroberung von Konstantinopel, und um all dies zu sichern, an der endgültigen Einbeziehung des Balkans in seinen Machtbereich ein Interesse hat. Es ist zweifellos, und dies wird auch vom Präsidenten Wilson besonders betont, daß ein so großes Reich wie Rußland das Recht hat, die Sicherung des freien Zugangs zu den Weltmeeren anzustreben. Doch wenn es schon die Dardanellen besäße, welchen Vorteil hätte Rußland davon? Sichert ihm dies den freien Zugang zum Weltmeer? Ist denn der Weg bei Gibraltar frei, ist er bei Suez nicht versperrt, und ist er selbst bei den Dardanellen frei? Als England, von seiner herkömmlichen Politik abweichend, darauf einging, daß die Dardanellen in russischen Besitz übergehen, und damit Rußlands Teilnahme an seinem, Englands, Kriege sozusagen erkaufte, hatte es jedenfalls den Hintergedanken, Rußland durch ein billiges und wertloses Danaidengeschenk an sich zu fesseln. Hatte doch schon drei Tage nach Veröffentlichung der Entente-Bedingungen ein Mitglied des englischen Parlaments, Hales, in einem vornehmen politischen Blatte offen ausgeführt, „Konstantinopel geht wohl in russischen Besitz über, aber gleichzeitig *müssen wir die asiatische Seite der Dardanellen besetzen* und unsere Lage an der Ostseite des Mittelmeeres erheblich verbessern". — Ist also Rußland hinsichtlich der Dardanellen nicht besser daran, wenn sie in türkischem Besitz für Rußland geöffnet werden, als wenn es die Dardanellen selbst besitzt, aber am jenseitigen Ufer die englische Weltmacht jede seiner Bewegungen bewacht? Und rechnen wir endlich mit dem verstockten Vorurteil eines Jahrhunderts ab und fragen wir ganz offen: Welchen Vorteil hat Rußland, wenn es über die kleinen Völker des Balkans eine gewisse Obermacht ausübt? Wenn es den Bosporus in der Tat in Besitz nehmen könnte, so wäre Rußland gezwungen, sich auch einen festländischen Weg über den Balkan zu sichern. Der Besitz dieses Weges, verbunden mit dem Einfluß auf die Balkanstaaten, bedeutet *für Rußland so viele Feinde, als es Nationen und Länder auf dem Balkan gibt.* —

Vor allem müssen wir mit jener Irrlehre des Allslawismus abrechnen, daß der Balkan das richtige Feld für slawische Bestrebungen wäre. Auf dem Balkan gibt es sozusagen keine Slawen. Die Bulgaren sind es nicht, die Rumänen, Griechen und Türken auch nicht, verbleiben also die Serben im alten Serbien und in Montenegro. In dem Augenblick, da Rußland sein den Serben gemachtes Versprechen verwirklicht und ein Groß-Serbien entstehen läßt, hat es in diesem und in dem Unabhängigkeits- und Freiheitsdrange des serbischen Volkes seinen größten Feind. Rußlands Opfer auf dem Balkan können sich niemals auszahlen. Und überdies würde Rußland auf dem Balkan einem noch stärkeren Feinde gegenüber stehen: *England.* Noch weit entfernt von der Beute, verlautbaren die Engländer schon jetzt, daß die Besitznahme der Dardanellen durch

Rußland unbedingt die Ausbreitung des englischen Protektorats über Griechenland und die Jonischen Inseln nach sich ziehen muß. „Unsere Flagge muß für alle Zeiten über Griechenland und den hellenischen Inseln wehen." —

Und wieder müssen wir fragen, wo finden die Interessen Rußlands ihre Erfüllung, wenn dieser Krieg, an dem es mit der Anspannung seiner sämtlichen Kräfte teilnimmt, um an die See zu gelangen, gleichzeitig nicht auch die weltumgestaltende Freiheit der Meere zur Wirklichkeit macht? England ist ja dem Zarenreiche in der Eroberung der Dardanellen nur unter der Bedingung behilflich, daß ihm Rußland beistehe, die Freiheit der Meere von der Tagesordnung fernzuhalten und seine maritime Weltherrschaft weiter zu behaupten. —

Welchen Nutzen kann das arme, verführte und mit seinen Selbsttäuschungen auf abschüssige Bahn geratene Italien von der Verwirklichung der Entente-Friedensbedingungen erwarten? Was kümmert Italien die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Montenegros? Was die Wiedergabe der eroberten französischen, russischen und rumänischen Gebiete? Welches Interesse hat Italien daran, daß sich ein selbständiger böhmischer oder slowenischer Staat bilde, oder daran, daß das osmanische Reich vernichtet werde? Und hauptsächlich, inwiefern ist Italien an der von der Entente geplanten, auf dem Nationalitätenprinzip beruhenden Reorganisation Europas interessiert? Im Sinne dieser Reorganisation würde Italien nicht einmal soviel zufallen, als ihm Österreich-Ungarn in großmütiger Weise freiwillig anbot, um einem Konflikte auszuweichen. Wenn die Bewohner des Trento sich tatsächlich nach „Befreiung" sehnen sollten, — wogegen allerdings sehr starke Zweifel aufkommen — so würde Italien höchstens in den Besitz dieses kleinen Zipfels von Tirol gelangen. Auf Grundlage des nationalen Prinzips würde aber Italien weder Istrien, noch den kleinsten Bruchteil Dalmatiens erhalten, deren Bewohner in der überwiegenden Mehrzahl Slawen sind. Und auch im Sinne der Entente-Bedingungen muß Italien seinen adriatischen Ansprüchen, dalmatinischen und albanesischen Träumen entsagen, denn nach dem auch durch Wilson unterstützten Wunsche der Entente hat jeder Staat ein Recht auf freien Zugang zum Meere, und es kann doch nicht vorausgesetzt werden, daß sowohl Österreich-Ungarn, als auch die zu rekonstruierenden Balkanstaaten auf dieses Anrecht verzichten würden. Und wie könnte Italien ein Programm der Beendigung des Krieges unterstützen, das die Sache der Freiheit der Meere ganz ausschaltet, — Italien, das die längste Meeresküste besitzt, und das, diese sozusagen als Vorwand vorschützend, unter dem Drucke Englands in den Krieg eingriff. Italien könnte aus dem Frieden, der unter den Bedingungen der Entente zustande käme, — wenn ein solcher Frieden überhaupt diskutabel wäre — keinen Nutzen ziehen, wohl aber könnte es zufolge seiner Mittelmeerlage ein Bedeutendes schöpfen aus den Ergebnissen eines Friedens, der die Freiheit der Meere sichert und es Italien ermöglicht, seinen Beruf am Mittelmeer zu erfüllen, ohne

am Raubzug gegen Österreich-Ungarn oder die Balkanstaaten tatsächlich teilzunehmen. —

*

Es ist uns vielleicht gelungen, nachzuweisen, daß drei am Kriege teilnehmende Großmächte nicht dem eigenen Interesse dienen, indem sie den Krieg fortsetzen und die von England entworfenen Friedensbedingungen sich zu eigen machend, einzig und allein der englischen Weltherrschaft Vorschub leisten. Es ist überflüssig, nachzuweisen, daß die kleineren Staaten, besonders die Balkanstaaten lediglich russischer oder englischer Knechtschaft verfallen würden, falls die Entente siegen sollte, und ihre späteren Bestrebungen, sich von diesem Joch zu befreien, würden für Europa einen ewigen Krieg heraufbeschwören. Denn gleichwie sich das befreite Bulgarien nicht als Brücke nach Konstantinopel und den Dardanellen benützen läßt, eben so wenig könnte das zu befreiende Serbien, Rumänien, Albanien und Griechenland (in Wahrheit wäre ja auch letzteres zu befreien) sich in die englische Vormundschaft, in das russische Joch beugen. —

Im Falle des Sieges der Entente haben alle Mächte, mit Ausnahme Englands, den Krieg verloren. Werden die Friedensbedingungen der Entente verwirklicht, so wird England wirklicher Herrscher des Kontinents, der seinen Willen, sein Gesetz der Kulturmenschheit aufbürdet. Sollte die Entente siegen, so monopolisiert England und nur England die Meere. Am Weltverkehr, der in den Händen Englands konzentriert wäre, würden Frankreich, Rußland, Italien und die übrigen Staaten nur in dem Maße und unter solchen Bedingungen teilnehmen, die der souveräne Wille Englands zulassen würde. Die Staatsoberhäupter seiner heutigen Verbündeten würden zur ruhmlosen Rolle der Geschäftsführer Englands herabsinken. —

England tat alles, um die Geister zu verwirren und über seine Ziele in erster Reihe die eigenen Verbündeten irrezuführen. Nur der großen suggestiven Kraft und Zähigkeit, die das um die Weltherrschaft kämpfende England entfaltet und auf seine Verbündeten überträgt, ist die große Verwirrung zuzuschreiben, die sich in dem Umstande kundgibt, daß diese Verbündeten den von England entworfenen, ausschließlich Englands Weltherrschaftsinteressen dienenden, für sie selbst aber selbstmörderischen Friedensbedingungen zustimmen. Nachdem aber diese unsinnigen Bedingungen, die niemals verwirklicht werden können, ans Tageslicht kamen, und die Völker der Entente unter dem leeren Schlagworte der Freiheit sich in die Ideologie des Länderraubes einlebten, sich vom Frieden nur auf Grund dieser Ideologie eine Vorstellung machen können, so wäre der Friedenssache der höchste Dienst so zu erweisen, wenn es gelänge, die Völker der Entente ihrer künstlich genährten Illusion zu entreißen und auf den richtigen Pfad zu leiten, der sie einerseits

ihren realen Interessen zuführt, andererseits ein wahres Pfand des nach menschlicher Voraussicht gesicherten Friedens sei. Wenn die Völker der Entente in diesem Kriege nur einen Raubzug zu erblicken und denselben nur mit den tatsächlichen Ergebnissen eines Raubzuges abzuschließen vermögen, so muß man ihnen bedeuten, die Beute dort zu suchen, wo sie vorhanden und erreichbar ist, wo sie in reichster und ausgiebigster Fülle in die Erscheinung tritt.

Die Länder der Entente werden in der nächsten Zukunft durch neuere, schlagende Beweise davon überzeugt werden, daß sie die Mittelmächte in ihrem Besitzstande nicht zu verkürzen vermögen. Die Mittelmächte können vom ihrigen nichts abgeben, denn sie führen ja diesen ihnen aufgebürdeten Verteidigungskrieg, eben um ihren Besitzstand ungekürzt behaupten zu können. Aber es bietet sich eine reichliche Beute beim überreichen England. Die Verbündeten haben jetzt Grund genug, England, den Anstifter, wegen ihrer unermeßlichen Verluste zur Verantwortung zu ziehen. Und an diesem Punkte gebührt Rußland, dem größten Verbündeten, der Vorrang. Rußlands rechtmäßige Interessen an dem freien Zugang zu den Meeren wurden nie in Frage gestellt. Hat doch Deutschland in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts auch seinerseits diese Bestrebungen Rußlands unterstützt, als Rußland dieselben vermittelst seines sogenannten pacifischen Programms verwirklichen wollte. Dies gelang Rußland nicht, und Japan hat es verhindert, kann sein mit Hilfe Englands. Jetzt ist es Zeit, daß Rußland das fallengelassene indische Programm wieder aufnehme und den Zugang zu den Weltmeeren dort suche, wo er in der weitesten Ausdehnung vorhanden ist, wo er ihm nie mehr strittig gemacht und von englischen Pässen nicht versperrt werden kann, und wo dessen Ausnützung für Rußland von weltwirtschaftlicher Bedeutung ist. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als England es mit ganzer Kraft in seinen auf Konstantinopel gerichteten Bestrebungen behindern wollte, hat Rußland das indische Programm, den Zugang zum Indischen Ozean, aufgeworfen. Ist es nun nicht überaus einleuchtend, wenn Rußland heute zum alten Projekt zurückgreift, da es doch England, auch vermittelst der Opfer des Weltkrieges, nicht vermochte, Rußland in den Besitz von Konstantinopel und der Dardanellen gelangen zu lassen — obgleich dies der Preis war für die Mitarbeit Rußlands. Es wäre nur selbstverständlich, wenn Rußland nicht nur den Persischen Golf, sondern auch ganz Vorderindien, dieses reichste Land Asiens, erobern würde. Mit dem Zehntel der militärischen Kraft, die es im europäischen Krieg vergebens vergeudet, kann Rußland Indien mit seinen unermeßlichen Schätzen sich zu eigen machen und Entschädigung finden für alle seine Verluste im europäischen Kriege. Aber es kann auch einen kulturellen Beruf erfüllen, wie sich ein solcher im Verlaufe seiner jahrhundertelangen Geschichte Rußland noch nie darbot. —

Es ist unzweifelhaft, daß die welthistorische Größe Englands auf abschüssige Bahn geriet und dem Verfall entgegengeht. Auch England hat das historische Schicksal der großen Weltmächte erreicht, sein Stern ist im Sinken. Selbst die Perle des britischen Reiches, Indien, erscheint bereits als an die Weltmachtsphäre Japans verfallen. Englands Sache geht in Indien zweifellos dem Verfall entgegen. Japan wird über China nach Indien gravitieren. Rußland könnte also eine wahrhaft große, welthistorische Kulturaufgabe erfüllen, wenn es Indien eroberte und gegen den drohenden Vorstoß der gelben Gefahr der kaukasischen Rasse als Schutzwall dienen würde. Welch ein Almosen wäre der Besitz der Dardanellen von Englands Gnaden, nur in Abhängigkeit von diesem, — gegenüber dem Besitz von Indien, mit dem vollends freien Ausgang zu sämtlichen Meeren! Die Durchsetzung seines Balkanprogrammes würde Rußland nur Feinde zuziehen, denn selbst seine jetzigen Verbündeten wären zufolge der entgegengesetzten Interessen dann sofort Feinde, während seine gegenwärtigen Feinde es in der Verwirklichung des indischen Programmes unterstützen würden, zumal sie dadurch ein wertvolles Element des Weltgleichgewichtes unterstützen würden gegen jenes England, das die Welt Jahrhunderte hindurch mit dem verlogenen Schlagwort des europäischen Gleichgewichtes narrte. Sobald Rußland den überflüssigen und fruchtlosen Balkanansprüchen entsagt, kommt es ins beste Verhältnis zu sämtlichen Staaten des Kontinents und kann seine furchtbare Macht zur Sicherung seines asiatischen Besitzstandes verwenden. Denn in Asien hat Rußland seine richtigen Gegner. —

Der Weltkrieg beruhte auf falschen Voraussetzungen. Dies müssen die kriegführenden Nationen erkennen und aus dieser Erkenntnis den richtigen Schluß ziehen. Wenn Rußland seine Front ändert und statt der unerreichbaren und minderwertigen Beute die Wiedergutmachung (reparation) von England fordert, das es in diesen Krieg hineingefädelt hatte, dann kann auch Frankreich nicht mehr auf dem trostlosen Standpunkte verharren, auf dem es zum Vasallen Englands herabsinkt. Auch Frankreich muß aus der Umarmung Englands befreit werden. Sollte aber die Anwesenheit von zwei Millionen englischen Soldaten Frankreichs freien Entschluß behindern, dann müssen die Mittelmächte ihm in der Losmachung vom Erbfeinde behilflich sein. Und auch für Frankreich müssen Wiedergutmachungen (reparations) und besonders Bürgschaften (garanties) dafür geschaffen werden, daß es nie wieder unter den Terror Englands gerate. Zwecks solcher Bürgschaften und Wiedergutmachungen sollen die von Franzosen bewohnten Gebiete Belgiens in den Besitz Frankreichs gelangen. So würde sich das Nationalitätenprogramm der Entente da verwirklichen lassen, wo die geopolitischen, ethnographischen und kulturellen Vorbedingungen vorhanden sind. Es ist ja offenbar, daß jene drei Millionen Wallonen, die in Sprache, Religion und Kultur vollends Franzosen sind, im Verbande des französischen Staates ein viel glücklicheres Dasein fristen

könnten, als in jenem hibriden Gebilde, das seit Jahrhunderten keinen richtigen Halt besitzt und in seiner letzten Form, trotz der Neutralitätssicherung der europäischen Mächte, unfähig war, seine Neutralität und seinen Frieden zu schützen. Für Frankreich ist überhaupt keine wertvollere Bereicherung denkbar, als wenn es die abnehmende Zahl seiner männlichen Einwohner durch Millionen von starken, gesunden, der industriellen Produktion anerzogenen fleißigen und arbeitsamen Rassenbrüdern vermehrt. Wurde Frankreich vom Fieber der Revanche in den Krieg getrieben, so kann es für die im Elsaß lebenden 200 000 Franzosen reichlichen Ersatz, ja volle Befriedigung finden in der Eroberung des größten Teils des reichen Belgiens. Hatte aber das treue Festhalten an die Waffenbrüderschaft mit Rußland den Entschluß Frankreichs entschieden, so kann die Verwirklichung des indischen Programms Rußland in die Lage versetzen, Frankreich jene ungefähr zwanzig Milliarden zu sichern, die es diesem schuldet, und die in der gegenwärtigen Lage Rußlands auch dann gefährdet sind, wenn der Krieg nicht mit dem Siege der Mittelmächte endet. —

*

Aus den bisherigen Ausführungen erscheint es klar, daß es für die übrigen kriegsbeteiligten Länder ein wahres Glück ist, wenn das Kriegsgeschick die Entente der Möglichkeit verschließt, die neue Landkarte Europas zu bestimmen. Wäre doch Italien im Siegesfalle der Entente ein wahrhaftiger Tributär Englands, und es vermöchte schwerlich ein anderes Staatsleben zu leben, als das heutige Portugal. Nur wenn sich die neue Landkarte Europas im Sinne der Mittelmächte ausgestalten wird, kann Italien trotz Vertragsbruchs in die Lage kommen, sein nationales Leben auch weiter in voller Ganzheit zu entfalten. Allerdings wird es nötig sein, für Sicherungen (garanties) zu sorgen, auf daß diese Nation, der einer der größten Schätze der Menschheit, die unersetzlichen Produkte der Kultur des Altertums und des Mittelalters anvertraut sind, diese Schätze in der Zukunft besser behüte und die in seinen Städten angehäuften Gemeinschätze der Menschheit nicht sündhaft dem vernichtenden Feuer der Waffen preisgebe. —

Auch das Lebensinteresse der Balkanstaaten knüpft sich daran, daß nicht die Friedensbedingungen der Entente, sondern die der Mittelmächte den Krieg entscheiden mögen. Nur in diesem Falle ergibt sich für sie die Möglichkeit der Wiedergutmachungen und Bürgschaften (reparations und garanties), denn im Siegesfalle der Entente würden sie ja in russische Gouvernements und englische Kolonien umgestaltet werden. Nur der unzweifelhafte Sieg der Mittelmächte schafft den Balkanländern die Möglichkeit eines unabhängigen Staatslebens mit den „Garantien", die die Mittelmächte zur Sicherung der Zukunft hauptsächlich durch die Sicherung des Verkehrsweges der Donau auch im Interesse dieser Staaten feststellen werden. Nur im Falle des Sieges der Mittelmächte hört der

Balkan auf, der ewige Wetterwinkel Europas zu sein, da der russische und englische Einfluß für alle Zeiten vom Balkan entfernt wird. Nur der Sieg der Mittelmächte sichert den Balkanvölkern eine wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung und jene Verbindungen mit den Völkern des Kontinents, die geeignet sind, das Wiedererwachen des zufolge des Krieges niedergegangenen Wirtschaftslebens zu bewirken und die Grundpfeiler eines späteren Wohlstandes zu bilden. —

*

Wir waren bemüht, den Sinn des Friedensangebotes der Entente verfolgend, die ihrerseits beantragten Wiedergutmachungen und Bürgschaften so zu gruppieren, wie sie in der Tat dem Frieden der Welt dienlich sein und den Krieg der Zukunft abwendbar machen würden. Nun folgt die Sühne (sanction), und diesmal hat der englische Verfasser der Ententevorschläge wahrhaftig recht: dieser Krieg darf ohne Sühne nicht enden. Wenn sämtliche Länder der Entente (mit Ausnahme Englands) im Sinne obiger Ausführungen — abgesehen von den unendlichen Leiden, dem Elend, dem Menschenverlust und dem sich auf Jahrzehnte erstreckenden Rückfall, die der Krieg verursachte, — aus dem furchtbaren Weltenbrand ihr nationales Sein retten und auch etwaigen Gebietsgewinn hervorbringen (Rußland und Frankreich), so kann es nur einen Verlustigen geben, England, das mit seiner unersättlichen Selbstsucht, mit seinem alles über den Haufen rennenden Hochmut diesen Krieg verbrochen hat. Derjenige, der um seiner Macht, um seines Weltmonopols willen zehn Millionen Menschen verbluten ließ, der muß seine Schuld sühnen, denn sonst würde der Menschheit Glauben an Gott und Gerechtigkeit aufhören. Die Menschheit ist heute noch ganz betäubt, sie sieht die Ursachen und deren Folgen noch nicht klar, sie steht noch unter dem Banne jener schrecksamen Lügen, mit denen sie Jahrhunderte hindurch hypnotisiert und gedoppingt wurde, aber früher oder später wird sie erwachen, und wenn sie da wahrnehmen müßte, daß es niemanden gäbe, der für die Heraufbeschwörung des Krieges, dieses furchtbaren Verbrechens, zur Verantwortung gezogen, die Schuld gesühnt hätte, so würden allein aus dieser Wahrnehmung die Sehnsucht nach Vergeltung und Keime neuen Krieges erstehen. Der Sündenstifter muß also unbedingt seine Tat büßen, und nachdem England die Entscheidung des Krieges heraufbeschwor, so muß es sich auch der Entscheidung der Waffen fügen. Es kann sich nicht hinter verlogene Worte und scheinheilige Phrasen verstecken. —

*

Sind aber in der Seele der Völker die Vorbedingungen schon vorhanden zu einem Frieden, wie wir ihn zu entwerfen versuchten? Die Welt ist unzweifel-

haft von Friedenswünschen erfüllt, aber auch das ist unzweifelhaft, daß die Völker der Entente in Hinsicht ihrer Lage vollends irregeführt sind. Mit einem unbegreiflichen Optimismus glauben die Völker der Entente noch immer an irgend ein Wunder, das ihnen den „endgültigen Sieg" bringen soll. Dieser endgültige Sieg, niemals kann er kommen, und doch lockt er einer Fata Morgana gleich Volksmillionen zu immer furchtbarer werdenden Kämpfen nach sich. Das Heranreifen der Ententevölker zur realen Auffassung und Regelung der Sachlage erheischt noch ein großes Stück Aufklärungsarbeit. Denn dieser Krieg ist nicht nur der Krieg der Geschütze und Maschinengewehre, sondern auch ein ständiger Kampf gegen die furchtbaren Lügen, mit denen England die Welt betört, gegen die stupende Scheinheiligkeit, mit der England das ganze Erdenrund in sein Fangnetz lockt, mit der es das lebende Gewissen der Menschen einschläfert, ihren Klarblick verdunkelt. Und Englands Verantwortung für diesen Krieg muß schon aus dem Grunde in potenziertem Maße beleuchtet werden, da es gleich bei Ausbruch des Krieges die Möglichkeit der objektiven Berichterstattung verhinderte, eine geistige Blockade gegen die eigenen Verbündeten und die Neutralen errichtete, um eine Verwirrung in den Geistern hervorzurufen und die Erkenntnis der Wahrheit unmöglich zu machen. Nur so konnte man die Ententevölker mit den Lügen von den deutschen Weltherrschaftszielen, von der Unmenschlichkeit der Kriegführung, vom Geiste des Barbarismus, von der tyrannischen Behandlung der Bewohner eroberter Gebiete, von der beabsichtigten Unterjochung ganzer Völker, von den Greueltaten der deutschen Flotte usw. durchtränken. —

Der Weg zum Frieden führt vor allem über die Erkenntnis von Englands Kriegszielen, über die klare Einsicht dessen, daß die Fortsetzung des Krieges keinen anderen Zweck mehr haben kann, als die Sicherung von Englands bedingungsloser Weltherrschaft, und die Sicherung der völligen Niederringung des Kontinents. Nur wenn diese, auch durch die Geschichte bestätigte Wahrheit Eingang finden wird in den Geist der Völker, wenn sich die Menschheit die Folgen dieser Wahrheit zu eigen machen wird, nur dann wird der Weg sich öffnen zum Frieden, der den Völkern Europas gemeinsames Glück, gemeinsame Ruhe, den Staaten Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Entwicklungsmöglichkeiten sichern wird, zum Frieden, der in der Tat keinen Unterschied kennt zwischen Siegern und Besiegten, und dem die Kraft innewohnt, die Wiederholung eines solchen Krieges zu verhüten. --

O. Sperber:
Ein englischer Kriegsgrund.

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 hatte nicht nur ein neues „Deutsches Reich" geschaffen, sondern auch den Deutschen selbst den Beweis ihrer völkischen Stärke erbracht, welche das gemeinsame Wirtschaftsleben nach dem Kriege stärker pulsieren ließ.

Industrien wurden in das Leben gerufen und auch der Handel gewann langsam, aber sicher an Bedeutung. Bald genug überstieg die Leistungsfähigkeit der Industrie den heimischen Verbrauch, so daß der Handel sich gezwungen sah, im Auslande für den Überschuß deutscher Industrieerzeugnisse Absatz zu suchen. Starke Unterstützung fanden die Bestrebungen des deutschen Handels durch die, bis Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts anhaltende, deutsche Auswanderung. Die deutschen Auswanderer wirkten als die tatkräftigsten und erfolgreichsten Pioniere des Handels und der deutschen Kultur in Überseeländern. Mit unverhohlenem Erstaunen und Ärger sahen sich darob die anderen handeltreibenden Nationen plötzlich einer starken deutschen Konkurrenz gegenüber. Ganz besonders unangenehm machte sich der neue deutsche Wettbewerb für England auf den amerikanischen Märkten fühlbar. England hatte den gesamten amerikanischen Kontinent bis dahin sozusagen immer als seine privilegierte Domäne betrachtet. England mußte auch bald ausfinden, daß es im offenen Wettbewerb dem neuen unliebsamen Konkurrenten nicht beikommen konnte, besonders da die vielen deutschen Ansiedler in den amerikanischen Ländern, aus alter Anhänglichkeit und auch aus rein praktischen Gründen, es vorzogen, deutsche Waren zu kaufen, und so ganz unbewußt immer mehr zu den wirklichen Pionieren des deutschen Außenhandels wurden. Der deutsche Kaufmann machte sich selbstverständlich die gebotenen Vorteile zunutze und setzte alles daran, um nicht nur seine auswärtigen Abnehmer zu befriedigen, sondern seinen Absatz stetig zu vergrößern.

Die hinausgesandten deutschen Reisenden aber sammelten systematisch alle für die weitere Ausbreitung des Handels notwendigen Angaben und Einzelheiten, so daß die deutsche Konkurrenz täglich stärker wurde und der Handel sich ausbreitete.

Mit scheelen Augen sah England diesem Treiben des deutschen Handels zu. Anfangs versuchte England, durch große Kapitalanlagen im Auslande dem Absatz deutscher Waren einen wirksamen Damm entgegenzustellen. Bald mußte es aber erkennen, daß dies nicht möglich war, da englische Waren nur schwer mit gleichwertigen deutschen Ursprunges konkurrieren konnten. Da, plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, tauchte das Gerücht von der drohenden „deutschen Gefahr" für Amerika auf.

Die stimmungsvoll von England aus bearbeitete amerikanische Presse Nord-, Süd- und Mittelamerikas sorgte dann in sehr umfassender Weise dafür, daß das Gerücht der deutschen Gefahr lawinengleich anschwoll. Die Folge davon war, daß die Vereinigten Staaten für ihre Monroedoktrin, Brasilien, Argentinien und andere Länder sich aber in ihrer Unabhängigkeit durch Deutschland bedroht fühlten. Niemand kam auf den Gedanken, daß es sich dabei lediglich und ausschließlich um ein englisches Konkurrenzmanöver handelte, dazu bestimmt, einen unangenehmen Wettbewerber zu bekämpfen und zugleich die eigene Handelsherrschaft zu befestigen. Tatsächlich hatte aber Deutschland auch von diesem Zeitpunkte ab politisch wie wirtschaftlich gegen das von England gesäte Mißtrauen in Amerika anzukämpfen. Die fortschreitenden deutschen Industrien, in Verbindung mit Schiffahrt und Handel, waren jedoch weder in der Lage noch willens, auf die lukrativen Absatz- und Rohstoffmärkte zu verzichten, sondern arbeiteten mit verdoppelten Kräften daran, die bisher erworbenen Absatzgebiete sich nicht nur zu erhalten, sondern noch nach Möglichkeit zu erweitern. Mit der dem Deutschen im Auslande eigenen Anpassungsfähigkeit währte es auch nicht lange, bis diese Ziele erreicht waren. Das Ansehen des deutschen Kaufmannes und dessen Tüchtigkeit nahmen im Auslande sichtlich zu, so daß Engländer und Amerikaner sich häufig gezwungen sahen, Deutsche in ihre Dienste zu stellen, um überhaupt wettbewerbsfähig zu bleiben.

Durch die so unerwünschte deutsche Konkurrenz in Handel und Schiffahrt wuchs aber auch der Haß der Engländer gegen alles, was deutsch war, zusehends, und nichts wurde unversucht gelassen, um Deutschland nach Möglichkeit wirtschaftlich und politisch zu schaden.

Als nun Deutschland gar noch anfing, sich eine beachtenswerte Flotte zu schaffen, und diese zum Schutze seiner immer größer werdenden Auslandshandelsverbindungen ausbaute, kannte Englands Haß und Neid schier keine Grenzen mehr. Jede Hinterlist war gerade gut genug, um Deutschland zu schädigen, und Unsummen wurden von England ausgegeben, um die Auslandspresse in deutschfeindlichem Sinne zu beeinflussen. England fiel dies besonders leicht, da ihm sein Kabelmonopol die Kontrolle über den Nachrichtendienst in die Hand gab. Ebenso gelang es England, Frankreichs Presse und Nachrichtendienst zur Verbreitung antideutscher Stimmungsmache zu gewinnen.

Langsam, aber sicher entwickelte sich Deutschland wirtschaftlich wie politisch trotzdem weiter. Ehe es sich die deutschen Feinde und Neider so recht versahen, hatte Deutschland sich nicht nur bereits zu einem durch nichts mehr zu unterdrückenden Wettbewerber unter den Handelsmächten emporgerungen, sondern auch zu einer Weltmacht entwickelt, die früher oder später die bis dahin unangefochtene englische Hegemonie auf dem Weltmarkte, zur See und in der Politik auf das schwerste bedrohen mußte. Nicht, daß man in England befürchtete, Deutschland würde auf Eroberungszüge nach bewährtem englischen Muster ausziehen, wohl aber in

offenem Wettbewerbe England den Platz an der Sonne streitig machen. Diese Gefahr wuchs zusehends, denn der zunehmende Handel und die deutsche Industrie verdienten Riesensummen, wodurch Deutschland wirtschaftlich ungemein gestärkt wurde, so daß es sogar anfing, selbst auf dem internationalen Geldmarkte Englands Stellung zu bedrohen. Viel gefährlicher aber erschien England noch die fortschreitende Bevölkerungszunahme Deutschlands, welche früher oder später zu einer Überbevölkerung dieses und dadurch erzwungenen Massenauswanderung führen mußte. Mit dem Eintreten dieser aber erhielt dann die, von England selbst erfundene „deutsche Gefahr" tatsächlich körperliche Gestalt. Allerdings würde die deutsche Gefahr durchaus nichts mit der gemein haben, die England bisher immer als Schreckgespenst der Welt an die Wand malte, sondern bedrohte in allererster Linie die englische Handelsmachtstellung auf den Weltmärkten allein.

Man war sich in England durchaus klar, daß weder Deutschland, noch dessen kommende Auswandererscharen über die Meere ziehen würden, um, nach britischem Muster, fremde Länder zu erobern oder Völker zu unterjochen, sondern lediglich, gleich ihren Vorgängern, die dafür geeigneten Einwanderungsländer aufsuchen, um dort unter fremder Flagge ein friedliches Dasein zu führen, und so dem deutschen Handel und Wandel abermals als Pioniere zu dienen. Darin allein lag die von England so schwarz gemalte deutsche Gefahr, welche allerdings auch die für den englischen Handel gefährlichste war.

Die südamerikanischen Länder der gemäßigten Zone würden dadurch zweifellos am meisten profitiert haben, genau so wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die deutschen Einwandererscharen in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Daß der Weltkrieg diese Aussichten für lange Jahre hinaus vernichtet hat und jene dünn besiedelten Länder aus Mangel an Einwanderern in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung aufgehalten und zum Stillstand verurteilt werden, hat allein der Neid und die Eifersucht Englands verschuldet.

Im offenen, ehrlichen Wettbewerbe fühlte sich das konservative, schwerfällige englische Krämervolk nicht stark genug, diese deutsche Gefahr wirksam zu bekämpfen, weshalb man nach bewährtem Muster Intrigen und Politik heranzog. Mit einer Energie und Geschicklichkeit, die man dem Lebemann und König Englands, Eduard VII., nie zugetraut hätte, brachte dieser eine Einkreisungspolitik Deutschlands zustande, die lediglich der Durchführung englischer Sonderpläne dienen sollte. Nur der ausgesprochenen Friedensliebe des Deutschen Kaisers und seines Volkes ist es zu verdanken, daß der heute tobende Weltkrieg nicht schon mehrere Jahre früher zum Ausbruche gekommen ist, durch den England mit kalter Berechnung Deutschland nicht nur wirtschaftlich schwächen, sondern vor allen Dingen dessen natürlichen Volkszuwachs zugrunde richten wollte.

Zielbewußt hetzte England Rußland und Frankreich immer und immer wieder

gegen Deutschland auf, um sie zu veranlassen, Deutschland den Krieg zu erklären und dasselbe zu Englands Vorteil zu zerschmettern. England wußte von vornherein sehr genau, daß es den beiden Gegnern nicht leicht werden würde, Deutschland niederzuzwingen, und alle drei nur ungeheuer geschwächt aus diesem Kampfe hervorgehen konnten. Dies war aber für England nicht nur erwünscht, sondern sogar Bedingung, denn ein erstarktes Frankreich hätte den englischen Sonderplänen wenig genützt, und ein noch stärkeres Rußland wäre ihm vielleicht noch gefährlicher geworden, als das aufstrebende Deutschland selbst.

Englands Plan war daher und ist es noch, Frankreich und Rußland nebst Deutschland durch den von ihm heraufbeschworenen Weltkrieg so zu schwächen, daß es seine eigenen egoistischen Weltmachtgelüste auf den Trümmern dieser drei Reiche ungestört aufbauen kann. Die Rechenfehler, welche den englischen Politikern dabei mit unterlaufen sind, beruhen in erster Linie darauf, daß sie die Einigkeit des deutschen Volkes, sowie die wirtschaftliche, militärische und maritime Stärke Deutschlands unterschätzt und ihre eigenen Kräfte überschätzt haben. England wird sich damit abfinden müssen, daß ein Volk wie das deutsche, welches in seiner Entwickelung erst das kräftige Mannesalter erreicht hat, sich nicht durch Intrigen englischer Krämerpolitik vor Erfüllung seiner Kulturaufgabe vernichten läßt. Das Germanentum steht heute in seiner kulturellen und sittlichen Kraft und Stärke viel zu hoch und gefestigt da, um schon heute vernichtet und zum Untergange gezwungen zu werden.

Franz Eber:
Französische Kriegsvorbereitungen, besonders in den Jahren 1912 und 1913.

Erst vor einiger Zeit (Frankf. Ztg. 25. Nov. 1916, 1. Morgenbl.) ist auf die maritimen Kriegsvorbereitungen Englands und Frankreichs hingewiesen worden. Es wurde gezeigt, wie schon im Jahre 1912 England die Kräfte verteilt hatte: Frankreich konzentrierte sein Geschwader im Mittelmeer, England dagegen übernahm den Schutz der französischen Kanalküste*) (gegen wen anders

*) Vergleiche hierzu auch die Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 16. Oktober 1914 und die „N. O. Halbmonatsausg. d. Korrespondenzbl. f. d. Orient" III. Jahrg. Nr. 7 vom 8. Jan. 1917, S. 267—68. Über die durch die Politik des Dreiverbandes i. J. 1912 verursachte Zuspitzung der Verhältnisse orientiert vorzüglich der kürzlich in der Frankf. Ztg. erschienene Aufsatz Herm. Oncken's „Das russische Kriegsziel und die Schuld am Weltkriege", Nr. 41, 1. Morgenbl. v. 11. Febr. 1917, worin auch interessante Aufschlüsse über die französische Politik gegeben werden.

als gegen Deutschland konnte diese Maßnahme gerichtet sein, da Frankreich seit fast zwei Jahrzehnten mit Rußland im Zweiverband lebte?) — und gleichzeitig wahrte sich dasselbe Großbritannien doch die Macht im Mittelmeere, da es mit Gibraltar und dem Suezkanal die Schlüssel zu diesem Meere in Händen behielt. Die Bedenken der Franzosen gegen diese Vergewaltigung suchte die „Times" in ihrer Nummer vom 16. September desselben Jahres in einem recht sophistischen Artikel zu zerstreuen (Näheres s. Frankf. Ztg.).

Noch offener als diese maritimen Angelegenheiten wurden die militärischen Rüstungen in Frankreich diskutiert. Wenn man die systematische Arbeit gewisser Kreise auf diesem Gebiete verfolgen will, dann braucht man sich nicht etwa nur in der französischen Fachpresse und chauvinistischen Blättern umzusehen. Es genügt schon, illustrierte Zeitschriften aus den letzten Jahren vor dem Kriege zu durchblättern. Auch angesehene illustrierte Sonntagsblätter, wie die von dem Literaten Adolphe Brisson redigierten „Annales politiques et littéraires", beschäftigten sich in jeder zweiten oder dritten Nummer mit militärischen Angelegenheiten, obwohl man, dem äußeren Charakter der Zeitschrift nach, dort außer allgemeinen politischen Dingen nur literarische und sonstige künstlerische Probleme suchen zu sollen glaubt. Ständige Rubriken über die Armee und die Marine (letztere im Register unter den „Sciences" verborgen) behandeln nicht nur Geschichtliches, sondern wenden sich besonders seit 1912 mehr und mehr den aktuellen Fragen zu. So z. B. enthält der erste Halbjahresband 1912 einen historischen Überblick über die Truppenschauen von 1801 bis 1896 (jener Revue von Chalons, an der der Zar teilgenommen hatte) aus der Feder von Leuten von Namen, wie Fréd. Masson, Gabr. Hanotaux und Gg. d'Esparbès (Nr. 1499 v. 17. März, S. 245—47). Der zweite Halbjahresband beschäftigt sich (anläßlich der Reise Poincarés nach Rußland) wieder mit den Vorgängen von 1896, indem er einen Artikel von Jules Claretie über den Besuch des Zaren in Paris und einen von dem Chefredakteur Ad. Brisson über die Revue von Chalons als „pages oubliées" bringt; interessant ist der Schluß des letzten Artikels: „Wenn man die tapfere Haltung (vaillante allure) dieser Truppen betrachtet, durchdringt uns (d. h. die Franzosen) ein Stolz, und auch eine stechende Traurigkeit (poignante tristesse). Wir haben vor uns ein ganzes Volk, 80 000 Mann . . . . die Stunden verfließen, sie (die Truppen) fahren fort vorbeizumarschieren und geben den Eindruck einer unendlichen Menge; und diese Menge ist nur ein Tropfen in dem großen Ozean der Heere Europas. Was bedeuten 80 000 Soldaten unter den Millionen Kämpfern? . . . . ." (S. 151 in Nr. 1521 v. 18. August 1912.) Man beachte, wie hier kein Militär, sondern ein Literat verblümt für eine Vermehrung der französischen Heeresmacht eintritt. Klassisch ist der in demselben Artikel vom 18. August 1912 enthaltene Satz Brissons: „Der Franzose, ein geborener Chauvinist, fühlt sich geschmeichelt, wenn er die schönen Truppen, die

wohldisziplinierten, . . . betrachtet (**Le Français, né chauvin, est flatté à contempler les belles troupes, bien disciplinées.**)". — In der Nummer 1525 vom 15. September beschäftigt sich Paul Cassou mit den „großen Manövern im Westen" in einem Aufsatz, der beginnt: „Ganz Frankreich interessiert sich im gegenwärtigen Augenblicke für die großen Manöver der Westarmee, die am 11. September begonnen haben . . . Die Bevölkerung bereitet unserer Armee einen enthusiastischen Empfang" (S. 242). Die oberste Leitung dieser in den Ebenen von Poitou und Touraine abgehaltenen Manöver, an denen ungefähr 80 000 Mann und 20 000 Pferde teilnahmen, lag in den Händen des General Joffre, der ausdrücklich als „unser Generalissimus in Kriegszeiten" bezeichnet wird. Sein Generalstabschef war Castelnau, die Führer der beiden Parteien, der blauen und roten, waren die Generale Gallieni und Marion. Auf eine allgemeine Betrachtung über den mutmaßlichen Verlauf dieser großen Manöver folgt ein besonderes Kapitel über die „Aviation", aus dem zu ersehen ist, daß jeder Partei — für damalige Begriffe größere — Luftkräfte zur Verfügung standen, nämlich je ein lenkbares Luftschiff und 24 Aroplane. Ein weiterer besonderer Abschnitt beschäftigt sich damit, daß zum ersten Male eine Division von Reservisten an den Manövern teilnahm (unter der Führung des General Groth). Diese neue Maßnahme wird damit begründet, daß die französische Bevölkerung mit ihren 39 Millionen der deutschen mit 65 Millionen gegenüber im Nachteile sei. Doch behauptet Cassou, daß die Reservisten gegenüber einem erhöhten Friedenskontingent nur ein Notbehelf seien. „Ich meine in Übereinstimmung mit allen Schriftstellern," äußert sich Cassou, „daß ein Volk in Waffen keine Armee sein kann," — ein interessantes Eingeständnis eines Republikaners über den Wert eines Volksheeres. — Die Bilder der vier Generäle schmücken den Artikel.

Doch diese Äußerungen von Literaten haben der Redaktion der „Annales" (oder vielleicht einer höheren, einflußreichen Stelle?) offenbar nicht genügt. In der Nummer 1538 vom 15. Dezember 1912 teilt die Redaktion den Lesern als eine „heureuse nouvelle" mit, daß sie in der glücklichen Lage sei, einen bedeutenden Artikel des bekannten Oberstleutnants Rousset (wohl derselbe, der jetzt Militärkritiker des „Petit Parisien" ist) zu bringen. S. 523—24 enthalten unter der Überschrift „**Dans l'Hypothèse d'un Conflict Généralisé. La Situation Militaire Européenne**" seine Ausführungen über das Kräfteverhältnis im zukünftigen Kriege; dieser Artikel endet mit einem Appell an die Franzosen, daß es noch nicht zu spät sei, Versäumtes nachzuholen. — Der Zweck all dieser Artikel ist sicherlich der gewesen, die Leser langsam, aber sicher auf eine große Umwälzung auf militärischem Gebiete vorzubereiten, nämlich auf die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit. Zu diesem Zwecke machte die französische Regierung nicht nur Militärkritiker, sondern auch Literaten mobil. In allen Zeitungen und Zeitschriften, auch den

nur für die Unterhaltung des gebildeten Publikums bestimmten, wird die Werbetrommel gerührt. Da durften auch die „Annales" nicht zurückstehen. Oberstleutnant Rousset äußerte sich in einem längeren Artikel (Nr. 1551 vom 16. März 1913, Seite 218—19) über „Une Loi de Salut". Auch eröffneten die „Annales politiques et littéraires" unter der Überschrift „Frankreich und die Armee" eine Enquête (S. 229): „In dem Augenblick, wo der Entwurf zu einem neuen Militärgesetz einen so schönen patriotischen Elan hervorruft, scheint es uns von Interesse, über dieses nationale Problem die Lebenden und Toten zu befragen." Es folgen Ausführungen von Poincaré, Jules Lemaître und Fred. Masson von der Académie française, von Alex. Millerand, Auszüge aus Reden Charles de Freycinet's aus dem Jahre 1880, Gambettas aus demselben Jahre und Aphorismen von Napoleon I., alle über Krieg, Disziplin, Körpergröße (darin wird vorgebaut, indem auf die Widerstandskraft auch körperlich kleiner Soldaten hingewiesen wird) und Ähnliches. Dem gleichen Zwecke dient auch eine ausführlichere Würdigung von Henri Houssaye's „La Patrie Guerrière", einer von Louis Sonolet nach dem Tode dieses Militärschriftstellers herausgegebenen Sammlung von Aufsätzen. In der Nummer 1562 vom 1. Juni 1913 (S. 466—67) würdigt das bekannte Mitglied der Académie française, der Vielschreiber Fred. Masson, Houssaye als Militärschriftsteller*). Daran anschließend drucken die „Annales" ein Kapitel aus dem obengenannten Werke Houssayes über „die Garnisonen des Ostens" ab, worin geschildert wird, wie diese in steter Kriegsbereitschaft die Grenzen Frankreichs bewachen. „Da unten zeigt der Felddienst gut das Bild des Krieges. Jeder betrachtet aufmerksam, merkt sich und fixiert sich in seinem

*) Henri Houssaye, Sohn des Schriftstellers Arsène, geboren 1848, schrieb in seiner Jugend eine Reihe von Werken aus dem Gebiete der griechischen und römischen Geschichte und Kunstgeschichte. Dagegen sind seine späteren Schriften fast alle der napoleonischen Zeit gewidmet. Er ist so einer der bekanntesten. Militärschriftsteller Frankreichs geworden; im Jahre 1904 wurde er Mitglied der französischen Akademie, also einer der „Unsterblichen." Seine Werke erlebten viele Auflagen und wurden zumeist in mehreren Zehntausenden von Exemplaren verbreitet. So läßt sich der Einfluß seiner Schriftstellerei etwa mit der Moltke's vergleichen, nicht aber mit der F. von Bernhardi's, dessen Werke vor dem Kriege außerhalb der Fachkreise nur geringe Verbreitung gefunden haben; es war unseren Feinden vorbehalten, die Bedeutung dieses Fachschriftstellers erst weiteren Kreisen des deutschen Volkes bekannt zu machen, indem sie einzelne Stellen aus seinen Schriften als hochbedeutsam und als die Meinung der Mehrzahl der Deutschen hinstellten. Unter anderem hat der Historiker Paul Darmstädter (s. „Deutschland und der Weltkrieg", das bei B. G. Teubner erschienene Sammelwerk, 2. Aufl. S. 385 Anmerkung) darauf hingewiesen, wie in Frankreich bekannte Persönlichkeiten, wie General Lyautey, der jetzige Kriegsminister, den Krieg verherrlicht haben; unter anderem sagte dieser schon damals als Generalresident von Marokko in hoher, verantwortlicher Stelle stehende Mann in einer Rede am 12. Dezember 1912 in der Ecole des sciences politiques (siehe sein Werk „l' Afrique du Nord" S. 87 ff.): „Der Krieg ist die Gelegenheit zum Aufblühen der höchsten menschlichen Tugenden", und sprach das bezeichnende Wort: „Der Pazifismus ist tot."

Gedächtnis alle Eigentümlichkeiten (accidents) des Terrains . . ." (S. 468 der „Annales" und S. 401 des Buches selbst.) „Oft schließt ein Bataillons-Chef, ein Kompagnie-Kommandeur, die Instruktionsstunde mit einem kurzen Kommentar: „Dort ist Mars la Tour . . . Da, diese Linie von Bäumen, ist die Route nach Metz . . . dort ist Gravelotte" etc. Auch wird von einem Bataillons-Chef erzählt, der angesichts des „annektierten" Landes seinen Degen schwang und mit lauter Stimme ausrief: „Chasseurs! . . . La Lorraine!" (S. 402). „Die großen, stummen Lehren, die dieses ganze Land gibt, regen die Soldaten mehr auf, als man denken sollte . . ." (S. 403)*). — An Houssaye schließt sich unter der Rubrik „La vie militaire" wieder eine Betrachtung Roussets: „Die Vorfälle in den Kasernen" mit folgender Motivierung an: „Der Artikel, den uns der Oberstleutnant Rousset schickt, vervollständigt durch eine Prüfung der jetzigen Lage die nachgelassenen Schriften Henri Houssayes." Dieser Artikel stellt dem Bilde Houssayes die damaligen Gährungen in einem Teil der französischen Armee gegenüber. Die Annahme des neuen Militärgesetzes hatte zu den „bedauernswerten Ereignissen von Belfort, Mâcon, Rodez" geführt, zu Militärrevolten, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten; der Allerweltshelfer General Pau wurde mit der Untersuchung der Vorgänge betraut. Rousset verurteilt natürlich das Vorgehen der Aufrührer als unpatriotisch und anarchistisch. Daß sie von Sozialisten gefördert worden waren, Leuten von der Richtung eines Jaurès und Gustave Hervé, welch letzterer jetzt ins patriotische Horn bläst, das läßt sich aus diesem Artikel Roussets kaum herauslesen. Erst in einem späteren Artikel unter dem Titel „La séance continue" (S. 547—48, Nr. 1566 vom 29. Juni) setzt sich Rousset mit Augagneur, Vaillant und Jaurès auseinander. Er polemisiert darin gegen Jaurès, der (statt der Rückkehr zur dreijährigen Dienstpflicht) wünschte, daß jeder Franzose zwischen 17 und 20 Jahren einen Tag im Monat zu militärischen Übungen einberufen würde. Rousset meint aber, die Erfahrungen der Balkankriege hätten die Unzulänglichkeit der Reservisten bewiesen**). Der Artikel schließt mit dem Satze: „Die Kammer, die keine Zeit zu verlieren hat, sollte jetzt zu anderen dringenderen Arbeiten übergehen" — man sieht, wie in Frankreich ein Militärkritiker der

*) Die Überhitzung der Gemüter führte tatsächlich am 27. November 1912 dazu, daß der Brigade-General Blion seine Grenzbrigade in Arracourt mobilisieren ließ, und zwar, wie es hieß infolge eines Mißverständnisses, das nicht aufgeklärt werden konnte.

**) Der Verlauf des Weltkrieges hat weniger dem Militärkritiker Recht gegeben, als dem weitblickenden Sozialistenführer, der zu früh für Frankreich und die ganze Welt durch ein schändliches Attentat aus dem Wege geräumt worden ist. Was wäre wohl vom französischen Heere übrig geblieben, wenn es keine Reservisten gehabt hätte? Die mehr oder weniger schnell ausgebildeten blutjungen Mannschaften wären wohl ohne den noch bestehenden Kern von Reservisten außerstande, immer wieder so außerordentlich verlustreiche, monatelang anhaltende Angriffe vorzunehmen, wie die der letzten zwei Jahre in der Champagne, bei Arras, an der Somme u. a. m.

Kammer, also dem Parlamentarismus, Vorschriften zu machen und sie auf die Bahn des Militarismus zu drängen sucht.

Ein weiterer Artikel Roussets in Nr. 1570 vom 27. Juli 1913 überblickt die Folgen des angenommenen Gesetzes der dreijährigen Dienstzeit. Darin heißt es wörtlich: „Ich füge hinzu, daß es (das Gesetz) einen großen Vorteil hat: nämlich den, daß man es vermeidet, dem Gesetz rückwirkende Kraft zu geben, was immer einen schlechten Eindruck macht. Die Einreihung der Jahresklasse 1913 wird es erlauben, am kommenden 15. November die Klasse von 1910 zu entlassen, die nur auf zwei Jahre einberufen worden war." (S. 82.) Wenn nicht ein Druckfehler vorliegt, wurde also die Jahresklasse *1910*, die nur zwei Jahre dienen sollte, erst im November 1913 entlassen, also nach drei Jahren! Es wird aber auch nicht gesagt, ob nicht die Jahresklassen 1911 und 1912, die den gleichen Zeitraum dienen sollten, auch schon nach zwei Jahren entlassen werden sollten. — Mit diesem Artikel Roussets schließt die Diskussion über militärische Fragen in den „Annales" für den Rest des Jahres 1913. Man ersieht daraus, welchen Zweck all diese Artikel gehabt haben; sobald die dreijährige Dienstzeit eingeführt war, konnte man für einige Zeit die Diskussion abbrechen. Fast zu durchsichtig ist dadurch gekennzeichnet, daß es sich um eine weitangelegte Propaganda einer höheren Stelle handelte.

Im vorstehenden haben wir versucht, nur an *einem* Beispiele zu zeigen, welch breiten Raum in einer französischen bürgerlichen Wochenschrift (die natürlich auch unter dem französisch lesenden Publikum des *Auslandes* weit verbreitet ist), die militärischen Begebenheiten schon in Friedenszeiten eingenommen haben*), und wie man dabei sogar in *Detailfragen* der Heeresorganisation eingegangen ist, die in unserer Übersicht nur gestreift werden konnten. Daneben fehlt es aber auch nicht an einer größeren Anzahl von Aufsätzen über die Marine und den Flugsport. Und all dies in einer illustrierten Zeitschrift, die in jeder Nummer, neben Romanen, die Abteilung „La Vie Féminine", sowie Musikbeilagen und einen besonderen Vergnügungsteil „Les jeux et les ris" enthält. Wie groß muß das Interesse weiter Kreise des französischen Volkes an diesen Spezialfragen sein! Der Chefredakteur der „Annales", Brisson, hat in obigem Zitat den Nagel auf den Kopf getroffen; *nur wenn man berücksichtigt*, daß der Franzose ein „*geborener Chauvinist*" ist, kann man seine Vorliebe für alles, was mit dem Heere zusammenhängt, verstehen. Denn in ihm spiegeln sich all die Erinnerungen an die Zeiten der „gloire", an jene Perioden, da die Heere Ludwigs XIV. und Napoleons die Grenzen Frankreichs erweiterten.

*) Ich würde es als einen kleinen Erfolg dieses meines Artikels ansehen, wenn er Berufene dazu anregte, die französische Zeitschriften-Literatur systematischer als bisher durchzusehen und, ähnlich wie es hier geschehen ist, zu rein sachlichen Aufsätzen zu verarbeiten. Eine genauere Durchsicht der Zeitschriften des feindlichen Auslandes aus der Zeit vor dem Kriege dürfte überhaupt noch viel interessantes Material zur Kenntnis der Zeitgeschichte und Psychologie der Völker zu Tage fördern.

Wenn man auch die Bedeutung dieser Zeiten für die allgemeine Geschichte der Kultur nicht verkennen kann, so haben wir Deutschen, denen beständig von unseren Feinden Greueltaten vorgeworfen werden, keinen Grund, nicht immer wieder die Neutralen auf die Schattenseiten der französischen Kriegführung aller Zeiten hinzuweisen. Ludwigs XIV. Feldherr, Mélac, zog sengend und brennend durch Baden und die Pfalz. Und die zwei Jahrzehnte der französischen Republik und des Kaiserreiches Napoleons I., da die Franzosen als „Beglücker" und Ausbreiter ihrer Kultur in aller Herren Länder nach Belieben schalten und walten konnten, bedeuten für die betroffenen Länder selbst vielfaches Unglück aller Art, Verwüstungen etc. Die Taten der französischen Soldateska trüben das Bild der französischen „gloire" in der Geschichte der letzten Jahrhunderte. Der immerhin noch einigermaßen vornehme Ton der Diskussion eines Blattes vom Schlage der „Annales" wird niedrig und gehässig, sobald man sich der Boulevardpresse zuwendet. Welcher Auswüchse sie fähig ist, das hat sie seit Beginn des Weltkrieges zur Genüge bewiesen.

Wenn noch heute ein sehr großer, vielleicht der größte Teil Frankreichs willig alles glaubt, was ihm über die Deutschen aufgetischt wird, so liegt dies nicht nur an der großen Kritiklosigkeit der Menge und der Überschätzung der Presse in Frankreich. Schuld daran ist auf der einen Seite ein mißverstandener Patriotismus, der sich zum Chauvinismus ausgewachsen hat, und überhaupt eine Überschätzung von allem, was französische Kultur und militärische Taten der gallischen Nation heißt. Wo gibt es in der ganzen Welt noch ein Volk, das die Befreierin des Landes beständig durch Aufzüge und Einweihungen von Denkmälern feiert, obwohl ihre Taten schon fast ein halbes Jahrtausend zurückliegen, wie dies bei der Jungfrau von Orléans der Fall ist? Natürlich waren diese Demonstrationen nur ein Mittel zum Zwecke, nämlich um den Chauvinismus aufrecht zu erhalten und um zu zeigen, daß Frankreich eine zweite „Jeanne d'Arc" fehle, die das trauernde Schwesternpaar Elsaß-Lothringen befreien würde. Wie könnte man es sonst erklären, daß auch noch fast zehn Jahre nach Abschluß der entente-cordiale immer wieder Denkmäler der Jungfrau von Orléans eingeweiht wurden, ohne daß man hüben und drüben daran Anstoß genommen hat, daß diese Nationalheldin Frankreich von jahrzehntelanger Unterwerfung unter Englands Herrschaft befreit hat? Auch hierin läßt sich verfolgen, wie die französische Regierung, je fester sie sich an England anschloß, desto mehr den chauvinistischen-antideutschen Strömungen die Zügel schießen ließ. Während um die Wende des Jahres 1904 und 1905 die Demonstrationen der Patriotenliga anläßlich der Vorlesungen des Professors Thalamas nur wenig Beifall beim großen Publikum und Billigung von seiten der französischen Regierung fanden, konnte man beobachten, wie in den letzten Jahren bei derartigen Veranstaltungen französische Behörden offiziell vertreten waren. Während in Deutschland nach 25 Jahren die Sedanfeiern auf höhere Weisung ihres offiziellen Charakters ent-

kleidet wurden, gab es in Frankreich seit 1871 keine Regierung, die etwas dagegen gehabt hätte, daß auf einem der größten Plätze von Paris die Statuen von Straßburg und Metz demonstrativ in Trauerschmuck dastanden und an dem Jahrestag des Falles dieser Festungen bekränzt wurden. — Auf der anderen Seite erfährt der französische Chauvinismus eine bedeutende Förderung durch eine in Frankreich weitverbreitete Unkenntnis Deutschlands und den Mangel an Bestrebungen, dieses Land und seine Kultur näher kennen zu lernen. Bezeichnend dafür ist der Lesestoff der „Annales". Ist es nicht merkwürdig, daß man in den Inhaltsverzeichnissen der vier Jahrgänge 1910—13 der „Annales" unter dem Stichworte aller Groß- und Kleinstaaten ständig eine größere Anzahl von Artikeln verzeichnet findet, dagegen unter „Allemagne" nur selten ein paar Hinweise zu finden sind? Die Nachrichten über Deutschland beschränken sich fast ausschließlich auf solche über Theateraufführungen deutscher Stücke in Frankreich, wie z. B. „Faust"-Vorstellungen, und über einige wichtige politische Ereignisse. Dagegen vermißt man die in deutschen Zeitschriften derselben Periode erschienenen allgemein orientierenden Artikel über Land und Leute, ebenso wie solche über künstlerische, soziale und technische Errungenschaften Deutschlands, fast gänzlich. Jedenfalls sucht sie der Leser vergebens in dem Inhaltsverzeichnis über die einzelnen Bände der „Annales". Diese bürgerliche Journalistik machte sich in erster Linie die Verherrlichung der französischen Kultur zur Aufgabe, in zweiter aber die Kenntnis der mit Frankreich verbündeten Länder. Nicht zum wenigsten auf dieser Einseitigkeit baut sich der französische Chauvinismus und Haß deutschen Wesens auf, den der französische Sozialismus nur schwach in Friedenszeiten eindämmen konnte*), während er im Kriege ihm machtlos gegenübersteht*), da eine gründlichere Kenntnis Deutschlands in Frankreich nie Wurzel gefaßt hat.

---

*) Erst kürzlich hat Pastor Soulier aus Paris im „Nederlandsche Anti-Oorlog-Raad" (siehe dessen Zeitungsbericht Nr. 212) einen Vortrag gehalten, in dem er als Beweis für Frankreichs Friedensliebe seinen Widerstand gegen das Dreijahrgesetz anführte. Mit Recht weist der „Vorwärts" (Nr. 68 vom 10. März) darauf hin, daß dieses Gesetz aber angenommen wurde. Aus diesem Grunde hatte auch Jaurès' interessantes, auf gründlichen Spezialstudien beruhendes Werk „Die neue Armee" (deutsche Übersetzung bei Eugen Diederichs in Jena erschienen; mit einer schönen Einführung von E. Pernerstorfer versehen, wurde der zeitgemäße Abschnitt „Vaterland und Proletariat" im Mai 1916 neu herausgegeben) das traurige Schicksal, nur eine rein akademische Erörterung zu bleiben.

Die belgische Frage.
Von einem germanischen Neutralen.*)

Offener Brief an den Herausgeber.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben an mich die Frage gerichtet, wie ich, der mit deutschen Verhältnissen und deutscher Politik einigermaßen vertraut ist, die „belgische Frage" und ihre wahrscheinliche Lösung beurteile. Sie messen einen gewissen Wert bei, mein Urteil zu hören, weil ich als Nicht-Deutscher, aber als Angehöriger einer germanischen Nation imstande sein könnte, die aktuelle Frage von einem Gesichtspunkt aus zu beurteilen, der frei von innerpolitischem deutschen Einfluß ist, aber doch die Selbsterhaltung Deutschlands als notwendige Voraussetzung für die Selbsterhaltung des Germanentums gegen die unter angloſächsischer Führung geleiteten Vernichtungsversuche seitens lateinischer, slawischer und gelber Rassen hoch anschlägt.

Ich bemerke von vornherein, daß ich der Ansicht bin, daß die Zentralmächte die größten Voraussetzungen für eine siegreiche Beendigung des Weltkrieges als Erfolg ihrer Waffenmacht haben, sofern die Festigkeit und die Zielbewußtheit, die ihre Heerführer kennzeichnen, gleichfalls ihre Staatsmänner kennzeichnen wird. Mit anderen Worten könnte man diese Ansicht folgendermaßen zum Ausdruck bringen: Nicht nur der Krieg geht um Sein oder Nichtsein, sondern auch der Friede; nicht nur der Krieg ist dementsprechend grausam, sondern auch der Friede.

*

Belgien ist ohne Zögern oder Bedenken auf die Seite von Deutschlands Gegnern getreten. Die Ziele der Feinde Deutschlands, Belgien einbegriffen, richten sich, wie nunmehr offen und klar vor aller Welt angekündigt ist, gegen das Bestehen Deutschlands als selbständiger Großmacht. Hierdurch hat Belgien selbst dazu beigetragen, eine weltpolitische Lage herbeizuführen, die vor dem Kriege nicht existierte, und die jetzt die Wiederherstellung Belgiens in seine frühere staatliche Stellung, die es vor dem Kriege besaß, nicht ermöglichen dürfte.

Als ein gänzlich unabhängiges Land, das keine Sympathie oder auch keine Neigung für Deutschlands Feinde, vor allen Dingen für England, hätte, würde gewiß ein Belgien in Zukunft keine nennenswerte Gefahr für das Deutsche Reich bedeuten. Aber als ein Staat, dessen Selbständigkeit nur pro forma bestehen

---

*) In diesen Tagen habe ich folgenden bemerkenswerten Brief von einem angesehenen germanischen Neutralen erhalten, der kürzlich auf Besuch in den Ländern der Zentralmächte weilte. Dieser bedeutsame Brief zeigt, daß es auch außerhalb der Grenzen Deutschlands Verständnis für die deutsche Sache gibt. Ludwig Stein.

und von England einen „wohlwollenden" Schutz genießen würde, und das dementsprechend einem Einfluß Englands in seine Politik ausgesetzt wäre, würde Belgien nach einem Friedensschluß unter einer solchen Staatsform direkt gegen die Interessen der Aufrechterhaltung des Deutschen Reiches verstoßen. Genügende Garantien hierfür können für das Deutsche Reich nur darin liegen, daß Belgien, oder vielmehr dessen flämische und wallonische Teile, nach dem Kriege je an Deutschland in einer Form angegliedert oder mit ihm verbündet werden, welche jeden englischen Einfluß ausschließt.

Bezüglich des flämischen Teiles des früheren Belgien liegt ja das Problem ganz klar und wartet nur auf seine Lösung. Hierbei fallen in der Hauptsache rein deutsche Reichsinteressen mit einem nationalen Wunsch der flämischen Bevölkerung zusammen. Durch die Erklärung des deutschen Reichskanzlers an den „Rat für Flandern" in Berlin am 3. März d. J. sind gewissermaßen schon jetzt die offiziellen deutschen Garantien dafür ausgesprochen worden, daß Belgien nicht in seine frühere staatliche Stellung wieder eingesetzt wird. Es ist wohl als eine Ironie des Schicksals aufzufassen, daß eine Aufteilung Belgiens sich vollziehen würde laut eines Nationalitätsprinzips, das erst seitens der Ententemächte proklamiert worden ist. (Siehe Note des Zehnverbandes an Wilson vom 30. Dezember 1916.) Somit dürfte es wohl schon jetzt als sicher angesehen werden können, daß der flämische Teil des früheren Belgien von dem wallonischen Teil getrennt wird. Mit dieser Wahrscheinlichkeit hat sich gewiß auch das neutrale und feindliche Ausland schon vertraut gemacht.

Etwas anders und vorläufig sehr kompliziert liegt die Frage, was mit dem wallonischen Teil des früheren Belgien geschehen wird. Hier stehen die Interessen des deutschen Reiches hinsichtlich eines Nationalitätsprinzips dem Wunsch der Bevölkerung dieses eroberten Gebietsteiles entgegen. Man kann sich wohl auch hier die Lösung des wallonischen Problems verschiedenartig denken. Eine Hauptbedingung, die die endgültige Lösung erfüllen muß, scheint aber mit axiomatischer Sicherheit zu sein: dem wallonischen Teil des früheren Belgien muß eine solche Staatsform gegeben werden, die in sich die vollste Garantie dafür trägt, daß diesem Landesteile jeder Einfluß der englischen Macht entzogen wird.

Es begegnet uns hier ein Problem, das das größte Interesse beansprucht. Wie ich die Lösung dieses Problems mit Rücksicht auf die Selbsterhaltung Deutschlands als Voraussetzung für die Selbsterhaltung des Germanentums sehe, soll hier etwas ausführlicher erläutert werden. Bevor ich aber auf das Problem selbst eingehe, halte ich es für geeignet, auf einige durch den Weltkrieg herbeigeführten Erfahrungen oder Umstände hinzuweisen, die mir als schwerwiegende Faktoren in der Lösung der wallonischen Frage einzugreifen scheinen.

*

Die Begriffe über die Faktoren, die zur Sicherstellung eines Landes und zur Gewährung seiner Zukunft beitragen, sind durch den gegenwärtigen Weltkrieg in ganz durchgreifender Weise verändert worden. Am meisten hat die hohe, um nicht zu sagen gewaltige Entwickelung der Kriegstechnik diese durchgreifende Veränderung der Begriffe veranlaßt. Einige Beispiele dürften in diesem Zusammenhang eine gewisse Klärung bringen. Ein Fort, das vor dem Kriege gegen jede artilleristische Einwirkung als absolut sicher galt, bricht jetzt in Stücke zusammen — vor einer einschlagenden Granate von der modernen schweren Artillerie. — Die stolze Hauptstadt des großbritannischen Reiches, die vor dem Kriege als gegen jede direkte Einwirkung feindlicher Waffen sichergestellt galt, hat es lediglich der Auffassung der deutschen Heeresverwaltung über den kulturellen Wert von Kunstgegenständen zu verdanken, daß ihre prachtvollen historischen Denkmäler, wie Westminster Abbey, Houses of Parliament, St. Pauls Cathedral, nicht durch Bomben deutscher Luftschiffe schon vor einem Jahre in Trümmer gelegt worden sind. — Die großbritannische Flotte, die seit Jahrhunderten die englische Weltherrschaft verkörpert und dem Ausdruck „Rule Britannia" seine Berechtigung und Festigkeit gegeben hat, genügt nach den Erfahrungen dieses Krieges nicht einmal, um die England von allen Seiten umspülenden Gewässer von feindlichen Seestreitkräften freizuhalten. Es sind hier nur einige orientierende Beispiele herangezogen, die klar genug zeigen dürften, wie die Entwickelung der Kriegstechnik eine Umwälzung in den Begriffen über die Sicherstellung eines Landes gegen feindliche Unternehmungen herbeigeführt hat. Es wäre kurzsichtig und von den schicksalsschwersten Folgen, zu glauben, daß nicht die Kriegstechnik ihren gewaltigen Entwickelungsgang weiter fortsetzen und damit auch eine umfassende Veränderung in den heutigen Begriffen über Kriegführung veranlassen würde. Es kann meines Erachtens nicht genug Rücksicht auf diesen Umstand genommen werden, wenn bei Beendigung dieses Krieges dazu geschritten wird, der Zukunft des Deutschen Reiches eine feste und sichere Grundlage zu bereiten. Hierzu gehört in erster Linie: die Heimatstätten der eigenen Industrie und Technik sicherzustellen. Ich richte hier, sehr geehrter Herr Professor, die Aufmerksamkeit auf die für die deutsche Großmachtstellung und ihre Behauptung so außerordentlich wichtigen Industriegebiete im westlichen Deutschland. Ihren Schutz fordert eine durch den Krieg herbeizuführende Lage, wodurch für die Zukunft feindliche Aufmarschgebiete und Luftflottenstützpunkte möglichst weit entfernt davon liegen. Es würde auf die Entwickelung der friedlichen heimatlichen Industrie in Westdeutschland nicht ohne hemmenden Einfluß sein, wenn nicht genügende Garantien gegen ein feindliches Unternehmen von Westen mit und durch diesen Krieg geschaffen werden. Auch im Interesse der deutschen Arbeiterklasse muß es liegen, daß die deutsche Industrie, die im westlichen Gebiete ihren hauptsächlichen Sitz hat, sich ohne hemmenden Einfluß erwähnter Art weiter entwickeln kann. Schon solche Gründe,

die nur eine Verteidigung des eigenen Landes und den Schutz seiner Lebensinteressen bedeuten, scheinen mit genügender Schlagkraft dafür zu sprechen, daß auch Wallonien unter deutscher Kontrolle bleiben müßte.

Aber auch andere Gründe werden Deutschland mit oder gegen seinen Willen dazu zwingen, Wallonien gänzlich der Interessensphäre und der Beeinflussung Englands zu entziehen. Es ist folgende wichtige Überlegung, die hierzu führt:

Nach den Erfahrungen dieses Krieges spielt nicht nur die Technik, sondern auch die Industrie in der modernen Kriegführung eine ganz bedeutende Rolle. Mit der zukünftigen Entwickelung der Technik wird diese Rolle der Industrie noch größer und noch ausschlaggebender sein. Nach den Erfahrungen dieses Krieges tragen auch die friedlichen Industriestätten eines Landes den Charakter militärischer Anlagen, weil sie sich in kurzer Zeit mit ihren Maschinen und Drehbänken in ausgesprochene Kriegswerkstätten umwandeln lassen. Diese Tatsache, die jetzt durch den Krieg unerschütterlich festgestellt wurde, wird eine von den Ursachen sein, die Deutschland auch dazu zwingen werden, sich mit und durch diesen Krieg vollsichere Garantien zu verschaffen, daß die umfassende und hochentwickelte wallonische Industrie bezüglich ihrer Verwendbarkeit für spätere Kriegszwecke nicht in der Zukunft dazu ausgenutzt werden kann, Erzeugnisse hervorzubringen, die in einem späteren Kriege gegen Deutschland als Kriegsmittel angewandt werden können.

*

Es fragt sich jetzt, welche Lösung der wallonischen Frage es gäbe, die den oben angeführten schwerwiegenden Gründen Rechnung trägt? Ein selbständiges Wallonien, etwa wie Belgien vor seinem Eintritt in den Weltkrieg, würde England und Frankreich früher oder später Veranlassung und Möglichkeit geben, das kleine Land in kriegerischen Absichten gegen Deutschland mannigfaltig auszunutzen. Der Rachedurst der wallonischen Bevölkerung würde diese Arbeit der beiden großen Westmächte erleichtern. Somit gibt es in unserer Überlegung für die Existenz Walloniens nur zwei Hauptformen, welche den oben genannten Bedingungen Rechnung tragen können. Dementsprechend kann Wallonien nur an Frankreich oder Deutschland angegliedert werden.

Ein an Frankreich angegliedertes oder angehörendes Wallonien kann nur als Ergebnis eines kommenden Friedensschlusses zur Tatsache werden, wenn Frankreich sich selbst von englischem Einfluß löst, und zwar unter solchen Formen, die jegliche Vermutung einer wieder eintretenden Freundschaft mit England ausschließen. Eine Übergabe Walloniens von Deutschland an Frankreich kann also nur unter Gewährleistung einer bestehenden Freundschaft seitens Frankreichs gegenüber Deutschland geschehen und unter solchen Formen sich vollziehen, daß Frank-

reich auf jeden weiteren, während dieses Krieges oft ausgesprochenen Anspruch auf Elsaß-Lothringen endgültig verzichtet. Von Frankreich selbst wird es also abhängen, falls Wallonien mit Frankreich unter einem natürlichen nationalen Verband vereint werden soll, oder falls sich Deutschland infolge einer von Frankreich nicht gewährleisteten freundschaftlichen Garantie gezwungen sehen wird, Wallonien aus Selbsterhaltungsgründen zu behalten.

Es wird somit festgestellt werden können, daß Deutschland nur unter solchen Bedingungen auf eine Besitznahme und eigene Kontrolle über die reichen und hochentwickelten Industriebezirke Walloniens verzichten kann, um dieselben in Frankreichs Hände zu übergeben, wenn Frankreich sich von England vollständig losgelöst hat und durch einen Friedensschluß in ein gewisses Freundschaftsverhältnis zu den Zentralmächten tritt. Die Wahrscheinlichkeit für eine solche Lösung der wallonischen Frage ist wohl mit der gegenwärtigen Auffassung in Frankreich nicht groß. Dagegen ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich mit der Zeit diese Auffassung in Frankreich ändern kann, nicht klein. Man wäre hier geneigt, das hochaktuelle Thema über die Möglichkeit eines Aufhörens der Zwangsallianz Frankreich—England zu behandeln. Das würde aber, hochgeehrter Herr Professor, zu sehr von der hier in Betracht kommenden wallonischen Frage entfernen und zu weit außerhalb des Rahmens dieses Briefes liegen. Es bleibt somit nur übrig, daß, wofern Frankreich unter annehmbaren Bedingungen Wallonien nicht mit sich vereinigen will oder kann, daß alsdann Deutschland mit oder gegen seinen Willen aus angeführten Gründen selbst diesen Fremdkörper in zweckmäßiger Form unter seine Herrschaft bringen müßte. — „Nicht nur der Krieg ist grausam, sondern auch der Friede."

Hochgeehrter Herr Professor! Welche Lösung die Geschichte für die wallonische Frage bereit hält, wird sich zeigen. Ich lebe aber der Überzeugung, daß das Volk Bismarcks sich wieder einigen und bezüglich Walloniens mit seinem Kaiser und seiner Regierung England zurufen wird: „Hände weg!"

*

Es kann vielleicht manchen wunder nehmen, daß es auch außerhalb der Grenzen Deutschlands Männer gibt, denen das Wohl Deutschlands tief ans Herz greift. Die Ansichten können ja darüber geteilt sein, ob nicht eine Äußerung, wie die vorliegende, einen gegen die Neutralität verstoßenden Akt darstellt. Darauf ist zu antworten, daß in dem gewaltigen Kampf, der in der Welt heute tobt, jedermann von innerem Rang sich sträubt, unberührt und apathisch zuzuschauen. Von selbst neigen sich die Sympathien der einen oder der anderen der kämpfenden Gruppen oder Völker zu. Nur unbeteiligte Regierungen die in den Krieg nicht eintreten wollen, können und sollen — als Ausdruck für

einen unpersönlichen Staatswillen — im wirklichen Sinne des Wortes neutral sein. In dieser Beziehung dürfte wohl die Regierung des Landes, dem der Unterzeichnete angehört, sich berühmen können, eine möglichst strikte Neutralität im Weltkrieg innegehalten zu haben. Aber es gibt auch Regierungen, die eine sonderbare Auffassung über die Verpflichtungen einer Neutralität an den Tag gelegt haben.

Ihr aufrichtiger

Germanicus alter.

Zeichnet die sechste Kriegsanleihe!

Die Kriegsopfer für alle Völker abzukürzen, hat Kaiserliche Großmut angeregt.

Nun die Friedenshand verschmäht ist, sei das deutsche Volk aufgerufen, den verblendeten Feinden mit neuem Kraftbeweis zu offenbaren, daß deutsche Wirtschaftsstärke, deutscher Opferwille unzerbrechlich sind und bleiben.

Deutschlands heldenhafte Söhne und Waffenbrüder halten unerschütterlich die Wacht. An ihrer Tapferkeit wird der frevelhafte Vernichtungswille unserer Feinde zerschellen. Deren Hoffen auf ein Müdewerden daheim aber muß jetzt durch die neue Kriegsanleihe vernichtet werden.

Fest und sicher ruhen unsere Kriegsanleihen auf dem ehernen Grunde des deutschen Volksvermögens und Einkommens, auf der deutschen Wirtschafts- und Gestaltungskraft, dem deutschen Fleiß, dem Geist von Heer, Flotte und Heimat, nicht zuletzt auf der von unseren Truppen erkämpften Kriegslage.

Was das deutsche Volk bisher in kraftbewußter Darbietung der Kriegsgelder vollbrachte, war eine Großtat von weltgeschichtlich strahlender Höhe.

Und wieder wird einträchtig und wetteifernd Stadt und Land, Arm und Reich, Groß und Klein Geld zu Geld und damit Kraft zu Kraft fügen — zum neuen wuchtigen Schlag.

Unbeschränkter Einsatz aller Waffen draußen,
aller Geldgewalt im Innern.

Machtvoll und hoffnungsfroh der Entscheidung entgegen!

Bankier Georg Hermann Loewy: Ein Glückwunsch zu Rudolf Havensteins sechzigstem Geburtstag (10. März 1917).

Rudolf Havenstein ist der dritte Präsident der Reichsbank. Als die Reichsbank 1876 gegründet wurde, war Dechend, der schon seit 1864 die Königlich Preußische Bank geleitet hatte, ihr gegebener Präsident; als Dechend 1890 starb, war sein gegebener Nachfolger Richard Koch, der seit Begründung der Reichsbank ihrem Direktorium angehörte, seit 1887 ihr Vizepräsident war. Als Havenstein hingegen 1908 an die Spitze der Reichsbank berufen wurde, das Erbe Richard Kochs, des hervorragenden Juristen und Volkswirtes, den am treffendsten die alte Ruperto-Carola in dem ihm von ihr verliehenen Ehrendoktor-Diplom als „semperque doctrinam cum usu feliciter conjunxit“ bezeichnet hat, zu hüten, zu kräftigen und zu mehren, da war er, obgleich er fast acht Jahre lang die Kgl. Seehandlung, Preußens Staatsbank, mit Erfolg geleitet hatte und ihr Kapital unter seiner Leitung nahezu verdreifacht worden war, der Allgemeinheit ein unbeschriebenes Blatt; nur wenige kannten ihn näher; erfreulicherweise zählten zu den wenigen diejenigen, in deren Händen die Besetzung des Reichsbankpräsidenten-Postens ruhte.

Karl Helfferich — ob er wohl damals als Legationsrat in Konstantinopel geahnt hat, daß er dereinst in wichtigster Zeit an hervorragender Stelle in engster Fühlung mit Havenstein arbeiten würde? — skizzierte damals, im Januar 1908*), Havensteins Aufgaben mit den Worten:

„... Der deutsche Geldverkehr bedarf einer Modernisierung von unten her, bei welcher außer der Reichsbank auch die privaten Kreditinstitute, die Sparkassen, die Genossenschaften, die öffentlichen Verwaltungen usw. ein großes Feld der Mitwirkung haben. Die Bargeld ersparenden Methoden der Zahlungsausgleichung müssen von den Höhen des Giroverkehrs auf die breitesten Schichten der Geschäftswelt ausgedehnt und ein größerer Teil unseres monetären Goldbestandes muß zum Zwecke der Erhöhung der Elastizität unseres Geldumlaufes in der Reichsbank konzentriert werden. Nach all diesen Richtungen ist ein Ausbau des Systems erwünscht und notwendig; der Nachfolger Kochs steht hier vor großen und dankversprechenden Aufgaben.“

Es ist bewundernswert, wie Havenstein diesen Erwartungen entsprochen hat; nicht in einem dieser Punkte hat er versagt. Wie er bald nach seinem

*) Bank-Archiv VIII, Seite 135.

Amtsantritt das Portefeuille der Reichsbank von Finanz- und Prolongationswechseln säuberte, wie er gegen Kreditüberspannung, Überspekulation und Illiquidität mit Energie und Erfolg einschritt, wie er mit feinem Verständnis dem bargeldlosen Zahlungsverkehr immer neue Möglichkeiten eröffnete, wie er durch kluge Devisen- und geschickte Diskontpolitik, unbeirrt durch vielfache Angriffe, den Goldschatz der Reichsbank in sechs Friedensjahren verdoppelte, wie er zielbewußt für die finanzielle Kriegsbereitschaft rüstete, davon zeugen die Wochenausweise und Jahresberichte der Reichsbank von 1908 bis 1914, und das hat ihm in Fachkreisen, wenn auch bisweilen für Einzelmaßnahmen Widerspruch, so doch im allgemeinen weit überwiegend Zustimmung und Beifall eingetragen. Dem deutschen Volke aber wirklich nähergerückt ist Havenstein erst während des Krieges. Wie Havenstein durch weitgehende Kreditgewährungen seitens der Reichsbank, durch Bereitstellung gewaltiger Mengen neuer Umlaufsmittel, durch die Eröffnung der Darlehnskassen usw. die Panik des August 1914 bannte und Deutschland vor dem in allen anderen kriegführenden Staaten aufgetretenen Übel des offenen oder versteckten Moratoriums bewahrte, wie er durch beständige Verbesserung der Bargeld ersparenden Zahlungsmethoden und durch die bewunderungswürdige Sammlung der im Verkehr befindlichen Goldmünzen es verstanden hat, den Goldbestand der Reichsbank, der am 31. Juli 1914 wenig über eineinviertel Milliarde Mark betrug, auf weit über zweieinhalb Milliarden Mark zu erhöhen, wie unter seiner geschickten Leitung das deutsche Volk durch fünf Kriegsanleihen dem Vaterlande für die Kriegführung 47 Milliarden Mark aufgebracht hat, und nun sich anschickt, auch der sechsten Kriegsanleihe einen großen Erfolg zu bereiten, das steht vor aller Augen und hat Havenstein mit Recht zu einem der populärsten Männer Deutschlands gemacht. Havenstein ist kein Mann der vielen Worte, sondern ein Mann der Tat. Wer ihn kennt, weiß es, daß treueste Pflichterfüllung ihm über alles geht. Was er für richtig erkannt hat, das sucht er mit großer Energie, aber ohne Pedanterie, zur Verwirklichung zu bringen. So konnte die Reichsbank unter seiner gleichermaßen großzügigen wie vorsichtigen Leitung einen grandiosen Aufschwung erfahren. Zu welcher Bedeutung sich die Reichsbank unter Havensteins Präsidium entwickelt hat, wird am besten klar, wenn man erwägt, daß die Umsätze, die im Jahre 1907, dem Jahre vor seinem Amtsantritte, 298 997 351 600 Mark betrugen, im Jahre 1915 — der Jahresbericht für 1916 liegt noch nicht vor — eine Höhe von 972 519 407 300 Mark erreicht haben. Havensteins größter Ruhm aber ist es, daß heute niemand in Deutschland, auch keiner von denen, die mancher von ihm getroffenen Einzelmaßnahme nicht zustimmen, einen anderen an der Spitze der Reichsbank sehen will als ihn und alle ihn für die Lösung der gewaltigen Aufgaben, die des Reichsbankpräsidenten während des weiteren Verlaufes des Krieges und vor allem bei der Überleitung vom Krieg zum Frieden harren, für den Geeignetsten halten. Wenn ich daher heute, wo Havenstein das siebente Lebensjahrzehnt

beginnt, meine Glückwünsche nicht nur in die Worte „ad multos annos“ kleide, sondern auch den Wunsch hinzufüge, daß Havenstein diese multos annos noch recht lange der Reichsbank widmen möge, so bin ich sicher, nirgends einem Widerspruche, überall vielmehr lebhafter Zustimmung zu begegnen.

Karl von der Heydt: Kriegs- und Friedensziele.

(Eine Ergänzung zum Aufsatz von Frhrn. v. Rechenberg.)*)

Daß wir in diesen Krieg nicht mit der Absicht zogen, die Weltherrschaft zu erringen, ergibt sich aus seiner Entstehungsgeschichte. Daß wir diese Absicht, hätte sie bestanden, militärisch auch nicht erreichen können, ist heute wohl für jeden klar. Selbstbehauptung ist unser Sieg.

Und wäre selbst die Weltherrschaft jetzt erreichbar, so wäre sie es nur für jetzt, d. h. für eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne, wenigstens wenn man darunter die Herrschaft der deutschen Rasse versteht. Unsere Basis ist zu schmal für solche Träume. Was können wir tun, um uns auf einem würdigen Platz auch für die fernere Zukunft zu behaupten? Das ist im innersten Kerne die Frage des Kriegszieles.

Die Antwort lautet, darin stimme ich Herrn v. Rechenberg zu: Nicht durch Annexionen. Die Annexion fremder hochorganisierter Völker würde uns schwächen, nicht stärken. Sie müßte Unterdrückung sein, und dabei leidet der Unterdrücker kulturell fast noch mehr, als der Unterdrückte. Sie kostet ihn seine beste kulturelle Kraft. Als warnendes Beispiel dienen Rußland und Großbritannien, jedes in anderer Weise: Rußland seufzt unter der allmächtigen Bürokratie, die sein Unterdrückerwerkzeug ist, und Großbritannien unter dem aller Metaphysik baren business-Geist, der das seine ist, weil es sich nur in dieser Sprache mit den zahlreichen Unterdrückten verständigen kann. Rußland hat die menschliche Freiheit, die es im Mittelalter besaß, opfern müssen, England den Geist Shakespeares.

Also Ewigkeitswerte gegen Zeitwerte!

Und wir würden noch nicht einmal diese irdischen Kampfpreise erreichen können, füge ich zur Beruhigung derjenigen hinzu, die solch' Tausch nicht schrecken möchte. Hochorganisierte Völker, um die es sich in unserem Falle handelt, sind refraktär solchen Experimenten gegenüber.

Das gilt von Polen, das gilt von Belgien vor allem, von Nordfrankreich, von Serbien, von der Walachei. Bei der letzteren ließe sich vielleicht ein Frage-

*) „Nord und Süd“, Februarheft 1917, S. 131 ff.

zeichen machen; das muß der Landeskundige beurteilen. Von Litauen und Kurland, da trenne ich mich von Herrn v. Rechenberg, gilt es freilich nicht.

In Kurland sind Adel*), Besitz und Intelligenz rein deutsch, die lettische Bevölkerung ist durch die Maßnahmen der Russen fast verschwunden. Den Plan, dieses Land mit Deutschen, etwa den aus Rußland vertriebenen 5—600 000 deutschen Bauern (Zahl des Herrn v. Rechenberg) zu besiedeln, kann ich nicht für utopistisch halten.

Litauen scheint schwach bevölkert, der Volksstamm kann kaum als eine Nation im modernen Sinne angesprochen werden, es bildet die Brücke zu Kurland. Also auch da könnte der Versuch, deutsche Ansiedler unter voller Schonung der nationalen Rechte der Litauer unterzubringen, m. E. gewagt werden, er müßte es fast. Gelingt beides, so würde es um ein weniges unsere nationale Basis verbreitern, freilich ohne daß das gegenüber den großen Zahlen, mit denen die Weltmächte rechnen, irgend eine Rolle spielte.

Hier melden sich dann auch gleich die Befürworter einer Germanisierungspolitik. (Eindeutschung ist das entsetzliche Wort, das sie dafür erfunden haben.)

Glücklicherweise gelingt es nicht, durch administrative Maßnahmen ein Volk seiner Sprache zu berauben. Es vollzieht sich das wohl von selbst an einigen Sprachgrenzen als säkulare Entwicklung aus wirtschaftlichen, mehr noch aus kulturellen und sozialen Gründen, wenn z. B. die stärkere Sprache die Sprache der Vornehmen wird. Aber solche Prozesse haben, weil viel zu langsam, kein praktisches Interesse, und außerdem sind jetzt fast jeder größeren Sprachgemeinschaft in der Presse, der Literatur, der politischen Agitation Wächter bestellt, die diese Prozesse erfolgreich hemmen. Wie langsam sie selbst da verlaufen, wo dies nicht der Fall, beweisen die Wenden im Spreewald.

Aber wenn und soweit die Verdrängung einer schwächeren Sprache durch eine stärkere gelingt, ist der Vorgang doch immer zweiseitig. Nicht nur die stärkere Sprache beeinflußt die schwächere, sondern auch umgekehrt: diese jene. Und die Beeinflussung unserer deutschen Sprache durch eine artfremde — und das bedeutet ihre Barbarisierung — wird sich keiner, der die Muttersprache lieb und der Sinn und Ohr für ihre ganz persönliche Melodie offen hat, ihr wünschen. Man denke nur, wie das Magyarische mit seinem Hackbrettrhythmus das österreichische Deutsch überfremdet hat!

Es ist ernstlich zu hoffen, daß die Ära der Germanisierungspolitik, wie wir sie jahrzehntelang — als Versuch mit untauglichsten Mitteln — an den Polen betrieben haben, durch die Errichtung des polnischen Staatswesens endgültig abgeschlossen ist!

Diesem gewaltigen Staatsakte stimme ich ebenso wie Herr v. Rechenberg zu, aber ich möchte ihn vorsichtig noch keine „Lösung" nennen. Das polnische

*) Stürmer, Bark und Everth sind aber keine Balten!

Problem, d. h. die Frage, wie der Drang der Polen nach nationaler Einheit mit unseren staatlichen Lebensnotwendigkeiten (denn Birnbaum liegt etwa 150 Kilometer von Berlin) zu vereinbaren sei — wobei diese natürlich vorgehen müßten — ohne daß wir den guten Willen des neuen Staates verlieren, bleibt immer ein Problem und zwar ein sehr schweres und ernstes. Der jetzige Zustand ist ein kleineres Übel als jenes, wo Rußland von Wladiwostok bis Kalisch reichte, eine Bedrohung, wie sie kein Staat Europas auf sich lasten hatte; immerhin, ein Übel ist er noch. Aber Probleme sind Aufgaben, und kein Volk schreitet fort, dem keine Aufgaben gestellt sind.

Interessant aber gefährlich ist die Lösung, die Rechenberg für die belgische Frage vorschlägt.

Sie setzt ein uns völlig freundlich und „zahm" gewordenes Frankreich voraus, eine Annahme, die, heute wenigstens, auf nicht viele Anhänger rechnen kann. Ein irgendwie revanchelüsternes Frankreich, und ein anderes kennt ja unsere Generation nicht, dicht in der Flanke unseres Industriegebiets zu wissen, ist doch ein zu beängstigender Gedanke.

Es hilft uns darüber auch die Erwägung nicht hinweg, daß wir nun, als Besitzer Flanderns, (nach Rechenbergs Plane) diese gefahrdrohende Flankenstellung wiederum flankieren würden, denn mit diesem Flandern würden wir nur eine schmale, also schlechte strategische Verbindung haben, und im Lande selbst würden wir fremde Eroberer, nicht, wie die Franzosen in Brabant, stammverwandte Freunde sein. Die niederländische Sprache ist nun einmal kein Dialekt mehr der hochdeutschen, sie ist seit Jahrhunderten über die Dignität eines niederripuarfränkischen (nicht niedersächsischen, wie man merkwürdigerweise zur Zeit des Burenkrieges annahm) Idioms hinausgewachsen und eigene Schriftsprache mit eigener Literatur und Lebenskultur geworden. Außerdem ist die Aristokratie des Flamenlandes französiert; das ganze Volk durch die jahrelange militärische Besetzung uns wenig freundlich gesinnt. Die dort zu haltende Besatzungsarmee würde im Kriegsfall wie abgeschnitten sein.

Andererseits würde die in Frankreich herrschende antikirchliche und radikale Advokatenklique nicht rein erfreut sein über den Zuwachs einer überwiegend streng klerikalen Bevölkerung.

Man darf auch nicht unterschätzen, daß beide Nationalitäten in Belgien zwar nicht miteinander, wohl aber mit der Person des Königs, der ihnen nicht mit Unrecht als Märtyrer und Held erscheint, durch den Krieg eng verwachsen sind. Es wäre nicht nur unschön, sondern unklug von uns, uns der Rückkehr dieses Königs in sein Schloß in Brüssel zu widersetzen. Die Dinge liegen hier direkt umgekehrt, wie hinsichtlich Serbiens.

Nun spricht man von den realen Garantien für Belgiens Wohlverhalten. Der Reichskanzler selbst hat sie als unerläßlich bezeichnet. Ich muß gestehen, und da geht es mir ebenso, wie Herrn v. Rechenberg, daß ich nicht imstande bin,

mir solche Garantien vorzustellen. Was sind angesichts der heutigen Artillerie Festungen? und was würde es nützen, den Betrieb der Eisenbahnen in Händen zu haben? Besser als solche Stipulationen der Präpotenz ist noch immer die Annexion, und die ist ja schlecht. Eine Zollunion würde bedeuten, daß wir der belgischen Industrie ohne Dank Tribut bezahlen.

Es gibt keine andere Sicherung vor der belgischen Vexiertüre, die aufgeht, wenn sie zu sein sollte, und umgekehrt, als die Schaffung eines von Grund aus veränderten Verhältnisses zu Frankreich. Das ist zu wünschen, aber man wagt es kaum zu hoffen. Es ist wie der Stein der Weisen.

Endresultat dieser Betrachtung: Es wird nichts Wesentliches zu annektieren geben in Europa. Wir wollen uns die Rückgabe der besetzten Länder gut, sehr gut bezahlen lassen, in Geld, Kolonien und anderen Vorteilen. Für die Sicherung unserer Zukunft bleiben wir immer auf die lebendigen Kräfte unseres Volkes angewiesen. Wir werden nicht nur stark, sondern auch sehr klug sein müssen.

Entscheidend kann für alle diese bangen Zukunftsfragen der Gedanke des freien Meeres werden.

Wenn man erst erkannt hat, daß alle Rivalität der europäischen Nationen, auch die, die zum gegenwärtigen Kriege führte, Kampf ums Meer, nicht Kampf um Land ist, dann wird man Herrn Wilson auch zubilligen, daß er zwar ein rein amerikanischer Politiker — er will gar nichts anderes sein —, aber ein durchaus praktischer Politiker und beileibe kein weltfremder Professor ist*).

Seine Botschaft ist ja auch wohl sicher nicht seine Privatarbeit, sondern die wohldurchdachte und berechnete Leistung der ihn umgebenden führenden politischen Kreise. Wir können diesen Frieden, wie er ihn vorschlägt, im Grunde genommen fast ganz akzeptieren.

Und wenn wir sehen, daß ein durch seine ganze Erziehung englisch voreingenommener Mann, der den deutschen Staatsaufbau und damit den deutschen Staatswillen nicht einmal versteht, vielleicht ohne es selbst zu wissen, unsere Gedanken verkündet, verkünden muß, so ist das ein schöner Beweis dafür, wie richtig und parallel zum Willen der ganzen Welt (unsere verblendeten Feinde ausgenommen) unser Kriegswille gelagert ist.

Und auch unser Friedenswille.

Denn nur der Aufbau einer wirklichen Völkergemeinschaft Europas auf der Grundlage der Meeresfreiheit kann die Frage lösen, die wir an den Anfang dieser Betrachtungen stellten: wie sichern wir unserem Volkstum einen angemessenen Platz in der Welt, auch für die weitere Zukunft, gegenüber den Riesenvölkern, mit denen der Erdball dann rechnen wird?

Solche Gemeinschaften folgen ganz von selbst der Führung des Starken, und das werden wir sein.

*) Das ist vor dem „Abbruch" geschrieben, wird aber gleichwohl aufrecht erhalten.

Professor Dr. Ludwig Fränkel: Die Persönlichkeit des jetzigen griechischen Ministerpräsidenten außerhalb der Politik.

Darüber herrscht wohl bei allen leidlich urteilsfähigen Köpfen des heutigen Europa und darüber hinaus volle Klarheit, daß der wenigst beneidenswerte und zugleich wackligste Sessel eines Ministerpräsidenten auf der jetzigen Stufe des völkerrechtlich immer mehr verwirrenden Weltkrieges derjenige an den Ufern der harmlosen Kephissos und Ilissos ist. Aber so sehr auch die hitzigsten Streber unter der heutigen internationalen Diplomatie völlig frei von Mißgunst gegenüber dem kühnen bald sechsundsechzigjährigen Gelehrten sind, der, als sein König, Schüler und Freund rief, mutig aus reiner Vaterlandsliebe jüngst in die Bresche sprang, über die eigentliche Bedeutung, überhaupt über die Eigenart dieses seltenen Mannes weiß kaum jemand unter den derzeitigen Kollegen in den Großmächte- und Kleinstaaten-Kabinetten ernstlich Bescheid. Wir erstaunen nicht, wenn daher während der letzten Monate über den vorher in weitesten Kreisen der angeblichen Pächter „aktueller" Staatsweisheit Unbekannten in jener Hinsicht allerlei zusammengefabelt worden und davon das meiste irgendwie in die Tagespresse durchgesickert ist. Fast nichts daraus darf auf tatsächlichen Wert Anspruch machen, mag es auch mit noch soviel Bewußtsein, zu den Eingeweihten zu gehören, vorgetragen werden. Dahin rechnen besonders die mannigfachen persönlichen „Erinnerungen", die seit dem Amtsantritt des „neuen Mannes" in der Tagespresse auftauchten, wie die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 288 vom 17. Oktober 1916, Abendblatt) ein Musterbeispiel von E. Bernhardt, aus dem Jahre 1906, brachte. Solche gutgemeinten, aber doch das Bild ins Anekdotische verschiebende Mitteilungen fördern blutwenig: und zwar um so geringer, wo, wie auch ebendaselbst, die weltkluge Zurückhaltung und wohlbedachte Verschwiegenheit des Abkonterfeiten ausdrücklich betont werden muß.

So haben wir denn allen Anlaß, in das frühere Wirken des sturmumbrandeten Steuermannes hineinzuleuchten, dahin, wo ihm aktives politisches Schaffen noch fernlag. Der Athener Akademiker Professor Dr. S p i r i d i o n L a m b r o s, der, obwohl er sich bisher nie praktisch in der Politik betätigt hatte, den Auftrag König Konstantins, seines früheren Hörers und nachherigen Alltagsgenossen zum Gedankenaustausch, unter den heutigen allerschwierigsten Umständen ein neutrales Geschäftskabinett zu bilden, übernahm, gilt seit langer Zeit in Fachkreisen als eine wissenschaftliche Größe. Er ist geboren am 21. April 1851 auf Korfu, er ist also kein Epirote, wie jüngst durch die Zeitungen lief, als ein Motiv gesucht wurde, um ihn wider das dort immer lüsternere Italien einzunehmen. Wohl aber

stammt wahrscheinlich von seiner Abkunft die wohlbewußte starke Neigung für Italienisches, welche zweifellos jetzt mancherlei eifersüchtige Gelüste des römischen habgierigen Regierungsklüngels zunichte macht. Schon 1867—71 studierte er zu Athen, dann, sofort nach dem Einsetzen des gewaltigen Bildungsaufschwungs im neuen Deutschen Reich, 1872—75 in Berlin Geschichte, bald immer mehr mit dem Schwerpunkt auf der Antike. In Leipzig promovierte der ganz in die Bahnen deutscher Hochschulwissenschaft eingewöhnte junge Neuhellene zum Doktor der Philosophie, arbeitete darauf auf mehreren an historischen Schätzen reichen Bibliotheken Mittel- und Westeuropas und habilitierte sich 1878 an der Nationaluniversität zu Athen als Privatdozent für einheimische Geschichte. 1882—85 war er dort daneben Direktor der Abteilung für Volksschulwesen im griechischen Kultusministerium und wurde 1886 außerordentlicher, 1890 ordentlicher Professor für Alte Geschichte daselbst. Außer vielen Abhandlungen in in- und ausländischen Organen seiner Wissenschaft veröffentlichte Lambros eine große Anzahl Werke zur althellenischen Geschichte und Kultur in griechischer, lateinischer, französischer und englischer Sprache. Davon seien hier nur angeführt: „Collection de romans Grecs en langue vulgaire et en vers“ (1880), „Constantini de Natura animalium libri duo“ (1885), im Supplementum Aristotelicum der Preußischen Akademie der Wissenschaften eine Aufsehen erregende philologisch-naturhistorische Leistung, „Catalogue of the Greek manuscripts of Mount Athos“ (2 Bände, 1895—1901), eine längst fällige Aufgabe glanzvoll lösend, „Ecthesis Chronica and chronica Athenarum“ (1902) u. a. Einer ganzen Reihe der Belege seiner weitschichtigen und ausgedehnten fachwissenschaftlichen Forscher- und Darstellertätigkeit gebührt für unsere Kenntnis und Erkenntnis der altgriechischen Altertumskunde und Literatur der Rang grundlegender Bedeutung. So gilt z. B. das angeführte Gesamtverzeichnis der griechischen Handschriften in den Athosklöstern in jedem Betracht als ein Monumentalwerk. Wir entnehmen einer Zuschrift eines sichtlich sehr sachkundigen Dr. M. B. an die „Vossische Zeitung“ Nr. 532 vom 17. Okt. 1916, erste Beilage, Seite 2, als Ergänzung folgendes: „Als Sektionschef für das Volksschulwesen im Kultusministerium hat Lambros Unvergängliches für die Volksbildung seines Vaterlandes geleistet. Er hat auch (Ernst) Curtius und Gregorovius ins Griechische übersetzt. — Lambros ist der erste griechische Gelehrte, der, die Errungenschaften der westeuropäischen Wissenschaft völlig beherrschend, die moderne Forschungsmethode in sein Vaterland einführte.“

Hier sei ein Hinweis auf einen gelegentlichen wissenschaftlichen Fund eingeschoben, der Lambros vor fünftehalb Jahrzehnten gelungen und seinen Namen geradezu volkstümlich gemacht hat. Im Jahre 1872 entdeckte er in der Nachbarschaft der alten Hauptstadt Böotiens, des siebentorigen Theben, die einstige Stadt Tanagra, welche durch die dort hergestellten Figürchen aus gebranntem Ton weit bekannt war. Von seinem korfiotischen Landsmann und Forschgenossen

Jorghis Anaphantis unterstützt, durchwühlte er bis 1874 ungefähr 10 000 Gräber aus dem 4. Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung; beinahe in allen stieß man auf Musterexemplare jener berühmten Tanagrakunst, darunter viele farbige Figuren, die jedoch oft bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen. Immerhin gelang es, mehrere Tausend dieser Figuren zu bewahren. Heute kennt man in der ganzen Welt die Nachbildungen dieser alten Originale, und das Wort „Tanagra" ist zahllosen Menschen als Inbegriff einer ganz bestimmt umrissenen Gattung von Terrakotten der antiken Koroplastik aus der Blütezeit althellenischer Kunst wohlbekannt, ohne daß sie eine klare Vorstellung von der Ursache dieser Bezeichnung besitzen oder gar wissen, daß diese neueste Berühmtheit Tanagras, auf den in der Nekropole auf dem dortigen Kokkalihügel veranstalteten Ausgrabungen der anmutigen Statuetten beruhend, größtenteils auf den gegenwärtigen griechischen Ministerpräsidenten zurückführt. Seltsame Fügung! Gerade in den letzten Wochen stritten sich in der deutschen Kunsthauptstadt München Herr E. Schammer und Frau Trippe-Fürst um den Vorrang, wer von beiden daselbst auf seiner Miniaturbühne in Märchenverkörperungen mit niedlichen Figürchen echte „Tanagra-Spiele" darbiete (vgl. General-Anzeiger der Münch. Neuest. Nachrichten Nr. 564 vom 5. November 1916, S. 3), gewiß unberührt von einer Ahnung, daß der mittelbare Urheber unserer ganzen Tanagra-Neukunst eben jetzt in jenem sorgenvollsten Premierminister-Hause des kriegsergriffenen Europa waltet.

Ein deutscher Altertumsforscher, Reinh. Kekulé, war es, der in zwei gründlichen Abhandlungen (1878) „Griechische Tonfiguren aus Tanagra" in Bild und Wort am saubersten vergegenwärtigte. Ein deutscher Kunsthistoriker, Gottfried Kinkel, der bekannte Dichter und Achtundvierziger, hat dann als seine letzte poetische Gabe „Tanagra. Idyll aus Griechenland" (1883, aus dem Nachlaß) beschert, wo anschaulichst jener Boden vor uns sich ausbreitet. So knüpften deutsche Forschung und literarische Ausmünzung an den Arbeitserfolgen unmittelbar an, die der glückliche Archäolog Lambros erreicht hatte. Kein Wunder, daß der Name dieses hervorragenden Gelehrten modernen Stils weit über die Grenzen seines Vaterlandes in der internationalen Wissenschaft längst besten Ruf genoß und nicht erst neuerdings eine höchst ehrenvolle Rolle spielte. Seit 1904 gibt Lambros eine angesehene historisch-philologische Vierteljahrsschrift „Neos Hellenomnemon" in seiner geliebten Muttersprache heraus: ein Sammelbecken zahlreicher feiner Beiträge von da und dort. Der als schlagender und geistvoller öffentlicher Redner berühmte Mann hat sich diesen Namen besonders bei der weit über das junge Hellas hinaus warm begrüßten Erneuerung der Olympischen Spiele erworben, deren Geschäfte er seit 1902 als gewandter Generalsekretär geführt. Es ist ein Verdienst des unlängst verstorbenen ausgezeichneten Philologen August Leskien in Leipzig, des ersten Inhabers eines slawistischen Ordinariats an einer reichsdeutschen Hochschule, Lambros' reiche Kraft und

Wissensfülle bei der 14. Neubearbeitung von Brockhaus' Konversationslexikon zur Mitarbeit für die Artikel über hellenische Geschichte gewonnen zu haben. Es war bei Lambros' Amtsantritt, Ende Oktober 1916, gerade auf den Tag ein Vierteljahrhundert, daß Professor Leskien, damals als Vetter der Familie Brockhaus Oberleiter der gewaltigen Enzyklopädie, zu mir, dem Redaktionssekretär, freudestrahlend ins Büro tritt: „Gottlob, endlich haben wir ihn, Herr Doktor!" „Wen denn?" fragte ich den sonst allezeit ruhig besonnenen Jubler. „Lambros in Athen! Er schreibt oder, wo nur nötig, überarbeitet uns alles Hellenische." So kann man denn in der jetzt im Umlauf befindlichen „Neuen revidierten Jubiläumsausgabe" des berühmten maßgeblichen Leipziger Nachschlagewerkes auf alle Aufklärungen aus dem so viel durchackerten Felde griechischer Altertumskunde im weitesten Sinne schwören — entstammen sie doch jener berufensten Feder. Einer Feder übrigens, die den deutschen Stil eben so sicher meistert, wie der Mund ihres grundgescheiten Inhabers unsere Muttersprache fehlerlos und dialektfrei gern, ja am liebsten handhabt. Im „Brockhaus" Band 17, Seite 601 findet man die einzige deutschgedruckte authentische Lebensskizze von Lambros; ich habe sie, auf sein ausdrückliches Anliegen ohne eine Silbe Lob, vor einem Vierteljahrhundert entworfen. Nun, heute können wir wohl begreifen, daß auch der beklagens- und bewundernswerte seelenstarke Monarch des brutal drangsalierten Landes gedacht habe: „Gott sei Dank, wir haben ihn!", und wollen ihnen beiden, den wackern und tapfern Staatslenkern, aber auch uns selbst, die wir voll ernstester Teilnahme ihr Abwehrringen wider überstarke Gewalttätigkeit besorgt begleiten, das Allerbeste aus Lambros' vorher ungeahnter staatsmännischer Wirksamkeit wünschen. Daran mag uns auch nicht die Angabe des Berliner Korrespondenten der Kopenhagener „Nationaltidende" vom 6. Dezember 1916 irre machen, zu dem der bisherige deutsche Gesandte in Athen, Graf Mirbach, unmittelbar vorher geäußert haben soll: „Aber der jetzige Regierungschef kann nicht unser Freund genannt werden" (?).

Dr. Hermann Stahn: Höhen, Hemmungen und Hoffnungen islamischer Kultur.

I.

„Wir Türken und unsere Geschichte haben auch unsere Kultur gehabt, wie das deutsche Volk, aber leider — diese Kultur ist mit der Zeit etwas verdunkelt worden," so sprach am 23. Mai vorigen Jahres namens der türkischen Abgeordneten der Konstantinopeler Universitätsprofessor Seyd Hachim Bei im deutschen Reichstagsgebäude. Er war zu diesem Wort wohl berechtigt. Eine hochentwickelte Kultur gab es einst in den Ländern der heutigen Türkei. Auf dem Islam, der Religion Mohammeds begründet, strebte sie unter dem Kalifat der Omajjaden mächtig empor, erlangte unter den Abbasiden (750—1258) ihre großartigste Entfaltung und fand auch später, nicht nur im spanischen Westen, sondern auch im türkischen Osten noch mannigfache Förderung. Unter uns war zwar bisher die Kenntnis dieser Kultur nur ein Sonderbesitz weniger, aber bei unserer aufrichtigen Freundschaft für die Türkei kann es nicht anders sein, als daß die Bekanntschaft damit immer tiefer und allgemeiner werden muß. Am meisten sind unserem Volke wohl noch die Werke islamischer Kunst vertraut. Wer auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt, von dem erwartet man, daß er etwas von jenem „maurischen" Stil weiß, der in der Alhambra zu Granada den großartigsten Ausdruck gefunden hat. Eine Fürstenresidenz von märchenhafter Schönheit, weist sie in ihren stimmungsvollen Höfen und weiten Hallen, in ihrer Unmenge von Säulen und den mit reichem Stuck verzierten Spitz- und Hufeisenbögen, in ihren seltsam verschlungenen geometrischen Linien und Ranken (den „Arabesken"), wie in ihrer Farbenpracht die eigenartigen Züge islamischer Baukunst auf. Sie begegnen uns wie in diesem letzten, im 15. Jahrhundert vollendeten Meisterwerk auch in monumentalen Schöpfungen früherer Zeiten, nicht nur auf spanischem Boden, wo noch der Hiralde zu Sevilla mit ihrer unübertroffenen Grazie und der Moschee von Cordoba besonders Erwähnung gebührt, sondern ebenso an anderen Stätten des Islam, in den Moscheen von Tlemsen (Marokko), Kairuam (Algerien) und Kairo. Waren die einzelnen Kunstformen auch großenteils Baudenkmälern einer älteren Kultur entlehnt, so wurden sie doch von den mohammedanischen Künstlern zu neuen Einheiten verbunden, eigenartig fortgebildet und zu einer Vollendung geführt, die uns zu aufrichtiger Bewunderung ihres Könnens nötigt. Neben der Baukunst gelangte das Kunstgewerbe zu höchster Blüte. Auch hier feierte die Vorliebe für Verzierung, die sowohl im linearen Ornament wie im Rankenwerk der Arabeske mit peinlichster Sorgfalt

bis ins Einzelste durchgeführt wurde, die glänzendsten Triumphe. Die Erzeugnisse der Kunsttöpferei, der Buch- und Glasmalerei, der Holz- und Metallbearbeitung, der Teppichweberei wurden in dem darin weit nachstehenden Abendlande aufs lebhafteste begehrt. Ansehnliche Leistungen weist auch die selbständig erwachsene Dichtkunst auf, und zwar in der Lyrik, im Spruch und in der Erzählung. Die Zahl wirklicher Dichter, zu denen auch manche der Omajjadenkalifen gehören, ist außerordentlich hoch. Birgt sich unter der eleganten Form auch oft ein dürftiger Inhalt, so bekunden doch manche Dichtungen, wie die des blinden Syrers Al Maarri, tiefe Einblicke in Welt und Menschheit. Mit der Poesie suchte die Musik gleichen Schritt zu halten, und starke Einwirkungen gingen von ihr aufs Abendland aus.

Neben der Kunst kam als weiterer Zweig islamischer Kultur die Wissenschaft zu reicher Entfaltung. Mächtig gefördert durch große und reiche Herren, vor allem durch die drei Abbasidenkalifen Mansur, Harun und Mamun, erreichte sie von 800 bis 1000 ihre höchste Blüte, fand aber auch später noch eifrige Pflege, wie die Errichtung der Hochschule („Medrese") in Bagdad durch Nizam Al Mulk, den ausgezeichneten Wesir des Seldschukensultans Melikschah beweist. Dabei war Bildung und Wissen nicht das Vorrecht Weniger. Bis zu den untersten Schichten konnte jeder lesen und schreiben. Großartige Bibliotheken standen an allen größeren Orten zur Verfügung, in Bagdad z. B. lange nach der eigentlichen Lohn. Alle frische Tätigkeit lähmte der fatalistische Glaube von der unentsprechend dem auf das Praktische, Nützliche gerichteten Geist des Semiten, suchten sich die Araber in erster Linie die philosophischen, mathematischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften der älteren Kulturen (Griechenlands, Persiens, Indiens) zu eigen zu machen und zu vermehren. Das sinnlich zu Fassende und das logisch zu Begreifende fesselte die Aufmerksamkeit, weniger dasjenige, was nur dem Gemüt, dem Ahnen zugänglich ist. Das tritt gleich bei der vornehmsten aller Wissenschaften, der Philosophie, zu Tage. Während sie in der philosophischen Spekulation kaum das Überkommene richtig erfaßten, zeigten sie für logisches Zergliedern große Begabung. Ihr Lehrmeister wurde Aristoteles. Von den islamischen Philosophen gewann der zugleich als Arzt berühmte Ibn Sina (Avicenna) mit seiner glücklichen Gabe geschickter Gruppierung und faßlicher Darstellung räumlich und zeitlich den größten Einfluß. Selbständiger war der anderthalb Jahrhunderte nach ihm im Westen der islamischen Welt lebende, naturalistisch gerichtete Ibn Roschd (Averroes). Noch mehr als Avicenna hatte er unter der Feindschaft orthodoxer Theologen zu leiden. Gleichwohl fanden beide viele Verehrer, und nicht nur im Islam. Auch die christliche Scholastik schenkte ihnen die höchste Bewunderung. Die Übermittelung der Geistesarbeit des alten Griechenlands an das christliche Mittelalter wurde überhaupt das größte Verdienst der islamischen Philosophie. Mit besonderer Vorliebe wandten sich die Jünger Mohammeds der Mathematik zu. Bald über

Euklid und die anderen Lehrmeister hinauswachsend, erwarben sie sich unvergängliche Verdienste in der Geometrie, Trigonometrie und in der Algebra, die, wie so viele andere Dinge, mit ihrem arabischen Namen schon von jener Vergangenheit zeugt. Es sind Verdienste, die auch uns heute noch zugute kommen, und ohne welche die Leistungen eines Kopernikus und Kepler undenkbar wären. In der Astronomie boten die in Bagdad und an vielen anderen Orten errichteten Sternwarten die Grundlage zur Verbesserung der astronomischen Tafeln des Ptolemäus, zu genauerer Feststellung der Bahnen der Sonne, des Mondes, der Planeten und zu vielen anderen Forschungen, die wir jener Zeit verdanken. In der Medizin blieb zwar dauernd der Grieche Galenos maßgebend, aber mit welchem Eifer man sich um sie bemühte, zeigt der „Kanon der Medizin" des Avicenna, ein Riesenwerk, welches das ganze Mittelalter hindurch an europäischen Hochschulen als erste medizinische Autorität galt. Während Fortschritte in der Chirurgie durch das Verbot der Zergliederung von Leichen verhindert wurden, erfuhr die Heilkunde durch die Begründung der Pharmazie eine wesentliche Bereicherung, sowie durch mancherlei praktische Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie, wo man mit Erfolg das Experiment einführte. Von den beschreibenden Naturwissenschaften erzielten die Mineralogie und die Botanik Fortschritte. Weite Reisen, die man in jener Zeit liebte, hatten umfangreiche Reisebeschreibungen und wertvolle Erweiterung des geographischen Wissens zur Folge. Verschiedene Wissenschaften ergaben sich aus dem Charakter des Islam. Die Notwendigkeit, Neubekehrten zum Verständnis des Koran zu verhelfen, der nicht übersetzt werden durfte, erforderte ein sorgfältiges Studium der arabischen Sprache. So entstand eine außerordentlich gründliche Philologie. Ferner führte das Studium des Koran und der Tradition zu geschichtlichen Betrachtungen. Die Größe des Reiches und die rasche Folge wichtiger Ereignisse drängten zu geschichtlichen Aufzeichnungen. Es gesellte sich antiquarische Gelehrsamkeit hinzu, und so entstanden allerlei besondere Werke über einzelne Länder und Personen, aber auch solche universalen Charakters. Einen wirklichen Meister fand die Geschichtsforschung im 14. Jahrhundert in Ibn Kaldun, der nach dem Urteile unserer bedeutendsten gegenwärtigen Historiker tiefer als irgend ein anderer mittelalterlicher Gelehrter die Geschichte philosophisch durchdacht hat. Durch den Koran veranlaßt, kam auch eine überaus umfangreiche Rechtswissenschaft auf. Hatte doch Mohammed in seinen „Offenbarungen" auch zahlreiche Gesetze für das soziale Leben gegeben. Neben diesen Gesetzen galt späteren Geschlechtern als maßgebend, was als Brauch und Glaube im Leben Mohammeds und der ältesten Gemeinde erwiesen werden konnte, die Sunna (Gewohnheitsrecht). Um sie auch fernwohnenden Gläubigen zugänglich zu machen, wurde es nötig, sie in schriftlich fixierter Form als Hadith (Mitteilung) zu verbreiten. Bald brauchte man eine Schutzwehr gegen die vielen, fälschlich dem Propheten und der ersten Zeit zugeschriebenen Anschauungen, und so bekamen kritisch gesichtete Sammlungen, das Sahih

(Sammlung) des Buchari, des Muslim und noch vier anderer das Ansehen kanonischer Schriften. Da für die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse mit der Zeit der Koran samt den Traditionssammlungen nicht mehr ausreichte, trat in Anlehnung an das römische Recht die juristische Spekulation hinzu. Durch hervorragende Rechtsgelehrte begründet, entstanden in der islamischen Welt vier Schulrichtungen, von denen die in den türkischen Ländern eingebürgerte des Abu Hanifa, nach dem Urteile eines angesehenen Forschers, „die höchste und menschenwürdigste Entwicklungsphase darstellt, deren der Islam fähig ist".

Was aber immer an Wissenschaft und Kunst der Islam hervorgebracht hat, ist bestimmt durch die tiefste Wurzel jener Kultur, die Religion Mohammeds. Es war wirklich echte, tief wurzelnde, höheres Leben schaffende Religion, was der Prophet von Mekka in die Herzen der Menschen zu pflanzen sich bemühte. Was einer der besten Kenner religiösen Lebens aus neuester Zeit, Schleiermacher, als das wesentlichste Kennzeichen der Religion aufgewiesen hat, das Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit von Gott, das macht den Kern der inneren Welt Mohammeds aus. Ergebung („Islam") in Gottes Willen ist das Erste und Letzte, das er verkündet. Es war ein echter prophetischer Drang, der ihn zum Auftreten in Mekka bestimmte. Mit Licht aus Himmelshöhen leuchtete er hinein in die Finsternis eines kurzsichtigen Materialismus und selbstgerechten Diesseitsglaubens der Mekkanischen Plutokratie wie des ganzen arabischen Volkes. Der Monotheismus, den er predigte, war ein gewaltiger Fortschritt gegenüber der Vielgötterei, die in seinem Volke im Schwange war. Die bahnbrechende religiöse Erkenntnis hatte manche andere wichtige Einsicht zur Folge. Es ward ihm klar, daß der Mensch Akte der Andacht braucht, und daß er im Hinblick auf Gott sich Opfer auferlegen muß. Auch der immer mit der Religion verwachsenen Moral kam seine religiöse Erleuchtung zugute. Energisch wandte er sich gegen barbarische Gewohnheiten, wie z. B. die Sitte, neugeborene Mädchen zu begraben. Nachdrücklich bekämpfte er die zügellose Unzucht. Dem wilden Vergeltungsprinzip gegenüber betonte er Versöhnlichkeit und Selbstbeherrschung. In Handel und Wandel forderte er statt des unredlichen Treibens Rechtschaffenheit. Während der Einzelne bis dahin sich nur als Angehöriger seines Stammes fühlte, machte er persönliche Verantwortlichkeit und persönliche Rechte geltend. So bedeutet Mohammed mit seiner religiös-sittlichen Neugestaltung an seiner Stelle zweifellos einen gewaltigen Fortschritt. Gewiß fühlen wir uns in mancher Hinsicht enttäuscht, wenn wir von dem mekkanischen Bußprediger zu dem medinensischen Organisator kommen. Aber die Mängel, die der von Mohammed ausgeprägten Religionsform verblieben, konnten überwunden werden, so sehr manche Elemente einem Fortschritt auch hinderlich sein mußten. In der Tat kam der Islam allmählich auf den Weg zu einer inneren Entwicklung. Alle die verschiedenen religiösen Ideen, denen die Jünger Mohammeds bei der Ausbreitung seines Reiches begegneten, nötigten zum Meinungsaustausch. In Damaskus, der Residenz der

Omajjaden, war ein geeigneter Boden für die Auseinandersetzung mit dem Christentum. Die religiös duldsamen Herrscher dieses Hauses ließen dem Christentum so viel Freiheit, daß Johannes Damascenus, der letzte bedeutende Dogmatiker der morgenländischen Kirche, eine Apologetik des Christentums gegen den Islam verfassen konnte. In Basra im Irak finden wir schon etwa hundert Jahre nach dem Tode des Propheten kleine Kreise, in denen man Vergleiche zwischen Islam und Buddhismus anstellte, das Für und Wider der Prädestinationslehre erörterte und manche andere religiösen Fragen behandelte. Hier erstand dann auch die Mutazila, jene Richtung der Theologie, die der Autorität der Überlieferung gegenüber das Recht der Vernunft betonte. Im Gegensatz zu der bald nach Mohammed entstandenen Meinung, daß der Koran ungeschaffen und ewig, Gottes authentisches, durch den Verstand nicht zu deutendes Wort sei, erklärten ihn die Mutaziliten zwar für geoffenbartes Gesetz, aber nur als den Inbegriff der Lehren eines gottbegeisterten Propheten. Sie vergeistigten den Gottesbegriff, indem sie die Worte, die von Gliedmaßen und Affekten Gottes redeten, als bildliche Redeweise auffaßten. Da die Gerechtigkeit Gottes für sie bedeutete, daß er jeden Menschen für sein Tun verantwortlich macht und nach seinen Werken beurteilt, so verwarfen sie die Prädestination. Die ersten Kalifen aus dem Hause der Abbasiden waren dieser freieren Richtung durchaus zugetan, und unter Mamun geschah es im Jahre 827 sogar, daß der Koran durch Staatsdogma als erschaffen erklärt wurde. Begeisterte Jünger der Mutazila verbreiteten die neue Erkenntnis in allen Gegenden. So hören wir, wie ein Mekkaner, der in Bagdad erfahren hatte, wie man dort den in Mekka noch herrschenden Anthropomorphismus abgetan hatte, in seiner Heimatstadt die Schilderung seiner Erlebnisse mit den Worten beginnt: Ich habe einen neuen Islam angenommen! Neben dieser hoffnungsvollen Theologie regte sich die Mystik. Unter christlichem und buddhistischem Einfluß wandten sich weite Kreise gegen die äußerlichen Sittengesetze des Islam und priesen die Vereinigung mit Gott in inniger Liebe. Sie taten sich zusammen und trugen ein kennzeichnendes wollenes Gewand, nach dem sie Sufi genannt wurden. Auch die orthodox gerichteten Theologen konnten sich den neueren Strömungen nicht gänzlich entziehen. Darum suchte um 900 der auf die Tradition bedachte Aschari aus Basra eine Vermittlungstheologie zu schaffen. Höchsten Ruhm erwarb sich zwei Jahrhunderte später Al Gazali aus Korasan (gest. 1111). Nach einer ruhmreichen Lehrerlaufbahn an der angesehensten Hochschule des Islam in Bagdad hat er in stiller Zurückgezogenheit die geistigen Strömungen seiner Mitwelt einer strengen Prüfung unterzogen und Werke ausgehen lassen, die von allergrößter Wirkung auf das religiöse Leben waren. Vom Standpunkt der strengsten Orthodoxie bekämpfte er leidenschaftlich die den Glauben zersetzende Philosophie. Zugleich aber übte er eine vernichtende Kritik an dem Betriebe der religiösen Wissenschaft seiner Zeit, die zu einem Tummelplatz spitzfindiger Dialektik geworden war und gesetzliche Kasuistik mit den Interessen der

Religion vermengte. Dagegen forderte er in einem Werke mit dem stolzen Titel „Neubelebung der Wissenschaften der Religion" die Pflege eigenen religiösen Innenlebens. Im Bewußtsein der Abhängigkeit von Gott soll der schlichte Mensch wieder ein unmittelbares Glaubensleben führen. Den verknöcherten Formalismus islamischer Orthodoxie mit Gedanken des Sufismus beseelend, fand er zwar zunächst bei den hochmütigen Ulemas (Schriftgelehrten) heftige Opposition; doch es dauerte nicht lange, und er wurde als „Regenerator der Religion" anerkannt, den Allah gesandt hatte, um dem Verfall des Islam zu steuern. Er war dem Islam, was Augustin der christlichen Kirche gewesen ist, eine Leuchte auf lange Zeit hinaus, freilich auch darin ihm ähnlich, daß er bei aller religiösen Tiefe nicht die Gabe besaß, Fesseln zu sprengen, die gesprengt werden mußten. So nahm die Kultur des Islam im Laufe der ersten Jahrhunderte eine glänzende, noch Großes verheißende Entwicklung, eine Entwicklung, die um so heller leuchtete, als sich über das christliche Europa zu jener Zeit gar tiefes Dunkel breitete.

II.

„Aber leider — diese Kultur ist mit der Zeit etwas verdunkelt worden," so fuhr der türkische Wortführer in seiner Reichstagsrede fort. Ja, gar sehr ist sie im Laufe der Zeit verdunkelt worden. Der Glanz islamischer Kultur fing allerdings bereits an zu erbleichen, als im elften Jahrhundert die ersten türkischen Stämme (Seldschuken) im Gebiet des Islam Fuß faßten. Wie kam es nur, daß die erst so hoffnungsvolle Entwicklung in ihrem Fortgang gehemmt wurde und schließlich verkümmerte? Zweifellos hängt der Rückgang der Kultur mit dem Verfall der politischen Macht zusammen. Unter der Herrschaft der Omajjaden, von denen die meisten hochbegabte und kraftvolle Männer waren, und unter den ersten, großen Kalifen der Abbasidendynastie hatte die islamische Kultur zusehends Fortschritte gemacht. Aber bald entartete diese Herrscherfamilie. Mehr oder weniger unfähig zur Regierung des islamischen Riesenreiches, das sich zwischen dem Indus und Gibraltar, dem Kaukasus und Abessinien ausdehnte, suchten sich die späteren Kalifen durch schrankenlosen Despotismus zu behaupten. Dadurch wurde ein zunehmender Knechtssinn der Umgebung gefördert. Die Haremswirtschaft verlieh Sklaven und Eunuchen einen gewaltigen Einfluß. Anstatt auf Hebung des Landes bedacht zu sein, saugten die Regierenden es aus, um selber schrankenloser Üppigkeit, entnervendem Genusse zu leben. Zur Sicherung gegen Aufstände umgaben sie sich mit Soldtruppen, die sie aus den kriegerischen Stämmen an der nordöstlichen Grenze durch Kauf oder Werbung gewannen. Infolgedessen hörte das Arabertum allmählich auf, die Stütze des Reiches zu sein. Die fremdländischen Garden fühlten sich bald als die Herren im Reiche und gebrauchten ihre Macht auch gegen den Kalifen. Die Untüchtigkeit der Regierung wirkte natürlich verderblich auf die Beamten des Reiches.

Die Statthalter der einzelnen Provinzen, in deren Hände eine große Machtfülle lag, herrschten willkürlich in ihrem Gebiet und suchten sich, ebenfalls mit Söldnern umgeben, nach Möglichkeit unabhängig zu machen. Das Bewußtsein von der Einheit des Staates ging der Bevölkerung verloren, und das Reich zersplitterte mehr und mehr. So sehr die entwickelte Kultur auch seinen politischen Niedergang aufhielt, allmählich wurde sie doch mit herabgezogen. Bei dem gräßlichen Widerspiel von Ränken und Empörungen, Mord und Blutvergießen aller Art konnten die Werke friedlicher Arbeit auf die Dauer nicht gedeihen. Wohl erwuchs der bereits sinkenden Kultur in dem mächtigen Seldschukensultan Melikschah ein entschlossener Förderer. Aber nach seinem Tode erlitt das Sultanat den gleichen Zerfall, wie das abbasidische Kalifat: Endlich kam das größte politische Unglück, der Mongolensturm. Schon die Heere Dschingiskhans fegten über das im Nordosten (Nordpersien) gelegene islamische Reich Kwarizm dahin. Bald bekamen auch die seldschukischen Fürstentümer bis nach Kleinasien hin die wilden Zerstörer zu spüren. Hulagu, der Enkel Dschingiskhans, bereitete dann auch dem Kalifat ein schreckliches Ende (1258). Hingen noch manche erfreuliche Blüten am Baum islamischer Kultur, als der Mongolensturm einsetzte, nun wurden sie bald schonungslos hinweggefegt. Kahle Stümpfe nur blieben jetzt zurück, wo er einhersauste. Grausamste Vernichtung war das Los der unglücklichen Länder, welche die Bekanntschaft der Mongolen machten. Ganze Städte, blühende Landschaften wurden ein Bild unsäglichen Jammers. Wie in Bagdad, der einst so glänzenden Abbasidenresidenz, alle Schätze der Wissenschaft und Kunst zu Grunde gingen, so sanken auch anderwärts die Pflegstätten islamischer Kultur unter den Händen der blutdürstigen, zerstörungswütigen Horden in Trümmer. Das Leben der Bevölkerung wurde gelähmt, ihr Geist gebrochen. Und was unter dem Mongolenansturm des dreizehnten Jahrhunderts an arabischer Kultur in Vorderasien noch unzerstört geblieben war, das vernichtete ein Jahrhundert später Timur (Tamerlan), der furchtbare Welteroberer aus Samarkand. Wohl verliehen die Türken später dem Islam wieder Ansehen, aber eigentlich nur als kriegerische Macht. Sie suchten auch die aus alter Zeit vorhandenen geistigen Schätze zu nutzen, es entstand eine türkische Literatur, aber zu einer wirklich lebensvollen Wendung brachte es die einst so viel versprechende Welt des Islam nicht mehr.

Wie kam das? Lag es etwa an einer Unfähigkeit der Türken zur Kultur? Nein, der Islam, den die Türken übernahmen, trug bereits den verderblichen Wurm in sich, der ihn immer mehr zum Verdorren brachte. Was die islamische Kultur verkümmern ließ, das waren nicht allein die äußeren Erschütterungen, sondern in erster Linie innere Unzuträglichkeiten. Von größtem Nachteil war die dem Islam von Anfang an eigene Zusammenschmelzung von Politik und Religion. Sie hatte zur Folge, daß die religiösen Parteien meist politische wurden, und ebenso die politischen ein eigenes religiöses Programm aufstellten. So waren die Sekten immer eine Bedrohung des staatlichen Gefüges. Welche Unruhen

schuf nicht die ursprünglich politische Partei der Schiiten, die an dem Erbrecht Alis, des Vetters und Schwiegersohnes Mohammeds, festhielten, aber untereinander wieder mehrere Sekten bildeten, die sich ebenfalls gegenseitig heftig befehdeten! Standen doch im zehnten Jahrhundert die meisten großen Gebiete des ehemaligen Kalifats, Ägypten, Syrien, Arabien, Persien, unter schiitischen Herrschern.

Den allergrößten Schaden aber brachte der Kultur des Islam der bei Sunniten wie bei Schiiten immer mehr zum Siege gelangende religiöse Konservatismus. Trotz beengender Fesseln, die der islamischen Theologie schon im Anfang angelegt waren, kam sie, wie oben geschildert, doch im Laufe der ersten Jahrhunderte zu einer lebensvollen Entwicklung. Die freiere Theologie hatte freilich von ihrem ersten Auftreten an gegen die Orthodoxie schwer zu kämpfen. Diese schrieb Gott menschliche Glieder zu, erklärte den Koran als ein göttliches, wörtlich zu verstehendes Buch und sah Mohammed — sehr gegen dessen ausdrücklichen Willen! — als unfehlbar, sündlos und durch besondere göttliche Gnade mit übernatürlichen Eigenschaften ausgerüstet an. Diese Auffassung wurde von der Masse des niederen Volkes, namentlich der Landbevölkerung, die das Bedürfnis nach einer möglichst massiven Glaubensform hatte, zäh festgehalten. Bald nahm in diesen Kreisen die Heiligen- und Reliquienverehrung, der Engels- und Teufelsglaube einen gewaltigen Umfang an. Uralter Volksglaube bürgerte sich im Islam ein (ähnlich wie im Christentum). Das Gebet wurde als magische Formel mit pedantischer Feierlichkeit behandelt. Dieser Orthodoxie gegenüber durfte sich die freiere Theologie der Mutazila zunächst ungehindert entwickeln. Die Omajjadenherrscher sahen mit vornehmer Geringschätzung auf die Prediger der Sunna-Orthodoxie. Die ersten Abbasidenkalifen begünstigten die freiere Theologie offensichtlich. Aber bald kam ein Umschwung. Der Abbaside Mutawakkil hatte sich im Jahre 847 bei einem Thronwechsel mit Hilfe der fremden Garden widerrechtlich zum Kalifen aufgeschwungen. Bald aber beunruhigte ihn die Sorge vor seinen Söldnern, und er suchte den Beistand des niederen Volkes zu gewinnen, indem er seine Gunst der Orthodoxie zuwandte. Heftig verfolgte er nun die Mutaziliten, ebenso wie er Christen und Juden schwere Demütigungen bereitete. Seinen eigentlichen Zweck erreichte er trotz alledem nicht, vielmehr wurde er von seinem Sohne mit Hilfe der türkischen Prätorianer ermordet. Seine Nachfolger hielten es aber ebenfalls mit den Altgläubigen und wandten gegen die Mutaziliten immer strengere Maßregeln an. Die Inquisition wurde eingeführt, Todesurteile wurden gegen die Ketzer ausgesprochen, ihre Bücher verbrannt. Mit eiserner Hand legte sich die Orthodoxie auf alles geistige Freiheitsstreben und schloß alles ernste Denken von der Religion aus. Die Philosophie durfte nur als Hilfswissenschaft (Kalam) zur Darstellung der feststehenden religiösen Gedanken gebraucht werden. Der Gläubige war an den Buchstaben des Koran und die Tradition gebunden. Die Theologen durften nur Kommentare zu den heiligen Schriften schreiben.

Selbständig über Gott nachzudenken, war ihnen verwehrt. Die alten Formen vertrockneten immer mehr, galten aber in immer stärkerem Maße als unantastbar, als hochheiliges Gut, das keinen andern Glauben neben sich duldete. Dem entsprechend mußte das Verhältnis zum Christentum viel schroffer werden. Alle Auseinandersetzung mit Christen hörte auf. Man versagte ihnen schließlich alle Achtung und duldete sie nur um der Steuer willen. Der Sufismus führte zur Bildung von Derwischorden. Diese betonten die Äußerlichkeiten, die sonst schon nachteilig auf den Islam wirkten, noch weit mehr, bestärkten die Frömmelei, Heuchelei, den Fanatismus und den Aberglauben. Bei der engen Verbindung der Religion mit Moral und Recht und allen anderen geistigen Tätigkeiten verfielen auch diese dem beschränkenden Bann. Man sah nur auf peinliche Erfüllung der vorgeschriebenen Gebete in der Hoffnung auf das Jenseits mit seinem überschwenglichen Lohn. Alle frische Tätigkeit lähmte der fatalistische Glaube von der unentrinnbaren Vorherbestimmung. Das Familienleben verödete durch das Haremswesen. In dieser Richtung bewegte sich die Entwicklung, als die Türken im Gebiet des Islam die Herren wurden. Sie wurde von ihnen, die mit der Religion alle Sitten und Gebräuche übernahmen, nicht geändert, sondern nur noch konsequenter fortgesetzt — zu ihrem Schaden. Die Orthodoxie, die nach langen Kämpfen mit Hilfe der Regierenden zu vollem Siege gelangte, verdunkelte die einst so glänzende Kultur mehr und mehr. „Leider" — sagen nun weitblickende Türken selber.

III.

Doch wo in der Türkei die Erkenntnis der Irrwege sich Bahn bricht, da erwacht mit dem Verlangen nach einer neuen, besseren Zeit der Wille, vom Abendland zu lernen. „Die junge Türkei kann Reformen nicht entbehren. Wir begreifen, daß die alten Überlieferungen nicht mehr am Platze sind. Wir fühlen die Notwendigkeit, in den Kreis der europäischen Kultur einzutreten", so erklärte der Wortführer der türkischen Abordnung, Vizepräsident Hussein Dschahid-Bei am 24. Mai im Garten des Reichskanzlerpalastes. In militärischer Hinsicht zu lernen, erschien zuerst als das Notwendigste. Und da hat Deutschland dem Osmanenreiche bereits ausgezeichnete Dienste geleistet. In diesem Kriege vor allem beweist es ihm durch politische, militärische und maritime Unterstützung, was es ihm sein kann. Jetzt müssen es alle Einsichtigen dort erkennen, wie die Türkei an keinem andern Volke einen tüchtigeren Lehrmeister und einen aufrichtigeren Freund finden kann, als an den Deutschen. Schon ist in der Türkei für viele andere Gebiete beschlossen, bei Deutschland in die Lehre zu gehen. „Wir haben einige Verträge mit Deutschland auf Gegenseitigkeit abgeschlossen. Wir hoffen, daß das so auf gegenseitige Rechte gebaute Bündnis in Zukunft seine Früchte weiter tragen wird," hörten wir aus türkischem Munde. Von unserer Technik und unserm Wirtschaftsleben werden unsere türkischen Bundesgenossen nach dem Kriege gern

zu lernen bereit sein. Für die Justiz und für das Unterrichtswesen sind Reformen nach deutschem Muster in Aussicht genommen. Damit wird deutsche Wissenschaft dort einziehen.

Wird aber damit die Türkei alles besitzen, was sie zur Herbeiführung einer eigenen neuen Kultur braucht? Fehlt der damit eingeführten Pflanze, der Kultur auch die Wurzel nicht, die sie zu wirklichem Gedeihen auf türkischem Boden braucht? Sie braucht notwendig die Wurzeln, ohne die sie in Deutschland nimmer zu ihrer jetzigen Höhe erwachsen wäre. Der Geist der Gewissenhaftigkeit und der Tatkraft, der das neue, große Kultur-Deutschland geschaffen hat, ist uns durch unsere Religion anerzogen, durch das Christentum, das sich bei uns vermöge unserer natürlichen Anlage nach der Seite tiefster Innerlichkeit entwickeln konnte. Darin vor allem ist die bewundernswerte Tüchtigkeit deutscher Männer und Frauen der Gegenwart begründet, auch derer, die diesen Zusammenhang nicht deutlich sehen. Daß unsere Kultur in der Türkei ohne solche Wurzeln in ihrer Frische fortbestehen könnte, ist nicht denkbar. Der Versuch des Komitees „Einigkeit und Fortschritt", aus Frankreich eine religionslose Kultur einzuführen, erwies sich als verfehlt. Unmöglich ist es aber auch, unsere Kultur ohne weiteres auf die Religion des Islam aufzupfropfen. Daß sich der Islam einmal als Kulturträger erwiesen hat, will nichts besagen. Denn es handelt sich heute ja leider nicht um den Islam des achten Jahrhunderts mit seiner Weitherzigkeit, seiner Schaffensfreude, seinem Wahrheitssinn und seiner Entwicklungsfähigkeit. Der gegenwärtige Islam ist ein starkes Kulturhemmnis. Das hat die Geschichte deutlich genug gezeigt. Selbst wenn man in der Türkei eine Kultur nach europäischem Muster ohne die Wurzel der Religion großzuziehen versuchen wollte, würde ihr der Islam in seiner heutigen Art, mit seinem Konservatismus und Fanatismus, mit dem Dünkel der Unfehlbarkeit und Erhabenheit über alles christliche Wesen, mit dem alle emsige Tätigkeit lähmenden Glauben an die göttliche Vorherbestimmung (Kadar) aller Einzelheiten des Lebens, mit der Behandlung der Frau und des Familienlebens, mit allem, was ihm sonst an Schwächen anhaftet, doch nicht Luft und Licht in dem nötigen Maße zuteilwerden lassen. Und doch braucht die erstrebte Kultur noch mehr, eine Triebkraft im Innern der Menschen, wie sie uns unsere Religion ist. Weitblickende Türken der Gegenwart stehen dieser Erkenntnis auch gar nicht fern. Eigentlich ist es doch zugegeben, daß gerade diese innerste Triebkraft aller Kultur dem heutigen Islam fehlt, wenn der Vizepräsident der türkischen Abgeordneten im Reichskanzlergarten sagte: „Unsere Jugend schicken wir nach Deutschland, um ihr deutsches Wissen und deutsche Tugend anzugewöhnen." Wie sehr die Seele des Mohammedaners in Wirklichkeit nach einer besseren Moral hungert, zeigt die weite Verbreitung, welche im neunzehnten Jahrhundert die Babi-Sekte des Mahdi-Enthusiasten Mirza Ali Mohammed dadurch erlangte, daß sie eine tiefere Ethik pflegte. Ja, „deutsche Tugend" braucht man dort! —

Es kann sich in der Türkei natürlich nicht um Mission in dem Sinne handeln, wie einst in Reims Bischof Remigius zu dem Frankenfürsten Chlodowech sprach: „Bete an, was du verbrannt hast; verbrenne, was du angebetet hast!" Dann stände die mohammedanische Türkei, selbst wenn sie darauf eingehen wollte, ratlos vor den schwierigsten Fragen. Sieht sie doch das Christentum in eine Menge von Konfessionen zerspalten. Sollen sie etwa alle neben und wider einander nach Herzenslust in der Türkei missionieren? Unmöglich kann sich der Türke, der die haßerfüllten Kämpfe der rivalisierenden Kirchen innerhalb seines Reiches bisher nicht als etwas Erhebendes kennen gelernt hat, von einer solchen Mission etwas versprechen. Er muß davon vielmehr eine zunehmende Zersetzung seines Staates befürchten. Soll er aber eine Konfession vor der andern bevorzugen? Nach welchem Maßstab soll er dann seine Wahl treffen? Auch wenn er nur auf Deutschland sähe, schon hier haben wir ein buntes Nebeneinander von verschiedenen christlichen Konfessionen. Soll er der römisch-katholischen Kirche den Vorzug geben oder der altkatholischen, einer der Reformationskirchen des 16. Jahrhunderts oder einer der jüngeren Denominationen, die wir Sekten zu nennen uns gewöhnt haben, die aber im Grunde mit dem gleichen Recht sich als Kirche bezeichnen dürfen wie jene andern? Weiter ist zu bedenken, daß jede Konfession in Kultus, Verfassung und auch in der Lehre Besonderheiten aufweist, die ihr mehr zufällig zu eigen geworden sind, ohne von wesentlicher Bedeutung zu sein, und die ihr oft lange anhaften, ehe sie in Vergessenheit geraten. Erscheint es erstrebenswert, daß eine Konfession mit allen ihren nur auf dem Boden ihrer Entwicklung begründeten Kuriositäten in die Türkei verpflanzt wird? Nein, der Gedanke, den Islam mit Stumpf und Stiel auszutilgen und durch eine bestimmte christliche Konfession zu ersetzen, ist unbillig. Dazu hat der Islam zu viel geleistet. Dazu ist er dem Christentum viel zu sehr wesensverwandt. Schon der Begründer des Islam hat ja einst vom Christentum überaus starke Antriebe empfangen. Glaubte Mohammed doch anfangs, ehe das Zerwürfnis mit den Christen und Juden eintrat, seinen Arabern in arabischer Form das Gleiche verkünden zu sollen, was jene lehrten. Für Jesus empfand er hohe Achtung und verehrte ihn als Propheten, wiewohl er das christologische Dogma ebenso wie das trinitarische — mit teilweise berechtigten Gründen! — kritisierte. Und wie zur Zeit Mohammeds ist der Islam auch in den nächsten Jahrhunderten noch stark vom Christentum beeinflußt worden. So kann man ihn geradezu als eine arabische Abart des Christentums bezeichnen. Er war einst von dem Christentum der Nestorianer, Monophysiten und anderer Sekten, das Mohammed in Arabien kennen lernte, nicht allzu verschieden. Und es gibt auch heute Formen von Christentum, die sich nicht weit über den Islam erheben. So ist z. B. sehr zu bezweifeln, ob ein religiöser Fortschritt darin zu sehen wäre, wenn ein lange geträumter Traum in Erfüllung ginge und das russische Kreuz den Halbmond von der Hagia Sophia in Konstantinopel zu verdrängen vermöchte.

Handelt es sich im Islam im Grunde nur um eine Abart des Christentums, so kommt natürlich nicht eine Entwurzelung des Islam in Frage — wieviel wertvolle Kraft ginge dadurch unnütz verloren! — sondern nur eine Veredelung, eine Einverleibung besseren christlichen Geistes. Kann man aber einen solchen Geist ins Auge fassen, ohne daß man aus der Menge der Konfessionen eine bestimmte auswählt und alle ihre Eigenheiten mit in den Kauf nimmt? Ja, es gibt bei uns ein interkonfessionelles, überkonfessionelles Christentum edelster Art! Das ist die Frömmigkeit, die mit der Wissenschaft einen Bund für alle Zeiten geschlossen hat. Es ist die Religion, die aus eigenem tiefsten Gegenwartsleben immer neu erwächst und dabei sich bewußt ist, mit dem Begründer des Christentums aufs beste übereinzustimmen. Dankbar der Neubelebung gedenkend, die sie zuletzt durch die großen Idealisten vor 100 Jahren (Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher und Hegel) gefunden hat, läßt sie aller Forschung in ihrer eigenen Vergangenheit, allen Fragen in die Tiefen der Welt hinein bereitwillig Raum in der Gewißheit, daß auf solche Weise menschliche Irrtümer immer mehr verschwinden, die Größe und Herrlichkeit Gottes immer deutlicher zutage treten wird. Wie das im deutschen Idealismus neu auflebende Christentum vor 100 Jahren nicht konfessionell gerichtet war, so hat es auch heute seine Anhänger unter den besten und klarsten Geistern aller Konfessionen und wirkt durch sie auf weitere Kreise, auf unser ganzes Volk Frömmigkeit erhaltend und Moral fördernd. Mit diesem Christentum den Islam zu veredeln, ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die Gegenwart uns weist. In diesem Sinne in der Türkei Mission zu treiben, sollte uns Deutschen als aufrichtigen Freunden ein heiliges Anliegen sein!

Bei der Durchführung dieser Aufgabe wird es gelten, überall an die vorhandenen Wahrheitsmomente anzuknüpfen und sie mehr und mehr in den Mittelpunkt zu rücken — mit dem Bewußtsein, daß die Wahrheit überall anzuerkennen ist, wo sie begegnet, und daß wir auch bei Jesus und überhaupt im Christentum nichts anderes suchen als erhebende Wahrheit. Was äußere Formen, Symbole und Verfassung anlangt, müßte die religiöse Neugestaltung so schonend wie möglich vorgehen, konservativer zum Teil als der Protestantismus zur Zeit der Reformation, und bestehen lassen, soviel mit der Weiterbildung der Religion nur irgend verträglich ist. Jede Religion hat ja äußere Formen nötig, aber sie brauchen nicht überall die gleichen zu sein. So mögen sie sich in der Türkei bodenständig entwickeln in Pietät gegen ihre Vergangenheit.

In ähnlicher Weise ist bisher schon weitblickende Missionsarbeit unter Kulturvölkern geleistet worden. So macht es sich der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein seit seinem Bestehen zur Aufgabe, unter Kulturvölkern religiös-sittliches Wesen zu fördern durch Aussendung hochgebildeter Theologen, die unter Anerkennung vorhandener Wahrheitselemente und dem Zugestehen volksgemäßer religiöser Formen christliche Wahrheit einzubürgern suchen. Von diesem Bestreben zeugen uns in der Heimat z. B. die Übersetzungen der beiden wichtigsten

kanonischen Schriften der konfuzianischen Religion, der Gespräche Kungfutses (Lunyü) und Mong Dsis, die D. Wilhelm, ein Missionar des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in China, uns geschenkt hat. In der Weise, wie dieser Missionsverein es in China versucht, müßte auch in der Türkei eine religiöse Neubelebung angebahnt werden.

Soll sie ihr in wünschenswerter Weise zuteil werden, so muß diese allerdings selber Entgegenkommen zeigen. Sehr richtig bemerkt der bekannte Islamforscher C. H. Becker in seiner vorjährigen akademischen Rede zu Kaisers Geburtstag: Es tun sich in der Türkei zwei Entwicklungsmöglichkeiten auf. Wird der Werdegang der neuen Bildung des Orients dem Zufall überlassen, dann wird von einem klaren Sieg des europäischen Kulturwillens nie die Rede sein können; „aber es gibt auch einen andern Weg, den eines bewußten und klar durchdachten Programms, wie er bei dem Vertrauensverhältnis zu Deutschland für die Türkei wohl gangbar erscheint". Und was Becker dabei im Hinblick auf das allgemeine türkische Bildungsproblem vom deutschen Schulmann sagt, das gilt auch für den deutschen Theologen: Er müßte dort mit dem Orientalen Hand in Hand gehen. Zu allererst wäre natürlich zu beseitigen, was eine religiöse Neugestaltung von vornherein verhindern würde, d. h. die Türkei müßte jedem religiösen Empfinden volle Freiheit und daneben selbstverständlich auch Schutz vor grober Verletzung gewähren. „Die erste Voraussetzung einer Renaissance der orientalischen Bildung ist der freie Mensch im freien Staate" (Becker). Die Türkei müßte dann jedoch auch die erforderlichen Kräfte zur Weiterbildung des Islam zu gewinnen suchen, auf die freiwillige Hilfe eingehen, die ihr zu diesem Zweck aus Deutschland geboten wird, aber auch von sich aus geeignete Persönlichkeiten berufen, besonders auf ihre Hochschulen.

In dreifacher Richtung wird sich die Lehrtätigkeit dieser Männer bewegen müssen. Zunächst gilt es, die Moslimen mit pietätvoller Hand und freiem Blick in ihrer eigenen religiösen Vergangenheit geschichtlich sehen zu lehren. Mit Recht hat I. Goldziher, der Altmeister der Islamforschung, bisher schon immer betont: „Zu einer höheren Stufe des religiösen Lebens werden die Bekenner des Islam sich erst durch die historische Betrachtung der Dokumente ihrer Religion erheben können." Sehr viel würde schon durch einen Rückgang auf den Urislam zu gewinnen sein. Man würde dabei erkennen, wie die islamische Religion nicht nur durch Judentum und Christentum, sondern auch durch Parsismus und Buddhismus beeinflußt worden ist und daraus manche Folgerung für die Gegenwart ziehen, z. B. wenn man sähe, wie erst unter Einwirkung des Parsismus die ursprünglichen drei Gebetszeiten auf fünf vermehrt worden sind, oder wie der ursprüngliche Islam ganz fern davon war, die Frau in der heutigen Weise einzuengen, oder wie in den ersten Jahrhunderten das heute allgemein anerkannte Verbot, in der Kunst Menschenkörper nachzubilden, unbekannt war. Mit der Losung: Zurück zum Urislam! sind ja schon öfter schlimme Verirrungen der späteren Zeit bekämpft wor-

den. So wandte sich die wahhabitische Bewegung, die im 18. Jahrhundert der Türkei viel zu schaffen machte, unter Berufung auf die älteste Zeit mit Recht gegen das Heiligenunwesen wie gegen die Vergöttlichung des Menschen Mohammed und betonte, daß man zum Verständnis der Offenbarung keine Mittler brauche, sondern jeder zu selbständigem Forschen in den Urkunden der alten Zeit berechtigt sei. Immer wieder siegte jedoch die Forderung des Idschma, der herrschenden Lehrmeinung, die den Rückgang auf Koran und Hadith verbietet und den Gelehrten von heute an die anerkannten Lehrbücher der Tradition bindet. Hier gilt es zunächst Wandel zu schaffen durch Anbahnung einer freien Forschung.

Weiter ist es für den gebildeten Moslim und insbesondere für mohammedanische Theologen wichtig, mit der Geschichte anderer Religionen bekannt gemacht zu werden, mit denen der Islam im Laufe seiner Entwicklung in Berührung kam, in erster Linie natürlich mit dem Christentum. Solches Studium lehrt ganz besonders, Wahrheit von Irrtum, Bleibendes von Vergänglichem zu unterscheiden. Müßte es dem Islam vor allem helfen, wichtige positive Wahrheiten zu gewinnen, so dürfte auch die dabei sich ergebende Kritik für ihn sehr heilsam sein. Durch die Beobachtung paralleler Erscheinungen in andern Religionen würde die islamische Welt z. B. allmählich von dem verhängnisvollen Mahdi-Wahn, jener Art Messiashoffnung geheilt werden, durch die bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer wieder die Köpfe verwirrt wurden und die Türkei innerlich zerrissen worden ist.

Zuletzt wird es gelten, in die Religions- und Moralphilosophie unserer großen Idealisten einzuführen. Das tut der Türkei um so mehr not, als das Osmanenreich bisher fast nur von Frankreich aus mit Kostproben modernen europäischen Geisteslebens versehen worden ist, in der schönen Literatur mit Schriften aller Schattierungen von Fénelon bis Maupassant, in der Philosophie mit der metaphysik-feindlichen Aufklärungsphilosophie des Positivisten Auguste Comte. So möge die Türkei zu französischer Formkultur auch deutsche Seelenkultur kennen lernen!

An Kräften, welche sich der Türkei zur Verfügung stellen würden, um ihr in dieser dreifachen Richtung weiterzuhelfen, fehlt es in Deutschland nicht. Es müssen aber Männer sein, die mit gründlicher Gelehrsamkeit weitherzige Gesinnung und tiefe Frömmigkeit verbinden. Es dürfen nicht bloße Stubengelehrten sein, sondern sie müssen zugleich organisatorisches Talent und ein auf reicher Erfahrung beruhendes Verständnis der Seele des Hochgebildeten wie des Schlichtesten im Volke besitzen. Wenn die Türkei solche Männer beruft zur Pflege des innersten Lebens, dann sind Früchte zu erhoffen, die alle Mühe reichlich lohnen. Dann wird uns Deutsche mit der Türkei nicht nur Interessen-, sondern Seelengemeinschaft verbinden, und es wird dann ein gegenseitiges Geben und Empfangen anheben, wie es unter rechten Freunden sein soll.

Curt Wigand:
Zur Logik des Kapitalismus.

Die Zahl derjenigen ist klein, die die inneren Zusammenhänge im Wirtschaftsleben, die ökonomischen Konsequenzen alles Geschehens wirklich erfassen, d. h. wirtschaftlich denken und begreifen können, daß es isolierte Faktoren nicht gibt. Der Mehrheit trübt Mangel an Kausalitätstrieb den Blick, und ihr Empfinden weist die erforderliche Wandlungsfähigkeit nicht auf, trotz der durch den Wechsel im Wirtschaftsleben bedingten unausgesetzten Veränderungen der Existenzmöglichkeiten. Nach Überschreiten der Höhe des Lebens und damit gewöhnlich auch seines intellektuellen Kulminationspunktes lernt der Mensch nicht leicht mehr um; die große Menge verharrt neuer Erkenntnis gegenüber im Zustande geistiger Unbeweglichkeit. Ihre Nervenreagenz ist nicht verfeinert genug, um elastisch in das hineinzuwachsen, was mit wirtschaftlicher Notwendigkeit kommen muß, was die von der Eisenhand des Fortschritts diktierte Unabänderlichkeit bedeutet. Man denke an die Warenhäuser. Kein sozial Empfindender wird die Tragik der vielen tausende durch diese großen Etablissements vernichteten Existenzen verkennen. Aber die Entwicklung geht ihren Weg, unbekümmert um die Einzelgeschicke, ungeachtet dessen, ob ein größerer oder kleinerer Teil der Menschheit klagt oder sich bäumt. Der Einzelne vermag sich den Konsequenzen des wirtschaftlichen Systems nicht zu entziehen. Wenn wir die relativ kurze Dauer des Industrialismus, innerhalb dessen sich der eigentliche Großkapitalismus entwickeln mußte, mit den Jahrtausenden handwerklicher Herstellungsweise vergleichen, so wundern wir uns kaum darüber, daß ein sehr großer Teil der heutigen Menschheit noch tief im patriarchalischen Empfinden wurzelt. Selbst zahlreiche Individuen, die mitten im großkapitalistischen Leben stehen, konnten die Logik des Kapitalismus als Grundlage ihres Empfindens noch nicht gewinnen. Es wird oft über die fortschreitende Amerikanisierung Europas geklagt. D. h. im Grunde nichts anderes, als daß der Kapitalismus in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (wo, wie größtenteils auch in England, nahezu die ganze Nation homogen-kapitalistisch empfindet) seine vorläufig höchste Entwicklung erreichte, und daß „Amerikanisierung" gleichbedeutend ist mit der Anwendung letzter kapitalistischer Logik, mit dem Vollbegriff kapitalistischen Empfindens. Im kontinentalen Europa, zumal in Deutschland, steht das Handeln der noch nicht im wirtschaftlichen Gleichgewicht Empfindenden unter der Autorität ethischer Vorstellungen, die, aus früheren Wirtschaftsphasen stammend, heute notwendigerweise in der Luft schweben. Diese Leute können den Begriff unseres heutigen Handels nicht restlos und als organischen Bestandteil kapitalistischer Struktur erfassen. Zwar hat sich das „Ansehen" des Kaufmanns in Deutschland gewaltig

gehoben, aber im Herzen vieler Primitiver ist er immer noch eine Art maskierter Gauner, der „zuviel verdient". Selbst wenn man schon die unterste Stufe kommerzieller Erkenntnis verlassen hat und sich nicht mehr über den „Profit" als solchen aufregt, glaubt man sich doch genügend berechtigt, bei Preisstellungen, die „zu hoch" erscheinen, von Übervorteilung, Betrug und ähnlichem zu reden, indem man damit seine Auffassungsunfähigkeit für elementare Wirtschaftsbegriffe, wie Nachfrage, Angebot usw., dartut.

Die Gegenwart ist in diesem Punkt äußerst lehrreich, und es entbehrt nicht der Komik, daß gerade jetzt denjenigen die „Konjunktur" mit Schnelligkeit die Augen öffnete, die früher am patriarchalischsten geschmällt und sich tapfer entrüstet hatten. Über Nacht kam ihnen die „Mehrwert"-Erleuchtung, und sie empfanden innige Genugtuung darüber, auch nicht den Schatten eines Grundes zu entdecken, der sie abhalten könnte, mit bewundernswertem „Einfühlen" das als eine Selbstverständlichkeit zu erkennen und in die Tat umzusetzen, was ungezählte Menschen so unhöflich sind, Wucher zu nennen. Es steht zu hoffen, daß der Krieg vielen den Star sticht, denn die durch den Krieg geschaffene Wirtschaft gibt erneut den trefflichsten Beleg dafür ab, daß die jeweilige Moral der gleichzeitigen wirtschaftlichen Ordnung der Dinge wert ist. Das, was z. B. diese Kriegskonjunktur schafft, kann nicht mehr ursprünglicher ethischer Kritik unterliegen, es sei denn, daß die staatlichen Machtfaktoren eine Art sozialistischen Korrektivs anstelle des liberalen Systems setzten, um dann nur noch konsequent eine Art kollektivistischer Produktion mit kollektivistischer Ethik als neues Prinzip gelten zu lassen.

Man hat den Deutschen oft Verträumtheit, Mangel an Wirklichkeitssinn und ähnliches vorgeworfen. Wo soviel überwältigendes Unverständnis zwischen den einzelnen Völkern herrscht, da ist keine besondere Verwunderung darüber am Platz, daß man bei uns den, den Engländern und Amerikanern innewohnenden, kapitalistischen Instinkt nicht verstand und, statt ihn im Lichte historischen Denkens als Tatsache, als etwas notwendig Gewordenes hinzunehmen und mit ihm zu rechnen, sich nicht genugtun konnte, in Zorn zu geraten über die „Händler", die „Krämerseelen", die „Dollarjäger". (Daß der Angelsachse, als sehr wenig emotiv und deshalb unkünstlerisch, vorwiegend praktischer Vernunftmensch ist, sollte das Verständnis für seinen konzentrierten kapitalistischen Instinkt fördern.) Der Mangel an sachlich-kühler Denkweise kam auch hier wieder zum Vorschein, indem man in denselben Fehler verfiel, wie die uns jetzt zum größten Teil als Feinde gegenüberstehenden Nationen, die nicht müde werden, vom deutschen Militarismus und seiner Barbarei zu sprechen. Wohl vermerkt: ich denke selbstverständlich nicht daran, die angelsächsisch-amerikanischen „Händler" oder den Militarismus oder sonst irgend eine Phase als Idealzustand in Anspruch zu nehmen. Es soll lediglich vom Standpunkt völliger Voraussetzungslosigkeit wiederholt auf die Tatsache hingewiesen werden, daß wir, nun einmal im Kapitalismus ver-

strickt, auch nicht anders können, als unser ganzes Denken mit den wirtschaftlichen Faktoren, die in letzter Linie alle Kultur bedingen, in Übereinstimmung zu bringen, um nicht nur in diesem Punkt ein gegenseitiges Verständnis aller höherstehenden Völker anzubahnen, sondern um vor allen Dingen uns selbst zu nützen, indem wir, neben höchster deutscher Geisteskultur, auch eine solche praktischer, rationeller Denkweise immer mehr pflegen. Das wird gerade nach dem Kriege von weittragendster Bedeutung sein.

Wie wenig kapitalistisches Empfinden uns daran hindert, warmherzige Idealisten zu bleiben, ja, auf Grund einer substantiellen Basis erst recht zu werden, geht aus einem Buche hervor, das vor kurzem erschienen ist und den Plan einer Organisation der Geisteskultur bringt, wie er bisher wohl noch nicht gedacht worden ist. („Fürsten ohne Krone. Fast ein Roman" von Heinrich Nienkamp, broschiert Mk. 4,50, gebunden Mk. 6,—, Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.) Ich beabsichtige nicht, hier eingehend über das Werk zu referieren. Die Intellektuellen begeistern sich bereits für die Idee Nienkamps und des von ihm erstrebten Kulturbundes, der bald genug, unter Aufgebot eines ganz gewaltigen Kapitals, ins Leben treten dürfte. Inzwischen wird dies Buch von geradezu zwingender Eigenart als entflammende Mahnung zur Tat dieser Gründung seinen Weg machen und viele Hunderttausende hinreißen und sie erfüllen mit fester Zuversicht auf das Emporstreben und Siegen eines Kulturadels. Was die absolute Neuheit des Nienkampschen Gedankens ausmacht, ist seine zweckbewußt-kapitalistische Methode. Er schlägt die goldene Brücke zwischen dem Ultra-Kapitalismus, der sich sozusagen selbst ad absurdum führen müßte, und der Dienstbarmachung eben dieses Systems zum Wohle der Menschheit. Frei ist er von der blinden Zwangsvorstellung, der gerade in Deutschland ungezählte Phantasten und Schwärmer zum Opfer fielen: die „Besserung" könnte je von einer Gruppe Fehlerloser, das Höchste Wollender ausgehen, oder: das ethische Streben aller Leidenschaftlosen würde genügen, um die Finsternis zu bannen und die Sonne edelsten Menschentums zu enthüllen. An diesem ideologischen Irrgarten geht Nienkamp festen Schrittes vorbei. Sein Verstand ist scharf und stark genug, um diejenigen Emotionen zu bändigen, die gerade sonst bei den Vertretern menschheitbeglückender Ideen oft eine so verhängnisvolle Rolle spielen. Er ist unerschütterlich objektiv und denkt zersetzend historisch, wenn er im Kapital nicht nur einseitig das zerstörende, amoralische Element, sondern im Entstehen des Geldes seine wohltuende Macht, die Morgenröte unserer ganzen Kulturentwicklung sieht. Erheblich gefestigt ist das Gebäude dadurch, daß Nienkamp von der Ungleichheit aller Menschen im Sinne biologischer Differenzierung überzeugt ist, eine Binsenwahrheit, an der selbst zahllose Denker vorübergehen, und daß er nicht an die Macht und den Entwicklungseinfluß der Massen glaubt, sondern an den Hochstieg durch schöpferische Gewalt der geistig Bevorzugten, durch Entfesselung der großen Charaktere, um die tausendfach vergrabene Energie der

Geistesstarken allenthalben zu heben und restlos zu verwerten. Hier setzt Nienkamp ein und zeigt den lichten Weg, den wir einzuschlagen haben. Er erscheint somit gleichzeitig als Prototyp des wirklich kapitalistisch Empfindenden und des intellektuellen Idealisten im Gegensatz zu den vom größten Irrtum menschlichen Denkens nicht loskommenden Gleichmachern. Sein Buch, seine Gedanken bilden einen Markstein deutscher Nerven- und Hirnkraft, sie bergen einen Zukunftsblick von weltgeschichtlicher Bedeutung. Kommende Generationen werden seine Idee noch tiefer und ihn als Wohltäter ohnegleichen erkennen.

Werner Köhler:
Theaterleben in Brüssel im dritten Kriegsjahr.

„Der Zweck des Dramas überhaupt ist, uns an einem Beispiel zu zeigen, was das Wesen und Dasein des Menschen sei."
Schopenhauer: Zur Ästhetik der Dichtkunst.

Mattgolden liegt die Herbstsonne über den Boulevards und Avenuen der schönen Sennestadt. Ihre Strahlen glänzen und gleißen auf Säulen und Dächern des Justizpalastes, dessen Monumentalbau wie ein Werk aus der Riesenzeit sich gigantisch zum Himmel reckt. In vier schnurgeraden braunen Linien dehnen sich die Baumreihen der Avenue Louise vor uns, bis sie in der Ferne schließlich mit den Baumkronen des Bois de la Cambre verschwimmen. Es ist still hier draußen geworden nach dem Trubel der Sommertage. Leise rascheln die welken Blätter zu unsern Füßen. Die Wipfel der herrlichen Buchen zu unsern Häupten rauschen zwar noch im leise fächelnden Herbstwind, aber ein wehmütiger Hauch zieht durch den langsam sterbenden Wald. Noch kurze Zeit, und nur noch kahles Astgerippe streckt sich zum Himmel auf. Hin und wieder quält sich die Fähre über die trägen Wasser zur Robinson-Insel, auf der noch vor wenigen Wochen ein buntscheckiges Treiben sich abspielte. In vornehmer Ruhe liegt die Laiterie. Weder Verdis süßklagende Melodien, noch Strauß'sche tönen mehr aus ihrem Innern. Die prachtvollen Straßen, auf denen in Friedenszeiten die eleganten Autos und Gespanne der Brüsseler Aristokratie und Finanzwelt dahinjagten, sind verödet, Pferde und Wagen sind zum rauhen Kriegshandwerk gedungen, und ihre Besitzer fahren heute vielleicht über die Boulevards von Paris oder die Straßen und Plätze von London. Nur an schönen Sonntagnachmittagen, wenn die Herbstsonne noch einmal mit verklärendem Schein lächelt, erwacht das Bois aus seinem Dornröschenschlaf. Da klingt helles Kinderlachen durch die Gehege, über die von einem leichten Wind getrockneten Wege huschen die eleganten Lackstiefelchen schöner Frauen, die mit ihren Kavalieren lustwandeln, schreiten deutsche Offiziere und biedere Landstürmer. Da feiert auch die Laiterie noch einmal

ihre Auferstehung. Während sich draußen der Abend mit seinen Schleiern um die uralten Buchen spinnt und der Vollmond über den Wald einen märchenhaften Glanz webt, strahlen hier die Kronleuchter in ihrem sich in den Spiegeln tausendfach brechenden Licht. Lautlos gleitet der Fuß über dicke Teppiche. Vornehm dreinschauende galonierte Garçons nehmen dem Eintretenden Hut und Mantel ab. An den Tischen plaudern und lachen schöne Frauen mit dunklen, leidenschaftlichen Augen unter den Federhüten, die schweren Pelze mit graziöser Nachlässigkeit um die schmalen Schultern geschlungen. Ein feines, unaufdringliches Parfüm schwebt durch den Raum, durch den reizende Mädchengestalten in leichtem Flirt kokettieren. — C'est joli, c'est chic, c'est la vie. — Aber nur wenige Stunden, dann ist all dies Leben wieder verstummt, und draußen rauschen über dem Wanderer nur die Kronen der Bäume ihr urewiges Lied von der Nichtigkeit alles Seins durch den verlassenen Wald.

Dafür entwickelt sich, wenn die Blätter im Bois de la Cambre fallen, in der Unterstadt, die sich im Sennetal hinstreckt, ein Leben anderer, nicht minder begehrter und gesuchter Art. Thalia beginnt ihre Triumphe zu feiern. Alle die vielen Theater und Theaterchen dieser lebensfrohen Stadt, der auch eine mehr als zweijährige Okkupation nicht viel anzuhaben vermochte, beginnen ihre Pforten nach kurzer Pause zur Winterspielzeit wieder zu öffnen, und trotz aller Kriegsnot füllen die Zuschauerscharen allabendlich ihre Räume. Wer diesem Treiben zusieht, möchte versucht sein, es lediglich als Leichtsinn zu bezeichnen. Denn während hier die lautlos lauschende Menge vor dem Flimmer der Rampen sitzt und dem Spiel der Künstler Beifall spendet, liegen draußen am Yserkanal. in Flanderns feuchter Erde, hunderte von Söhnen dieser Stadt, um den letzten Boden ihres Vaterlandes gegen den deutschen Feind zu schützen. Man sollte meinen, daß vor dem gewaltigen Geschehen dort draußen und der traurigen, so dicht vor Augen stehenden Gegenwart jede Freude am schimmernden Schein dahinschwinden müßte. Aber wer von dem Wert dramatischer Kunst, von ihrer erhebenden Kraft überzeugt ist, sieht es anders an. Man muß hier mit einem andern Maßstab messen. Brüssel hat von jeher das Leben geliebt und liebt es noch heute, fast noch intensiver, noch stärker als in sorgloser Friedenszeit. Wer aber das Leben liebt, liebt auch die Kunst. Beide sind unzertrennlich miteinander verbunden. Diese ist nur die Idee, das Urbild von jenem. Was im Kunstwerk des Lebens zufällig, accidentiell, ja zusammenhanglos erscheint, wird im Produkte der Kunst ausgemerzt, hier hält uns der Genius den verdeutlichenden Spiegel vor Augen und zeigt uns im Grunde, was jenes in Wirklichkeit sei. Was Wunder also, wenn auch ernste und tiefe Menschen sich in der schweren Gegenwart von der Kunst fesseln lassen, um für einige Stunden in dem schönen Schein der Bretter die furchtbare Realität des Lebens zu vergessen. Auch unsere Feldgrauen tun es mit Vorliebe, und schon ihretwegen wollen wir es begrüßen, daß der Krieg die Kunststätten nicht geschlossen hat.

Auch an der Brüsseler Künstlerschaft ist der Krieg nicht spurlos vorübergegangen. Die ganz Großen, deren Namen Weltruf besessen, sind zum größten Teil nach England und Frankreich gegangen, wie denn auch Brüssels größte Bühne, die eine der bedeutendsten Europas überhaupt ist, das Théâtre Royal de la Monnaie, noch immer seine Pforten geschlossen hält und sie nur zu wenigen Gastspielen deutscher Truppen, zum Beispiel zur Aufführung von Beethovens „Fidelio" und Wagners „Ring der Nibelungen", der „Meistersinger von Nürnberg" und des „fliegenden Holländers" zeitweise öffnete. Noch immer aber beherbergt die lebensfrohe Sennestadt eine Schar von Künstlerinnen und Künstlern, deren wahrhaft großes Können wohl wert ist, von den Tausenden von Theaterbesuchern gewürdigt zu werden, die allabendlich in die Tempel der Kunst strömen.

So verschiedenartiger Natur die Stoffe zu sein scheinen, die in dieser Zeit auf den weltbedeutenden Brettern dargeboten werden, so haben sie doch alle, ob in tragischer, komischer oder schlechthin dramatischer Form, das eine Gemeinsame, daß ihr Thema das Problem der Liebe ist, das Thema fast ausnahmslos aller französischen Schriftsteller überhaupt. Psychologisch fein zergliedernd oder frivol behandelt, immer ist es die Darstellung dieser Leidenschaft, welche die Menschheit zu allen Zeiten in ihrem Bann hält und dem Individuum höchste Seligkeit und abgrundtiefen Schmerz bereitet. — Aber auch Stücke bekannter deutscher Autoren, natürlich in französischer Übersetzung, werden gegeben, und die deutsche Operette ist ein ständiger Gast auf der Brüsseler Bühne. Um im allgemeinen den Geist der Muse zu prüfen, der von den Brettern herab zum Publikum spricht, muß man einige der hiesigen Kunststätten durchpilgern.

Der erste Versuch, nach der Katastrophe von 1914 dem Publikum wirklich erstklassige künstlerische Leistungen zu bieten, wurde, wenn man von großen deutschen Opernaufführungen absieht, Anfang dieses Sommers vom Théâtre de la Bourse auf dem Boulevard Anspach mit der Einrichtung einer Volksoper gemacht, die für verhältnismäßig billiges Geld eine Reihe der bekanntesten Opern in bester Besetzung bot. Ein Teil der Sänger und Sängerinnen, sowie die Mehrzahl der Mitglieder des Orchesters entstammten der Monnaie, und die Zeit der Direktion Lambons war eine Periode ernsten künstlerischen Schaffens. Leistungen wie Madame Rambly als Carmen, Mademoiselle Valtès als Marguerite sowohl in Gounods „Faust", wie in Meyerbeers „Hugenotten", sowie die der Sänger Génicot und Maas werden denen, die ihnen lauschen durften, unvergeßlich sein. Seitdem hat das Brüsseler Kunstleben einen gewaltigen Aufschwung genommen. Böse kritische Zungen sprechen sogar von einer kaninchenartigen Fruchtbarkeit. Im Palais de Glace erklangen Verdis bestrickende Melodien aus der „Traviata" und Rigolettos: „Ach, wie so trügerisch . . ." Vor einigen Tagen ist das rühmlichst bekannte Théâtre des Galéries St. Hubert mit einer Vorstellung der „Jüdin" wiedereröffnet worden. Das Personal, so zum Beispiel die Herren

Génicot und Maas, sowie Madame Etty, ist zum Teil vom Börsentheater hinübergezogen, während in jenem zurzeit Ausseaus herrliche Stimme ertönt. Das Programm nennt als weiterhin vorgesehen: „Faust", „Carmen", „Othello" und Eugen d'Alberts „Tiefland".

Als für Brüsseler Verhältnisse selbstverständlich darf es gelten, daß zu einer großen Oper auch ein großes Ballett gehört. Die Schönsten der Schönen werden ausgesucht, um mit ihren körperlichen Reizen und ihrer Kunst das ästhetische Wohlgefallen der Theaterbesucher zu erregen.

Neben den großen Opernaufführungen weiß sich jedoch auch die leichte Kunst der Operette zu behaupten. In der Skala an der Place de Brouckère, dem Hotel Métropole gegenüber, singt Angèle Van Loo, la petite Angèle, wie die Brüsseler ihren Liebling nennen, in der „lustigen Witwe", nachdem sie sich uns vorher in „Le jour et la nuit" und dem „Walzertraum" gezeigt hatte. Sie ist der Stern ihrer Truppe, vor dem alle Trabanten verbleichen. — In Vieux Bruxelles ging wochenlang allabendlich „La petite Duchesse" in Szene, um von der noch beliebteren „La Mascotte" abgelöst zu werden, die den Direktoren noch immer volle Häuser und eine noch vollere Kasse verschafft.

Wirklich bemerkenswerte Leistungen sind jedoch auf dem Gebiete des Schauspiels zu verzeichnen, wobei die nachgenannten drei hervorragendsten Bühnen hauptsächlich in Betracht kommen.

Mit Renards dreiaktiger „Amoureuse" begann die Winterspielzeit des Théâtre de la Bonbonnière in der rue fossé aux loups, einem Theaterchen mit kaum 250 Plätzen, in dessen intimen Raum sich die Zuhörerschaft fast wie eine einzige Familie fühlt. Yvonne Georges glänzendes Talent und des ausgezeichneten Déluc zwangloses Spiel und künstlerische Leitung geben diesem Kunsttempelchen eine Bedeutung, die weit über den bescheidenen äußeren Rahmen der Bühne hinausreicht. Auf denselben Brettern sahen wir, brillant in Spiel und Darstellung, Sudermanns vieraktige Familientragödie „Magda", hörten wir die glänzenden, fließenden Verse Alfred de Mussets in der „Oktobernacht", die mit dem Herzblut des Dichters geschrieben sind. Trübe schwelt die Lampe in dem kleinen Studierzimmer, und um die Fenster heult der Wind wie in jener Nacht, da er auf die treulose Geliebte vergeblich wartete. Aber heute weiß ihn die Muse in Yvonne Georges bestrickender Erscheinung, mit den dunklen, nachdenklichen Augen, durch die Gabe der Vergessenheit zu trösten, und ihm entschwinden im verzeihenden Verstehen jene glückschweren Stunden, in denen George Sand in seinen Armen ruhte. Auch desselben Dichters geistvolles Zwiegespräch am Pariser Kamin: „Il faut qu' une porte soit ouverte ou fermée" ging über diese Bühne, aber leider auch Tristan Bewards nur allzu frivoler „Hühnerhof". Auch des geistvollen Pariser Schriftstellers und Schauspielers Sacha Guitry's „Chez les Zoaques", die Komödie von den alten Männern und den

jungen Frauen, gelangte zur Aufführung. Immer aber, ob ernst, ob frivol, mit feinstem künstlerischen Verständnis und anmutiger Eleganz gespielt. Yvonne George — Déluc — zwei Namen von bestem Klang im Reiche mimischer Kunst, taten sich dabei hervor.

In der Schaubühne an der Porte de Namur, die Molières Namen über dem Eingang trägt, spielt man zurzeit allabendlich Marcel Prévost's „Les demi-vierges", was man in leidlichem Deutsch als „Die Halbweltfräuleins" ausdrücken könnte. Ein berühmtes Stück. Vor zwanzig Jahren ging es zum ersten Mal über die Bretter und erregte einen Sturm der Entrüstung oder Begeisterung in Frankreich und im Ausland, je nach der moralischen Verfassung der Urteilenden. Es ist die Geschichte von den jungen Mädchen aus guter Familie, deren Vermögensverhältnisse zerrüttet sind, und die nun nach einer möglichst glänzenden Partie streben, um sich wirtschaftlich zu versorgen, daneben aber ihren erotischen Neigungen nachgehen. Das gelingt der jüngeren Jaqueline auch sehr gut. Aber die feiner organisierte Maud bricht über der Entdeckung durch den wahrhaft Liebenden und Geliebten zusammen. Peinlich, höchst peinlich, und doch so wahr und so traurig wie das Leben häufig selbst. Zwei Glanzrollen — Mademoiselle Parker als Jaqueline und Reine Christian als Maud. Eine sehr anstrengende Leistung. Diese herzbeklemmende, im nervösen Spiel der feinen Hände sich ausdrückende Angst vor der Entdeckung, die verzweifelte Hoffnungslosigkeit und endlich der Zusammenbruch. Dies ganze, in packender Realistik dargestellte Spiel bedarf wirklicher Künstler.

Aber den größten Triumph darf das in der Nähe der Börse liegende Olympia-Theater feiern. Henri Bataille's Stück von der großen Liebe: „La vierge folle". Eine der törichten Jungfrauen, von denen es im Evangelium heißt, daß sie kein Öl auf der Lampe haben, wenn der Bräutigam kommt. Die junge, süße Diane ist aus dem Frieden ihres vornehmen Elternhauses durch die Allgewalt der Liebe dem Advokaten Armanny, dem im Anfang der vierziger Jahre stehenden, verheirateten Manne in die Arme getrieben worden. Das Mädchen hängt an dem Manne mit dem ersten Rausch unwiderstehlicher Liebe, er an ihr mit dem Bewußtsein der letzten Leidenschaft eines Lebens, das die Jahre zu überschreiten anfängt, in denen das Herz seine Herrschaft übt. Das Glück einer edlen Frau, die ihrem Gatten mit namenloser Liebe ergeben ist, geht in Scherben. Diane wird unschuldig schuldig, und in dem Augenblick, in dem sie erkennt, daß ihre große Liebe zugleich ein großes Unrecht ist, opfert sie ihr junges Leben. Eine echte Tragödie. Das Werk eines wirklichen Dichters. Atemloses Schweigen, dann donnernder Beifall. Aber nicht in dem Spiel Dianens voll kindlicher Hingebung und Einfalt, sondern in der herzzerreißenden Verzweiflung der verlassenen Frau liegt der Höhepunkt der Tragik dieses Stückes. Die Rolle des unglücklichen Weibes wurde von Mademoiselle Gady mit großer Kunst durchgeführt. Und dabei schluchzen in den Zwischenakten die Geigen Phantasien aus Verdis

„Troubadour" und aus „Mignon". Es ist ein Eindruck, den man nicht leicht vergißt. —

Für die deutsche Kolonie und die deutsche Besatzung Brüssels hat sich eine besondere Kunststätte aufgetan, das kleine Théâtre Royal du Parc, gegenüber dem General-Gouvernement in der Rue de la loi. Hier gibt das deutsche Theater in Belgien seine Vorstellungen, und unlängst konnte man Tilla Durieux vom Kgl. Schauspielhaus in Berlin, leider zu Berliner Opernpreisen, in der Rolle der Medea und Hedda Gabler bewundern. Die einzige flämisch spielende Bühne ist zurzeit das Alhambra-Theater auf dem Boulevard de la Senne, dessen Aufführungen des „Jurbarons" großen Zulauf finden. Berechtigtes Aufsehen erregt in diesen Tagen das im Théâtre volant aufgeführte Werk eines jungen Brüsseler Dichters Fernand Crommelynck „Le Sculpteur de Masques", das auch auf deutschen Bühnen in Szene gehen soll.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Das wird hier buchstäblich zur Wahrheit. Es dürfte fast beispiellos sein, daß an blutige Schlachten Gesang und Spiel Thaliens sich reihen. Für unsere Feldgrauen aber trifft es häufig zu. Wohl nirgends berühren sich die Gegensätze so dicht. Unter dem Zepter der deutschen „Barbaren" lächeln die Musen in der üppigen Sennestadt und finden ihr Publikum in Zivil und Uniform. Man sieht, daß trotz des großen Sterbens das Leben selbst sich nicht töten läßt.

Hanna Gräfin v. Pestalozza: Einer Dichterin Glaube.

Noch immer blüht uns das Leben reich zu; noch immer wandeln Sterne bei der Nacht, steht die Erde jeden Morgen jung und rein da, und lassen Dichter ihre Herzen aufglühen. Keine innigere Fülle ist, als volles, hohes Menschenherz; den suchenden Seelen wird es zum Baum des Lebens. Solche Fülle liegt in Ricarda Huchs Werk „Luthers Glaube". Solche innerste Belebung, aufbauende Ruhe, frische, freie Werklust, fromme Lebensliebe führt es zu.

Dieses neue Buch Ricarda Huchs ist eine der süßesten Früchte unter ihren Büchern. Wie eine Traube ist es, dunkelnd reif, schwer, üppig, der Saft voll mittäglicher Sonne.

Ein Kunstwerk, wie dieses, muß wohl größer sein, als der es schuf. Denn die Gnade half es ihm schaffen; dem Herzen, voll von seinem Gott, entstieg der herrliche Tempel. Hier ist ehrfurchtsvolle Erkenntnis und Liebe Gottes, des Menschen und des Menschensohnes. Hier ist Höchstes und Tiefstes an christlicher Weltauffassung und Weltüberwindung. Hier ist lichte Offenbarung

und atmendes Geheimnis. Hier ist Glaube als sicherstes Menschenziel und heilvollster Menschenweg. Luthers Glaube, des Mannes Glaube, zu welchem sie verehrend aufblickt, will die Dichterin der Welt verständlich machen; Dienerin an seinem Wort will sie sein, und siehe, es ist ihr eigener Glaube auch, der wie Fittiche durch diese Blätter rauscht; es wird vollendetes Dienen. Es führt aber auch die Gnade, welche solchen Glauben gibt, den Sänger empor zur Stufe seines Königs.

Diesem König geschieht durch seinen Sänger volles Genüge. Denn mehr Leidenschaft für sein Lied, mehr geniale Erspürung des Wesens dessen, dem zum Preis es gesungen wird, kann keiner mitbringen. Luthers machtvolle Persönlichkeit erbraust, sein Kampfesmut schwillt tönend an, tragisch verklingt dieses großen, verschwenderischen Herzens Kraft. Von einem großen Dichter singt der Sänger, von einem Vater der Menschen, von einem gütigen Weisen, von einem ringenden Denker und gewaltigen Gläubigen. Sind denn also die Worte „Luthers Glaube" eine bestimmte Anweisung auf das Recht, in diesen Blättern einen der besten und gewaltigsten Deutschen, einen Schöpfer, Wegweiser und Wegbahner zu vernehmen, so kann nur gesagt werden: das Versprechen wird eingelöst. Unser Herz spricht: ja, das ist Luther! Demgegenüber muß bedeutungslos erscheinen, ob die Darstellung des Lebensbildes Luthers, etwa der Abendmahlsstreit mit Zwingli, zu einigen Einwendungen auf wissenschaftlicher Grundlage berechtigt. Auch insofern ist dieser Punkt hinfällig, als es sich um ein von dichterischer Persönlichkeit voll durchflutetes Kunstwerk handelt. Vor diesem steht gebannt unser Herz und sagt ja!

Das drängt sich auf, daß die Dichterin ihre ästhetische Weltanschauung ihrem Verständnis Luthers entgegengetragen hat. Eröffnet sie doch auch die Reihe ihrer Briefe an den Freund, die Träger der Herzensbotschaft des Glaubens sind, mit einer Verwahrung gegen F. Th. Vischers Darstellung, als wäre Luther ein düsterer Eiferer, ein dem Schönen abgewendeter Geist gewesen. Das nennt sie, diesen feinen und reichen Geist, welcher Antike und Gothik wundersam in sich zusammenfaßte, gründlich mißverstehen. Und nun beginnt sie, ihr besseres, ihr redliches Wissen um das Herz des Großen dem Freunde mitzuteilen. Nun hebt an ihr einzig tönend Lied. Zur Verherrlichung einer gewissermaßen innerlichen Ästhetik, eines Glaubens, den Gnade gibt, der frei, unwillkürlich aufsteigt und auffliegt, der Zuversicht und Frieden, hold und hinreißend ist im Gegensatz zur engen Moral, zur kleinlichen Werkegerechtigkeit, zur unzulänglichen menschlichen Willkür. Die Briefe — diese so sehr persönliche Ausdrucksform — mit der Überraschung und Zufälligkeit, Leichtigkeit und Anmut, womit sie die tiefsten christlichen Probleme, mit denen Luther rang, und die er sieghaft löste, vorbringen und womit sie scheinbar weit auseinanderliegende Erscheinungsformen der Umwelt und Gegenwart vom Standpunkt des Christen durchdringen, ihr Wesen erforschen, begünstigen den Eindruck, als führte die Dichterin vorwaltend ihre

eigene Sache. Ja, es ist in der Tat ein Bekenntnisbuch. Aber ein Bekenntnisbuch reinen lutherischen Geistes. Es ist der Dichterin eigene Weltdurchdringung. Aber eine unter Führung des erwählten Meisters; seinen Lippen entströmen die herrlichen Worte bei dem Weg.

Der Dichterin Glaube ist Ziel und Weg, ist Tat und ist Mittel, ist Inhalt und ist Form. Er ist die Empfindlichkeit, Gott im Sichtbaren und Unsichtbaren zu vernehmen, ist die ehrfurchtsvolle Scheu vor den letzten Geheimnissen. Er ist die Brücke hin über die Kluft zwischen Natur und Geist. Ist selig wirkendes, schaffendes Wesen des Herzens; ist sein fein Stillehalten dem schaffenden Herrgott. Sieht und liebt in Christo das höchste Aufgehen des Selbstbewußtseins im Gottesbewußtsein, die Spitze der Menschheit, das Haupt der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, den göttlichen Samen des Herzens.

Das rote Juwel des Buches ist das vom Glauben volle Herz. Die Gedankenwege der Dichterin im Suchen nach Gottes, der Menschen, des Menschensohnes, der Sünde, des Teufels, des heiligen Geistes Wesen sind die Wege eines sehr reichen Geistes. Ihn unterstützt die Gabe klarsten Ausdrucks.

Gott, Christus, Paulus, Luther, nicht Fremdlinge sind sie, sondern Verehrung trägt ihr Wort allzeit mitten in die Häuser, in die Straßen, an den Tisch. Sie werden heimisch im alltäglichen Leben. Die Entwicklungsgeschichte des Einzelnen und einzelner Völker der Vergangenheit und Gegenwart, einzelner Stände wird theozentrisch gesehen, ebenso Genie und Wahnsinn. Wo Not und Armut und Leiden ist, da ist Christus. Leid macht geschickt fürs Reich des Geistes, für dieses höchste und herrlichste Reich. Die Welt ist nicht da, um geliebt, noch verachtet, sondern überwunden zu werden. Die Erkenntnis der Natur bringt Gott nahe.

Natürlicherweise hat Ricarda Huch, die in der dichterischen Gnade lebt, in ihr Bekenntnis künstlerische und dichterische Erfahrungen aufgenommen, auch sie unter dem Blickpunkt Gottes und des Glaubens. Alle aus Gott und dem Glauben, aus dem quellenden Unbewußten und dem ordnenden Selbstbewußten Schaffenden preist sie glücklich, aber ebenso die aus gleichen Quellen alltäglich und klein Wirkenden. Das volle, verschwenderische Herz, das weder Schiller noch Goethe hatte, das aber Luther besaß, preist sie. Nicht der Länge des Lebens, sondern seiner roten, klopfenden Fülle gibt sie die Palme, sie, die eine rechte Liebende des Lebens und rechte Hasserin des Todes ist. Sie, die dem Reiche des Geistes ohne Schwanken zugewandt ist und hinreißend dafür wirbt, findet Worte der Duldung den Weltlichen, dem großen Haufen gegenüber. Sie hat gern alle Formen des Lebens, die werdenden und gewordenen, die vorchristlichen und nachchristlichen, die auch heute noch nebeneinander sind.

Ärmlich müssen alle Worte sein, die von diesem Buche aussagen. Unerschöpflich reich ist es. Nur eins kann im Grunde alle Worte rechtfertigen: wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über!

Dazu kommt, daß Ricarda Huch ausdrücklich mit ihren Briefen helfen will, zuerst dem Freund, dann dem einen oder anderen. Ich denke, allen. Denn vielleicht hatten fast alle ein wenig die Art dieses Freundes angezogen, diese selbstgefällige, selbstanbetende, selbstbewußte, kühle, enge Art, und sind deshalb der Hilfe sehr bedürftig. Was not tut, sind Flammen im Herzen, ist ein lustvolles Herz, das lieber einmal kräftig sündigt, als lau ist, das lieber doppelt sich aus seinem Fall erhebt, statt stillzustehen, das lieber in die Irre geht, statt nicht zu schreiten, das schaffen, schaffen will. Wollte sich wohl nicht jeder täglich vorsagen, was not tut?

Nur mittelbar werden die Antworten des Freundes vernommen, nämlich daraus, wie nun seine „Scheherasade“, sein „Kanzler“ in den Anfängen der Briefe an sie anschließt. Der Dichterin schönheitliebende Seele gab seinem Antlitz die schwermütige Schönheit des von Gott Abgesonderten; ihr wahrheitliebendes Herz will seine beglückende Wiedervereinigung mit Gott. In der Nacht geschrieben sind diese Briefe gedacht. Wie passen die Schatten der Nacht doch gut zum großen Geheimnis: Gott, Gnade, Glauben. Briefe sind es. Sind sie nicht die echten Herolde des Herzens und die echten Vogelsteller für Seelen? Die Briefschlüsse sind blinkendes Wortgeschmeide. Sonst ist die Sprache die unauffällige philosophischer Forschung; daneben werden alltägliche Redewendungen neu gewertet.

Johannes Schlaf: Der Stand der Sonnenfleckendiskussion.

Die Anzeichen dafür, daß nachgerade in der öffentlichen Meinung die Auffassung Raum faßt, es müsse, um es trivial auszudrücken, an der Sache der von mir vertretenen geozentrischen Konsequenz des Sonnenfleckenphänomens „denn doch etwas sein“, haben sich gerade in jüngster Zeit gemehrt. Nicht nur private Zuschriften bewiesen mir das, sondern auch öffentliche Bekundungen von Gelehrten. So hatte Prof. M. Schneidewin (Hameln) zwei Aufsätze „Gedanken über die geistige Bedeutung der Erdenmenschheit im Universum“ und „Ein antikopernikanisches Gesetz in der Entstehung der Sonnenflecken?“ in den Nummern der „Weserzeitung“ vom 17. Dezember 1916 und 14. Januar d. J. veröffentlicht, die sich eingehender mit der Angelegenheit beschäftigten, und in denen der Verfasser u. a. ausspricht: „Joh. Schlaf ist ein Mann, der nach seinen sonstigen Leistungen .... nicht von vornherein abzuweisen ist. Zweifel an Lehraufstellungen, die jahrhundertelang für unumstößlich gegolten haben, sind, wenn sie aus aufrichtiger

Denkverlegenheit, welche sonst Sachverständnis beweist, hervorgehen, nicht zu verwerfen, der Mut, mit dem solcher Zweifel die absprechendsten Urteile auf sich zu nehmen bereit ist, verdient sogar Anerkennung, und größte Fortschritte der menschlichen Erkenntnisse wären ohne diese Dreistigkeit des Zweifelgeistes nicht zustande gekommen." Und weiter: „Ich halte dafür, daß nicht nur die Spezialität der Sonnenforschung, sondern auch die beste Vertretung der theoretischen Gesamtastronomie sich zu ihrem genauen Gutachten über eine solche Erschütterung der aus allen Schulen mit in das Leben hinausgebrachten Tradition vom Weltbau herbeilassen muß . . . ."

Aber sehen wir zu, wie sich eine solche Stellungnahme durch den seitherigen Verlauf der öffentlichen Diskussion (die auch durch den Weltkrieg keine Unterbrechung erfuhr) rechtfertigt.

Das, auch für die Fachwissenschaft höchst auffallende, Sonnenfleckenphänomen besteht bekanntlich darin, daß so gut wie alle Flecke auf einem bestimmten Gebiet entstehen; nämlich so gut wie alle großen Flecke auf uns abgewendeter Seite der Sonne, so gut wie alle auf uns zugewendeter Seite entstehenden aber auf Osthälfte der letzteren; so gut wie alle Flecke somit auf Osthälfte der Sonne.

Die unmittelbar einleuchtende geozentrische Konsequenz dieser Erscheinung liegt darin, daß wir, hätte die Erde wirklich einen Umlauf um die Sonne, jedes Jahr ein halbes Jahr lang dergestalt an diesem bestimmten Fleckengebiet vorbeikommen müßten, daß wir die Flecken ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach gerade auf uns zugewendeter Seite, bzw. auf Westhälfte der Erdseite entstehen sehen müßten; da aber das Gegenteil der Fall ist, so kann die Erde unmöglich einen Umlauf um die Sonne haben. —

Um die Erscheinung aber doch noch heliozentrisch zu vereinbaren, machte Herbst 1913 in der „Frankfurter Zeitung" Prof. Meisel (Darmstadt) den sich selbst als Notausflucht darbietenden Versuch, die Möglichkeit einer jährlichen Verschiebung des Fleckengebietes um die Sonne herum darzutun; so daß dann das Fleckengebiet sich beständig, entsprechend der einjährigen Umlaufszeit der Erde, dergestalt immer vor letzterer her verschieben würde, daß wir allerdings die großen Flecke nie auf uns zugewendeter Seite, die auf Erdseite entstehenden nie auf Westhälfte der letzteren entstehen sehen würden.

Meisel gestand nämlich zwar zu, daß das Fleckenphänomen jede Rotation der Sonne als Ganzes um ihre Achse ausschließe, nahm aber an, die Sonne bestände aus verschiedenen Schichten mit verschiedenen Rotationszeiten; unter anderen aber hätte sie eine Innenschicht mit einjähriger Rotationszeit. In dieser, wäre anzunehmen, entständen an bestimmter Stelle die Flecke, um von ihr aus nach der Oberfläche zu gehen und dort an entsprechender Stelle zu erscheinen. Dann aber würde sich das Fleckengebiet der Oberfläche ja in der Tat, entsprechend der jährlichen Rotation jener Innenschicht, um die Sonne herum verschieben, und die heliozentrische Anschauung wäre gerettet gewesen.

Ich konnte Prof. Meisel jedoch darauf hinweisen, daß diese Annahme in keiner Weise mit der einheitlichen Kohäsion der Sonnenmasse und mit dem Umstand, daß das Innere der Sonne sehr dicht und schwer ist, sich vereinbaren läßt. Vielmehr schließen diese Umstände, wenn die Sonne überhaupt rotiert, mit jeder Notwendigkeit eine einheitliche Rotation ein; dergestalt, daß eine etwa einjährige Rotationszeit des sehr dichten und schweren Inneren, infolge der einheitlichen Kohäsion, eine gleiche Rotationszeit der äußeren, leichteren und sehr leichten Materie bedingt.

Dann aber verhält sich die Sache so, daß die bekannte ca. 26tägige Umdrehungszeit der Oberfläche sich in keiner Weise mit der Annahme einer einjährigen Rotationszeit des Inneren der Sonne vereinbaren ließ. Andererseits aber schloß die 26tägige Umdrehungszeit eine jährliche Verschiebungszeit des Fleckengebietes vollkommen aus, wie auch letztere erstere vollkommen ausschließen müßte. Es kann sich also nur so verhalten, daß die Sonne überhaupt nicht rotiert, daß ferner das Fleckengebiet ein unveränderlich festes, und daß die 26tägige Umdrehungszeit der Oberfläche auf einer von außen her wirkenden Ursache beruht, welche die sehr leichte Oberflächenmaterie in eine umlaufende Bewegung versetzt und in ihr hält. (In meiner Abhandlung „Auffallende Unstichhaltigkeit des fachmännischen Einwandes", G. Müller, München 1914, habe ich darauf hingewiesen, daß diese Ursache in einem Prozeß von Kontraktion und Repulsion, also in einer vertikal erfolgenden Pulsung des Sonnenkörpers, besteht, und weiter in einem besonders starken kontraktiven Druck, den die Sonne von Ost, der Richtung ihres Umlaufes her, erfährt, und dem eine hier besonders starke Repulsion entgegenwirkt. Wie es denn ja auch einen so höchst auffallenden und mit alldem so durchaus übereinstimmenden Umstand bedeutet, daß die Flecke gerade auf Osthälfte der Sonne entstehen!)

Es kommen aber noch andere, höchst deutliche Umstände hinzu, die die Meisel'sche Notannahme so bündig wie möglich ausschließen.

Sollten die Flecke nämlich wirklich aus dem Inneren der Sonne zur Oberfläche hinaufgehen, offenbar also in Gestalt gewaltiger explosiver Vertikalstöße, so wäre es, zumal diese Stöße so ganz einseitig auf der gesamten Osthälfte der Sonne erfolgen würden, gänzlich ausgeschlossen, daß eine etwaige Rotation der Sonne durch sie nicht schon längst paralysiert wäre. Kurz: die Sonne könnte in diesem Falle ohnehin keine Rotation besitzen, und alles wäre schon damit zu Gunsten der geozentrischen Konsequenz entschieden gewesen. —

Weiter aber! Wären die Flecke aus dem Inneren der Sonne zur Oberfläche hinaufgehende vertikale Explosivstöße, so müßte offenbar ihr Ausbruch ein spontaner und sofort in seiner Wirkung auf die Oberflächenmaterie der gewaltigste sein. D. h. die Flecke müßten sofort mit aller Entschiedenheit und in ihrer größten Ausdehnung erscheinen, um alsdann auch gleich wieder abzunehmen.

Statt dessen verhält es sich bekanntlich aber so, daß die Flecke für gewöhnlich aus kleinen, kaum merkbaren Unruhen der Oberfläche entstehen, und dann erst allmählich, in einem bis zu vier Tagen, als solche zu erscheinen, dann während ihres weiteren Vorrückens erst noch zuzunehmen, und danach erst wieder abzunehmen. Doch auch die Art der Eigenbewegungen der Flecke widerspricht der Meisel'schen Annahme ganz unvereinbar. Auch noch andere Umstände, z. B. die sehr ausgeprägten, gleichfalls erst später einsetzenden, Schlierenbildungen, welche die Flecke und die großen Gruppen zuweilen zeigen. Weiter auch der Umstand, daß in einer Gruppe oft erst noch viele, und oft ganz außerordentlich viele, kleinere Flecke hinzu entstehen; und zwar auf das offenbarste nur durch die gewaltige Unruhe, in die die Oberfläche rings um solch eine große Gruppe durch die Eigenbewegung derselben versetzt wird. Also alles, was man von dem Verhalten der Flecke weiß, beweist auf das unmittelbarste, daß die Flecke unmöglich auf die Weise entstehen können, wie Meisel das angenommen hatte. Vor allem aber war der Umstand, daß die Sonnenmasse in einheitlicher Kohäsion steht, und durch alle Umstände eine Achsenrotation der Sonne vollkommen ausgeschlossen ist, entscheidend. —

Es wurde mir denn damals auch von dem Sonnenforscher Prof. Epstein (Frankfurt a. M.) brieflich, von dem bekannten Astronomen Prof. Plaßmann (Münster i. W.) öffentlich in einem Aufsatz über das „Entstehungsgebiet der Sonnenflecke" („Hochland", September 1914), rundweg zugestanden, daß die Meisel'sche Annahme unhaltbar sei und eine jährliche Verschiebung des Fleckengebietes in keiner Weise nachweisbar ist! — Bei gleicher Gelegenheit sprach Plaßmann unumwunden aus, das Fleckenphänomen gäbe der Fachwissenschaft ein „Rätsel" auf, dem sie gegenüberstehe nicht anders als „achselzuckend" der Arzt „einem hoffnungslosen Patienten"! —

Da nun aber einzig alles darauf angekommen wäre, eine jährliche Verschiebung des Fleckengebietes nachzuweisen, um das Phänomen noch heliozentrisch zu retten, so war die Angelegenheit mit solchen offenen Zugeständnissen fachmännischerseits eigentlich bereits zu Gunsten der geozentrischen Konsequenz entschieden! —

Doch wurde noch ein anderer Versuch gemacht, es kopernikanisch zu retten. Offenbar kam nur noch einer in Betracht: nämlich das Phänomen nachträglich als solches zu beanstanden.

Es war Prof. Epstein, der den von vornherein, da das Phänomen durch vier der ausgezeichnetsten Forscher auf diesem Gebiet, Hofrat Schwabe, Dr. Ph. Carl, E. Stephani (durch diesen sogar photographisch!), Mrs. Maunder, gestützt war, allerdings nicht gerade besonders aussichtsreichen und dankbaren Versuch machte, diesen Nachweis zu leisten. Mit einem Aufsatz „Erde und Sonnenflecke" in XXIV, 3 von Plaßmanns „Mitteilungen".

Er hatte die Fleckentätigkeit von 1900 bis 1910 beobachtet und gefunden, daß an und für sich die Rückseite der Sonne hinsichtlich des Entstehens der Flecke vor der Erdseite nicht bevorzugt sei; damit aber erachtete er das Phänomen als solches für nicht bestehend erwiesen.

Doch das war nur noch ein Mißverständnis. Denn das Phänomen besteht ja nicht darin, daß die eine Seite der Sonne vor der anderen hinsichtlich des Entstehens der Flecke bevorzugt sei, sondern darin, daß die Flecke auf bestimmtem Gebiet entstehen: die großen auf Rückseite (die in solcher Hinsicht also in der Tat vor der Erdseite bevorzugt ist; was im übrigen allein schon für sich die geozentrische Konsequenz bedeuten würde!), die auf Erdseite entstehenden aber auf Osthälfte der letzteren. Das aber wurde durch drei zahlenmäßige Tabellen, die Epstein seinem Aufsatz beigegebebn hatte, zudem lediglich auf das bündigste und wünschenswerteste bestätigt! —

Ich legte das in einer Broschüre „Prof. Plaßmann und das Sonnenfleckenphänomen" (Hamburg, Hephästosverlag, 1915) an den Epstein'schen Tabellen eingehender dar, worauf mir die Fachwissenschaft nichts mehr erwidern konnte. —

Es ist demnach ersichtlich, daß die öffentliche Diskussion ihren äußersten kritischen Punkt nunmehr erreicht hat! Da aber der außereinzige Notversuch, das Phänomen noch heliozentrisch zu erklären, der überhaupt allenfalls noch in Betracht gezogen werden konnte, von der Fachwissenschaft selbst, wie wir sahen, bündigst preisgegeben werden mußte, so meine ich, kann über deren letzten Ausgang bereits kaum noch ein Zweifel bestehen! —

Daß an der Sache also in der Tat „etwas ist", und wie gar sehr viel, ist mehr als deutlich und offenbar. Von welcher kulturellen Bedeutung, mitten in alle Unruhe und ernste Bedeutung des Weltkrieges hinein, es aber sein würde, wenn jetzt die kopernikanische Anschauung kraft eines gänzlich unmittelbaren äußeren Beweises, den wir nunmehr in dem Fleckenphänomen besitzen, für endgültig erledigt erklärt würde, bedarf keines weiteren Wortes! . . .

Otto Karl Müller: Im Lande der Sonne. Skizze.

Dornenkronen zerfetzten den Soldaten die Stirn.

Die Blutstropfen rannen herunter, dunkelrot wie reife Walderdbeeren. Aber die deutschen Helden schritten unterm Geleit von blonden Frauen zur Höhe hinan. Sie gingen auf einer schönen breiten Straße. Die Linden dufteten. In den Blüten berauschten sich die Schmetterlinge. Blätter bebten vor Freude. Um die Stämme reigten Kinder mit blauen, raschen Augen. Schwalben flitzten vorbei. Lieder klangen. Vögel zwitscherten Gedichte. Blumen lauschten in Andacht.

Hand in Hand zogen die Soldaten mit den Frauen. Noch schmerzten die Dornenkronen. Aber sie verspürten bereits die tausend Wonnen eines neuen Landes.

Am Waldrand droben hüpften Kinder von Rosenbusch zu Rosenbusch. Sie sammelten die roten saftigen Blüten in ihren Kleidchen, schleppten sie zu den jungen Mädchen, welche am Hange saßen und Kränze draus banden. Die Frauen nahmen die Dornenkronen von den blutigen Häuptern der Männer und stillten die Wunden mit dem Duft der Rosen. Die Dornen schütteten sie zusammen. Sie wuchsen zu riesigen Haufen. Denn die Soldaten kamen zahlreich. Aus Gräben und Erdlöchern, wo sie lange mit dem Getier gelegen hatten, vom Grunde des Meeres, aus den Lüften, wo sie adlergleich in den Wolken gewesen waren. Sie strömten herbei, ohne Unterschied, jung und alt, arm und reich.

Erst als es dunkelte, nahm das Wandern auf der Straße ab.

Die Kinder tanzten auch nicht mehr um die Linden. Längst hatten sich die Schmetterlinge in den Blüten satt getrunken. Am Waldsaum hörten sie auf, Rosen zu pflücken, und am Hange, Kränze zu binden. Alles haschte jetzt Glühwürmchen und warf sie unter die Dornen. Im Nu brannten die.

Frauen faßten die gebräunten Hände der Soldaten und sprangen paarweise übers Feuer. Die Gesichter leuchteten. Wie's Morgenrot schimmerten im Haar die Rosen. Die Leiber wurden Glut. Die Nacht brannte. Immer mehr fingen die Kinder Glühwürmchen ein. Bisweilen legten sie auch Kiefernzweige und Tannenzapfen in den Brand. Das knatterte.

Die Mädchen aber standen abseits im Walde und spielten auf kleinen Geigen wundersame Lieder. Das wilde Springen der Männer und Frauen ließ nach. Sie formten ruhige Reigen. Sie schwebten über den Waldboden hin. Die Musik verstummte. Ruhe.

Nur Dornen verbrannten.

Die Mädchen kehrten jetzt aus dem Walde zurück, hingen die Geigen ins Föhrengeäst, wo der Wind mit den Saiten spielte. Dann suchten sie in den Wiesen nach Blumen. Von denen wollten schon welche schlafen gehen, doch brachten die Mädchen einige Hände voll mit. Die breiteten sie beim Feuer aus als Lagerstatt für die Soldaten.

Und Knaben, mit Königskerzen in der Faust, führten die Wegmüden zur Ruhe. Der Nachttrunk wurde ihnen in Kelchen von Glockenblumen dargereicht. Sie schlürften ihn gierig aus.

Die Frauen summten süße Schlummerlieder, bis der Morgen kam.

Und es tagte.

Wieder wanderten auf der schönen breiten Straße deutsche Soldaten. Dornenkronen zerfetzten die Stirn. Die Blutstropfen rannen herunter, dunkelrot wie reife Walderdbeeren.

Kinder eilten zu Tanz und Singsang um die Linden. Mädchen flochten Kränze.

Frauen führten tagaus, tagein die Helden ins Sonnenland, wo die Dornen zu Rosen wurden.

Franz Adam Beyerlein: Der lächelnde Wirt.

Fortsetzung.

3.

Ein leichter Wagen schob sich draußen auf dem Weg heran und hielt. Klasen, der Stellmacher, der in der reichlichen freien Zeit gern Botenfuhren übernahm oder mit allerlei Waren Handel trieb, trat durch die Gartenpforte und zeigte eine wundervolle feuchtglänzende Scholle vor der Scheibe. „Fein frisch!" pries er. „Ich hab' sie springlebendig auf der Reede gekauft."

Inken hätte wohl Lust zu dem schönen Fisch gehabt, aber sie schüttelte nach kurzer Überlegung verneinend den Kopf. Wenn sie die kleine Barschaft, die sie mit tausend Listen ihrem Manne für die Wirtschaft abtrotzte, recht überzählte, reichte es ja wohl noch hin, aber Lars, der dänische Knecht, war ein Vielfraß, und es hätte des ganzen Fanges eines Kutters bedurft, um ihn mit Fischen zu sättigen. Dann war es besser, Eingesalzenes mit Kohl und Kartoffeln herzurichten; all das war ihr auf der Weide, auf dem Feld und im Garten zugewachsen und kostete keinen Pfennig baren Geldes.

„Ich danke dir, Hinrich," sagte sie, — alle Eingeborenen redeten sich auf der Insel mit du an, — „ein andermal. Heut hab' ich Kohl zugesetzt."

„Dann nichts für ungut, Inken," antwortete Klasen. „Was macht Lorenz?"

„Danke. Er ist gut zuwege."

„Freut mich."

Der Mann zögerte und ließ den prallen Fisch am Schwanze baumeln. „Inken," begann er von neuem, „ich hab' es doch getan."

„Was denn, Hinrich?"

„Ich hab' die Koppel am Tinghügel gekauft von Lorenz. Sie liegt mir gleich zum Stall hintenhinaus, und er schlägt sie doch auf jeden Fall los. Hätt' ich nicht zugegriffen, hätte mir Hermann Geiken den Tort getan."

Die Frau zuckte schweigend die Achseln.

„Es tut mir wahrhaftig leid," fuhr Klasen fort, „aber das Hemd ist mir näher als der Rock." Er wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Wirtschaft zur „Seemannsbraut". „Du solltest Lorenz nicht so oft in die Nachbarschaft gehen lassen."

Inken wollte die unerbetene Einmischung zurückweisen. Da sah sie die guten, ehrlichen Augen des Mannes und blieb abermals stumm.

Hinrich Klasen trat noch ein paar mal auf dem Steinpfad vor dem Fenster hin und wieder, dann sagte er kleinlaut: „Na, denn adjüs, Inken!" und ging.

Er warf die Scholle in den Weidenkorb auf dem Wagen und trieb seinen kleinen, runden Gaul an.

Inken sah das Fuhrwerk verschwinden, zuletzt drei lange Eisenstangen, die hinten heraushingen. Klasen hatte sie von der Reede mitgebracht. Als die Räder in den Geleisen holperten, fingen sie langsam an zu schwingen und zu klirren.

Nachdem der Lärm verklungen war, stand die Frau mit einem Entschluß auf. Außen im Flur nahm sie das Tuch vom Haken, schlang es über'm Kopf weg um die Schultern und lief zur rückwärtigen Tür hinaus. Die Gedanken jagten sich hinter ihrer Stirn. Der Verkauf der Koppel am Tinghügel, das war wieder ein Schritt nach dem schlimmen Ende zu. Das schöne Kapital des alten Brahm Brahmsen war längst in alle Winde zerstreut, nun wurde das Land, das er einst zum Süderenderhof zugespart und zugekauft hatte, stückweise losgeschlagen. Inken segnete inbrünstig den Vater, der den Hof selbst und sein Gebiet vor der grausigen Verstümmelung bewahrt hatte, und zugleich gewährte es ihr eine Art grimmiger Genugtuung, daß von dem neuen Grund und Boden, der veräußert werden durfte, nicht allzuviel mehr vorhanden war.

Der Weg zum Dorf, von dem der Süderenderhof ein paar hundert Schritte ablag, erstreckte sich frei vor ihr. Klasen handelte wohl bei der „Seemannsbraut" mit seinen Schollen. Darum lief sie ohne Scheu, lief wie ein gehetztes Tier, bis sie dem ersten Haus auf Sehweite nahekam. Von da ab ging sie den gesetzten, ruhigen Schritt, der einer großen Bäuerin geziemte. In der Dorfgasse stieß sie auf Annie Lorenzen, ihres Mannes jüngere Schwester, ein großes, stattliches Mädchen, das sich sicherlich einst allerlei vom Leben erhofft hatte, nun aber infolge des Vermögensverfalls der Lorenzen gattenlos verkümmerte und als eine Art Magd auf dem brüderlichen Mühlenhofe von der Bitterkeit des Daseins mehr zu schmecken bekam, als von der Süße.

Annie schwatzte mit einer Nachbarin. Ihre blauen Augen glitzerten boshaft, als sie die Schwägerin erblickte, und sie rief: „Holla, Inken, wie geht es zuhaus?"

„Danke," antwortete Inken hochmütig, „da ist alles gut beisammen." Sie mochte Annie wegen ihrer spitzen Zunge nicht leiden.

„So? Meinert liegt noch mit dickem Kopf." Meinert war Annies und Lorenz' Bruder, der Bauer des Mühlenhofs.

Inken verstand die Anzüglichkeit nicht. Sie war so verstrickt in ihr Unglück, daß sie nicht einmal das Nächste bemerkte. „Meinert?" fragte sie. „Wieso? Ist er krank?"

Annie lachte höhnisch. „Krank?! — Es hat wiedermal bis vier Uhr in der Früh gedauert in der „Seemannsbraut". Lorenz hat alles gezahlt. Herrgott, Ihr müßt das Geld in Scheffeln haben!"

Nun begriff die Frau. Sie streckte die Waffen des Stolzes und stöhnte: „Wohin soll das noch?!"

Annie, die im Grunde ein gutes Herz hatte, flüsterte ihr dringend zu: „Nimm dich zusammen, Inken! Jensine kommt." Jensine war eine kleine Häuslersfrau; sie hatte beim Krämer Salz gekauft und grüßte achtungsvoll. Dann fuhr das Mädchen fort: „Du dauerst mich, Inken. Wirklich. Wo willst du denn hin, jetzt?"

„Zu Boy."

Die Schwägerin schüttelte geringschätzig den Kopf. „Boy?! Der schenkt dir auch nur Bibelsprüche."

„Vielleicht weiß er doch eine Rettung."

„Der?! — Glaub's nicht. Trag's allein, Inken!" Damit wandte sich das große Mädchen und schlenderte dem Mühlenhof zu.

Boy war der Bruder des seligen Brahm Brahmsen. Um zehn Jahre jünger als Brahm, hatte er von je den richtigen Gegensatz zu jenem abgegeben. War der Ältere stets zum Ergreifen und Wirken geneigt gewesen, so hatte es Boy immer damit gehalten, sich zu bescheiden und demütig hinzunehmen, was eben kam. Er bewirtschaftete einen kleinen Hof und hielt sich schlecht und recht auf seinem Besitz. Mit der Zeit hatte seine angeborene versonnene Frömmigkeit etwas Überhebliches bekommen; er eiferte gegen Unglauben und Üppigkeit und verwechselte allmählich Bedürfnislosigkeit mit Geiz. Deshalb lag er auch mit allen Nachbarn in Streit.

Inken traf ihn, wie er den Dünger aus dem Schweinestall herauskarrte. Er hatte Holzschuhe an den Füßen und trug eine uralte, tausendmal geflickte Hose, die vor Schmutz wohl hätte stehen können, ohne daß einer darinnen steckte. Seine Hände wiesen die Spuren seiner Beschäftigung auf, aber auch sein faltiges Gesicht war unsauber und von Bartstoppeln übersät. Er pflegte sich nur am „Tage des Herrn", wie er den Sonntag gespreizt nannte, zu waschen und zu kämmen. Von seiner Nase herab tropfte es. Über den Besuch der Nichte schien er nicht sehr erbaut zu sein; mit einer verlegenen Grimasse fragte er: „Du willst doch nicht zu mir, Inken?"

„Doch, Boy," antwortete Inken.

„Dann, so sprich schnell. Ich habe nicht Zeit."

„Das ist nicht so kurz gesagt. Komm mit hinein!" Und rasch entschlossen ging sie ihm voraus in die Küche. Boy folgte unwillig brummend.

Auf dem Tische standen noch ineinander die beiden braunen irdenen Näpfe von der morgendlichen Milchsuppe her, die Blechlöffel lagen daneben in kleinen Lachen, und seitab am Fenster, außerhalb der Brotkrumen, waren eine Bibel, ein Gesangbuch und eine Nachfolge Christi mitsamt der Hornbrille aufgebaut.

Inken schüttete dem Oheim ihr Herz aus. Mochte er nun wollen oder nicht, er mußte — nicht zum ersten Male — das Elend anhören, von Anfang bis zu Ende, wie es ganz unmerklich mit dieser unseligen Trunksucht eingesetzt hatte, wie es immer ärger geworden war, wie weder Bitten noch Schmeicheln, weder Zanken noch Schmollen, weder Trotzen noch Drohen gefruchtet hatten. Wie einen Köder warf sie den Gedanken aus, mitunter habe sie schon erwogen, ob es nicht besser sei, sich scheiden zu lassen.

Boy hatte die Nichte von unten herauf mit schrägen Blicken gemustert und war immerzu stumpf geblieben. Jetzt aber gab er den Spruch von sich: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden."

Im Grunde hatte Inken diese Antwort hören wollen. Sie nickte also nur und seufzte dabei. Mit einem Male verstand sie nicht mehr, weshalb sie sich die Mühe des Wegs zu dem alten Geizkragen gemacht hatte. Obenhin, im Aufstehen, sagte sie noch: „Wie hat das nur alles kommen können?" Damit ging sie zur Tür.

Da floß Wasser auf die Mühle Ohm Boys. „Das will ich dir sagen, Inken," versetzte er. „Sechzehn Herdstellen sind wir hier im Dorfe; davon sind zwei Wirtshäuser und auf noch einer sitzt ein Bierhändler. Das soll wohl zuviel sein." Er hatte sich natürlich zu den Temperenzlern geschlagen und war überdies mit Klas Schmitt von der „Seemannsbraut" und seinem Nachbar, dem Bierhändler Geiken, aufs innigste verfeindet. Geiken preschte ihm beharrlich mit seinem Bierwagen über das Rasenvorland vor seinem Hof, anstatt die Ecke gründlich auszufahren, und Klas Schmitt hatte eines Sonntags morgens, als er, Boy Brahmsen, angetan mit dem feierlichen ererbten Abendmahlsrock und einem noch älteren Zylinder an der „Seemannsbraut" vorüber zur Kirche stelzte, vor den jungen Burschen einen Witz über ihn verbrochen.

Draußen schurrte just Stine, Boys Frau, über den höckerigen Steinpfad auf die Tür zu. Die beiden Frauen waren einander nicht gewogen. Stine fand die Nichte zu aufgeblasen und zu fein, ja geradezu zu träge und zu lässig, und diese wiederum spürte den Tadel und vergalt ihn mit Abneigung. Die Alte kam vom Dorfteich, an dessen Rand sie die Kühe zum Grasen geführt hatte. Die Koppel gehörte zum Süderenderhof, aber es geschah nicht selten, daß Nachbarn und gar Anverwandte es mit der Weide nicht so genau nahmen.

Inken war müde von der Aussprache, trotzdem bemerkte sie spitz: „Es ist ja nicht so schlimm, daß du deine Kühe am Teich weiden läßt, aber eigentlich gehört die Koppel uns."

Stine, ein Sauertopf von je, schüttelte den wackligen Kopf und brummte: „Nicht mehr, Inken. Boy hat die Koppel gekauft."

„Das hast du getan? Du, Boy?!"

Der Oheim kratzte sich mit seiner schmutzigen Tatze in den Bartstoppeln. „Ja, Inken, ich," antwortete er. „Denn siehst du, Lorenz hat es selber gesagt: alsdann bleibt es gewissermaßen unter den Brahmsenschen. Ja? Sagtest du was?"

Inken neigte das Haupt.

„Bete nur fleißig!" mahnte Boy verlegen. „Beten und arbeiten! Jawohl. Aber — Klas Schmitt, der ist dein Fluch."

Wie betäubt schlich Inken von dannen. Sie mied die Dorfstraße und ging an der Rückseite der Gehöfte entlang. Klar und warm war die Sonne hervorgetreten. Die Kinder spielten an den Wällen der Gärten, und man spürte den Bäumen und Sträuchern das Behagen an, das sie in der schönen, weichen Luft empfanden. Die Zweige und Triebe glänzten prall und saftig, und einige grüne Spitzen waren schon verwegen genug, die Hüllen zu verlassen.

Lorenz hatte sich auch von seinem wüsten Lager emporgefunden. Er arbeitete im Garten. „Schön Wetter, Inken", rief er über das Gatter weg. „Wo bist du gewesen?"

Die Frau versetzte kurz: „Bei Ohm Boy."

Da senkte der Mann das gedunsene Gesicht und ließ die schwimmenden Augen feig ins Weite schweifen. Plötzlich aber kam er in den Flur hinterdreingelaufen und polterte heraus: „Jawohl, ich habe Boy die Teichkoppel verkauft." Und sogleich log er wieder: „Der alte Dreckfink hat ja nicht nachgelassen, bis ich sie hingab. Er hat tüchtig zahlen müssen."

Inken trat schweigend in die Stube und ließ ihn stehen. Er schaute ihr boshaft nach. Dann schlug er eine höhnische Lache an und begab sich wieder in den Garten. Gartenarbeit war eine Leidenschaft für ihn geworden, nachdem er die Tätigkeit in Feld und Stall nicht ungern an den dänischen Knecht und Sine, die Magd, verloren hatte. Obwohl in der frühen Jahreszeit noch nichts rechtes gesät und gepflanzt werden konnte, grub er ein Beet um, und während er mit zornigem Eifer die groben Schollen zerteilte, maulte und zankte er laut vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Offensivgeist.

Unsere Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie in Vergleich setzen mit unseren Kraftquellen und den Lasten der Feinde. Unsere Geldwirtschaft hat den Stürmen des Kriegs getrotzt, sie wird auch den künftigen Anforderungen standhalten.

Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreude der ersten Kriegszeit, das trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr hinüberzuretten seien in die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos als Gewinn aus schwerer Heimsuchung uns bewahrt bleiben wird, das ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung, die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und Organisationskunst, das deutsche Volksvermögen mit seinen reichen Einkommensquellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt werden müssen.

Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung der wirtschaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher, ohne sie ärmer, aber nicht wirtschaftsunfähig sein. Die Aussichten für eine solche Entschädigung steigen natürlicherweise in dem Maße, als wir unsere Überlegenheit, unseren Sieg vollständig machen, indem wir zu den militärischen Erfolgen den geldwirtschaftlichen Sieg fügen. Können wir das? Die neue englische Anleihe war als Kraftprobe gedacht; sie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab, daß sich die Hoffnungen jenseits des Kanals auch nur halbwegs erfüllt hätten. Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von 5 bis 6 Monaten, die ersehnte Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine langfristige Anleihe aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und das, obwohl der englische Markt eine Schonzeit von mehr als 1 $^1/_2$ Jahren genossen hatte! Dabei ist England, dessen Schwierigkeiten sich häufen (U-Bootkrieg, Ernährungssorgen, Beeinträchtigung der Einfuhr und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente, oder sollte sie doch sein. Daß die Stütze brüchig wird, ist um so beachtlicher, als das Zusammenraffen langfristiger Kapitalien im eigenen Lande der Bundesgenossen nachgerade auf bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die Verschuldungen ans Ausland (Amerika übte von Anfang an eine zärtlich wohlwollende Neutralität, während es für uns nur Neutralität-„Ersatz" hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher Art sind ungefähr doppelt so hoch wie die unsrigen.

Demgemäß ergibt sich beim Abmessen der beiderseitigen Widerstandskraft ein mehrfaches Mißverhältnis zuungunsten der Feinde. Also wird der Sieg auf dem Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die Einsicht in die eigene Kraft und die Erkenntnis der feindlichen Lage bei uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist wecken, den Hindenburg kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit dem Gelde schlagen." Und einmal muß da drüben die Erkenntnis aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Opfer — und den deutschen Vorsprung steigert.

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur XX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Je sicherer Deutschland und seine Verbündeten dem Siege entgegengehen, um so mehr wächst das Bedürfnis, sich mit den Aussichten und Aufgaben des Friedensschlusses zu beschäftigen. Als eine gute Grundlage für solche Friedensbetrachtungen erschien soeben unter der Bezeichnung: „Politisch-geographische Grundlagen Europas für Friedensbetrachtungen" im Verlage von Carl Flemming in Berlin die erste Nummer einer neuen Reihe von Karten, die von Professor Dr. Kettler herausgegeben werden. Die vorliegende Karte besteht aus drei auf einem Blatte vereinigten Einzelkarten. Die erste behandelt „Kriegsstands-Gesichtspunkte" und bringt die Landverluste der Mittelmächte und der Ententestaaten seit Kriegsbeginn zur Darstellung, sowie eine ins Auge springende Veranschaulichung des glänzenden Standes der Mittelmächte. Die zweite, „Geschichtliche Gesichtspunkte" betitelte Karte enthält eine Reihe von alten historischen Grenzen, deren Erinnerung naturgemäß für die heutige Frage des Tages von größtem Interesse ist. Die dritte Karte endlich, die den Titel „Völkische Gesichtspunkte" führt, stellt die Völkergrenzen in Europa dar. Von besonderem Interesse dürften unter den hier veranschaulichten Sprachgebieten heute die der Litauer, Polen, Ukrainer, Bulgaren und Albaner genannt werden. Vor allem tritt die gewaltige Ausdehnung der Fremdvölker in Rußland überraschend hervor, wo sich für die Entente ein reiches Tätigkeitsfeld befindet, um ihre so oft in die Welt hinausposaunte Liebe für die kleinen bedrückten Völker in die Tat umzusetzen.

*

„Die Seele Spaniens" betitelt Rudolf Lothar ein Buch, das er als Veröffentlichung der Deutsch-Spanischen Vereinigung München bei Georg Müller (München) erscheinen läßt. Es ist eine interessante und unterhaltsame Reisebeschreibung, die Lothar dem Leser bietet, und die bunten Bilder aus dem Leben Spaniens, die

er schildert, sind zweifellos recht reichhaltig. Nur eins hätte der Verfasser ändern müssen: den Titel. Denn so anschaulich und malerisch seine Schilderungen sonst sind, „die Seele Spaniens" geben sie nicht wieder; es fehlt ihnen das für Spanien Charakteristische, was keineswegs das Stiergefecht oder die von dem Verfasser in einem besonderen Kapitel geschilderten „Blumenspiele in Barcelona" sind. Nichtsdestoweniger ist das Lothar'sche Buch ein interessanter Lesestoff, der manchem vieles bieten wird. Dem Buche sind 59 Bilderbeilagen beigefügt, die größtenteils recht nett und geschmackvoll ausgewählt sind, nur möchten wir hier die acht Federzeichnungen von Nestor ausnehmen, die die „Mädchen und Frauen aus Madrid" darstellen sollen, die aber allzu leicht ein ganz falsches Bild von dem schönen Geschlecht der spanischen Hauptstadt erwecken können.

*

In der im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ist kürzlich als 553. und 554. Band ein kleines Werk erschienen, das sehr vielen herzlich willkommen sein wird. In kurzer, aber trotzdem gründlicher, sachlicher und leicht verständlicher Form bietet in diesen Bändchen Justus Hashagen dem Leser die „Umrisse der Weltpolitik" in den Jahren seit der Gründung des Deutschen Reiches, und zwar behandelt der erste Band die Zeit bis zum Jahre 1907, der zweite die letzten sechs Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges. Wenn wir einen Wunsch aussprechen dürfen, so ist es der, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage, die — wie wir hoffen — recht bald der ersten folgen wird, seiner Arbeit ein Register anfügen möge, das eine wichtige und nützliche Ergänzung seiner interessanten und lehrreichen Ausführungen sein wird. —

In einer kleinen Schrift „Politik der Tat" („Politik", Verlagsanstalt u. Buchdruckerei, Berlin) entwirft Dr. Ferdinand v. Gerhardt ein anschauliches Bild von den politischen Empfindungen und Notwendigkeiten, die jetzt alle Gemüter bewegen. Er zeigt, wie sich das Verhältnis des Deutschen zum Ausland gestaltete, und welche grundlegenden Unterschiede im Denken und Handeln namentlich zwischen ihm und England hervorgetreten sind, Unterschiede, die uns den Schlüssel zum Verständnis der hauptsächlichsten weltpolitischen Ereignisse zu bieten vermögen. Auch die gegenwärtigen und künftigen Beziehungen zu Amerika und Ostasien sind eingehend gewürdigt, so daß es dem Leser ermöglicht wird, einen Blick über den jetzigen Krieg hinaus zu tun und zu erkennen, welche Aufgaben von uns noch gelöst werden müssen, wenn wir bleiben wollen, was wir sind, und uns eine Zukunft wünschen, die den schweren Opfern der Gegenwart entspricht. Mit scharfen Worten wendet sich der Verfasser auch gegen diejenigen, die immer noch daran arbeiten, eine rücksichtslose Ausnützung aller unserer Hilfsmittel, vornehmlich der U-Boote, zu verhindern.

Wenn auch die Schrift bereits im November vergangenen Jahres abgeschlossen ist, und infolgedessen die durch Erklärung des verschärften U-Bootkrieges geschaffene neue Lage noch nicht berücksichtigt werden konnte, so bietet der umfangreiche, auf 36 Seiten zusammengedrängte Stoff doch eine Reihe interessanter Einzelheiten, an denen nicht achtlos vorübergegangen werden darf.

Von der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft", die von Prof. Dr. Franz v. Mammen bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden herausgegeben wird, sind drei neue Hefte erschienen, auf die wir leider wegen Beschränkung des Rau-

mes nicht näher eingehen können. Im 23. Heft entwickelt der Wiener Nationalökonom Prof. Dr. Gruntzel „die Idee der Gemeinschaft" und weist nach, daß der theoretische Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus kein zutreffendes Bild der Wirklichkeit gebe. Der Mensch bedarf zum Zwecke seiner Selbstentfaltung der Verbindung mit anderen Menschen. Eine solche Gemeinschaft sei keine mechanische Zusammenfassung, sondern sei wesentlich psychischer Natur und bedeute keine Unterdrückung der Individualität, sondern sei deren wesentliche Voraussetzung. Für die Volkswirtschaftslehre sei wie für die Ethik das Leben ein stetig wechselndes Kräftespiel zwischen Individualitäten und sehr verschiedenen Gemeinschaften.

Das 33. Heft behandelt das vielbesprochene Thema „Mitteleuropa — Mittelafrika". Der bekannte Kolonialpolitiker Dr. Paul Leutwein warnt hier zunächst mit Recht vor übertriebenen Hoffnungen, die man vielfach auf einen engen Zusammenschluß Mitteleuropas setzt, und fordert im zweiten Teile seiner Schrift für unsere Weltwirtschaft ein einheitliches Deutsch-Mittelafrika, das Kamerun, Französisch- und Belgisch-Kongo, Ostafrika, Angola, den Nordteil Südwestafrikas, die Nordhälfte Mozambiques, Nyassaland und einen Teil Nordostrhodesiens umschließen müsse. Ob sich ein derartiges Kolonialreich schaffen lassen, ob insbesondere England seinen alten Plan, Südafrika mit Ägypten und dem Sudan räumlich zu verbinden, aufgeben wird, hängt natürlich ganz vom Ausgange des Krieges ab. Es ist jedenfalls zu wünschen, daß wir ein Kolonialreich erlangen, das imstande ist, sich im Kriege selbst zu verteidigen und zu halten.

Im 30. Heft der Mammen'schen Sammlung, „Zollunion und Agrarpolitik", sucht Hermann Kranold nachzuweisen, daß der privatwirtschaftlichen Rentabilität der deutschen landwirtschaftlichen Betriebe aus einer Festlegung der Zollgrenzen zwischen Deutschland einerseits, Österreich-Ungarn und den christlichen Balkanstaaten — einschließlich Rumäniens — andererseits keinerlei Gefahren erwachsen können. —

„Von Polens Seele" spricht Stanislaw Przybyszewski in einem neuen Bande der „Schriften zum Verständnis der Völker", die im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erscheinen. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, uns den polnischen Geist näher zu bringen, uns verständlich zu machen, uns zu zeigen, daß „Polens Seele" grundverschieden ist von der Seele seines östlichen Nachbars und bisherigen Knechters, Rußland, daß die polnische Kultur stets viel mehr nach Westen gravitiert hat, als nach Osten, und daß im neuen Polen dieser Anschluß wieder stärker hervortreten muß und wird, als es in der Zeit der russischen Willkürherrschaft hat der Fall sein können. —

In einem als Manuskript gedruckten „Bericht über die bisherigen Bestrebungen zur Schaffung einer leistungsfähigen Industrie der Erdöl-Raffination in Deutschland" kommt E. A. von Martins zu dem Ergebnis, daß nach dem Kriege die Versorgung Deutschlands mit den sämtlichen Erdölprodukten auf neuen, ganz veränderten Grundlagen aufgebaut werden müsse, und daß es schon jetzt zu den Aufgaben der Reichsverwaltung gehören dürfte, „unbeeinflußt von Privatinteressen zu erwägen, wie diese für die ganze Volkswirtschaft, namentlich aber für die Militär- und Marineverwaltung wichtige Frage gelöst werden soll, und namentlich auch, wie die Versorgung aus denjenigen Gewinnungsquellen gefördert

werden kann, die außerhalb der englischen und russischen Einflußsphäre liegen".

*

Ferner seien zwei kleine Broschüren kurz erwähnt, die vieles enthalten, was lesens- und beherzigenswert ist. Die erstere behandelt die „Bevölkerungsprobleme". Sie ist von Siegfried Dyck im Verlage von Preuß & Jünger in Breslau herausgegeben und gibt einige Studien und Glossen zur Geburtenfrage, die für uns nach dem Kriege von großer Wichtigkeit sein wird. — Das andere Bändchen, bei der Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H. in Wiesbaden erschienen, sucht die Frage zu beantworten: „Wie baut man für's halbe Geld in Ost und West neu auf?" In Wort und Bild gibt hier Dipl.-Ing. Curt Adler Ratschläge für den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften im östlichen und westlichen Kriegsgebiet, sowie für Notbauten und für die Unterkunfts- und sonstigen Baulichkeiten unserer Krieger, für eine Bauweise, die vierzig bis sechzig Prozent Ersparnis gegenüber dem Ziegelbau und dabei mehrfach schnellere Herstellung ermöglicht.

Zum Schluß sei noch ein „Türkisches Lehrbuch" kurz genannt, das Wilhelm Weil im Verlage von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. veröffentlicht. Die Methode Weils soll es ermöglichen, die für uns Deutsche zweifellos schwere türkische Sprache schneller, leichter, gründlicher und vollständiger als bisher zu erlernen. Sie erstrebt, durch häufige Wiederholung der wichtigsten Worte und der wichtigsten Formeln, das Gehirn automatisch von der Muttersprache loszulösen und die Gedanken in der fremden Sprache wiederzugeben. Sie will also zum Denken in der fremden Sprache erziehen, eins der Hauptfundamente, auf das beim Erlernen einer fremden Sprache von Anfang an der größte Wert gelegt werden sollte, was jedoch leider oft vergessen wird. Schon aus diesem Grunde ist das Weil'sche Lehrbuch praktisch sehr wertvoll und verdient von Lehrenden und Lernenden der türkischen Sprache Beachtung; die enge Freundschaft, die uns mit dem osmanischen Reiche verbindet, und die großen wirtschaftlichen Interessen, die wir in der Türkei haben, und die immer mehr wachsen, werden viele Deutsche zum Erlernen der türkischen Sprache veranlassen; sie werden gut daran tun, sich dann des Weil'schen Buches zu erinnern.

*

Nach Schluß der vorstehenden Rundschau sind uns noch zwei Bücher zugegangen, deren wir noch mit ein paar Worten gedenken wollen.

Als neuester Band der Ullsteinschen Büchersammlung „Männer und Völker" erschien aus der Feder des Kontreadmirals Carl Hollweg „Unser Recht auf den U-Bootskrieg". Hollweg gibt eine leicht verständliche Darstellung des gerade jetzt in eine neue Phase eingetretenen U-Bootkrieges und schildert zunächst kurz die Haltung unserer Gegner und der neutralen Staaten. Besonders interessant sind das Kapitel über die Stellung des U-Bootes im Seerechte und das Kapitel: „Der U-Bootskrieg und der Sieg". Der Verfasser sagt hier zum Schluß, dem U-Boote falle in diesem Kriege die große, bedeutungsvolle Rolle zu, „daß es einer zukünftigen Freiheit der Meere als Bahnbrecher dienen, daß es veraltete, überlebte, schädliche Theorien von der „Unbezwinglichkeit der Seemacht" des zur See zahlenmäßig Überlegenen, die wie ein unabwendbares Verhängnis, wie ein ewiges Damoklesschwert über den schwächeren Seemächten schwebte, beseitigen, daß es für alle Ewigkeit die Hungerpeitsche den grausamen Händen des englischen Seedespotismus entwinden wird". Das Schriftchen ist äußerst

lebendig und unterhaltend geschrieben; es wird sich sicherlich schnell einen sehr großen Leserkreis erobern.

Auch die neue Schrift von Ferdinand Tönnies: „Der englische Staat und der deutsche Staat", die im Verlage von Karl Curtius in Berlin erschienen ist, ist warm zu empfehlen. Tönnies schildert hier in anschaulicher, leicht verständlicher Weise die englische und deutsche Verfassung, die Verwaltung in den beiden Staaten, die „Freiheit und Freiheiten", sowie die Staatsbegriffe und Staatsideen. Am Schluß hat der Verfasser den Hauptinhalt seiner Betrachtungen in Leitsätzen zusammengefaßt, aus denen vor allem zu entnehmen ist: England ist in den Grundformen seiner ungeschriebenen Verfassung das geblieben, zu dem es sich im späteren Mittelalter entwickelt hat, und zwar auch dann noch, nachdem die Krone den größeren Teil ihrer Macht durch das Parlament, besonders nach dem Cromwell'schen Interregnum verloren hatte. „Dieser unmoderne Charakter, der den Bedürfnissen einer gesteigerten und reformierenden Gesetzgebung nicht gewachsen ist, macht sich besonders durch den Mangel einer geordneten Verwaltung, eines geschulten Beamtentums und eines ausgebildeten Verwaltungsrechts fühlbar." Die in England stark in Erscheinung tretenden gesellschaftlichen Grundlagen sind ausgeprägt aristokratisch, trotzdem im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts der Arbeiterklasse immer mehr politische Rechte eingeräumt werden mußten.

Mit der „Freiheit" in England ist es keineswegs so bestellt, wie man immer noch vielfach in Deutschland glaubt. Wenn auch, wie Tönnies ausführt, die bürgerlichen Freiheiten in Großbritannien teilweise besser als bei uns gesichert sind, so schließen diese doch andererseits auch die Freiheit in sich ein, „andersdenkende Minderheiten, z. B. in ihren Versammlungen, durch Lärm und Gewalt zu ersticken".

Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß in dem aristokratischen Großbritannien viel weniger für das Volk getan worden ist, als in den monarchischen Staaten des Festlandes, daß England z. B. erst dreißig Jahre später als Deutschland mit der sozialpolitischen Gesetzgebung begonnen und nach deutschem Vorbilde eingerichtet hat, daß das Unterrichtswesen zurückgeblieben ist und erst allmählich auf einen dem deutschen annähernd ebenbürtigen Standpunkt gebracht wurde, kurz, daß „die Grundsätze des Zwanges, der Pflicht, der Ordnung, der Verwaltung, ohne die der Staat nicht leben und sich entwickeln kann, ... gegen starke Widerstände verspätet und in unvollkommener Weise in England Eingang gefunden" haben.

Doch wir können hier nicht näher auf die interessanten Ausführungen eingehen; sie werden zweifellos den Zweck erreichen, zu dem sie in erster Linie bestimmt sind, eine „volkstümliche Belehrung" zu sein über englische Verfassungs- und Verwaltungsfragen, eine Studie, die keineswegs den Anspruch erhebt, als streng fachwissenschaftliches Werk zu gelten, wie es uns u. a. Hatschek in seinem ausgezeichneten Werke „Englisches Staatsrecht" geliefert hat. Es soll dem Laien einen Einblick gewähren in die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse Englands, die bei uns noch vielfach auf der einen Seite unter-, auf der anderen Seite weit überschätzt werden.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Georg J. Plotke (Frankfurt am Main).

Wir sind sehr mißtrauisch geworden gegen die Naivität junger Künstler, seitdem wir im Wesentlichen unter dem Einflusse der selbstanalytischen rus-

sischen Literatur die Sphäre des Bewußtseins in jedem Schaffenden zu Ungunsten jener süßen Dumpfheit des Gefühls vergrößert sahen, aus der die Dichtungen unserer älteren Meister entquollen. Max Jungnickel, der lachende Musketier, ist aber wirklich ein naiver Jüngling-Mann, ein Kind von Jean Paul'schen Gnaden, der im Jammer der Vernichtung noch den unverlierbaren Gesang der Lerchen hört, und in dem etwas klingt und klagt von den Urtönen einer volksmäßigen reinen Poesie. Sein neuer kleiner Roman „Peter Himmelhoch" (Verlag H. A. Wiechmann, München) schildert den Abschied des Dichters von dem verschlafenen Dorf Dinkelsbach und seinem Gänsemädchen. Er geht in den Krieg, wird Trommler und fällt in der Schlacht. Es gibt eine deutsche Dichtung, an die man immer wieder erinnert wird, den Kornet Rilke. Nur trägt dieses formlose Buch Jungnickels für uns das reinere und wahrhaftigere Antlitz des Natürlichen, weil es sich aus dem blutgedüngten Boden des schwerdurchlittenen Kriegserlebnisses emporreckt. Auch der abschließende dramatische Versuch, der „Sternenkantor"*), besitzt die Nachdenklichkeit und den zarten Farbenreichtum dieses Dichters; und wenn auch an dem blütenreichen Lebensbaum des jungen Poeten bisher noch keine reife und restlos künstlerische Frucht erwuchs, wenn auch dies wunderschöne Buch — sein fünftes — nichts Neues über ihn sagt, so dürfen wir doch erwarten, daß Jungnickel, wenn er uns erhalten bleibt, noch viel echte, gütige Freudigkeit in unsere verdunkelte Welt bringen wird.

Im Gegensatz zu diesem völlig unbewußten Poeten ist Curt Moreck ein seine Mittel durchaus kennender und beherrschender Künstler. Er bietet trotz mancher stilistischen Gequältheiten in seinem neuen Buch „Menschen im Kampf" (Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart) das Bild eines jungen Menschen, den der Krieg aus dem Artistentum zu wirklich gefühlter Liebe und zu wirklich gefühltem Leid emporgehoben hat. Die Mängel seiner früheren Dichtungen, die damals in dem starken Hervordrängen seiner eigenen Person, die ihm wie den meisten Mitstrebenden das Interessanteste war, bestand, hier überwindet er sie, weil er ein starkes Allgemeinempfinden erworben hat. Dieser ethische Gehalt rückt auch die Dichtungen seines neuen Buches, die stofflich eigentlich dem Kriegsfeuilleton näher stehen als der Novelle, in die Reihe der Kunstwerke. Der Versuch freilich, im „Beatus Mensch" eine Heilandsgestalt wie den Hauptmann'schen „Emanuel Quint" im Greuel des Krieges zu zeichnen, gelingt ihm noch nicht. Dagegen entfaltet er eine bemerkenswerte visionäre Kraft in der männlichen Größe seines Mitleidens, wie er beispielsweise das Sterben eines Waldes im Granatfeuer und die sehnsüchtige Wanderung eines zerlumpten Soldaten nach dem Sterne seiner Kindheit schildert.

Auch Alfons Petzold ist im Kriege zum Kerne alles Dichterischen vorgedrungen, da er ein großer Liebender geworden ist. Aus der Beklommenheit dem Unerhörten gegenüber kommt er in seinen neuen Gedichten aus dem Kriege „Der stählerne Schrei" (Verlag Ed. Stracke, Warnsdorf) zur Befreiung. Er hat die Scholle lieben gelernt, aus der seine Väter wuchsen, und er ist für uns mit Lersch und Wöhrle zusammen der typische Volksdichter des Krieges geworden, der alles das ausspricht, was ein natürlicher und gütiger Mensch in dieser eisernen Zeit empfinden muß. Erschütternd sind die Gedichte, in denen er sich als Soldat mit den Grundlehren des

*) Das Frankfurter Schauspielhaus wird ihn zur Uraufführung bringen.

Christentums auseinandersetzt; und hier ist besonders das Gedicht „Legende" hervorzuheben. Die gefallenen Soldaten sitzen im Himmel, ein niederdeutsches Idyll, und sehnen sich, noch einmal ihre Heimat zu sehen; Christus läßt diesen deutschen Geisterheerbann hinabziehen durch die Wälder und Täler. Sie kehren mit gestillter Sehnsucht am Morgen zurück:

„. . . Der Leutnant, die Hand an dem Kappenschnitt,
An den Chorstuhl der heiligen Familie tritt:
‚Melde gehorsamst, vollzählig heimgekehrt.
Ich bitte um mein verpfändetes Schwert.'
Da lächelt Herr Jesu, sagte einem Cherub etwas ins Ohr —
Stille der Wunder steigt aus der Tiefe empor,
Johann Sebastian Bach tritt in den Orgelraum . . .
Der ganze Himmel träumt einen deutschen Traum."

*

Diese unendliche Liebe zur Heimaterde, mit der tiefste Gewinn dieses Krieges, ist auch der Grundklang des neuen Romans von **Rudolf Haas** „**Triebl der Wanderer**" (Ludwig Staackmann, Leipzig). Er bildet die Fortsetzung zu dem mit Recht bekannt gewordenen „Matthias Triebl", der Geschichte eines verbummelten Studenten, und nähert sich im Ton den Dichtungen Carl Busses, dem dies Buch gewidmet ist. Der Held, rauh wie ein Fuhrknecht und zart wie ein Lyriker, hat eine Braut daheim und irgendwo einen unehelichen Sohn, und an seinem Himmel stehen die drei Leitsterne: Freude, Herzenswärme, Liebe. Er erlebt als tätiger Helfer, als Mitmensch, umstrahlt von dem Urlicht der Freundlichkeit, auf seiner Gebirgswanderung allerhand Abenteuer, nimmt seinen Buben mit und kehrt in die Egerländer Heimat zurück, wo er sich als Arzt niederläßt und mit der Frau glücklich wird, die er seit langem verlassen hat, und die sich des Kindes wie eines eigenen annimmt. Nun ist er nicht mehr zu entwurzeln, sondern nach allerhand Schicksalen fest „hineingewachsen in die liebe Heimaterde".

Eine leise Enttäuschung bereitet das neue Buch von **Joachim Delbrück** „**Varieté**" (Verlag Ullstein und Co., Berlin), wenn man es an der letzten psychologisch bedeutsamen Dichtung des Verfassers „Der Untergang des Postdampfers" mißt. Das glänzende Elend des Artistenlebens versucht er an dem Schicksal der Johanne Simonsen zu einem Kulturbild auszuweiten. Aus kleinen Anfängen steigt die Künstlerin zu einem Varietéstern empor, pocht sehnsüchtig und vergebens an die Pforten der reinen, hohen Musikkunst, und taucht dann, gebrochen durch die banale Schmerzlichkeit einer Liebesenttäuschung, in die Niedrigkeit und schließlich ins Laster hinab. Die Absicht Delbrücks ist es, den soziologischen Hintergrund klar aufzuzeigen, jenes Motto zu variieren, daß nicht Laster zum Elend führe, sondern umgekehrt seelisches Elend zum Laster. Geglückt ist ihm nur die Gestaltung der einzigen Figur und damit ein durchaus fesselnder Unterhaltungsroman, der, zwischen sachlicher Kühle und sentimentalen Anwandlungen schwankend, nicht die letzten Möglichkeiten von Delbrücks Begabung entwickelt.

Erstaunlich ist es, daß gerade dieser Krieg in den deutschen Dichtern die Fähigkeit zur reinen Objektivierung gegenüber brennenden Fragen gesteigert hat. Wie Otto Flake und René Schickele gibt auch **Arthur Babillotte** in seinem neuen Roman „**Neubau**" (Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) sein Bild der elsässischen Verhältnisse: er hat eins der ausgezeichnetsten Bücher über diesen heikeln Stoff geschaffen! Die Bedingtheiten der ge-

sellschaftlichen Schichtung im Elsaß, die Verschiedenheit des Empfindens, die Vieldeutigkeit der Probleme hat er in einer Weise darzustellen vermocht, daß wir mit den Schlagworten gut und böse, recht und unrecht, deutsch und französisch wahrhaftig nichts anzufangen wissen. Es sind alles prächtige Naturen, die ihr Land lieben, und denen trotz gelegentlicher Unbedachtheiten, wie sie dem besonders feinfühlend geschilderten ehemaligen französischen General begegnen, das Glück ihrer Scholle oberstes Gesetz ist. Dieses Glück besteht unausgesprochen, aber unzweideutig in der festen Anklammerung an das große Deutschland, dessen Entwicklung zu immer geschlossenerer Kraft jedem bewußt ist. Der innere Gewinn, mit dem wir diesen Roman aus der Hand legen, ist nicht nur die Erkenntnis von der Solidität, Klugheit und Arbeitskraft der Elsässer, sondern auch die Überzeugung, daß in der jungen Generation alle Gegensätze verschwinden und die ganze Bevölkerung in treuem und stolzem Wirken für das Allgemeine als deutsches Bürgertum sich zusammenschließt. Es ist ein Jammer, daß Babillotte, der ein wesentlicher Faktor zur versöhnlichen Neuordnung der elsässischen Verhältnisse nach dem Kriege gewesen wäre, so früh hat sterben müssen!

Stärker als alle die hier geschilderten Dichter ist Max Ludwig, das geniale Vorbild einer zu immer reiferer Männlichkeit hinaufwachsenden künstlerischen Generation. Sein vierter Roman „Die Sieger" (Verlag Albert Langen, München) ist vor dem Kriege entstanden. Er schildert diesen Krieg, wie wir ihn wirklich erleben, wie er aus dem frischen siegreichen Vorwärtsdrängen des Anfangs zu einer gewissen Versumpfung gelangt ist, mit einer derartig suggestiven und überlegenen Eindringlichkeit, daß jeder, der sich mit ihm bekannt macht, eine Weile alle Zeitungen unter dem Gesichtswinkel lesen wird, als sei diese Dichtung die Realität des Tages, in dem wir leben. Angesichts der Kraft dieses Dichters bleibt es unverständlich, wie er bisher noch nicht zu allgemeinster Anerkennung sich durchringen konnte. Freilich ist die Voraussetzung die, daß der Leser selber von dem heiligsten Aktivitätsdrang beseelt ist, um diese gehämmerte Sprache in ihrem Trotz und in ihrer plastischen Wucht ertragen zu können. Alles Gefühlte, das gebändigt und heiß in der Brust dieses vornehmen und starken Mannes lebt, bleibt unausgesprochen, es liegt nur wie ein Zittern um seine Lippen. Bei ihm hat man das sichere Bewußtsein, daß er nicht nur ein Dichter sein könnte, sondern auch im Sturm der Zeit ein Staatsmann, der seiner Vision durch Tat zum Dasein verhilft.

Was aus all diesen Büchern, die wahllos auf den Redaktionstisch gelangen, so beglückend und einhellig hervorleuchtet, ist die Vermännlichung der Dichter, Jünglinge und Männer, und der von ihnen gewählten Stoffe. Sie gelangen im Erlebnis unserer Zeit aus der kläglichen Selbstzersetzung, aus dem Beharren im Ich mit seinen kleinen Gebresten hinaus zum Gefühl für das Allgemeine, für die Lebensforderung der Mitmenschen, — zur Öffentlichkeit. Und damit knüpfen sie an eine große deutsche Tradition an, die wir seit Jahrzehnten unter fremdem Einfluß verloren zu haben glaubten, und die doch reinste Auswirkung unseres Humanismus bleibt.

* * *

Baumgartens C. F. Meyerbuch*). — Man kann aus diesem Buch wieder lernen, daß Kritik eine Kunst ist, eine Kunst, ebenso rein wie die Dichtung selber. Und man könnte sich einige große französische Literatoren denken,

*) Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst von Franz Ferdinand Baumgarten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München 1917.

die dieses Buch Baumgartens mit besonderem schlürfenden Genusse sich zu eigen machen. Ich stehe nicht an, dieses Buch für das Beste und Endgültigste von allem zu halten, was uns bisher über Conrad Ferdinand Meyer gegeben wurde. Die Dichter seiner Zeit, Heyse, Storm, Keller u. a., hatten bei aller großen Anerkennung des Talents und der „Mache“ Conrad Ferdinand Meyers irgendeine instinktive Abneigung gegen seine Dichtung, über deren Berechtigung und Gründe sie sich nicht klar zu werden vermochten. In dem Briefwechsel zwischen Storm und Heyse, dessen Herausgabe ich vorbereite, finden sich zahlreiche Äußerungen darüber, daß bei C. F. Meyer das eigentlich Dichterische, das „Tirili“ fehle. Was Baumgarten uns gibt, ist eine systematische Fundierung dieses Instinkts. Das Buch konnte zu seiner objektiven Schärfe und Sicherheit nur heranreifen in einer Zeit, wie wir sie heute erleben, die eine Umwertung aller Werte mit sich bringt und gerade unsere Einstellung gegenüber dem Renaissancismus grundsätzlich verändert hat. Wenn wir schon lange erkannt haben, daß die Renaissancekunst Wesentliches nicht primär entnommen, sondern von zweiter Hand, beispielsweise vom Theater aus sich angeeignet hat, so ist sie auch als ein fremdartiges Gewächs, als eine Bedrohung des ursprünglich Deutschen in bildender Kunst und Dichtung gerade jetzt empfunden worden, und zwar von reinen Forschern ebenso wie von national überfärbten Tendenzkritikern.

Baumgartens Buch baut sich organisch auf gründlicher historischer Grundlage auf. Meyer übernimmt seine Einstellung für Renaissance, die heute noch die allgemein herrschende ist, von Jakob Burckhardt, der mit seinem Werke Gregorovius' geschwollene Auffassung überwunden hatte. Von dieser Grundlage des Bildes der Renaissance aus verbreitet sich das ungemein reiche Buch über die menschliche und künstlerische Physiognomie Conrad Ferdinand Meyers. In den Gestalten des Dichters fehlt die schöpferische Phantasie, da er wesentlich aus ä u ß e r e m Anreiz den Zwang zur Formung empfängt, im Gegensatz zur naiv-sinnlichen Art Gottfried Kellers etwa. Diesen Mangel steigerte Meyer zu seiner artbildenden Eigentümlichkeit; er zwang ihn in Stoffwahl und Gestaltungsprinzipien zum Historismus, zur Stilisierung. Was er gibt, ist aus zweiter Hand, sieht er selber im Spiegel. All seine starken Figuren mit ihren monumentalen Zügen und Handlungen stehen dabei zur Umwelt in demselben Verhältnis wie ihr Schöpfer: sie sind Isolierte, Vereinsamte, vom Schicksal zum Unglück verdammt.

Es ist aber dem Dichter immer darum zu tun gewesen, mehr als eine Belebung der renaissancistischen Vergangenheit zu geben, er wollte Seelenkonflikte, Problemdichtung schaffen. Hierfür aber war Meyers Form nicht das geeignete Gefäß. Es entstand keine Einheit, die Probleme, deren Sichtbarmachung erstrebt wurde, blieben im Kern schillernd und unklar. „Der Inhalt der Novellen — die psychologischen, ethischen und historischen Probleme — ist nicht in die Geschichte umgesetzt, (ich übertreibe, um das Prinzipielle scharf hervortreten zu lassen!) und die pathetisch-dramatische Handlung ist nur Fassade. Die Fassadengeschichten behalten ihr Eigenleben, und das intime Problem wird nicht lebendig. Der Geist hat kein Relief, und dem Gesicht fehlt die Seele.“

Man sieht, Baumgarten führt eine scharfe Klinge, aber bei aller Jugendlichkeit ist er ästhetisch so hellhörig, — und es erfordert der künstlerische Aufbau seines Buches ja auch eine letzte Unbedingtheit, — daß man ihm gerne folgt. Was in dem Buche niedergelegt ist, erscheint als Extrakt, dessen kritische

Eindampfung schlechterdings unmöglich ist. Besonders trifft das auf die der dekorativen Form und der Technik in Meyers Novellen gewidmeten Abschnitte zu, in die unsere beste deutsche Theorie hineingearbeitet ist, von Lessing über die Romantik und Heyse bis zu Paul Ernst. In sinnlicher Plastik baut Meyer architektonische Bilder auf; er selber, obwohl mit eigenstem Schicksal verknüpft, zieht sich auf den fernen Standpunkt des Zuschauers zurück. Seine dekorative Darstellung bleibt verschwommen, wenn wir etwa Kleists innere Plastik danebenhalten. Der Meyer'schen Novelle fehlt der „Falke", das körperlich sichtbare Schicksalssymbol, wie es Merimée und Heyse besaßen. Das Verfehlen dieses einzelnen technischen Moments bleibt typisch für den allgemeinen Mangel, daß die Meyer'sche Novelle nicht „Formwerdung ihrer Inhalte" ist. So bleiben Meyers Prosadichtungen dekorative Kunstwerke.

Das menschliche Antlitz des Dichters tritt uns in der Lyrik, den Symbol-Bildern seines persönlichen Erlebens näher; der junge „Pélerin et Voyageur" altert mit der großen scheuen Sehnsucht des Einsamen, der die Wirklichkeit verwirft, der sein Erlebnis an die Form verrät, der von volksliedhaften Anfängen zu einer seiner Novellistik verwandten symbolischen Lyrik gelangt, „die Lyrik des intellektuellen, einsamen Kulturmenschen: des repräsentativen Menschen im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert", der immer reisefertig zur letzten Fahrt ist.

Man kann das Buch Baumgartens nur grundsätzlich ablehnen oder ihm freudig zustimmen. Ich bin überzeugt, daß diese Art der literar-ästhetischen Betrachtung, wie Baumgarten sie übt, eine große Bereicherung unserer kritischen Möglichkeiten bedeutet. Sie ist dazu angetan, uns den lange vernachlässigten Sinn für die innere Form der Dichtung zu schärfen und damit die der deutschen Literatur fehlende Kontinuität der technischen Mittel zu fördern. Es wäre von hohem Interesse, diese künstlerische Methode auf größere Abschnitte der Literatur oder auf die Geschichte einer Dichtungsgattung angewandt zu sehen. Vielleicht bringt uns Baumgarten selber ein solches umfassendes Werk, das nach seinem C. F. Meyerbuch erwartungsvoll zu begrüßen wäre.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Strauß-Worms.

Charles de Costers „Vlämische Mären" (Inselverlag, Leipzig. Mk. 3,—).

Seitdem die „vlämische Bibel", de Costers Uylenspiegel, ihren Siegeszug durch Deutschland gehalten hat, ist naturgemäß das Interesse an den Werken des genialen Dichters stark gestiegen. Wohl hängt die Anteilnahme, die wir zurzeit der vlämischen Kultur entgegenbringen, zum Teil mit den politischen und kriegerischen Ereignissen zusammen, aber andererseits ist es selbstverständlich, daß wir Deutsche dem bluts- und geistesverwandten Stamm, der uns die Brüder van Eyck und Rogier von der Weyden, Rubens und de Coster gegeben hat, volle Beachtung schenken. Es war daher ein löbliches Unternehmen des Inselverlags, uns mit de Costers vlämischen Mären in einer ganz vortrefflichen Übersetzung Albert Wesselskis bekannt zu machen, mit einem Werk, das des Dichters schöpferische Phantasie, seine Lust am Derben, andererseits den ihm eigentümlichen legendenhaften, an das deutsche Volksmärchen erinnernden Stil mindestens eben so gut zeigt, wie sein großer Roman. Auch in diesen Mären ist de Coster der Ahnherr des modernen Impressionismus durch die Erregbarkeit und Seelenfeinheit seiner Gestalten, obwohl er diese durchaus nicht subjektiv mitfühlend, sondern objektiv darstellend eichnet, wenn auch überall das edle, mit-

fühlende Herz des Dichters mitklingt. Die erste Erzählung des Buches, „die Brüder vom guten Weingesicht", schildert in köstlicher Weise, wie die Frauen von Uccle einen räuberischen Einfall zurückschlagen, während ihre Männer bezecht im Wirtshause sitzen. Glänzend bewährt sich hier de Costers Gabe, mit wenigen Strichen festumrissene Gestalten zu geben, und sein packender Landsknechtshumor, der weniger in der Situation wie in einer fast trocken wiedergegebenen Charakterschilderung liegt. „Herr Hallwyn", die vlämische Blaubartsage, zeigt uns den Dichter von einer ganz anderen Seite: die Wiedergabe der Naturstimmungen und die Kunst, Bilder vor uns entstehen zu lassen, machen die Erzählung zu einem Kleinod ihrer Gattung. Wer da einmal gelesen hat, wie Machteld im grünen Gewand, den Kranz im Haar, auf ihrem Schimmel durch den winterlichen Wald reitet, wird das Bild nicht wieder vergessen. Der Stil ist hier noch legendenartiger, den alten Volksmären noch angepaßter, wie in der ersten Erzählung, und es ist begreiflich, daß dem Dichter selbst und seinen Freunden gerade dieses Stück der Sammlung das liebste gewesen ist. Wie ein Holzschnitt aus dem sechzehnten Jahrhundert ist das letzte Stück „Smeetse Smee", derb und kräftig, dabei von einer fabelhaften Kunst der Komposition; wie hier der Märchenton mit der Gestaltungskraft der Apokalypse (bei der Aufzählung und Schilderung der Teufel) abwechselt, das ist ganz einzig in seiner Art und hätte genügt, den Dichter in die kleine Gilde der großen Erzähler einzureihen. Ein Anhang gibt Briefe de Costers an seine Eliza wieder, leider in zu dürftiger Auswahl. Die stilistisch meisterhafte Übersetzung läßt uns die tragische Dissonanz, die das Lebenswerk des Dichters durchzieht — germanisches Empfinden ausgedrückt in französischer Sprache — vollständig vergessen.

Theaterrundschau.

Von Assaf Siffrin.

I.

Das „Deutsche Theater", die fleißigste Bühne — neu formend, umstoßend, wenn ein Guß mißlingt —, gibt „Dantons Tod" von Georg Büchner. Der Deutsche Zyklus gilt genialen Zerbrochenen: Lenz, Klinger, Büchner. — Nach der „Gespenstersonate", die tief und stark, ist „Dantons Tod" das stärkste Bühnenwerk, das Reinhardt jetzt brachte. Stark in der Wirkung — nicht tief! Stark nur!

Büchner starb zweiundzwanzigjährig. Nervenfieber, in Gehirnentzündung mündend, hatte ihn dahingerafft. Mit nur zweiundzwanzig Lenzen hatte der Student der Medizin das Drama in fünf Wochen vollendet. Visionär hatte ihn das Gebild — im französischen Straßburg — längst verfolgt. Seine turbulenten Gedanken über die Freiheit des Menschen, die Vormacht des Hirns vor dem Herzen fanden binnen kurzem die Mündung, die ungedrosselt den Strom von Aphorismen, Epigrammen, Sentenzen über die Welt ergoß. Achtunddreißig Jahre trennten ihn nur von der blutatmenden Luft der Revolution, kaum sein Alter von Bonapartes Sturz. In seinem Nacken spürte er jenen Hauch, der glimmend in Reaktion sich überschlug. — Seinem Leben ist das Werk inhärent; daher stark und nicht tief!

Büchner war Revolutionär, glühte als Mensch einfarbig sozialistisch: rot. Um so erstaunlicher ist es, daß er ein Werk schuf, das nicht nach Tendenz sich reckt, ein Spektrum, sonnenfarbig weiß, bildet, aus dem echter Dichtermund spricht . . . Der Wurf gelang, doch blieb der Stoß im Kleide hängen; drang nicht durch zu dem Innersten tiefen Menschentums. Viel Palette . . . sich

überpurzelnde Jugendkraft. Stark — nicht tief!

In der Wirkung, die Büchner sucht, empfindet der Kritiker Shakespeare: flachen Sturzbach, der dumpf schäumt. — Büchner erlebte kaum das Phänomen „Weib“. Julie und Lucille sind Schemen von Brutus' Porzia und Ophelia, tragen den blassen Hauch des großen William; leben, trotz Darstellerinnenmühe, nur kurzatmig auf. Aber, wenn es um die Männer geht, um die Luft, die sie umfing, dann ist alles restlos ausgeschöpft. Das blutbrünstige Paris von 1793 steht auf, reißt nieder, tobt ... kocht Weltbegriffe um. *Reinhardt*, vom Maler *Stern* selten so gut unterstützt, hat diesen Magmafluß — dieses Fließen von Geschehen, diese *Geschichtswehen* im *fließenden Zustand* zu bannen vermocht. Nicht „Bilder“, wie ein Kritiker sie fälschlich nannte — ein reißender Fluß raste zwischen *Natur* und *Tradition* dahin! Nicht Guckkasten, sondern eine Reise ins Land des Geschehens! Reinhardt hat, für mein Gefühl, die Lösung solcher problematischen Werke gefunden: das Werden fließt, und alles Feste wächst mit Übermaß heraus zum Wesenhaften und Wichtigen. Er schont Ohr und Auge — beschränkt sich auf das Große! Ich nenne es: *Relief* und *Kontinuität*; die hat der Regisseur neu entdeckt. — Fahle Dämmerung umfängt das Getriebe und Gesumme des Volkes; das Wichtige, Einzelne ist von hellstem Licht überflutet. Rahmen und Kern. Sparsamkeit der „Effekte“ waltet vor! Die Konventszene mit der „Montagne“, der Revolutionsplatz ... sind vollendete Kunst. Für mich steht der Revolutionsplatz *symbolisch* ungeheuer stark da: auf dem Richtplatz der lärmende Pöbel, die Carmagnola tanzend, alles niederbrüllend, was sich nicht treten läßt ..., im Hintergrund, silhouettenhaft die beiden Türme der gotischen Notre-Dame, das Symbol der Stadt Paris, das Sinnbild unvergänglicher Majestät: Das Göttliche, das Irdische beherrschend; erhabene *Idealität* über dem feuerspeienden Vulkan der *Wirklichkeit*. Das ist Kunst! Erhaben schön .... *ergreifend schön!* ....

Reinhardt spielt das Werk, wie jene entköpfte Zeit es war: *unberechenbar* im nächsten Augenblick. Tiger, Halbmenschen, Menschen — im selben Rhythmus leben auf. *Decarli* zirkelte den Robespierre ab, groß im Kleinlichen; ein entschwundenes Schulmeisterbild stand vor meinen Augen (hier rote Tinte — da rotes Menschenblut). St. Just wurde von *Krauß* meisterhaft *gespielt*. Krauß spielt immer; hier spielte er feminin, sadistisch. *Bonn* war Danton. Gallischer Egmont und ... Mensch. So war wohl Danton. — In Paris, in der Nähe des Odéon, steht sein Denkmal; sein bartloses Gesicht, von einer außerordentlich hohen Stirn überragt, prägt sich ein; so auch Bonn, der die Züge dem Gemeißelten abgelauscht. Bonn, der die Geste liebt, war mit der Geste am Ort. Der Vornehme, der vom tosenden Dämon des gepeitschten Frankreich gehetzt wird. — Und die anderen Mimen? — Ein Meer in seinem Element. Allein, wer nennt das Meer — und verschweigt des Schiffes Wimpel? ... Reinhardt gab die Reise; ihm gebührt der größte Dank!

II.

Während „Dantons Tod“ das Schicksal en marche düster darstellt, zeigt „*Figaros Hochzeit*“ von *Beaumarchais* heiter die Lockerung ererbter Begriffe; ist der Stoß, der den Revolutionsstein ins Rollen brachte. Ist verdünnte Weisheit ... *Konzentration* wäre zu gefährlich; verdünnt ... allein es genügte: das Volk war zu Pulver geärgert und ein

Dichterblitz genügte, um das morsche Traditionsgebäude zu zerbersten. Der Rauch dieses Schuttes war der Menschheit Weihrauch. — Um des herrlichen Kerns willen, um Figaros Monolog allein, verlohnt sich die Aufführung. Der Monolog gleicht dem schwarzen Leib der Spinne im feinsten Geäder des Spinnwebs. Der Kern des Ganzen, das er selbst gesponnen; alle Fäden, Knoten deuten, das Weggewirr führt auf diesen Kern. Kern eines verdünnten Schelmenspiels. Dieser Kern war Pallenberg. Wie ein Vulkan: unberechenbar! Pallenberg ist unberechenbar ... Alle Fäden führten zu ihm; das empfand man. Er ist der beste Schauspieler echter Komitragik. Komisch in der Hülle, die Menschenumgebung macht, tragisch im Kern, die Erdennatur gegeben ... Seit Arnold (Dandin!) starb, der Größte.

Reinhardt leitete die Aufführung, die gut in Stil und Farbe gelang. Viele sagten: Mozart; die wenigsten dachten überzeugt an ihn. Die Größen sind inkommensurabel. Mozart umfängt das Gefühl — Beaumarchais wendet sich an das Hirn, schneidet, feilt, spitzt — oft unter lachenden Tränen; als trüge er Molières Erbe. Und doch bleibt er: er selbst. — Die junge Eckersberg als Cherubin ist ebenso unberechenbar wie Pallenberg und in ihrer Art: herrliche Palette.

Neben diesen „geschichtlichen" Werken brachten die „Volksbühne" die „Ratten" von Hauptmann und die „Kammerspiele" Wildgans' „Armut", Werke gedrückten Menschentums. In den „Ratten" ist eine dritte Phase von Hauptmanns Auffassung der Tragik zu sehen. In den „Webern" sind wir mitschuldig am Elend durch unser Da Sein, in „Rose Bernd" durch unsere Moralauffassung; in den „Ratten" fühlt man sich geborgen; man fühlt als Außenstehender mit; das ist nur eine Tatsache, die die Auffassung kennzeichnet. Die „Ratten" sind in sich geschlossene Menschlichkeit, tief und stark (nicht immer stark) menschlich, wenn es sich um die Tragödie der kinderlosen Mutter John handelt. Mich dünkt, die Bezeichnung „Tragikomödie" liegt in der Auffassung des Schicksals, in dem Schicksal beider unglücklichen Frauen, die, ungefragt, von der Natur ihr Bündel „Muß" auf den Rücken geladen empfangen. Aus der kläglichen Enge des Johnschen Heims, das durch Lüge zum Heim wird, dringt der Klang von Gepreßten — von der Natur Adoptierten, Vernachlässigten ... und mehr dank der Aufführung unter Holländers Leitung, dem ungleich reifsten Spiel der Frau Höflich ist dem hinkenden Werk (weil an gezwungene Komik gepreßt) ein hervorragender Erfolg beschieden worden. Lucie Höflich ist unerreichbar — und ist Typus geworden. Bonn als Direktor Hassenreuter, Winterstein als John gaben dem Gefüge etwas von der Teilganzheit ... Und nun zu Wildgans' Armut*). Wildgans ist ein fertiger Unvollendeter; unvollendet durch „Armut", fertig (d. i. einer, der nicht mehr dramatisch zu geben verspricht) durch sein Drama „Liebe"*). Immerhin ein Lyriker. Echter Lyriker ...

„Armut" ist ein Stiefkind; in doppeltem Sinne adoptiert: ein Stiefkind dem Autor, ein Stiefkind der Bühne. Der Autor ist lyrischer Dichter, das ist unzweifelhaft. Das beweist sein Stück. Es ist kein Drama der Armut, — sondern Armutspoesie ... Seufzerklang in Worten — nicht in der Handlung. In Worten nur, die sich oft zu schönsten Versen zusammenballen, die dann unvergänglich klingen. — Dramatisch

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig.

ist das Werk unserer allerjüngsten Sphäre mystisch-realen Halbdunkels erborgt (Reinh. Sorges „Bettler“, abgebogenem spätem Strindberg). Wird er dramatisch, da hört man entgleisen, die Drähte kreischen, an denen die Marionetten spielen; und die Bewegung der Drahtpuppen ist konvulsivisch, abgehackt. Da aber Wildgans nicht darauf verzichtet, auch dramatisch zu packen, begeht er viele Unechtheiten; dramatische Blender, die seine Lyrikerechtheit trüben. So läßt Wildgans den sterbenskranken Vater sagen: „ . . . nicht den Arzt holen! (echt bis hierher), es kostet Geld!“ (das ist eine Reverenz vor dem Massegefühl!) Spricht er als Lyriker von den Armen: „Wir Müden nachgeborene Müdere!“, so ist er ergreifend! . . . das ist Armuts p o e s i e . . . .

Die Gestalten leben kaum. Nur Mutter und Sohn hauchen Lebensatem. Eine Strindbergmutter, im Notfeuer zu Stahl erhärtet, die dann zu Abgeklärtheit gelangt, der Lebenserkenner Gottfried, in Armutglut wie Wachs zerschmolzen . . . Diese beiden leben. Die anderen sind blaß, hingehaucht; ganz unnotwendig! Notwendig nur der dramatischen S c h w ä c h e, um Kontrastuntergrund zu malen! Das Ganze ist ein dramatisches S t i e f k i n d dem lyrischen Vater . . .

Auch die Aufführung: ein Stiefkind. Es ist kaum glaubhaft auf der Bühne der „Gespenstersonate“! Die fade, s t u m m e (im Geschmack!, nicht im Wesen Armut verratende) Ausstattung ruft Entspannung hervor. Und das Spiel?! . . . Halb Können, Müdigkeit . . . Frau B e r t e n s und der junge Ernst D e u t s c h — heut schon stark, übermorgen erst tief — leuchteten a l l e i n echt im Grau dieses im doppelten Sinn a d o p t i e r t e n Werkes.

„Liebe“ ist im Schatten des Erfolges von „Armut“ geschrieben. Erarbeitet; im Schatten . . . Ein Wort der Begründung harrt — und wird folgen!

III.

Die Bühnen B a r n o w s k i s haben ebenfalls mit großem Fleiß neue Werke aufgeführt; allein nicht immer mit Erfolg. Aber selbst strauchelnd erwirbt man die Kraft, um durch diese Stücke und ihre Aufführungen den Weg erhellt zu sehen, der den Künstler zum beschränkten und kostbaren Gut seines Reviers führt; in der Beschränkung liegt die Meisterschaft! Die Aufführung des „J u l i u s C ä s a r“ im L e s s i n g t h e a t e r galt, um Ruhm zu erwerben, und war nah am Ziel, den Ruf zu beflecken. Die Aufführung war, trotz herrlichster Bilder, u n o r g a n i s c h. Die Einzelnen regierten . . . das Schiff kam mühsam an den Klippen — die dem Werk inhärent sind — vorbei. Man fühlte: der Steuermann fehlt!

Die feste Hand des Regisseurs und wirkliches Können verriet die Aufführung von S h a w's „J o h n B u l l s a n d e r e I n s e l“. Daß es nicht jubelnd aufgenommen ward, hat seine Gründe; es sind zwei Gründe . . . sie liegen im Z u s c h a u e r und im S t ü c k.

Der Zuschauer kam mit Erwartungen; falschen Erwartungen auf Sensation, denn es hieß: „John Bull“ vom Iren Bernard Shaw. Wenn man den berußten Kohlenarbeiter erwartet, und der weißgemehlte Müller — der ehrliche, gediegene — im Rücken erscheint, dann ist die Erwartung geprellt. Der erste Grund ist die g e p r e l l t e E r w a r t u n g.

Der zweite Grund liegt im Stück. Es kann eine politische K o m ö d i e geben, nicht komische P o l i t i k; und hier liegt der Nachdruck auf Politik, die Shaw, der D i c h t e r i s t, spielerisch erledigt. Er hatte im Grund das Stück für einen politischen Zweck geschrieben. In London hatte die „Komödie“ Erfolg, — weil in England auch ein Fußtritt die Langweile verscheuchen kann. Die Satire ist ein harmloses Z u p f e n am

Rockschoß, die dem Engländer, dem Nachbarn des Iren, wohl gefällt — hier aber, trotz vieler Vorzüge, unbeteiligt läßt. Immerhin schafft Shaw Menschen, mit Hilfe des ausgezeichneten Loos als Expriester und Salfner als Engländer. Wenn in ihnen auch nicht England und Irland zu erblicken sind, so sind sie zum mindesten Menschen aus Irland und England.

Barnowski hat meisterhaft gearbeitet. Das größere „Kammerspiel" wäre die Kunstgattung, die er zu größter Vollendung führen könnte. Die Aufführungen bewiesen: Nicht Expansion — sondern Kompression zu stiller Einheitlichkeit. Barnowski könnte volle, eigene Scheinwerferfärbung geben, die er, — irrend —, sich nicht gab. Auf dem Podest des zu Erringenden steht er unzweifelhaft.

Auch Thaddäus Rittners „Wölfe in der Nacht" erhellen den Weg der Kunstgattung. Im „Künstlertheater" errang die von Arthur Eloesser gut geleitete Aufführung durch die groteske Offenheit einen vollen Erfolg. Die neuerdings dort gegebene Vorstellung des grobnähtigen „Reisebegleiters" von Kadelburg zeichnet sich durch billige, — zündende — Komik aus und kann durch treffliches Spiel, für das eine so ausgeprägte Künstlerin wie Dagny Servaes zu schade sein müßte, die Kassenreverenz mit Erfolg ausführen.

Friedrich Kayßler, der Besten Einer, der Darsteller tiefsten Menschentums, ist der Autor von „Jan der Wunderbare"; das Theater in der Königgrätzer Straße spielt das Stück. Man will dem Darsteller so wohl, — daß man den subjektivsten Maßstab anzulegen sich verleiten läßt . . . „Ein derbes Lustspiel", aus drei Streichen (lies: Boccaccios Decameron!) gekittet, das durch die Komik der Wiederholung wirken soll . . . und wirkt. Nun! . . . äußerlich ein Ausschnitt aus Holberg. Das sieht jeder: ein Karussell von Harmlosigkeiten. Wenn die verschrobenen Pferdchen immer wieder kommen, lachen viele . . .

Bühnenwirksam und eine bessere Komödie ist Fuldas „Verlorene Tochter" im „Komödienhaus". Etwas nachzeitgemäßer, erlösender Humor mit viel theatralischem Witz. Oft sprüht es . . . aber meist ist es der Sektschaum, der hervorquillt; zuweilen kommt das Naß selbst hervor — und dann haben wir den liebenswerten Fulda, der besser die Menschen Molières kennt, als witzige Verstrickungen ersinnt. Später einmal . . . wird Fulda: der gute Übersetzer, ein Unvergänglicher durch unvergängliche Poesie sein, der nebenbei manch gutes Lustspiel schrieb. Die Übersetzung von „Peer Gynt"*) ist schön und kann als zweiter Maßstab neben der Morgensterns für echte Nachempfindungskunst (nicht Übersetzung allein) gelten. So wird das bleibende Gesetz vom Pendelschlag echten Menschentums wahrscheinlich einst reden . . .

*) Verlag Cotta, Stuttgart.

Mitteilung.

Der Aufsatz: „Bulgarische Kunst und Volksseele" von Dr. W. K. Weiß-Bartenstein im Februarheft von „Nord und Süd" ist, worauf wir noch nachträglich unsere Leser hinweisen wollen, zumeist dem Werke: „Dr. W. K. Weiß-Bartenstein, Bulgarien. Land und Leute" (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1913) S. 147 bis 156 entnommen. Die Redaktion.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Herrn Dr. A. Lohmann in Bremen.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. · München — Berthold Sutter. · Berlin W. 10 · Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. · Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. · Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. · Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 161. Heft 512. Mai 1917.

Se. Hoheit Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein: Zusammenschluß oder Burgfrieden.

In der Kriegszeit ist das Wort Burgfrieden geprägt worden mit einer Bedeutung, die dieser Begriff früher nie besessen hat. Burgfrieden bedeutete im Mittelalter den Umkreis um eine Burg; derselbe war gegen Störung mit Strafe bedroht, besonders galt dies auch für kirchliche Stätten, für den Aufenthalt des Landesfürsten oder des Kaisers. In seiner übertragenen Bedeutung verkörperte er die Heiligkeit des Gastrechts. Manchmal wurde er verstanden als der Abschluß einer Fehde, als ein Schutz- und Trutzbündnis. Uns ist dieser Begriff durch die bekannten Werke von Julius Wolf vertraut, doch ist es merkwürdig, daß gerade dieses Wort in der Gegenwart zu einem fast täglich in der Presse und allseitig wiederkehrenden Ausdruck geworden ist, der einem Zeitabschnitt unserer Geschichte entstammt, welcher in manchen Kreisen eine viel geringere Wertung hat, als irgendeine andere Epoche unseres Vaterlandes. Ist doch der Burgfrieden mit dem Begriff des Rittertums eng verknüpft, des Rittertums, welches von vielen als der Ausdruck der rohen Gewalt des Raubens und Mordens angesehen wird. Ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht untersucht werden. Nun, mit dem Burgfrieden ist es im Verlauf des Krieges nicht besonders rühmlich bestellt gewesen. Gingen auch die verschiedenen Parteien anfangs mit gutem Willen an die Aufrechterhaltung dieses Zustandes unter gegenseitiger Schonung heran, versuchte eine Zensur dann vergeblich, als die Gegensätze hervortreten wollten, einen künstlichen Burgfrieden aufrecht zu erhalten! Die Zensur wurde hinweggefegt, die Fesseln wurden gesprengt, und der Parteikampf lohte hier und dort wieder auf, wie das nun einmal in Deutschland immer üblich gewesen ist. Wir wollen hier nicht untersuchen, wer angefangen hat, wen die Schuld in erster Reihe trifft, ob die Regierung, die Parteien oder der Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse die Veranlassung waren. Es fragt sich nun, ob daraus ein Schaden entsteht, ob die offene Aussprache schädlicher ist, als eine vielleicht erzwungene Ruhe, wo zur Zeit eines Weltkrieges, wie ihn Deutschland führt, doch jeder einzelne beteiligt ist, ob hoch oder gering, mit seinem Blut, mit seiner Habe und allem, was ihm heilig ist. Ist doch jeder in Deutschland jeden Augenblick bereit, für dieses sein Vaterland einzutreten auf dem Schlachtfeld oder zu Hause. Die wenigen Ausnahmen, welche dem Aus-

land näher stehen als der Heimat, zählen hierbei nicht mit. Nur über die Art, was für Deutschlands Wohlfahrt am besten ist, darüber ist man uneins.

Für Deutschland gilt wohl vor allem auch heute das Wort des großen Königs: Jeder soll auf seine Fasson selig werden! Denn der Geist der Ordnung, der Pflichterfüllung, ist jedem Deutschen mit der Muttermilch überkommen, daß er Auswüchse im Keime zu ersticken sucht. Und es müßten unerhörte Fehler begangen werden, wenn andere Tendenzen die Oberhand gewinnen sollten.

Prinz Kraft Hohenlohe erzählt in seinen Erinnerungen aus den Märztagen von 48, daß Offiziere sich nach den Kasernen zu ihren Regimentern begeben wollten, und als sie durch Barrikaden ihren Weg versperrt fanden, den Verteidigern zuriefen: Kinder, ihr seht doch, wir müssen in den Dienst! Dies leuchtete allen ein, und bereitwillig machten dieselben Platz. Dieser Zug ist charakteristisch.

Der Sinn für Pflicht und Ordnung beherrscht auch die zeitweiligen Gegner, wenn die Kluft sich erweitert. Und zum Glück sehen wir, daß während dieses Krieges der Abstand sich eher verringert als erweitert hat. Wohl trennt ein gewaltiger Raum den Konservativen vom Sozialdemokraten, in manchen Punkten vielleicht noch mehr die Vertreter anderer bürgerlicher Parteien von diesen letzteren. Dennoch, wenn dieselben sich an denselben Tisch zu Verhandlungen setzen, so überwiegt meist der gesunde Menschenverstand des Deutschen. Sie einigt der Wunsch, den äußeren Feind zu besiegen und Deutschlands Recht und Wohlfahrt zum Durchbruch zu bringen. Kein Frieden sei uns beschert aus Gnaden, aus der Hand einer Partei, sondern wir wollen ihn erreichen durch die Opfer des ganzen Volkes, durch den Zusammenschluß, durch die Kraft aller Deutschen. So müssen wir auch den Zusammenschluß aller Parteien fördern, wenn auch die Meinungen über den Weg manchmal hart aufeinander platzen. An vielen Stellen des feindlichen Auslands war der Glaube verbreitet, der Kriegsausbruch würde Nord- und Süddeutschland spalten, und wie haben sie sich verrechnet! Und auch jetzt, nach Wiedergabe mancher Reden, beurteilt man unsere Zustände wohl unter dem Gesichtspunkt der Uneinigkeit. Ich habe aber die Überzeugung, die Gegensätze werden überwunden durch den gesunden Sinn, der uns innewohnt. Mag auch manches scharfe Wort fallen, ist es auch schwer, sich entgegen zu kommen, Wünsche zurückzustellen, manches von uns für richtig Gehaltene zu opfern!

Große Zeiten und Aufgaben heben den Einzelnen über seinen bisherigen Gedankenkreis hinaus, damit die ehernen Räder der Weltgeschichte weiterrollen, welche sonst denjenigen zermalmen würden, der sich ihnen allein entgegenstellt.

Und sind wir dies nicht den Tapferen schuldig, die draußen auf den Schlachtfeldern verbluten, wo keiner fragt, welcher Partei er im bürgerlichen Leben angehört hat? So möge unsere Losung sein: Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit im Innern, zu gemeinsamem Sieg nach Außen und einem glorreichen Frieden.

Professor Dr. Ludwig Stein: Der deutsche Staatsbegriff.

Dem englischen Staatsbegriff, den wir im Aprilheft dargestellt und als starr mechanischen begriffen haben, möchten wir den deutschen Staatsbegriff als organischen entgegensetzen. Die englische Parlamentsherrschaft duldet nur eine Monarchie mit dekorativer Spitze, die den Vorzug der Repräsentanz nach außen und der Kontinuität nach innen hat, während die deutsche Erbmonarchie ein lebendiges Vertrauensverhältnis zwischen Fürst und Volk voraussetzt und fordert, in welchem alle Glieder des Staatswesens organisch so zusammenhängen, wie etwa alle Gliedmaßen mit dem sie lenkenden Kopfe verbunden sind. Im englischen Staatsbegriff ist die Monarchie als Einheitssymbol durch Addition aller Staatsbürger, die auf einen sie bannenden Generalnenner gebracht werden sollen, gleichsam mechanisch errechnet, während sie im deutschen Staatsbegriff erlebt ist. Dort ist die Monarchie Zwecksetzung, hier Zweckschöpfung. — Der Monarch als menschliche Setzung entspricht der englischen Nützlichkeitstheorie, der Monarch als schöpferische Verkörperung des Staatsgedankens ist deutsche Weltanschauung.

Nicht die Menschen machen den Staat, sondern der Staat macht die Menschen, so lautet, richtig verstanden, das Losungswort der organischen Staatsauffassung. Nicht die Maschine ist die zutreffende Metapher zur Versinnbildlichung der Staatseinheit, sondern das lebendige Plasma, die pflanzliche oder tierische Zelle, richtiger: der zeugungsfähige Same, das Sperma. Der Staat ist keine tote Spieluhr, die von erfinderischen Mechanikern zusammengesetzt worden ist, sondern ein lebendes Gebilde, in welchem die einzelnen Teile (Bürger) sich verhalten wie die Glieder des Menschen zu seinem Körper, und nicht wie die Zähnchen und Rädchen zur Maschine. Im ersten Rausch der werdenden Biologie, als Karl Ernst von Baer die Entwicklungslehre, Schleiden und Schwann die Zellen- und Gewebelehre und Rudolf Virchow die Zellularpathologie begründeten, da vermochte Schwann die Zellenbildung mit einem Kristallisationsprozeß zu vergleichen. Als vollends den Chemikern (Wöhlert, Liebig, Fischer) gelang, organische Stoffe aus unorganischen künstlich zusammenzusetzen, da gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, Zellen künstlich darstellen, also gleichsam den Homunculus präparieren zu können. Heute sind alle diese überfliegenden Träume und abenteuerlichen Spekulationen unserer modernen Alchimisten zunichte geworden. Die Zelle ist kein einfacher, organischer Kristall, sondern ein besonderer Organismus, und zwar — mit Brücke zu sprechen — ein Elementarorganismus. Wie alle Lebewesen, so geht auch der Mensch aus einer einzigen Keimzelle hervor. In dieser Keimzelle ist der ganze zukünftige Mensch vorgebildet, nicht zwar im Sinne der

Leibnitz-Haller'schen Einschachtelungs- oder Präformationstheorie, wohl aber in dem Sinne, daß das Ganze früher ist als die Teile. Die Idee des Menschen ist in der Keimzelle vorgebildet, weil aus dieser Keimzelle nur ein Mensch und kein anderes Lebewesen hervorgehen kann. Die Glieder und Organe des Menschen sind potentiell in der Keimzelle enthalten; ihr Bau ist gleichsam zweckverkündend: sie wachsen durch biochemische Prozesse in den Plan hinein, der in der Keimzelle vorgezeichnet ist. Dieser Prozeß kann zur Auflösung führen; der Mensch kann sterben; niemals aber vermag er die Richtung (ἡγεμονικόν bei den Stoikern, Conatus bei Hobbes, Dominanten bei Reinke) zu ändern, welche seine Keimzelle ihm einmal und für immer vorgeschrieben hat.

Von hier aus übersieht man den grundwesentlichen Unterschied zwischen anorganischen Stoffen und organischer Materie, zwischen mechanischer Bewegung und organischer Entwicklung. Veränderungen spielen sich hier so gut ab wie dort; nur sind die Ursachen dieser Veränderungen verschieden. Das Kausalverhältnis, das den Ereignisreihen der mechanischen Veränderung vermittelst der Bewegung zugrunde liegt, heißt Ursache und Wirkung; die Kausalverbindung innerhalb der lebendig-organischen Natur heißt Zweck und Mittel. Die Atome bewegen sich nach strenger Gesetzmäßigkeit, die Zellen entwickeln sich, soweit sie bloß chemische Prozesse sind, nach derselben Gesetzmäßigkeit, aber soweit sie daneben und darüber hinaus noch Organismen sind, nach Zweckmäßigkeit. Die mechanische Weltanschauung kennt nur wirkende Ursachen, bei denen jedes Ganze sich summierend aus seinen Teilen allmählich zusammensetzt, die organische leugnet, wohlverstanden, für die anorganische Natur die Gültigkeit der wirkenden Ursachen nicht, fordert aber für die lebendig-organische Natur, für die Zelle, die das Prinzip ihrer eigenen Bewegung und Entwicklung in sich selbst trägt, eine teleologische Erklärung. Legt man den Ursachenbegriff zugrunde, so sind die Teile früher als das Ganze; stellt man hingegen den Zweckbegriff voran, so ist das Ganze (der Zweck) früher als seine Teile.

In diesem Zusammenhange haben Plato und Aristoteles zuerst die organische Staatslehre, die der deutschen Staatsauffassung geschichtlich zugrunde liegt, ausgebildet. Nach der antiken Staatsauffassung, für welche die Gesamtheit alles, die einzelne Persönlichkeit nichts bedeutet, ist der Staat früher als seine Teile oder Bürger. Gleich am Eingang seiner Politik führt Aristoteles aus: Von Natur ist der Staat offenbar früher, als die Familie und jeder einzelne von uns. Denn das Ganze muß notwendig früher sein, als der Teil; denn wird das Ganze aufgehoben, so wird auch nicht Fuß noch Hand mehr sein, ausgenommen dem gleichen Namen nach, wie man etwa von einer steinernen Hand redet; indem die natürliche Hand stirbt, wird sie solcherart sein. Zwischen dem Menschen und seinen Gliedmaßen besteht nicht das mechanische Verhältnis wie zwischen der Maschine und ihren Rädern. Cuvier hat vielmehr in monumentalen Linien dargetan, wie jedes Lebewesen — und der Mensch zuoberst — ein geschlossenes System

von Zwecken darstellt. Nahrung und Organbildung hängen aufs engste teleologisch zusammen. In einer seiner letzten Arbeiten, in der Studie über den großen Gegner Cuviers, Geoffroi de St. Hilaire, hat Goethe auf die wunderbare Übereinstimmung der einzelnen Organe in Tier und Pflanze mit dem vorgezeichneten Plane des ganzen Organismus mit vollem Nachdruck hingewiesen.

Ist der Staat nun eine Maschine oder ein Organismus? Setzt er sich, wie Hobbes und Rousseau annehmen, aus einzelnen Willensatomen wie ein Aggregat allmählich zusammen, so daß die Teile (die einzelnen Menschen) früher sind als das Ganze (der Staat)? Oder ist Aristoteles im Rechte, daß der Staat einem Organismus gleiche, gleichsam das soziale Sperma sei, aus welchem die einzelnen Menschen wie die Organe aus dem Körper herauswachsen? Sehen wir uns zuvörderst die Grundunterschiede von Maschine und Organ an. Eine Maschine kann sich nicht selbst bewegen, sondern muß ihren Bewegungsanstoß von außen empfangen; die Maschine wird nicht erfunden, sondern gemacht; sie dient, nach Reuleaux, der „Bewegungserzwingung", nach Sombart der „Arbeitsersetzung". Nicht so die lebende Zelle, die ein Automat, d. h. ein Selbstbewegungsapparat ist. Die Maschine kann, wenn einzelne ihrer Walzen oder Schrauben, ihrer Hebel oder Räder sich abnutzen, sich nicht wieder von selbst ersetzen, sondern die Reparatur wird außen an sie herangebracht. Nicht so der lebendige Organismus, der die Fähigkeit besitzt, abgenutzte Teile durch biochemische Prozesse selbst wieder zu ersetzen. Brücke (Vorlesungen über Physiologie) sieht das Charakteristikum des Organismus in der Fähigkeit, sich fremde Stoffe zu assimilieren. Endlich kann keine Maschine sich fortpflanzen. Man kann durch Nachahmung sie verdoppeln, verkleinern, modellieren, aber diese Verdoppelung muß wieder von außen bewerkstelligt werden. Nicht so der lebendige Organismus, der aus der eigenen Keimzelle die Fortpflanzung vollzieht. Dem Organismus sind also im Gegensatz zur Maschine eigentümlich: Selbstbewegung, Selbstersetzung durch Assimilierung, Selbstvermehrung.

Seit Aristoteles ist es Gemeinplatz, den Herrscher mit dem Kopf des Menschen zu vergleichen und den Gehorsam der Bürger damit zu begründen, daß, wie die Glieder des Menschen sich seinem Haupte fügen, so haben die Glieder des Staates, die Bürger, dem rechtmäßigen Oberhaupte zu gehorchen. Der wahre Monarch der Welt ist recht eigentlich Gott, und alle weltliche Herrschaft beruht auf Stellvertretung des göttlichen Willens. Auf einen anderen Boden verpflanzt die deutsche historische Rechtsschule (v. Savigny, Bluntschli) den Organismusbegriff in der Staatsauffassung. Wird von den naturalistischen Organikern die Kausalität vorangestellt und der Staat als reines Naturprodukt begriffen, so rückt die historische Rechtsschule den Zweck in den Vordergrund. Schon Kant versteht unter einem organisierten Produkt der Natur das, „in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist". Denn „zu einem Ding als Naturzweck wird erfordert, daß die Teile nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich seien".

Anders ausgedrückt: „Die Idee des Ganzen soll die Form und Verbindung aller Teile bestimmen." Man vergleiche mit diesen Aussprüchen Kants die Definition Virchows: „Organismus ist die einheitliche Gemeinschaft, in der alle Teile einem gemeinschaftlichen Zweck zustreben, einen immanenten Plan verwirklichen." Die Verbandseinheit, aus welcher der Staat hervorgeht, ist im Wesentlichen eine Zweckeinheit. Wie das menschliche Individuum einheitlich nur ist und wirkt durch den zusammenhaltenden Zweck, der von seinem Ich-Zentrum aus alle seine Gliedmaßen beherrscht, so ist der Staat, mit Schelling zu sprechen, ein „sittlicher Organismus". Die Formel Schellings lautet: „Der Staat als Organismus der Freiheit ist der Ausdruck der Harmonie von Notwendigkeit und Freiheit im Realen."

Zum schärfsten Ausdruck gelangt die organische Staatslehre der historischen Rechtsschule bei Bluntschli. Er verwirft die atomistisch-mechanische Staatsauffassung rückhaltlos. Wie das Ölgemälde, so führt Bluntschli aus, etwas anderes ist, als eine Anhäufung und Verteilung der farbigen Öltropfen, und eine Statue etwas anderes, als eine Verbindung von Körnchen Marmor, und der Mensch etwas anderes, als eine Menge von Blutkügelchen und Zellengefäßen, so ist auch das Volk nicht eine bloße Summe von Einzelnen, und der Staat nicht eine bloße Anhäufung von äußeren Einrichtungen. Der Staat hat vielmehr, wie der Mensch, innere Gliederung, Verbindung belebt-seelischer Wesen zu einem Dasein, endlich eine Entwicklung von innen heraus und äußeres Wachstum, was bei Atom-Aggregaten nicht der Fall ist. Es gibt, wie einen Volksgeist, so einen Volkswillen, der die Bewegung der einzelnen Bürger bestimmt und bedingt, während bei der Maschine alle Bewegung von außen herangebracht werden muß. Staaten haben als lebendige Einheiten Geschichte, was Maschinen durchaus abgeht. Dem Staatsgeist und Staatswillen läuft beim Einzelmenschen parallel der Rassengeist und der Rassenwille. Und so gelangt denn Bluntschli zu folgender Definition des organischen Staatsbegriffs: Der Staat ist das männlich organisierte, zu einer selbständigen und das Gemeindeleben beherrschenden Person gewordene Volk eines Landes.

Das ist der deutsche Staatsbegriff im Gegensatz zum englischen. Der Staat ist kein mechanisches Kunstprodukt, sondern ein organisches Naturprodukt. Der Monarch ist kein totes Symbol, sondern ein blutvolles, schöpferisches Gebilde. Seit Friedrich dem Großen fühlt er sich „als ersten Diener des Staates". Der deutsche Staatsbegriff ist dem Individuum (Bürger) übergeordnet, nicht untergeordnet; er ist das Frühere, nicht, wie in England, das Spätere; er ist Selbstzweck, nicht, wie in England, Mittel zum Zweck. Der Staat bleibt, der Mensch stirbt. Der Staatsbegriff ist ein Abbild des Ewigen und Göttlichen, das Individuum das Abbild des Sterblichen und Vergänglichen. In England dient der Staat dem Menschen behufs restloser Erfüllung seiner selbstischen Zwecke, in Deutschland dient der Mensch dem Staate behufs Bewältigung ewiggültiger sittlicher Aufgaben.

Dr. A. Lohmann: Ziele der deutschen Wasserstraßenpolitik.

Auf vielen Gebieten hat der Weltkrieg der deutschen Volkswirtschaft Lehren und Fingerzeige für die zukünftige Entwicklung gegeben, die von der größten Bedeutung sind. Auf wenigen Gebieten aber sind die Erfordernisse der Zukunft so klar hervorgetreten, wie auf dem des Verkehrswesens, — sowohl des binnenwirtschaftlichen, als des überseeischen.

Trotzdem unsere Eisenbahnen Hervorragendes leisteten, konnten sie auch nicht annähernd den Verkehr bewältigen. Dabei bleibt zu bedenken, daß im Augenblick deutsche Wagen und Maschinen auf den kleinasiatischen Bahnen in der Türkei laufen, auf den verschiedenen Strecken in Bulgarien, Rumänien, dem ehemaligen Serbien und weit bis nach Polen und Kurland hinein, während andererseits auch im Westen bis nach St. Quentin und in fast ganz Belgien deutsches Zugpersonal und deutsche Wagen den Verkehr vermitteln.

Außer dieser titanenhaften Leistung, die nur durch die straffe Organisation unserer Staatseisenbahnen geleistet werden konnte, galt es, eine ungeheure Menge von Gütern hinter dem Rücken der kämpfenden Heere zu befördern, um namentlich der Rüstungsindustrie Massengüter, wie Erze, Metalle und Holz, den Städten Lebensmittel und Kohle, der Landwirtschaft Düngemittel, usw., zuzuführen. Überall haben sich infolge dieses Massenandrangs empfindliche Stockungen gezeigt, welche nur durch leistungsfähige Wasserstraßen hätten behoben werden können.

Im großen muß daher die Forderung aufgestellt werden nach leistungsfähigen durchlaufenden deutschen Wasserstraßen:

1. von Süd nach Nord,
2. durch Mitteldeutschland von West nach Ost,
3. von Westdeutschland an die Nord- und Ostseehäfen.

Unter Führung ihres um den Ausbau künstlicher deutscher Wasserstraßen so hoch verdienten Königs Ludwig haben die Bayern in letzter Zeit sich mit aller Energie für den Bau einer leistungsfähigen Wasserverbindung von der Donau zum Main eingesetzt. Die daraus sich ergebenden Verhandlungen des Reichstages vom 23. März d. J. über Reichswasserstraßen haben von neuem die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf die Bedeutung der Kanäle gelenkt.

Laut Artikel 4 der Reichsverfassung sind der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung des Reiches:

„die Herstellung von Wasserstraßen im Interesse
der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs"

unterstellt. Es wird mithin Aufgabe des Reiches sein, — vorbehaltlich der noch ungeklärten Frage, ob zweckmäßigerweise die Einzelstaaten oder das Reich selbst

den Ausbau der Kanäle in die Hand nimmt — der Wasserstraßenfrage von weiten, großen, allgemein deutschen Gesichtspunkten entgegenzutreten.

Als solche große Gesichtspunkte möchte ich hier folgende anführen:

1. Die notwendige Stärkung unserer deutschen Seehäfen durch leistungsfähige Verbindungen zwischen dem Rhein, der Ems, der Weser, der Elbe und der Ostsee mit folgenden Zwecken:

a) Stärkung der deutschen Rohstoffmärkte und Begründung neuer Märkte für Waren, die bisher vorzugsweise auf ausländischen Märkten, wie London usw., heimisch waren, besonders für solche Rohstoffe ausländischer Herkunft, in denen eine Vorratsbildung in Deutschland für künftige Kriegsfälle angestrebt werden muß;

b) hierdurch bedingte Kräftigung der deutschen Seeschiffahrt durch bessere Ausnutzung der deutschen Schiffe im Ein- und Ausgang der deutschen Seehäfen im Wettbewerb mit dem Auslande;

c) Zuführung des Verdienstes aus der Seefracht auf den gesamten deutschen Güterverkehr im Ein- und Ausgang an die deutsche Rhederei, während bisher ein großer Teil der deutschen Ein- und Ausfuhr über ausländische Häfen mit ausländischen Schiffen befördert worden ist;

d) eine aus der Stärkung der deutschen Handelsflotte folgende Vermehrung des seemännisch ausgebildeten Mannschaftsersatzes der deutschen Kriegsmarine;

e) eine vermehrte Verdienstmöglichkeit für die deutschen Arbeiter durch einen vergrößerten Umschlag in den deutschen Seehäfen.

2. Eine Dezentralisation der Industrie durch Ansiedlung neu entstehender Betriebe in Gebieten östlich des Rheines, fort von der Westgrenze, um

a) eine weitere Anhäufung von Fabriken in den militärisch in zukünftigen Kriegen noch mehr als bisher gefährdeten Grenzgebieten zu vermeiden, und

b) die Industriearbeiter möglichst auf eigener Scholle seßhaft zu machen.

3. Bessere Verbindung zwischen Osten und Westen durch leistungsfähige Wasserstraßen behufs Austauschs der landwirtschaftlichen Produkte des Ostens gegen industrielle und bergwirtschaftliche des Westens.

4. Eine vom Seeweg in Kriegszeiten gänzlich unabhängige Verbindung zwischen Nord- und Nordwestdeutschland mit Süddeutschland und darüber hinaus mit unseren Verbündeten in Österreich-Ungarn und auf dem Balkan, besonders für den Kriegsfall, während im Frieden der Balkanverkehr den billigeren Seeweg bevorzugen dürfte.

Wir alle wissen, daß die überragende Stellung Englands auf dem Weltmarkte nicht eine Folge der größeren Leistungsfähigkeit seiner Fabriken war; wir wissen auch, daß der Vorrang Englands nicht auf der größeren Gewandtheit

oder Rührigkeit seiner Kaufmannschaft beruhte; der Grund für die englische Vormachtstellung war, abgesehen von dem Vorsprung, welchen die englische Industrie infolge ihrer älteren Entwicklung gehabt hat, letzten Endes in dem natürlichen Vorteil seiner Verkehrslage.

Diesen Nachteil seiner natürlichen Verkehrsmöglichkeiten muß Deutschland durch den Ausbau seiner Binnenwasserstraßen ersetzen. Dabei muß vermieden werden, daß die mit deutschem Gelde erbauten und unterhaltenen Wasserstraßen an ihrem Endpunkte lediglich dazu dienen, fremde Schiffsgefäße und fremde Häfen zu füllen, und damit erhebliche Teile des aus deutscher Arbeit entspringenden Verdienstes an den Frachten und Umschlagskosten in fremde Taschen fließen zu lassen.

Aus diesem Grunde kann es sich meines Erachtens nicht darum handeln, daß eine Wasserstraße allein die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist bezeichnend für die Richtigkeit meiner Auffassung, daß die Bekanntgabe des hoch bedeutsamen bayrischen Donau—Main-Kanalplanes sofort eine Reihe anderer Vorschläge in der Öffentlichkeit nach sich gezogen und alte Pläne neu belebt hat. Ich erwähne hier nur den Elbe—Donau-Kanal, den Oder—Donau-Kanal, den Werra—Main—Donau-Kanal und den Ausbau des Mittelland-Kanals.

Alle diese Pläne, die keineswegs die Wünsche der Verkehrsinteressenten erschöpfen, haben das eine Gemeinsame, daß sie das mitteleuropäische Binnenland durch leistungsfähige Wasserstraßen der See näherbringen wollen. Sie zeugen alle davon, daß die enge Verknüpfung Deutschlands mit dem Weltverkehr überall in seiner Wichtigkeit erkannt ist. Zu Gunsten eines jeden dieser Pläne können gewichtige Gründe angeführt werden, welche der Entwicklung der deutschen Industrie und des deutschen Handels dienen. —

Im Rahmen dieser kurzen Skizze ist es nicht möglich, alle Gründe anzuführen, welche zu Gunsten des einen oder anderen Kanals sprechen. Für die Beurteilung der Wasserstraßenpolitik im allgemeinen müssen aber die von mir oben gekennzeichneten Gesichtspunkte als Richtlinien dienen, wollen wir die deutsche Volkswirtschaft und unsere Weltmachtstellung auch nach dem Kriege und in der ferneren Zukunft stärken.

Ich fasse also mein Urteil dahin zusammen, daß unsere Zukunft tatsächlich auf dem Wasser liegt, aber nicht allein auf der See, sondern ebenso auf den Binnenwasserstraßen, und daß alle Kanalpläne, die jetzt aus der Not der Zeit geboren sind, Anspruch haben auf sorgfältigste Beachtung und schleunige Durcharbeitung. Nur die Durchführung einer großzügigen Kanalpolitik kann uns eine Weltmachtstellung militärisch und politisch auch in Zukunft sichern. —

Graf D. zu Dohna: Krieg und Vorsehung.

Der Krieg hat die Kirchen gefüllt und Unzähligen den Weg dahin, den sie selten betreten oder schon ganz vergessen, wieder gezeigt; aber auch Manche dem Gotteshause, das sie früher gern besucht, entfremdet. —

Diese waren gewohnt, darin von einer Vorsehung zu hören, welche allmächtig und allgütig, das Schicksal der Welt leitet, und sie können in den übergroßen Schrecknissen und Leiden des Weltkrieges eine weise, wohlwollend leitende Hand nicht mehr erkennen. — Viele sind durch den Verlust fast aller ihrer Lieben so schwer getroffen, daß ihr Leben fast vernichtet scheint, und da ihr Gewissen sie von einer Schuld freispricht, die solche Ahndung verdient hätte, wird es ihnen schwer, an eine höhere Gerechtigkeit zu glauben. —

Neben solchen Zweiflern erhebt der entschiedene Unglaube triumphierend sein Haupt, und er kämpft mit scheinbar siegessicheren Waffen, indem er die Unhaltbarkeit einer intelligenten, das Gute wollenden und vermögenden Vorsehung behauptet gegenüber den augenblicklichen furchtbaren Geschehnissen dieses Krieges. Ganz besonders wird von ihm das Christentum angegriffen, welches mit seiner Sittenlehre und seinen Grundsätzen vollständig bankerott gemacht habe. — Unter den Hauptrufern in diesem Streite gegen die Religion finden wir auch Ernst Häckel, welcher unter dem Titel „Ewigkeit" — Weltkriegsgedanken veröffentlicht hat. Zur Herausgabe dieses Buches hat er sich (laut Vorwort) veranlaßt gefunden, um früheren Schülern und Gesinnungsgenossen, welche jetzt als aktive Soldaten die ungeheuren Schrecknisse des Weltkrieges persönlich erleben, eine befriedigende Antwort auf ihre Fragen und jenen Trost zu geben, den der vernunftmäßige Monismus gewährt. —

Daß er diesen Zweck erreicht, glauben wir nicht, sondern das Gegenteil. —

Wer den Schrecknissen des Krieges gegenüber steht und den Tod jeden Augenblick vor Augen hat, wird sich kaum so mit Naturgeschichte beschäftigen, daß die Frage der Primatabstammung des Menschen für ihn die Frage aller Fragen wird, sondern die Frage aller Fragen wird sich für ihn zu der Hoffnung erheben, seine bewußte Persönlichkeit, sein ganzes starkes Lebensgefühl und Empfinden möge nicht vor der gänzlichen Vernichtung stehen, und für sein geistiges Teil möge es nach dem leiblichen Tode eine Fortdauer geben und damit überhaupt einen Sinn. —

Wir sind der festen Überzeugung, daß der Nachweis der persönlichen Vernichtung, welchen Häckel versucht, dem Krieger an der Front nicht Trost, sondern Schrecken vor dem Tode (horror vacui) einflößen muß, und so können wir die Herausgabe seines Buches zu dieser Zeit nur als ein, seinen Zweck

vollständig verfehlendes Unternehmen bezeichnen, da es den Kampfmut des Soldaten schädlich beeinflußt. — Die Häckel'schen Ausführungen sind in der Hauptsache Wiederholungen aus seinen früheren naturwissenschaftlichen Schriften, und als solche bereits von Autoritäten auf diesem Gebiet widerlegt, so daß die Berechtigung des Monismus von einem großen Teil der Wissenschaft verneint wird. — U. a. sagt Dr. Reinke von der Kieler Universität in seiner Schrift „Die Natur und wir" darüber folgendes: „Zu den wissenschaftlichen Illusionen ist auch der Monismus zu rechnen, der seinen Anhängern als Axiom gilt, indem sie die Forderung aufstellen, alles Naturgeschehen müsse aus einem einzigen Prinzip heraus erklärt werden. Die Berechtigung dieser Forderung ist nicht anzuerkennen. Da im Gebiet der Natur nur Beziehungen Gegenstand der Erfahrung sind, so braucht man nicht darauf hinzuweisen, daß Beziehungen nur zwischen einer Mehrzahl von Dingen möglich sind, was direkt gegen den Monismus spricht." —

Wenn nun der neuere Monismus von dem Materialismus und Mechanismus scheinbar auch etwas abrückt, so verneint er doch das wesentlich Geistige bei der Energieentfaltung, nämlich das, was ihr die Richtung und damit überhaupt erst Wert verleiht, was sie zu Kunst, Religion, überhaupt zur Kulturgestaltung befähigt. —

Es zeigt sich dabei eine ungerechtfertigte Überhebung gewisser Vertreter der Wissenschaft, die mit ihren Entdeckungen einige Teile der Weltschöpfung in der Hand haben, und dabei übersehen, daß ihnen das geistige Verbindungsband fehlt. —

Auch Häckel ist ähnlichen Weg gegangen und stellt dabei unbewiesene Behauptungen als Dogmen auf, welche, mit Fremdwörtern ausgeschmückt, der großen Masse imponieren. — Außerdem führt er als Kronzeugen seiner Ansicht eine Menge großer Namen ins Feld, und zwar keineswegs immer berechtigt, denn gerade diejenigen, welche er anführt, haben oft ihm direkt widersprechende Meinung geäußert. —

Da es zu weit führen würde, ihn im Einzelnen zu widerlegen, solches auch schon genügend geschehen ist, wollen wir uns damit begnügen, in Aussprüchen von Persönlichkeiten, die er für sich in Anspruch nimmt, nachzuweisen, daß er sich geirrt und den wahren Standpunkt seiner Gewährsmänner verkannt hat. —

Für uns kommt hauptsächlich hier in Betracht, daß Häckel das Diesseits-Dogma aufstellt und ein Jenseits durchaus leugnet. Die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode, auf eine Wiedervereinigung mit schon Abgeschiedenen bezeichnet er als ein leeres Versprechen, als einen schönen Traum, ohne jede Gewähr auf Erfüllung. Selbstverständlich gibt es für ihn weder Gott und Vorsehung, noch irgendeine übersinnliche, geistige Macht. —

Wenn Häckel mit seinen Anschauungen sich auf Spinoza stützt, so sei hier zunächst angeführt, was dieser in seiner Ethik, Teil I, von Gott sagt. —

„Hiemit habe ich die Natur und Eigenschaften Gottes dargelegt, sowie daß er notwendig existiert, daß er ein Einziger ist, daß er aus der Notwendigkeit seiner Natur ist und handelt, daß er die freie Ursache von allen Dingen ist und in welcher Weise, daß Alles in Gott ist und von ihm abhängt, daß ohne ihn es weder sein noch vorgestellt sein kann, und endlich, daß Alles von Gott vorher bestimmt worden ist." —

Wir identifizieren uns keineswegs mit Spinoza, wollen aber mit diesen seinen Worten zeigen, welch ein klaffender Unterschied zwischen ihm und Häckel besteht, und daß des Letzteren Unternehmen, sich auf ihn zu beziehen, auf Mißverstehen von dessen Schriften beruht. —

Dasselbe ist es mit Goethe, welchen er zur Einführung seiner „Weltkriegsgedanken" benutzte. Hier seien folgende Aussprüche von Goethe genannt. —

Gespräche mit Eckermann: „Die persönliche Fortdauer nach dem Tode steht keineswegs in Widerspruch mit den vielen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt; sie geht sogar aus denselben mit immer neuer Beweiskraft hervor." —

„Wie hohl und leer wird uns in der atheistischen Halbnacht zu Mute, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte sein, von Ewigkeit her bewegt, und sollte nur aus dieser Bewegung, rechts, links, nach allen Seiten ohne weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen?!" —

„Wer an ein jenseitiges Leben nicht glaubt, ist schon für das diesseitige tot." —

Diese Worte dürften genügen, um die Berechtigung Häckels, sich auf Goethe zu berufen, zu beleuchten. — Noch sagt Kant: „Wir müssen die Zweckverbindungen der Natur notwendig in einem ursprünglichen Verstand als Weltursache suchen. Es ist uns schlechterdings unmöglich, aus der Natur selbst Erklärungsgründe dafür zu schöpfen. Es ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für den Menschen ungereimt, auch nur solch einen Anschlag zu fassen." —

Die hiemit angeführten Äußerungen von Persönlichkeiten, die vermöge ihres allumfassenden Genies Autoritäten in der Weltanschauungsfrage darstellen, was man von Häckel als Fachgelehrtem nicht sagen kann, scheinen uns ausreichend, um Belehrungen von letzterem in dieser Hinsicht nicht annehmen zu können; auch als Trostspender in den augenblicklichen Kriegsnöten dürfte er abzulehnen sein.

Die Verkündigung von der Unzerstörbarkeit der Materie wird die Kämpfer an der Front teils gleichgültig lassen, teils skeptisch berühren, wogegen die Versicherung von der gänzlichen Vernichtung ihrer bewußten Persönlichkeit, zugleich mit der als Heilmittel empfohlenen Resignation, sie nur entmutigen kann.

Die Kraft, welche Deutschland bei der Abwehr des gegen ihn gerichteten Vernichtungskrieges bisher gezeigt hat und bis zum guten Ende zeigen wird, ist wohl schwerlich aus Resignation herzuleiten, sondern aus ihrem Gegenteil, aus Begeisterung für seine gerechte Sache, und aus dem Gefühl, daß es eine höhere Macht der Gerechtigkeit gibt, ihm zur Seite stehend, die nicht nur das Schicksal der Völker beeinflußt, sondern auch das Leben des Einzelnen, und dessen geistiges Teil über den irdischen Tod hinaus erhält. —

Daß das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrzahl die Hoffnung und den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode wiedergefunden, dafür spricht das von uns am Anfang erwähnte Zuströmen zu den Gotteshäusern. Gleichzeitig mußten wir aber auch zugeben, daß manche bisher Gläubige, durch das Übermaß der Kriegsschrecknisse, die sie mit einer allgütigen Allmacht nicht in Einklang bringen konnten, in ihrem bisherigen Glauben wankend geworden sind. — Die Frage, welche hier auftaucht, ist die uralte, bis heute lebhaft umstrittene, über den Ursprung des Bösen und Schlechten in einer Welt, über welche eine allgütige Vorsehung allmächtig herrscht. Die Lösung dieser Frage ist auf die verschiedenste Weise unternommen worden; aber in klarer, allseitig befriedigender Weise bisher nicht gelungen. Bei ihrer Erörterung scheidet der Monismus für uns selbstverständlich aus. Wie wir gesehen, stehen wahrhaft große Persönlichkeiten, Führer und Erzieher der Menschheit auf dem religiösen Standpunkte, daß einer geistigen Kraft der Hauptanteil an dem, was wir Welt nennen, an dem, was wir davon sehen, auch nicht sehen können, gebührt. Diese Kraft wird verschiedenartig benannt, wie: Gott, Vorsehung, Absolutes, Zentralkraft, Wille zum Leben, Ding an sich etc., meint im Grunde aber ziemlich immer dasselbe, nämlich das übersinnliche Geheimnis, welches in und über uns waltet, und mit welchem in Verbindung zu kommen Geist und Gefühl der Menschheit von Urzeiten her angestrebt haben. Dieses Streben nach Verbindung damit nennen wir Religion und müssen diese gewissermaßen auch als ein Naturgesetz ansehn; denn jedes Naturgesetz ist im Grunde nichts anderes als — die aus Erfahrung gemachte Feststellung einer dauernd sich wiederholenden Erscheinung, deren Ursache unerklärt. — Ein Newton hat offen eingestanden, daß er eine Erklärung für das von ihm gefundene Gravitationsgesetz nicht geben könne. —

Die Religion, welche auch eine solche dauernde Erscheinung darstellt, hat ihre Entwicklung gehabt und dabei mit dem Christentum ihren augenblicklichen Höchststand erreicht, indem sie an Stelle des allgemeinen Egoismus, den die ursprüngliche Natur atmet, die christliche Sittenlehre gesetzt hat. Diese Lehre, deren Hauptinhalt die Nächstenliebe ausmacht, hat dadurch zu einem allgütigen Gott geführt, der zugleich allmächtig. — Allmacht und Güte können nun Viele heute infolge des Krieges nicht in Einklang bringen, und zwar gelingt es ihnen nicht, weil sie das Prinzip des Monismus ebenso absolut in der Religion auf-

recht erhalten wollen. Sie gehen, wie dieser, von einer einzigen, hier zwar geistigen Ursache aus, bei der sie Allmacht annehmen, während es ihnen ganz unmöglich ist, das Gebiet des Alls und seinen Inhalt zu erfassen, ja nicht einmal seine wahrnehmbaren Erscheinungen zu ergründen. Die erschöpfendste Wissenschaft ist nur bis zu den Beziehungen der Dinge untereinander gekommen, d. h. zu den gegenseitigen Wirkungen; also sind Schlüsse auf das Ganze auch nur von den Wirkungen aus berechtigt. —

Was zeigen uns nun aber diese Wirkungen? — Einen unaufhörlichen Kampf materieller und geistiger Kräfte. Natur und Kultur, Gut und Böse, Bewußtes und Unbewußtes, Ideal und Wirklichkeit — sind nicht nur in dauernder Bewegung, sondern in fortwährend mehr oder weniger heißem Streite miteinander, wofür der augenblickliche Weltkrieg einen der vielen Beweise liefert. — Wir müssen daher annehmen, daß „Kampfzustand" augenblicklich noch der vorherrschende Zustand unseres Weltkörpers. —

Wo ein solcher Kampf, da kommen aber auch verschiedene Kräfte in Betracht, und haben wir bei diesen den Grund für das Unheilvolle in der Welt zu suchen. Überwindung und Ausgleich dieser Kräfte sind von der höchsten Macht noch nicht vollendet, und müssen wir uns daher enthalten, ihr zeitliches und räumliches Wirken genau bestimmen zu wollen, ebenso wie wir das All selbst nicht erkennen können. — Die für uns erkennbaren Wirkungen und Beziehungen der Dinge zueinander zeigen uns aber trotz aller Kämpfe einen deutlichen Fortschritt zum Besseren, indem wir sehen, daß das Geistige bessernd im Einzelnen und Allgemeinen gewirkt, die störenden egoistischen Kräfte, vornehmlich der materiellen Natur, wesentlich gezähmt und veredelt hat. — Wir können sehen, daß die von Häckel für bankerott erklärte christliche Sittenlehre, wenn sie auch namentlich von unseren Feinden oft gänzlich mißachtet wird, dennoch glänzende Beweise ihres Vorhandenseins gegeben. Die öffentliche und private Kriegshilfe, die allgemeine Betätigung in Lazaretten und beim Roten Kreuz auf beiden Seiten und auch bei den Neutralen zeigen zweifellos, daß das Saatkorn der christlichen Nächstenliebe schon reichlich Früchte getragen. Der sittliche Fortschritt, den die Menschheit auf diesem Wege gemacht, wird besonders klar, wenn man an der Hand der Geschichte die Kriege vergangener Zeiten betrachtet, wo für Verwundete so gut wie nichts geschah, und Gefangene meistens grausam umgebracht oder zu Sklaven gemacht wurden. Selbst in Griechenland, dem Kulturmusterlande des Altertums, waren solche Gebräuche üblich. —

Die Greuel des jetzigen Weltkrieges sollen weder geleugnet noch beschönigt werden, sind aber nur eins der vielen Zeichen des jetzt in Welt und Leben noch vorhandenen „großen Kampfes", der uns augenblicklich besonders fühlbar, weil er sich in unserer unmittelbaren Nähe abspielt und uns in Mitleidenschaft gezogen, der aber auch sonst besteht, denn immer fließt an einer Stelle der Erde Menschenblut, ganz abgesehen von den Kämpfen im Tier- und Pflanzenreich, unter sich

und mit den Menschen. — Der mildernde Strahl der Nächstenliebe und des Wohltuns, der trotz allem Blutvergießen und allen Untaten jetzt sichtbar werden konnte, ist ein unfehlbarer Beweis für den fortschreitenden Sieg des Guten, durch höhere, geistige Macht. —

Gewiß steht der vollständige Sieg noch weit in Zukunft, aber der Weg dahin zeigt sich doch schon gebahnt. — Einen weiteren Schritt auf diesem Wege führt uns die zuversichtliche Aussicht, daß die gerechte Sache, für welche wir den Verteidigungskrieg führen, zu einem guten Ende gegenüber der Unsumme von Egoismus, Falschheit und Schlechtigkeit unserer Gegner kommen wird. Wenn auch schwere Arbeit noch zu tun bleibt, die bisherigen Erfolge, welche gegen alle, scheinbar unfehlbar sicheren Berechnungen unserer Feinde, ja fast der gesamten neutralen Umwelt errungen wurden, geben uns das zuverlässige Vertrauen auf den schließlichen Sieg. Dies begründete Vertrauen ist auch einer der vielen Beweise, daß es eine höhere Gerechtigkeit gibt, welche den Völkern ebenso zur Seite steht, wie dem Einzelnen, besonders da, wo die Verbindung mit ihr gesucht und gefunden wurde. — Auch der nachdenkende Einzelne wird bei Prüfung seiner inneren und äußeren Erlebnisse zu solchem Schlusse kommen. —

Deutschland hat diese Verbindung mit der Vorsehung gefunden, ihre Gerechtigkeit und Güte schon erfahren, und vertraut mit Bestimmtheit weiter auf ihre Macht, welche auch in diesem Kampfe ihr entgegenstehende unheilvolle Kräfte überwinden wird. —

Da wir in gleicher Weise vertrauen, daß dieser Macht ebenfalls der schließliche allgemeine Sieg des Guten über das Schlechte zufallen wird, können wir im Sinne des gewissen All-Sieges auch an eine All-Macht, die zugleich allgütig und gerecht, glauben. —

Hieraus ergibt sich, daß auch der Einzelne, selbst durch harte Kriegserfahrungen schwer getroffen, in seinem Glauben an die Vorsehung nicht irre zu werden braucht. Wer sein Leben nicht nach Häckel nur als ein mechanisches Substanzprodukt auffaßt, das vom blinden Zufall abhängig und dadurch sinnlos ist, sondern auch durch die Erfahrung dieses Krieges zur Erkenntnis eines guten und mächtigen Waltens in Welt und Leben gekommen ist, wird nicht nur Trost für die Gegenwart, sondern auch die sichere Gewähr für eine fortschreitende Besserung in der Zukunft — hier und darüber hinaus — finden. —

Zum Schluß noch ein Wort zur Entwicklungslehre, welche vom Monismus und Materialismus gewissermaßen als Urquell der Erkenntnis aller Lebensgestaltung hingestellt wird. —

Von bemerkenswerter Seite wird dazu gesagt: „Man jongliert mit den Begriffen Entwicklung, Anpassung, Vererbung und läßt als belanglos beiseite, daß dieses alles doch zunächst die Fähigkeit, ja sogar den Zwang zur Entwicklung, Anpassung und Vererbung voraussetzt. Zum Gesetz gehört ein Gesetzgeber, weil ein Gesetz ein Gedanke ist, und weil Gedanken ohne ein denkendes

Wesen in sich einen Widerspruch enthalten, soweit menschliche Logik reicht. Schon Faust sagt schließlich: „Am Anfang war die Tat," — denn die Tat erst schließt den Willen ein, wie auch die Fähigkeit des Gestaltens, ohne die es kein Schaffen gibt." —

Also auch hier — für die Entwicklung — der Beweis einer notwendigen geistigen Voraussetzung oder — Vorsehung. —

Felix Halle:
Berliner Frieden.

Als im August 1914 Rußland, Frankreich und England nebst ihren Trabanten in den langersehnten Krieg gegen das verhaßte Deutsche Reich eintraten, waren die leitenden Kreise der Dreiverbandsstaaten ihres vollkommenen Sieges so gewiß, daß sie schon den Ort der Friedensverhandlungen bei Beginn des Krieges im voraus bestimmten und in ihrer Presse nennen ließen. Die Reichshauptstadt Berlin, in der unsere Feinde das Herz des deutschen Wirtschaftskörpers zu treffen dachten, war das Ziel ihrer Heere. In Berlin sollte auch nach seiner völligen Niederlage Deutschland der Frieden diktiert werden.

An diesem endgültigen Ausgang des Krieges war bei Ausbruch der Streitigkeiten in der Vorstellung unserer Gegner kein Zweifel. — Die bisherigen Kriegsereignisse haben zwar die Staatsmänner der Entente — wie ihre Note an Präsident Wilson zeigt — noch keines besseren belehrt; uns berechtigen sie aber bei ruhiger, sachlicher Betrachtung zu der Erwartung, daß die Zentralmächte und ihre Verbündeten keineswegs Objekte eines vom Feinde diktierten Friedens sein werden. Vielmehr wird der neue Vierbund, als die militärisch und wirtschaftlich siegreiche Partei, seine Friedensziele in weitgehender Weise verwirklichen können.

Es läßt sich zurzeit noch nicht bestimmen, ob dieser Weltkrieg durch einen gemeinsamen Frieden oder durch mehrere Sonderfriedensschlüsse beendet werden wird. Die fünf Großmächte der Entente haben sich zwar, wie sie ausdrücklich amtlich bekannt gegeben haben, zuletzt am 18. November 1915, vertraglich gegenseitig verpflichtet, nur gemeinsam über den Frieden zu verhandeln, aber es ist denkbar, daß die Tatsachen stärker sein werden, als alle schönen Vorsätze und gegenseitigen Versprechungen. Für die Ortsfrage ist die Gestaltung dieser Dinge nicht von entscheidender Bedeutung, denn es ist sehr wohl möglich, daß man am selben Platz erst mit einem Teil der Parteien sich einigt und erst später am gleichen Orte mit dem andern.

Es ist diplomatische Gepflogenheit, schon bei Abschluß des Waffenstillstandes und des Vorfriedens, den Ort der eigentlichen Friedensverhandlungen zu bestimmen. Deswegen muß dem deutschen Volke noch während des Streits der Waffen Gelegenheit geboten werden, zu dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen. Während nämlich der Ort für die Verhandlungen über den Waffenstillstand und den Vorfrieden meist aus rein praktischen, verkehrsgeographischen Gesichtspunkten von beiden Parteien gewählt wird, kommt der Wahl des Ortes der eigentlichen Friedensverhandlungen eine wesentliche Bedeutung zu, eine größere, als auf den ersten flüchtigen Blick man anzunehmen geneigt ist. Wir wollen nun ergründen, weswegen dem Ort der Friedenskonferenz eine so weitgehende Beachtung zukommt, und sodann die Lösung der Ortsfrage zu finden suchen, die für unser Volk und unsere Verbündeten als die günstigste anzusehen ist.

Die Frage nach dem Ort der Friedensverhandlungen nimmt darum eine Sonderstellung ein, weil sie die erste diplomatische Frage nach dem Kriege ist.

Der Vergleich, der auf Grund der Entscheidung der Waffen diesmal geschlossen werden wird, wird das Schicksal der halben Erde für lange Zeit bestimmen. Welche Forderungen soll nun das deutsche Volk bezüglich des Ortes der Friedenskonferenz stellen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vergegenwärtigen, welche Möglichkeiten es in dieser Frage gibt.

Drei Lösungen der Ortsfrage sind im ständigen Wechsel in unzähligen Beispielen in der Geschichte vorgekommen:

1. Friedensschluß auf dem besetzten Gebiete (oftmals der Residenz) der unterlegenen Partei.
2. Friedensschluß auf neutralem Gebiet.
3. Friedensschluß auf dem Gebiete (oftmals der Residenz) der sieghaften Partei.

Entspricht es den Interessen des deutschen Volkes, die Friedensverhandlungen auf dem besetzten Gebiete unserer Gegner zu führen?

Diese Frage ist unseres Erachtens zu verneinen. Eine Verhandlung auf dem Gebiete des besiegten Feindes ist für den Unterlegenen eine besondere Demütigung und für den Sieger ein Triumph, aber der Erfolg ist mehr äußerlicher als sachlicher Natur. So empfindlich ein Land geschlagen sein muß, bis es sich zu Verhandlungen in seiner Residenz mit dem im Lande befindlichen Feinde entschließt, die Geschichte hat Beispiele, daß die Verhandlungen für den Unterlegenen nicht so ungünstig ausfielen, wie man der Lage nach erwarten konnte. Beide Friedensschlüsse zu Paris vom 30. Mai 1814 und 20. November 1815 waren für das völlig geschlagene Frankreich ungewöhnlich günstig. Gewiß spielten hierbei die Anschauungen der heiligen Allianz, das Einsetzen der alten Dynastie, mit der kein Krieg bestanden hatte, die führende Rolle, nicht zum Geringsten aber war es die Umgebung, das Pariser Milieu, das einen bestechenden Einfluß auf die Vertragschließenden ausübte. Sogar der Tilsiter Frieden

kann als Beispiel dienen, so hart seine Bedingungen waren, im Verhältnis zu den Auslegungen des Vertrages, die Napoleon nachher in Paris zu geben für gut fand, hatte doch eine leise Berücksichtigung der russischen und preußischen Interessen stattgefunden.

Aber selbst, wenn man diesen Standpunkt nicht annimmt und es für vorteilhaft hält, in der Residenz des Besiegten zu verhandeln, für unseren praktischen Fall kommt das feindliche Gebiet für die endgültigen Verhandlungen nicht in Betracht, weil wir gegen eine Koalition kämpfen. Bei der Mehrzahl unserer Gegner ständen wir immer vor der unlösbaren Frage, wer als unser Hauptfeind anzusehen ist. Sollte uns das Kriegsglück weiter begünstigen und uns in den gleichzeitigen Besitz mehrerer feindlicher Hauptstädte setzen, wollten wir dann etwa herausklügeln, bei welchem Gegner wir uns zu den Verhandlungen am zweckmäßigsten einfinden. Wir können nur zu dem Ergebnis kommen, daß nichts für, gewichtige Gründe aber gegen eine Konferenz auf feindlichem Gebiete sprechen.

Wir untersuchen nunmehr die Gründe für und gegen eine Verhandlung auf neutralem Territorium. Als noch ein großer Teil der Bevölkerung Europas im Herbst 1914 mit einem baldigen Frieden um Weihnachten oder spätestens im Sommer 1915 rechnete, da wurde in der feindlichen, aber auch in der deutschen Presse, als Ort der bevorstehenden Verhandlungen wiederholt die Hauptstadt des uns damals noch verbündeten Königreiches Italien genannt. Eine Friedenskonferenz in Rom wurde von Leuten, die sicherlich gute Deutsche sind, in ernstliche Erwägung gezogen. Welch politische Ahnungslosigkeit hierin lag, wird durch den Gang der Ereignisse den Herren selbst klar geworden sein. Nachdem durch den Eintritt Italiens in den Krieg Rom als neutraler Ort wegfiel, wurden der Reihe nach Kopenhagen, der Haag, und die Schweizer Städte Bern und Basel als Verhandlungsorte bezeichnet. Die Regierungen der drei Staaten, in denen die eben genannten Orte liegen, haben, wie ausdrücklich anerkannt sei, in schwierigen Situationen ihre Neutralität in diesem Kriege beobachtet. Aber es wäre ein verhängnisvoller Fehler, daraus zu schließen, daß eine Friedensverhandlung auf ihren Gebieten die deutschen Interessen wahren könnte.

Jede Verhandlung auf neutralem Gebiete bringt den Nachteil, daß die Regierung des Gaststaates mittelbar an den Verhandlungen teilnehmen würde. Hierdurch würde zunächst das verhängnisvolle Beispiel der Hinzuziehung einer am Kriege nicht beteiligten Macht zu den Friedensverhandlungen gegeben sein. Ferner ist das Gastverhältnis geeignet, die Entschlußfreiheit der Parteien zu hemmen. Wenn auch ein kleinerer Staat nicht die für beide kriegführende Parteien gefährliche Stellung eines Schiedsrichters einnimmt, wie zum Beispiel die Vereinigten Staaten beim Frieden von Portsmouth inne hatten, oder wie sie Napoleon III. für Frankreich ständig anstrebte, der Einfluß des Gaststaates würde sich in jedem Fall bemerkbar machen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen,

daß England und Frankreich sich in den Niederlanden, in Dänemark und in der Schweiz sehr vieler und starker Sympathien erfreuen.

Bei den Niederländern könnte dies insofern wunder nehmen, als doch gerade England Hollands einstige Seemacht gebrochen und sich wertvollste Teile seines früheren Kolonialbesitzes angeeignet hat. Aber diese Zeit liegt lange zurück, während des neunzehnten Jahrhunderts war England ein überaus zahlungsfähiger Geschäftsfreund. Ähnlich verlief die Entwicklung der Handelsbeziehungen Englands zu unserem nördlichen Nachbar. England war der beste Abnehmer für alle agrarischen Erzeugnisse Dänemarks.

In der Schweiz, auch in den deutschen Teilen, besteht für die Engländer noch ein Teil jener Hochschätzung, die dem reisenden Engländer seit Jahrhunderten gezollt wird. Die Engländer waren die Erfinder des eleganten Reisens; sie waren die Schrittmacher der Franzosen, Deutschen, Russen und Amerikaner. Obwohl die deutsche Beteiligung an dem Schweizer Fremdenverkehr, durch den starken Anteil des Mittelstandes, im Gesamtergebnis einen größeren wirtschaftlichen Nutzen bringt, als die geringere Zahl der reichen Engländer, etwas von dem Nimbus des „englischen Lord“ ist geblieben.

Ein für England ungünstiger Friede wird von einem Teil der Neutralen als Schädigung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen empfunden werden. Dem stände zwar entgegen, daß eine deutsche Niederlage den Neutralen eine wirtschaftliche Katastrophe gebracht hätte. Da diese Gefahr durch die militärische Lage beseitigt ist, so müssen wir damit rechnen, daß die Neutralen möglichst im Sinne der Aufrechterhaltung des Zustandes vor dem Kriege tätig sein werden. Diese Forderungen werden sie in ihrer unabhängigen Presse lebhaft vertreten.

Hinzu kommt, daß durch „Kapitalbeteiligung“ die Entente über einen Teil der in den neutralen Ländern erscheinenden Presse verfügt. In diesem dunklen Punkte ist die Kriegsvorbereitung unserer Gegner der deutschen weit überlegen. Während des Ganges der kriegerischen Ereignisse konnte diese Gefahr noch nicht einmal im vollen Umfange hervortreten, denn was half es, einen Land- oder Seesieg der Entente zu verkünden, der sich in wenigen Tagen als übertrieben oder gar als frei erfunden herausstellte. Auch die Verkleinerung und Ableugnung deutscher, österreichisch-ungarischer oder türkischer Erfolge konnte dauernd keinen Nutzen bringen. Bei Verhandlungen aber haben Nachrichten bisweilen einen erheblichen Einfluß. Erinnern wir uns nur an die Konferenz von Algeciras. Spanien beobachtete sehr gewissenhaft seine Neutralität, ja es war wegen seiner eigenen Interessen in Marokko für Deutschlands Mitwirkung als Gegengewicht gegen Frankreichs Monopolbestrebungen sehr empfänglich, aber die Westmächte beherrschten die Presse, die Telegraphenbüros und Kabelgesellschaften dermaßen, daß Deutschland nicht nur sachlich schlechter, sondern auch dem Eindruck nach stets ungünstiger abschnitt, als das von England protektionierte Frankreich.

Die genannten neutralen Staaten sind sämtlich Kleinstaaten, ihre politischen Interessen sind keineswegs mit denen unserer Feinde identisch, aber auch sie fürchten das kommende deutsche Übergewicht. Der neue Zustand wird die bisherigen Machtverhältnisse Europas umgestalten. Vor dem Kriege galt noch die englische Gleichgewichtstheorie, die nichts war als die Verkörperung des Übergewichts der Gruppe, die mit — oder besser unter — Englands Führung ging. Der Krieg wird zeigen, daß weder England noch Rußland die stärksten Mächte Europas sind, sondern Deutschland. Der Frieden wird dies zum Ausdruck bringen müssen. Es wird Deutschlands Aufgabe für die Zukunft sein, zu beweisen, daß es seine ungeheure Kraft nicht zur Unterdrückung der kleinen Staaten gebraucht. Bei diesem Friedensschluß dürfen wir auf die Unterstützung der Staaten, die mit uns nicht verbündet sind, nicht rechnen, oder nur soweit sich ihre Interessen gelegentlich mit den deutschen decken.

Von den drei Staaten, die als mutmaßliche neutrale Gebiete den Friedensdelegierten Aufnahme gewähren sollten, nehmen die Schweiz und die Niederlande eine besondere Stellung ein. Die Schweiz durch ihre Zusammensetzung aus drei nationalen Gruppen und als Sitz verschiedener internationaler Wohlfahrtseinrichtungen, vor allem als Mutterland des Roten Kreuzes, und Holland, weil auf seinem Gebiet ein internationaler Schiedsgerichtshof seinen ständigen Versammlungsort hat. Auch historische Erinnerungen weisen auf Holland und die Schweiz. Schon im achtzehnten Jahrhundert, lange vor Schöpfung jener internationalen Institute, fanden in den beiden Ländern schwere Kämpfe der europäischen Großmächte ihren Abschluß. So beendeten den spanischen Erbfolgekrieg die Friedensschlüsse von Utrecht (1713), von Baden in der Schweiz (1714), und vom Haag (1720), und nach den Revolutionskriegen (1795) wurde zu Basel im April zwischen Preußen und Frankreich, und einige Monate später zwischen Frankreich und Spanien Frieden geschlossen. Aber gerade die Umstände, welche die Schweiz und die Niederlande vom neutralen Standpunkte als besonders geeignete Verhandlungsplätze erscheinen lassen, müssen uns vom Standpunkt der deutschen Partei zur Ablehnung führen.

Für uns sind die Fragen über die Zukunft Belgiens, Polens und der Ostseeprovinzen, um die hunderttausende unserer Brüder geblutet und gelitten haben, in erster Reihe Deutsche Fragen. Die Zukunft unserer Nation wird mit ihnen entschieden. Deswegen entspricht es dem deutschen Interesse, jeden Versuch, die Friedenskonferenz in einen als Weltgerichtshof wirkenden Kongreß zu verwandeln, auf welchem durch Überstimmung Deutschland und seinen Verbündeten ihre Erfolge geschmälert oder gar entrissen werden könnten, als undiskutierbar von der Hand zu weisen.

Soviel steht jetzt schon fest: Die Sicherungen, die unser tapferes Heer erstritten hat und erstreiten wird, wird die deutsche Nation sich durch keine diplomatischen Künste wieder ablisten lassen. Zweifellos ist andererseits der inter-

nationale Charakter der genannten Probleme, da die Interessen der verschiedenen Völker in wesentlichen Punkten berührt sind.

Wenn wir nun an einer internationalen Stätte verhandeln, so würde das internationale Moment der Fragen von unseren Gegnern und den unser Interesse nicht teilenden Neutralen in stärkerem Maße zur Geltung gebracht werden können, als mit den Zielen der deutschen Gruppe vereinbar ist; der genius loci stände auf der Seite der Gegenpartei. Man kann einwenden, der starke Diplomat trage sein Vaterland mit sich, und wo auch immer verhandelt würde, er wird seine Absichten durchzusetzen wissen. Wir glauben jedoch, daß zwar im Augenblick ein großer, im Gesamtergebnis aber ein geringerer Energieaufwand nötig ist, einen günstigen Verhandlungsort zu erzielen, als im Laufe der Verhandlungen bei unzähligen Fragen gegen die Ungunst des Ortes zu kämpfen.

Besonders möchten wir gegen den Haag als Konferenzort plaidieren. In dem mit amerikanischem Gelde erbauten Friedenspalast würde der amerikanische Gesandte sich als Hausherr und Oberrichter gebärden und mit viel mehr Zuversicht den internationalen Charakter aller Streitpunkte vertreten können, als auf einem Gebiet, das dem internationalen Einfluß mehr entzogen ist.

Wenn auch durch den militärischen Ausgang des Krieges eine andere Erkenntnis über die wahren Machtverhältnisse sich verbreiten wird, so werden England und Frankreich alles aufbieten, um während der Friedensverhandlungen von ihrem Ansehen zu retten, was zu halten ist. Hierbei wird die Ausnützung der Telegraphen, die über den Fortgang der Verhandlungen und über die Stimmung berichten, eine sehr weitgehende sein. Es würde über die Machtmittel eines kleineren neutralen Gaststaates hinausgehen, diesen Umtrieben wirksam entgegenzutreten. Daher wäre es in dieser Hinsicht fast besser, auf besetztem feindlichen Gebiet, als unter neutraler Oberherrschaft zu verhandeln. Nur der Besitz der Telegraphen ermöglicht den Zentralmächten, auf einer erträglichen Basis mit den Gegnern sich zu verständigen.

Da wir aber die Verhandlung auf feindlichem Gebiet abgelehnt haben, so bleibt nur die dritte Möglichkeit: Nur eine Verhandlung auf deutschem Boden wird für die ungeheuren Opfer an Blut und Gut die Entschädigung bringen, auf welche das deutsche Volk und die uns verbündeten Nationen Anspruch haben.

Schon der letzte Frieden, den das deutsche Volk schloß, wurde auf deutschem Boden vereinbart und unterzeichnet: der Frankfurter Friede. Er erfüllte Jahrhunderte alte Wünsche der Nation, die vierundvierzig Jahre treu auf seinem Boden stand und während seiner Dauer in ihrem politischen Verhalten oftmals bis an die durch die eigene Würde gezogene Grenze ging, um den westlichen Nachbar mit dem vereinbarten Zustande auszusöhnen. Die Abänderung dieses Friedens wollten unsere Feinde. Sie wollten den früheren Zustand wieder herstellen. Die militärischen Vorgänge haben ihnen Unrecht gegeben, und statt einer Ände-

rung im französischen, englischen oder russischen Sinne wird der neue Frieden die Macht- und Gebietsverhältnisse Europas noch mehr zu Gunsten der deutschen Nation verschieben.

Der Frieden vom 2. Mai 1871 war der erste, den das neugegründete Reich abschloß. Berlin war damals zwar rechtlich schon Reichshauptstadt, aber in das Gefühl der Süddeutschen war dies noch nicht übergegangen. In Berücksichtigung dieser Empfindungen wählte Bismarck Frankfurt am Main. Heute ist Berlin auch für jeden Bayern die Reichshauptstadt. Die partikularistischen Bedenken sind geschwunden, München ist ebenso wie Dresden und die Hansastädte ein selbständiges deutsches Kulturzentrum geblieben, und trotzdem ist Berlin die Reichshauptstadt. Darum wird es auch dem Empfinden des ganzen deutschen Volkes entsprechen, wenn diesmal in Berlin verhandelt wird.

Bei der Kampfesart unserer Gegner, die das Reich kriegerisch und wirtschaftlich zerstören wollen, darf keine Möglichkeit unberücksichtigt bleiben, die unsere Stellung günstiger gestaltet. Rein praktische Erwägungen sprechen aus diesen Gesichtspunkten für Berlin. Bei der großen Zahl komplizierter Einzelfragen werden die Verhandlungen sehr langwierige werden. Nicht nur die großen Macht- und Gebietsfragen sind zu lösen, sondern es harren schwierigste Wirtschafts- und Zollprobleme, Kolonialfragen und ein Neuaufbau des Völkerrechts ihrer Lösung. Es wird daher von Vorteil sein, wenn unsere Bevollmächtigten den ganzen wissenschaftlichen Apparat und Spezialsachverständige während der gesamten Verhandlungen in nächster Nähe haben.

Für die Wahl Berlins als Verhandlungsort spricht auch die Wirkung der unmittelbaren Anschauung auf die Friedensdelegierten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich in den leitenden Amtsstellen der Ententestaaten beim Friedensschluß die Männer befinden, die den Krieg begannen. In Rußland haben bereits mehrere Ministerwechsel stattgefunden; in Frankreich ist ein Hauptfeind Deutschlands Delcassé zurückgetreten, auch der sozialistische Organisator Millerand hat sein Portefeuille als Kriegsminister abgegeben, und Viviani hat zunächst Briand Platz gemacht; in England sind Asquith und Grey gestürzt. Wir glauben aber, daß im Laufe des Krieges viel radikalere Umgestaltungen der feindlichen Regierungsorgane stattfinden werden*).

Der Ausgang des militärischen Kampfes wird den Staatsmännern der Entente, denen die Aufgabe, Frieden zu schließen, obliegen wird, zeigen, daß die Voraussetzungen, unter denen ihre Amtsvorgänger in den Krieg eintraten, falsch waren. Aber bei der Fülle erlogener Berichte über Deutschland werden auch die neuen Männer noch genug unrichtige Vorstellungen von dem Zustande unseres Landes zur Zeit des Waffenstillstandes haben. Wird auf neutralem

*) Die russische Revolution, die während der Drucklegung dieses Aufsatzes zum Ausbruch kam, hat diese Annahme schon teilweise bestätigt.

Boden verhandelt, so können die feindlichen Diplomaten auf Grund ihrer irrtümlichen Meinungen über Deutschlands innere Verhältnisse und Streitkraft einen verschleppenden Widerstand leisten, der zu einem nochmaligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen und Wiederbeginn der Streitigkeiten führen müßte. Kommen dagegen die gegnerischen Staatsmänner nach Berlin, so werden sie sich den ihnen entgegentretenden Tatsachen nicht verschließen können. Sie werden ein starkes wirtschaftliches Leben vorfinden, eine trotz der großen Schwierigkeiten durchgeführte Organisation der Lebensmittelversorgung, viele und kräftige Soldaten, und vor allem Ordnung und Vertrauen zur eigenen Regierung. Die Stadt wird große technische Fortschritte aufweisen, die trotz des Krieges zur Ausführung gelangt sind. Der Vergleich mit den Zuständen in den Hauptstädten der Entente wird sich unwillkürlich aufdrängen. Alle diese Eindrücke können nicht spurlos an den Friedensdelegierten vorübergehen und werden den Fortgang der Verhandlungen im deutschen Sinne und zugleich in dem der Menschlichkeit fördern.

Mit den Diplomaten kommen auch die Pressevertreter zu den Friedensverhandlungen. Auf neutralem Gebiet würden sehr bald jene Angehörigen der feindlichen und vorgeblich „neutralen" Presse erscheinen, die jahrelang nur zu erfolgreich an der Verleumdung und Einkreisung Deutschlands gearbeitet haben, und würden von neuem ihr Handwerk durch falsche Berichte und Stimmungsbilder beginnen; auf deutschem Boden werden diese Elemente nicht mehr zu erscheinen wagen. Jedenfalls würde ihnen ihr Handwerk bald gelegt werden. Das Verschwinden dieser unlauteren Elemente in der Berichterstattung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine Verständigung der entzweiten Völker. Unsere Feinde müssen die Wahrheit, die schmerzliche und heilsame Wahrheit über Deutschland und Berlin zu hören bekommen. Hier beginnt die große Aufgabe, die Völker durch Aufklärung von ihrem krankhaften Haß gegen Deutschland zu befreien, eine Aufgabe, die weder die Deutschen, noch Neutralen, sondern nur die fortgeschrittensten und einsichtsvollsten Persönlichkeiten in den uns zurzeit feindlichen Ländern allmählich zu lösen vermögen. Je eher diese Aufklärung erfolgt, desto näher die Aussichten auf den Frieden.

Auch Gründe finanzieller Natur lassen Berlin als Verhandlungsort besonders geeignet erscheinen. Unsere Feinde verfügten, als sie den Krieg begannen, über die zwei ältesten und größten Geldmärkte der Erde, Paris und London, den dritten, der sich durch die europäischen Streitigkeiten zum ersten Platz der Welt aufschwingen dürfte, Newyork, haben sie während des Krieges zum größten Teil für ihre Interessen zu gewinnen gewußt. Diesen drei Weltplätzen hat unsere Gruppe nur Berlin gegenüberzustellen. Wenn nun Berlin als Verhandlungsort gewählt wird, so sind unsere Gegner gezwungen, sich für ihre Reise nach Deutschland mit deutscher Währung zu versehen. Da außer den Diplomaten, den Pressevertretern noch viele Interessenten, Bankiers, Industrielle und Großhändler kommen werden, die für ihre Zwecke Geld benötigen, so wird auf einmal deutsches

Gold gekauft werden. Man glaube nicht, daß die nötigen Summen zu gering sind, wir sind überzeugt, daß sie genügen, um sich bei der Empfindlichkeit der Valuta bemerkbar zu machen. Der Markkurs, der jetzt durch den geringen Export ungünstig liegt, wird sich plötzlich zu unseren Gunsten verändern. Da aber von unserer Valuta die unserer Verbündeten abhängig ist, so kommt jeder Vorteil ihnen mittelbar zu gute. Für unsere Feinde, die sich an der Werteinbuße unserer Währung schon reich gerechnet haben, muß eine Erholung derselben im Beginn des Waffenstillstandes den Verlust einer Hoffnung bedeuten, denn wenn Deutschland nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich unbesiegt aus dem Kriege hervorgeht, ist die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens für die Entente problematisch geworden.

Der Waffenstillstand und der herannahende Friede werden sicherlich zu einer Neubelebung des Fremdenverkehrs führen. Nur kurzsichtige Personen können die Aufrichtung einer chinesischen Mauer wünschen und eine Ausschaltung der nur vorübergehend gestörten Weltwirtschaft für möglich halten. Wir nehmen vielmehr an, daß zu Beginn der bevorstehenden Friedensepoche ein sehr lebhaftes Bedürfnis nach Güteraustausch bestehen wird, und daß der Weltverkehr in alten und neuen Bahnen wieder einsetzt. Der Ort der Friedenskonferenz wird den Mittelpunkt des wiedererwachenden Verkehrs bilden. Bei der voraussichtlich langen Dauer der Verhandlungen werden die großen Gasthäuser dieses Platzes auf Monate voll belegt sein. Wenn die Summen, die auf diese Weise in Umlauf kommen, gegenüber den ungeheuren Schäden des Krieges gering sind, die Anregung, die sie der Unternehmungslust geben, wird der betroffenen Gesamtwirtschaft nach so schwerer Zeit sehr zustatten kommen. Da Berlin, wie oben erwähnt, der finanzielle Vorort der deutschen Gruppe ist, so liegt es im gemeinsamen Interesse Deutschlands und seiner Verbündeten, den errungenen militärischen Erfolg auch dahin auszunutzen, dem größten und verkehrsreichsten Wohnplatz der Bundesgenossenschaft, Berlin, die Vorteile der Kongreßstadt zu sichern.

Über dem materiellen Erfolge steht aber die ideale Bedeutung eines neuen Berliner Kongresses.

Von allen Völkern ist es das deutsche Volk, das von seinen Feinden am schwersten beleidigt worden ist. Während man bei allen Angriffen auf unsere Verbündeten immer Schmeicheleien einschaltete, in der freilich eitlen Hoffnung, einen oder den anderen von ihnen zum Abfall zu bringen, wurde das gesamte deutsche Volk, seine Persönlichkeiten vom Kaiser bis zum schlichten Bürger, seine staatlichen Einrichtungen, seine Kultur, seine Familienehre, kurz alles, was uns heilig ist, auf das Gröbste geschmäht und zu beschmutzen versucht; ja jedes scheinbare Lob enthielt eine neue Verleumdung und Begeiferung. Durch nichts können die Anwürfe der Feinde abgetan werden, als durch einen deutschen Sieg als Ende des Krieges. Durch kein Symbol aber kann der siegreiche Ausgang des Ringens deutlicher gemacht werden, als durch eine Berliner Friedenskonferenz.

Nach dem Orte der Friedensverhandlungen richtet sich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Die neutralen Länder senden Sonderberichterstatter, aber auch viele interessierte Persönlichkeiten werden hinreisen und über ihre Eindrücke in die Heimat berichten. Bis zu den entlegensten Punkten der Erde — dafür haben Engländer und Franzosen durch Kabel und Presse gesorgt — sind über Deutschland jene tausendfachen Lügen gedrungen, mit denen unsere Feinde uns zu bekämpfen versuchten. Entsprechend groß wird das Erstaunen und die Entrüstung unserer Besucher sein, wenn sie an den tatsächlichen Verhältnissen sich überzeugen können, in wie unverschämter Weise sie belogen worden sind. Es wird unseren Feinden auch nicht möglich sein, zu verhindern, daß die Wahrheit in die neutralen und sogar in ihre eigenen Länder, insbesondere in die Kolonien, gelangt. Um so nachhaltiger wird die Empörung gegen die Verleumder sein, je mehr die Neutralen merken, daß sie selber durch diese Irreführung Schaden erleiden können. Ein völliger Meinungsumschwung zu Ungunsten der Entente ist unvermeidlich. Der moralische Kredit der Westmächte, der zu Beginn des Krieges sehr bedeutend war, wird zugleich mit dem geschäftlichen aufs Schwerste erschüttert werden. Diese Einbuße an Ansehen wird der Bevölkerung in den betroffenen Ländern sehr bald fühlbar werden und sie mit Bestürzung und mit Wut gegen die Männer erfüllen, deren Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit ihre Staaten in diese Lage gebracht hat. Wie Frankreich 1871, als es seine Kräfte schwinden fühlte, sich krampfhaft aber vergeblich bemühte, die anderen Großmächte zur Einmischung zu seinen Gunsten und zur Abwehr eines für Frankreich ungünstigen Friedens zu bringen, so wird gegen Schluß des gewaltigen Ringens die Entente versuchen, mit aller diplomatischer Gewandtheit und agitatorischer Gewalt die Vereinigten Staaten und Japan zu einem unmittelbaren bewaffneten Eingreifen in die europäischen Angelegenheiten zu bestimmen. Erst wenn sich erwiesen hat, daß diese Mächte über die während der Dauer der Streitigkeiten geleisteten mittelbaren Unterstützungen keinesfalls hinausgehen wollen, wird die Entente sich zu Verhandlungen mit den verhaßten siegreichen Gegnern verstehen.

Auch für die Selbstachtung und politische Selbsterziehung unserer Nation ist es von Bedeutung, daß nicht im Auslande, sondern auf deutschem Boden verhandelt wird. Bis zur Gegenwart blickten viele gute Deutsche auf die älteren westlichen Einheitsstaaten mit einer großen Überschätzung der dortigen staatlichen Einrichtungen. Dieser Überwertung entsprach eine Unterschätzung der heimatlichen Verfassungen und Regierungen. Engländer, Franzosen und Amerikaner dagegen halten ihre Institutionen für die Verwirklichung fortgeschrittenster freiheitlicher Ideale und verachteten Deutschlands Staatsgrundgesetze und Verwaltungen als reaktionär und veraltet.

Nach der Reichsverfassung hat der Kaiser das Recht, Frieden zu schließen. Da in den Friedensverträgen Gegenstände, die der Kompetenz der Reichsgesetzgebung unterliegen, geregelt werden, so ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung

des Bundesrats erforderlich. Ihre Gültigkeit erhalten die Verträge, soweit sie die bestehenden Gesetze ändern, erst durch die nachträgliche Zustimmung des Reichstages. Diese Rechtsverteilung, die direkt aus dem Bismarck'schen Verfassungsentwurf stammt, soll sich jetzt zum ersten Male im großen bewähren. Als Bismarck jene Bestimmungen vorschlug, verfügte er bereits über die Erfahrungen der Friedensverhandlungen von 1864, 1866 und 1871. Er kannte die Schwierigkeiten, die jeder Friedensschluß auch für die Staatsmänner der siegreichen Partei bringt. Die diplomatische Aufgabe beginnt nicht mit der Verständigung mit den Feinden; vorher muß über alle strittigen Fragen im eigenen Lager eine Einigung erzielt werden. Bei den immer abweichenden Interessen der einzelnen Ressorts ist die Auffindung der gemeinsamen Grundlage eine Leistung, die hohes politisches Verständnis verlangt. Die Gewinnung des Königs und der militärischen Ratgeber für sein Friedensprogramm war 1866 für Bismarck schwieriger und mit größerer seelischer Erregung verbunden, als die Verhandlungen mit den auswärtigen Gegnern. Aus diesen Erfahrungen heraus wollte Bismarck die Fährnisse eines Friedensschlusses nicht durch vorzeitige Mitwirkung eines mehrhundertköpfigen Parlaments in das Ungemessene steigern und hat den Organen, denen die Verantwortung für den Krieg, seine Führung und seinen Ausgang obliegt, auch für den Abschluß des Friedens freie Hand gelassen und der Volksvertretung nur einen Anteil an dem inneren Ausbau des Kriegsergebnisses gesichert.

Freilich dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß eine so einseitige Machtverteilung auch Nachteile bringen kann. Wenn nämlich bei dieser ungleichen Verteilung der Befugnisse die Friedensverhandlungen im Auslande durchgeführt würden, so könnte im Volke ein Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl entstehen. Es wäre möglich, daß man alle Arbeit der Kaiserlichen Regierung und dem Bundesrat überläßt, und sich auf eine nachherige Kritik beschränkt und genau feststellt, wie alles besser gemacht werden konnte. Das wäre ein unerwünschter Zustand, der die alten unerfreulichen politischen Verhältnisse vor Kriegsausbruch erneuerte.

Wie der unbeschränkte kaiserliche Oberbefehl sich nur bewähren konnte, weil alle Gehorchenden, vom persönlich souveränen Bundesfürsten oder regierenden Senat einer Freien Stadt bis zum einfachen Mann, ohne Unterschied vom gleichen Willen beseelt, ihr bestes Können in den Dienst der gemeinsamen Sache des Vaterlandes stellten, so kann die kaiserliche Machtvollkommenheit für den Friedensschluß nur dann die gewünschte Wirkung ausüben, wenn die Opferbereitschaft der deutschen Volksgemeinschaft, sowohl der im Felde stehenden Truppen, wie der im wirtschaftlichen Kampfe Daheimgebliebenen, die Verwirklichung des kaiserlichen Kriegsziels verbürgt. So wie wir oben die frühere Nachgiebigkeit der deutschen auswärtigen Politik auf die Friedensliebe des gesamten Volkes zurückgeführt haben, so nehmen wir an, daß die Friedensbedingungen der Reichs-

regierung nur dann durchzusetzen sind, wenn die Feinde erkennen, daß die Verwirklichung dieser Ziele eine Forderung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes ist, das eher weitere Ströme seines edelsten Blutes vergießen würde, ehe es von seinen Ansprüchen, die es für sein Recht erkannt hat, weichen würde. Wir glauben nun, daß das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit für den Ausfall des Krieges und des Friedensschlusses dem Volke stärker zum Bewußtsein gelangt, wenn die Verhandlungen in seiner Mitte vor sich gehen und nicht in einem fremden Lande. Wenn auch der Einzelne in beiden Fällen über die Vorgänge der Konferenz nur mittelbar unterrichtet wird, die suggestive Nähe einer Berliner Verhandlung ist nicht nur eine Fiktion, sondern eine Realität.

Es bleibt noch die Stellung unserer Bundesgenossen zum Verhandlungsort zu erörtern. Betrachten wir zu diesem Zweck noch einmal den Anlaß und den Beginn des Krieges.

Der Krieg hat sich an der serbischen Frage entzündet, also an einer österreichisch-ungarischen Angelegenheit. Für die Donau-Monarchie wurde der Streitfall durch die Unterstützung, die Rußland Serbien gewährte, zur Existenzfrage. In dieser Lage sprang Deutschland dem Verbündeten bei und machte aus der Existenzfrage Österreich-Ungarns eine Lebensfrage des Deutschen Reiches und der deutschen Kultur. Nur weil es ein Existenzkampf für den österreichisch-ungarischen Staat ist und als solcher von der gesamten Bevölkerung empfunden wird, war es bei seiner komplizierten Zusammensetzung dem Habsburgischen Reiche möglich, militärische und wirtschaftliche Leistungen von einer Größe hervorzubringen, die unseren Gegnern völlig unerwartet kamen und sie mit Staunen und Schrecken erfüllten.

Durch die Haltung Frankreichs und Englands wurde der Krieg ein Kampf um „Sein oder Nichtsein" der 70 Millionen zwischen Maas und Memel. Die deutsche Frage ist im vollen Umfange aufgerollt. Es steht nicht fest, wer in der uns bekämpfenden Koalition unser Hauptfeind ist, denn wir dürfen Rußland und Frankreich, den ursprünglichen Zweibund, nicht um Englands willen unterschätzen; gewiß ist aber: D e u t s c h l a n d ist der Hauptfeind aller. Deswegen muß Frieden auf d e u t s c h e m Boden in der Reichshauptstadt geschlossen werden.

Die Wahl Berlins zum Verhandlungsort seitens unserer Gruppe würde natürlich von der Entente zunächst benutzt werden, um die Verbreitung ihres Märchens zu unterstützen, Deutschland strebe die Oberherrschaft über Europa, ja über die ganze Welt an. Deutschlands Verbündete, so werden sie rufen, sind nur noch deutsche Vasallenstaaten, nunmehr soll Deutschlands Vorherrschaft auf alle übrigen Staaten Europas ausgedehnt werden. Diese neue Verdrehung können wir nicht verhindern; die Tatsachen, die guten Ergebnisse des Friedensschlusses für unsere Bundesgenossen, ihre nachherige Stellung unter den Völkern werden die Feinde Lügen strafen. Es liegt aber nicht im Interesse unserer Freunde, wegen des Geschwätzes der Gegner auf einen für die gemeinsamen Ziele so gün-

stigen diplomatischen Kampfplatz wie Berlin zu verzichten, denn daß ein in der deutschen Hauptstadt geschlossener Frieden den Freunden Deutschlands eine gesicherte und angesehene politische Stellung und Zuwachs an Macht bringen muß, ist eine Forderung der Ehre des Reiches. Nirgends in der Welt aber wird es den deutschen Staatsmännern möglich sein, in dem Maße ihre Ansichten zur Geltung zu bringen, wie auf dem Boden der Heimat.

Wir können unsere Beziehungen zu unseren Bundesgenossen in vollkommener Offenheit darstellen. Das Deutsche Reich strebt nicht nach Oberherrschaft. Innerhalb des neuen Vierbundes sind, was Souveränität und Imperium anlangt, alle Teile gleich. Wenn das Deutsche Reich als der volkreichste und in der Entwicklung am weitesten vorgeschrittene Staat der Gruppe sich bei seinen Bundesgenossen eines besonderen Ansehens erfreut, so entspricht das dem Umstande, daß der leistungsfähigste Genosse die größte Last auf seine Schultern genommen hat. Die Anerkennung dieser Tatsachen durch unsere Freunde ist eine freiwillige, sie entspringt dem Willen zur Erkenntnis des Wahren und der Gerechtigkeitsliebe der mit uns verbündeten Nationen.

Die österreichisch-ungarischen Staatsmänner, welche die Verantwortung ihren Ländern gegenüber dafür übernehmen müßten, daß in Berlin verhandelt wird, könnten dies in der sicheren Erwartung, daß ein günstigerer Boden für die Verhandlungen auch im Interesse der Habsburgischen Monarchie nicht gefunden werden kann. Das deutsche Volk hat zum Schwert gegriffen, als Rußland die Großmachtstellung und Existenz der Donaumonarchie bedrohte. Rußland empfing wegen seiner Mobilmachung in dieser Frage zuerst die deutsche Kriegserklärung. Die Kriegführung hat mehr als alle Worte bewiesen, auf welch gesunder Grundlage das Bündnis der Mittelmächte ruht. In den Zielen herrscht eine natürliche Übereinstimmung. In derselben unvergleichlichen Weise, in der die Zentralmächte auf dem Schlachtfelde zusammen gestanden haben, werden sie bei den Friedensverhandlungen einander helfen und glückbringende Ergebnisse für die Zukunft ihrer Völker erzielen.

Was nun das Ottomanische Kaiserreich und das Königreich Bulgarien angeht, so haben diese Staaten durch ihren freiwilligen Anschluß an Deutschland und Österreich-Ungarn unzweideutig bekundet, daß sie auf Tod und Leben an unserer Seite kämpfen wollen.

Ein Friedensschluß in der Hauptstadt eines siegreichen Verbündeten hat für die Türkei nichts Neues. Die Stellung der türkischen Bevollmächtigten auf dem Pariser Kongreß 1856, nach Beendigung des Krimkrieges, war eine durchaus günstige. Damals waren noch England, Frankreich und Savoyen die Beschützer der türkischen Unabhängigkeit; damals vertraten die Westmächte gegenüber Rußland zweifellos den Fortschritt. Nunmehr haben sie durch ihren Anschluß an diese Macht bekundet, daß sie nicht mehr die Schützer schwächerer Staaten sein wollen, sondern daß sie deren Gebiet unter sich, nach den Gesetzen einer skrupel-

freien Machtpolitik, unter völliger Mißachtung der Selbstbestimmung und der Jahrhunderte alten Selbständigkeit dieser Völker, aufzuteilen wünschen. Die Aufgabe des Beistandes gegen einen derartigen Mißbrauch der Macht ist daher den Zentralmächten zugefallen.

Die entscheidende Frage ist nun die, werden unsere Gegner sich jemals bereit finden, mit uns in Berlin zu verhandeln?

Darauf gibt es nur eine Antwort: Die Großmächte des Vierverbandes werden nur dann einen Frieden, der von ihren ursprünglichen Zielen völlig abweicht und für ihren nationalen Ehrgeiz und Stolz die schwerste Demütigung bedeutet, schließen, wenn für ihre Völker ein unabweisbares Friedensbedürfnis vorliegt und ihnen die militärische Macht zu einem aussichtsreichen Widerstande fehlt. Wir gehen daher so weit, zu sagen: man kann die Ortsfrage als Gradmesser für das Friedensbedürfnis der Parteien nehmen. Solange die feindlichen Regierungen es ablehnen, in Berlin zu verhandeln, so lange hat auch jede weitere Erörterung mit ihnen über die eigentlichen Friedensbedingungen keinen Zweck, denn die Bürgschaften, die das Deutsche Reich und unsere Bundesgenossen für ihre zukünftige Sicherheit fordern müssen, die Entschädigungsansprüche für den ungeheuren materiellen Schaden, ergeben Bedingungen, die jeder Franzose, Engländer oder Russe mit Entsetzen vernehmen muß, so daß die mehr formelle Forderung, in Berlin zu verhandeln, leicht dagegen wiegt. Solange die feindlichen Regierungen Berlin als Verhandlungsort nicht zugestehen wollen, so lange halten wir eine Verständigung über die anderen Fragen für ausgeschlossen. Wir glauben, daß es bei der nötigen Festigkeit seitens der kaiserlichen Regierung, bei der unbedingten Unterstützung durch unsere Bundesgenossen und bei der vorausgesetzten endgültigen militärischen Lage verhältnismäßig nicht schwer sein kann, hinsichtlich der Ortsfrage den Willen der Zentralmächte durchzusetzen. Anfänglich werden sich die Gegner natürlich sehr sträuben, auf einem für sie so ungünstigen Platze zu verhandeln, wenn sie aber sehen, daß auf Nachgiebigkeit seitens der deutschen Gruppe in diesem Fall nicht zu rechnen ist, so werden sie sich schweren Herzens entschließen, nach Berlin zu fahren.

Drei Jahrzehnte waren die orientalischen Verhältnisse durch den Berliner Vertrag von 1879 geregelt. Erst die jüngste Vergangenheit, die jungtürkische Bewegung, die formelle Annektierung Bosniens und der Herzegowina, und die Balkankriege haben seine Grundlagen aufgehoben. Die neuen Verträge, die mit der orientalischen Frage auch die Macht- und Gebietsverteilung der älteren Erdhälfte auf unbestimmte Zeit gestalten werden, sollen, um die Interessen Deutschlands und seiner Verbündeten zu wahren, wiederum in der Reichshauptstadt, in Berlin, geschlossen werden.

Bismarck hat uns gelehrt, Imponderabilien in der Politik nicht gering zu schätzen. Zu diesen unwägbaren Dingen gehört auch der Einfluß der Atmosphäre des Verhandlungsortes. Die Berliner Luft wird für den Fortgang der Ver-

handlungen im deutschen Sinne und im Sinne unserer Freunde am zuträglichsten sein. —

Als unsere Feinde den Krieg begannen, sprachen sie, vorzeitig jauchzend, von einem Berliner Frieden. Anders, als sie es sich gedacht haben, soll ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Das deutsche Volk und seine Freunde müssen ihn fordern und werden ihn bekommen, den „Berliner Frieden".

Dr. N. Hansen: Die Vorgeschichte der amerikanischen Handelskonkurrenz in China.

Der Chinamarkt hat von jeher in der Handelsgeschichte der Vereinigten Staaten eine hervorragende Rolle gespielt. Der auswärtige Handel der jungen Republik fing sogar mit dem Handel nach China an. Es war am 22. Februar 1784, als das amerikanische Frachtgüterschiff „Empress of India", ein 360 To. umfassendes Segelschiff, von Newyork aussegelte, um nach Kanton zu fahren. Seine Ladung war leicht und unbedeutend. Sie bestand zur Hauptsache aus tropischen Gewürzen. Die Rückladung dagegen war sehr erheblich und wertvoll, denn sie setzte sich aus Tee und Seide zusammen, d. h. sie bestand aus jenen beiden Artikeln, die noch heute unter den amerikanischen Einfuhrartikeln aus China die Hauptrolle spielen. Wenn die Amerikaner gerade damals ihre Handelsfäden nach China ausspannten, so taten sie es in erster Linie notgedrungen; denn in dem Jahre 1784 standen der jungen Nation nur wenig Märkte der Erde offen. Vor allem sperrten die englischen Schiffahrtsgesetze den Schiffen der Vereinigten Staaten alle Häfen des britischen Mutterlandes und seiner Kolonien. In Asien zeigte sich außerdem die East India Company, die in Hindostan ihre Vorherrschaft ausübte, eifrig bemüht, die Handelsherrschaft über den ganzen Erdteil auszudehnen. Die amerikanischen Eindringlinge in solche asiatische Märkte, auf denen bisher die Holländer, Portugiesen, Spanier und Franzosen den Engländern nur eine schwache Konkurrenz gemacht hatten, traten von vornherein mit wichtigen Vorteilen in den Konkurrenzkampf ein. So konnten sie beispielsweise ihre Schiffe zu Preisen und trotzdem aus erstklassigem Holzmaterial herstellen, die durchweg fünfzig Prozent niedriger als die der erwähnten fünf europäischen Schiffahrtsnationen waren, was naturgemäß wieder in den Frachtraten zum Ausdruck kam. Hierzu gesellte sich die ausgeprägte Geschäftstüchtigkeit und Findigkeit der amerikanischen Geschäftsleute aus Boston,

Newyork und Philadelphia, die sich unter der Zwangsherrschaft der Kolonialzeiten notgedrungen entfaltet hatte, und die in der Pflege des heimischen Handels ein zu kleines Wirkungsfeld sah und sich mit großer Energie der Pflege auswärtiger Handelsbeziehungen widmete. Auf diese Umstände ergänzend und wesentlich fördernd wirkte schließlich die Geschicklichkeit und der Wagemut der amerikanischen Reeder und Seeleute ein. Eins der besten Beispiele hierfür, das übrigens in der amerikanischen Handels- und Schiffahrtsgeschichte gern genannt wird, bot die Seereise der „Alliance" im Jahre 1788. Dieses Schiff soll die Route von Philadelphia nach Kanton mit Ballast und nur mit Hilfe der primitiven Seekarten der damaligen Zeit ohne nennenswerten Aufenthalt zurückgelegt haben.

Die Anfänge des amerikanischen Handels mit China waren naturgemäß ziemlich bescheiden. Jedoch hatte sich der Kantonhandel schon vor dem Jahre 1800 so weit entwickelt, daß er allein einen größeren Anteil am gesamten Handel Chinas hatte, wie ihn heute die Union im Wettbewerbe mit England, Japan und Deutschland aufweisen kann. Die Napoleonischen Kriege boten vor allem der amerikanischen Schiffahrt äußerst günstige Gelegenheiten in den chinesischen Gewässern, denn während dieser Zeit zeigten nur die Engländer und Amerikaner dort ihre Flaggen. Die Engländer konnten das machen, da sie damals weit unbestrittener als heute Herren der Weltmeere waren. Die Amerikaner erfreuten sich dieser Chancen, weil sie, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung (1812 bis 1814), keine Feinde hatten und infolgedessen überall ungestört Handel treiben konnten. So kam es, daß der Anteil Amerikas während des ersten Jahrzehntes des neunzehnten Jahrhunderts ein Drittel des gesamten Exporthandels von China ausmachte, während der gleichzeitige Anteil Großbritanniens drei Fünftel betrug. Der gesamte Handel der Union mit China bezifferte sich damals auf etwas über sechs Millionen im Jahr, wobei die Einfuhr aus China die Ausfuhr nach dort bei weitem überwog. Die Handelsbilanz neigte übrigens von Anfang bis zur Gegenwart zu Gunsten Chinas. Im Jahre 1915 war die Einfuhr aus China sogar um das Zweieinhalbfache größer, als die Ausfuhr; denn die Einfuhr betrug 40,2 Millionen Dollar, während die Ausfuhr 16,4 Millionen Dollar ausmachte. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts war sogar der Wert der Einfuhr fünfmal größer, als der Wert der Ausfuhr. In dieser Zeit, wo in Europa große Silberknappheit herrschte, haben die Vereinigten Staaten nach den Schätzungen von S. W. Webbs, des Präsidenten der China- und Japan Trading Co.*) etwa für 500 Millionen Dollar Silber nach China abströmen lassen.

Interessant ist sodann festzustellen, daß sich der amerikanische Handel mit China bis zum Jahre 1830 vorwiegend auf der Grundlage einer dreifachen Operation aufbaute. Zunächst wurden amerikanische Erzeugnisse nach Spanien ver-

*) Vergleiche den Vortrag von Webbs auf der Foreign Trade Convention in Washington vom 27. Mai 1914.

schifft und dort veräußert. Mit dem Erlös segelten die Schiffe, meist in Ballast fahrend, nach Kanton und brachten Tee und Seide direkt nach den Vereinigten Staaten zurück. Bis zum Jahre 1815 wurden nach den Angaben des oben erwähnten amerikanischen Gewährsmannes reichlich vier Fünftel der Kosten für den Chinahandel durch den Exporthandel mit Spanien aufgebracht. In der Zeit von 1815 bis 1830 ging dieser Satz jedoch auf zwei Drittel zurück. Nach 1830 wurde der amerikanische Chinahandel vorwiegend mit Wechseln auf London finanziert, wozu die Ausdehnung des Opiumeinfuhrhandels mehr und mehr eine praktische Grundlage bot. Es gab Zeiten, wo die Chinesen dem Opium vor allen anderen Waren unbedingt den Vorzug gaben. Im Jahre 1837 machte das Opium 53 Prozent der chinesischen Einfuhr aus, während auf Baumwolle 22 Prozent aller Importe entfielen. Englische Fabrikate und Tropengewürze bildeten den übrigen Rest von 25 Prozent. Wie stark übrigens die amerikanische Schiffahrt an der Bewältigung des chinesischen Außenhandels in der Zeit von 1830 bis 1840 beteiligt war, zeigte Robert Dollar, der Präsident der Robert Dollar Co., gelegentlich eines Vortrages auf der National Foreign Trade Convention in Washington am 27. Mai 1914. Nach seiner Schätzung wurden bis 1840 etwa 90 Prozent des Chinahandels von amerikanischen Schiffen befördert.

Wenn man sieht, wie die amerikanische Schiffahrt in den letzten fünf Jahren fast vollständig aus dem Stillen Ozean und aus dem Chinaverkehr verschwunden ist, so ist es zu verstehen, daß die Amerikaner bei einem historischen Rückblick mit den Leistungen ihrer heutigen Schiffahrt kaum zufrieden sein können. Von einer teilweisen Finanzierung ihres heutigen Chinahandels mit Hilfe der nationalen Schiffahrt kann also keine Rede mehr sein. Schon seit 1840 ist es in erster Linie die Ausfuhr von Baumwolle und Baumwollwaren gewesen, mit der Amerika seine Tee- und seine Seideneinfuhr bezahlte. Übrigens hat die Einfuhr Chinas an Baumwollwaren in den letzten 70 Jahren einen Wert von 122,5 Millionen Dollar erreicht. Bis zum Jahre 1906 haben die Vereinigten Staaten mit den englischen Erzeugnissen erfolgreich konkurriert. Die amerikanische Ausfuhr von Baumwollerzeugnissen nach China erzielte 1905 einen Wert von 28 Millionen Dollar und stieg 1906 auf ungefähr 30 Millionen Dollar. Sie erreichte damit ihren Höhepunkt; denn seit 1906 haben die Amerikaner die japanische Konkurrenz an Baumwollwaren aufs heftigste verspürt und haben ihre Exportziffern nicht mehr halten können. Sie haben seitdem den Amerikanern ganz systematisch ihre stärkste Ausfuhrposition untergraben. Die amerikanische Ausfuhr an Baumwollenzeug allein, die 1912 noch auf 7,3 Millionen Dollar bewertet wurde, ging 1915 auf 1,2 Millionen Dollar zurück. Unter den weiteren Hauptartikeln mit denen die Vereinigten Staaten in den letzten fünfzig Jahren ihren Tee und ihre Seide bezahlt haben, die aber gegenüber dem Absatz an Baumwolle ganz wesentlich zurücktraten, müssen in erster Linie Mineralöl und Weizenmehl genannt werden. Die amerikanische Einfuhr an Mineralöl stellte sich in den letzten fünf Jahren auf

einen Durchschnittswert von 5,8 Millionen Dollar und hatte wenig unter anderer Konkurrenz zu leiden. Dagegen ging die amerikanische Weizeneinfuhr, die 1910 noch 93,2 Millionen Dollar ausmachte und Ende 1913 etwa 494,4 Millionen Dollar Wert hatte, im Jahre 1915 auf 57,1 Millionen Dollar zurück. Es ist selbstverständlich, daß bei der geringen Bedeutung, welche heute die amerikanische Schiffahrt für den Warenaustausch der Union mit China hat, das Gros der Waren von anderen Schiffahrtsstaaten, zurzeit zur Hauptsache von japanischen und norwegischen Schiffen bewältigt wird. Von der früheren, sehr bedeutenden Tee-Einfuhr der Vereinigten Staaten aus China sind 1915 noch 3,1 Millionen Dollar übrig geblieben. Den Markt für diesen großen Konsumartikel der Vereinigten Staaten, von dem 100 Millionen Pfund im Jahre verbraucht werden, hat England sich in den letzten Jahren ganz planmäßig zu erwerben verstanden. Trotzdem die englischen Käufer stets den chinesischen Tee bevorzugt hatten, gelang es dennoch nach und nach den Anstrengungen der amerikanischen Händler, sich drei Viertel des gesamten amerikanischen Verbrauchs dauernd zu sichern. Hätten sich nicht ausländische Kaufleute des Teehandels in China angenommen, so wäre der chinesische Tee überhaupt vom amerikanischen Markte verdrängt worden.

Überblickt man das bisher Dargelegte, so wird man nicht sagen können, daß die Amerikaner die jüngsten Konkurrenten auf dem Chinamarkte sind, wie man das öfter liest. Im Gegenteil, Deutschland und Japan haben dort erst erheblich später den Konkurrenzkampf aufgenommen. In der Wareneinfuhr ist die Union von der zweiten an die dritte Stelle gerückt. Sie ist von Japan mit seiner dreimal größeren Einfuhr vorwiegend im letzten Jahrzehnt überholt worden. Und wenn man die Ausfuhrziffern des amerikanischen Küstenhandels für Warenverschiffungen nach China während des Krieges vergleicht, so zeigen sie deutlich, daß der Chinaverkehr auf Kosten der enorm gesteigerten Europaverschiffungen weiter erheblich nachgelassen hat, d. h. man hat den Japanern noch weit mehr als vorher das chinesische Absatzgebiet freigelassen. Von der stolzen nationalen amerikanischen Schiffahrt, die 1840 noch 90 Prozent des gesamten chinesischen Handels bewältigte, ist so gut wie nichts mehr übrig geblieben. Die Hauptsäule der amerikanischen Ausfuhr und die wichtigste Grundlage der amerikanischen Handelsbilanz mit China wird durch die Japaner systematisch untergraben. Die verminderte chinesische Tee-Einfuhr hat die seit Anfang bestehende Reziprozität im Warenaustausch noch weiter erschüttert, was bei der scharfen Konkurrenz Japans mit seinen Fertigfabrikaten und seiner durch den Krieg erhöhten Finanzkraft doppelt bedenklich ist. Auf dem Chinamarkt haben die Vereinigten Staaten nicht wie in den Zeiten der Kriege Napoleons die Chancen der verschwundenen europäischen Konkurrenz ausgenutzt. Allerdings waren sie in diesem Kriege auch nicht so neutral wie damals, wo sie ihre Schiffahrt in den Dienst des gesamten Chinahandels stellten und mit allen Völkern freien Güteraustausch pflegen konnten. Wie einst die Amerikaner, so sind heute die Japaner während des Krieges an die Stelle

der Mächte getreten, die durch ihre Teilnahme am Kriege, bzw. Kriegslieferungsgeschäft im Handel mit China behindert waren. Sie haben vom Außenhandel Chinas an sich gerissen, was durch die westeuropäischen Völker nicht geliefert werden konnte. Dabei spielt Japan ebenso erfolgreich den Zwischenhändler und Agenten, wie es seine eigenen Waren einsetzte und vertrieb. Das Erscheinen der Flotte des amerikanischen Commodores Perry, von der die Amerikaner behaupten, daß sie den Anstoß zu Japans politischem und wirtschaftlichem Erwachen gegeben hat, zeigt ihre bedenklichen Folgen jetzt mehr denn je zuvor. Die Amerikaner bewundern heute zwar die schnelle Industrialisierung Japans, die seit 1868 so glänzende Resultate erzielt hat. Aber noch mehr fürchten sie ihre Wirkungen auf dem Chinamarkt, auf dem sie die längste Zeit nur die ungefährlichere Konkurrenz der Engländer zu bekämpfen hatten.

Baron Julius Wlassics,

Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes:

Die Neutralität im Weltkriege.

Fortsetzung.

V.

Nicht einen Augenblick werde ich durch den Umstand irre gemacht, daß die Regeln des internationalen Kriegsrechts im Laufe dieses Krieges so oft verletzt werden. Insolange sich auf jede wesentliche Verletzung das Gewissen der Völker aufbäumt, und insolange bei jeder Verletzung der verletzende Teil bestrebt ist, mit Berufung auf die Regeln des internationalen Rechtes die beanstandeten Taten zu decken: insolange wird das internationale Kriegsrecht nicht nur ungestürzt den heutigen großen Weltkrieg überleben, sondern es wird zu neuerem Leben gelangen und lebensfähige Reformen, sowie das Geltendmachen des internationalen Rechtes immer wirkungsvoller sichernde innere Kräfte und äußere Mittel werden die Renaissance der auf der Kultur- und Interessengemeinschaft der Menschheit basierenden Rechtsgemeinschaft — des internationalen Rechtes — schaffen.

Nach jedem großen Kriege hat sich die Notwendigkeit des internationalen Rechtes immer eindringlicher ausgeprägt. Die Stufen des Fortschrittes des internationalen Rechtes waren die Kriege. Der große niederländische Meister de Groot (Hugo Grotius) schrieb ebenfalls inmitten der Stürme des Dreißigjährigen Krieges das große grundlegende Werk des internationalen Rechtes De jure belli ac pacis usw. (1625.) Der Krimkrieg gab Anlaß zur Pariser Declaration von 1856. Der Italienisch-Französisch-Österreichische Krieg (1859) zur Genfer Konvention von 1864. Der 1870—71er Französisch-Deutsche Krieg

zur Brüsseler Konferenz. Der Russisch-Japanische Krieg lieferte der zweiten Haager Konferenz reiches Material.

Viele erwähnen gern die vollkommene Rechtssatzung, wenn sie das internationale Recht verkleinern möchten. Jene vollkommene Rechtssatzung, bei welcher die Vergeltung — im Falle einer Verletzung — sofort erzwungen werden kann, wo neben dem Urteil auch schon dessen Vollstrecker steht. Sie suchen fortwährend die Ähnlichkeit mit dem inneren Rechte des Staates, wo nicht ein von der Vereinbarung der beiden Parteien abhängendes Schiedsgericht entscheidet, sondern wo jede Partei mit ihrer erlittenen oder erlitten gemeinten Rechtsverletzung vor den Richter treten kann, wo der Richter entscheidet und auch die Vollstreckung gesichert ist. Im internationalen Rechte fehlt bisher die Institution der obligierenden Gerichtsbarkeit — diese Rechtssicherung muß in entsprechender Weise ausgebaut werden. Hierüber wird weiter unten ausführlich die Rede sein. Vergessen wir nicht, daß auch das innere Recht der Staaten nach vielen Entwicklungsphasen zu seinem heutigen Zustande gelangt ist. Das internationale Recht befindet sich noch am Anfange des Anfanges. Die, welche den rechtlichen Charakter des internationalen Rechtes deshalb leugnen, weil die Vergeltung der Rechtsverletzung heute noch nicht erzwungen werden kann, können auch im inländischen Rechtsleben Rechtssatzungen finden, die nicht erzwungen werden können. Auch auf dem Gebiete des Zivilrechtes gibt es solche Satzungen. Auf dem Gebiete des Staatsrechtes hingegen gibt es viele Satzungen, die nicht erzwungen werden können. (Gemäß dem ungarischen Staatsrecht z. B. ist der König verpflichtet, das Parlament zu einer Zeit einzuberufen, daß das neue Parlament innerhalb dreier Monate von der Schließung des alten an gerechnet zusammentritt. Der König ist verpflichtet, sich innerhalb sechs Monaten krönen zu lassen usw.)

Wer kann leugnen, daß dies Rechtsartikel sind? Rechtssatzungen, deren Einfüllung mit friedlichen Mitteln nicht erfüllt werden kann. Aber die gesellschaftliche Wertmessung konstitutioneller Staaten und die damit verbundenen rechtlichen Folgen sichern in den meisten Fällen wirkungsvoll die Einhaltung der die sogenannte Sanktion vermissenden staatsrechtlichen Satzungen. So kann sich die gesellschaftliche Wertmessung auch bezüglich der internationalen Rechtssatzung entwickeln. Im übrigen ist die internationale Rechtsregel — wie es Liszt sagt — weder ein inländisches Zivilrecht, noch ein inländisches Staatsrecht — sondern ein sich von diesen unterscheidendes anderes Rechtsmaterial. Warum muß um jeden Preis parificiert und warum muß um jeden Preis Vollkommenheit gesucht werden in einem Rechtssystem, das am Anfang seiner Entwicklung steht? Warten wir den weiteren Lauf der Entwicklung ab, wenn einmal die bindenden Schiedsgerichte, die bindenden ständigen Vermittlungsinstitutionen mit Erfolg wirken werden, — wird auch die öffentliche Meinung und die sich aus derselben nährende Rechtsrespektierung eine Wandlung erfahren.

Eines kann ich als für konstatiert erachten, daß man sich niemals mehr auf die Satzungen des internationalen Rechtes berief, als in diesem Weltkriege. Die Entente geradeso, wie wir. Dort, wo die Verletzungen der Regeln bewußt waren: war die Retorsion die Entschuldigung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Regeln des internationalen Kriegsrechtes als Rechtssatzungen weniger zur Geltung gelangen können im Weltkriege, wo sämtliche Großmächte im Kampfe stehen, als dann, wenn große militärische Mächte neutral sind und deren Macht im Hintergrunde des Rechtsschutzes steht. In einem großen Weltkriege, wie der heutige, wo die militärischen Großmächte selbst kriegführende Parteien sind, ist die die Grundlage des internationalen Rechtes bildende jene allgemeine erzwingende Kraft, welche eben auf dem gemeinsamen Beschluß und Willen dieser Großmächte ruht, geschwächt. Nirgends konnte man die Wirkung dieser Schwächung mehr fühlen, als in der Behandlung der neutralen Staaten. Wenn nur zwei Großmächte miteinander kämpfen, ist die Wirkung des energischen Schutzes der übrigen Großmächte eine stärkere. Im jetzigen Weltkriege war zwischen den neutralen Staaten nur eine einzige Großmacht, die nordamerikanische Union. Amerika hätte eine große Aufgabe gehabt. Sie wäre in den Besitz einer den materiellen Gewinn übertreffenden moralischen Kraft gelangt, wenn sie als der wirkliche Schützer der Rechte der Neutralen gehandelt hätte. Wir alle knüpften große Hoffnungen an die Haltung Amerikas. Die wirklichen Kenner der Volksseele Amerikas behaupten, daß auf deren politische Entschlüsse nicht ausschließlich wirtschaftliche und finanzielle Interessen von Einfluß sind. Stimmungen, Temperamentswechsel spielen eine sehr große Rolle, und dann sind die wirtschaftlichen Gründe nicht ausschlaggebend. Unser hervorragender Diplomat Hengelmüller (Zur Haltung Amerikas im jetzigen Weltkriege, „Deutsche Revue") weist darauf hin. Wie dem auch sei, wir erwarteten, daß jenes Land, wo so viel von Kultur, Zivilisation, Rechtsgleichheit gesprochen wird, im Weltkriege eine große Arbeit auf dem Gebiete der Entwicklung des internationalen Rechtes leisten werde. Ich gestehe, daß ich, als ich die amerikanische Note vom 28. Februar 1915 las, dieselbe selbst sehr überschätzte. („Pester Lloyd", 13. März 1915.) Lammasch nannte diese Note ein Meisterwerk der diplomatischen Kunst. Nicht darum, weil sie vielleicht lauter diplomatische Geschicklichkeiten enthielte. Nein, sondern darum, weil sie die kriegführenden Parteien auf den geraden Weg der Rechtsrespektierung verwies. Der englische Aushungerungsplan war auf der Tagesordnung — auch dagegen schien die amerikanische Note anzukämpfen. Man konnte aus dieser Note verstehen, daß gegen diesen, jeden Interessenfaden der Zivilisation und Kultur bedrohenden Plan die Retorsion berechtigt sei. Wir dachten, daß, nachdem Englands Vorgehen die Interessen sämtlicher neutraler Staaten und in erster Linie Amerikas gefährdet, Amerika im Einvernehmen mit den Neutralen energisch Wache stehen werde. Wir dachten, daß es inmitten der Leiden des großen Weltkrieges die ihrem, die Entwicklung der Menschheit

fördernden wirklichen Berufe entsprechende Rolle finden werde. Daß es ein Ende bereiten werde der alten englischen Methode, welche jede Satzung des Seerechtes mit Füßen trat, wenn es in ihrem Interesse stand — und nur jene Regel anerkennt, welche ihren Interessen dient. Wir dachten, daß Männer, wie Roth, Elihu, Choate, Burges, aber vor allem J. Brown Scoth ihren Einfluß im Weißen Hause verspüren lassen werden, und daß Wilson Verständnis für den großen Beruf haben werde, welchen er als die stärkste neutrale Macht hätte erfüllen können. Aber darin täuschten wir uns bitter. England konnte ihre tyrannische Seemacht frei ausüben. Es versperrte alle deutschen Häfen. Es lähmte den Handel der neutralen Staaten mit verschiedenen Maßregeln, mit seiner eigenmächtigen Bannwarenpolitik qualifizierte es fast jeden Gegenstand als Bannware. Es führte die Institution der Schwarzen Liste ein und terrorisierte hierdurch auch die Kaufleute der neutralen Staaten. Am 16. November 1914 erklärte Asquith feierlich im englischen Unterhause, sein Hauptziel sei, daß die Zufuhr von Lebensmitteln nach Deutschland verhindert werde. Auf diese Herausforderung war die deutsche Antwort die Ankündigung des Unterseebootkrieges gegen Handelsschiffe. Amerika protestierte sofort gegen die Art und Weise des Unterseebootkrieges und forderte, daß das Deutsche Reich die Regeln des Seekriegsrechtes (Anrufen, zum Stehen bringen, Schützen des Lebens des Personals) einhalten möge, — andererseits aber hätte es energischer protestieren, beziehungsweise eine Rechtfertigung der Aushungerungspolitik ernstlich fordern sollen. Deutschland war bereit, den Unterseebootkrieg einzustellen, wenn England der Aushungerungspolitik entsagt. Das Verhalten Amerikas war aber nach dem Fall der „Lusitania" ein derartiges, daß es nahezu schon damals zum Kriege mit dem Deutschen Reiche kam, wohingegen das Deutsche Reich auch den Vorschlag machte, die amerikanische Personenbeförderung auf gewissen Schiffen vollkommen zu sichern, ja, daß sogar vier feindliche Schiffe zu diesem Zweck benützt werden können. Dies wurde von Amerika mit der Motivierung zurückgewiesen, daß es, wenn es diesen Vorschlag akzeptierte, die Berechtigung des Unterseebootkrieges gegenüber den übrigen Schiffen anerkennen würde. Nach den Fällen „Ancona" und „Sussex" folgte die Dezembernote der amerikanischen Regierung an Österreich-Ungarn, die Aprilnote nach Berlin. Später, als bis zum gewissen Grade ein Vereinbarung zustande kam, war dieses nur der Loyalität Deutschlands zu verdanken. Das Deutsche Reich wurde seitens Amerikas einer zuvorkommenden Behandlung kaum teilhaftig. Es war ganz parteiisch. Es wünschte nur die graue, inhaltlose Technik der Neutralität beizubehalten. In der Frage der Munitionslieferung befand sich Amerika auf einem formell gerechtfertigten Standpunkte — denn die Haager Konvention verpflichtet den neutralen Staat nicht, seine Untertanen an der Lieferung von Kriegsmitteln zu verhindern. Angesichts einer solchen Lage stand eine der Hauptstützen des internationalen Rechtes

im Weltkriege, jene koerzitive Kraft, welche der schützenden Macht der am Kriege nicht teilnehmenden Großmächte inne ist, auf schwachen Füßen.

Dies fühlten wir ununterbrochen. Trotzdem, wie ich dies schon in einer anderen Beziehung erwähnte, möchte ich festlegen, daß es keine einzige kriegführende Partei gab, die nicht bestrebt gewesen wäre, ihre Taten mit der internationalen Rechtssatzung zu decken. Gefallen wir uns nicht darin, leichtsinnig den Bankerott des internationalen Rechtes zu verkünden, sondern seien wir bestrebt, mit Benützung der Erfahrungen die gegenwärtigen Regeln zu vervollkommnen. Besonders das Rechtsgebiet der Neutralität wartet einer großen Arbeit.

Die Sicherung des Rechtszustandes der Neutralität bildet ein erstklassiges Interesse. Die zerstörenden Folgen der Katastrophen großer Kriege können nur so einigermaßen gemildert werden, wenn wir Sicherheiten dafür finden können, daß die Staaten, welche am Kriege nicht teilnehmen wollen, auch tatsächlich neutral bleiben können. Wir waren Zeugen jenes Terrors, welchen die Entente gegenüber Rumänien, Italien ausgeübt hat, um sie zum Aufgeben der Neutralität zu zwingen. Wir waren Zeugen der barbarischen Behandlung Griechenlands. Portugal gab die Neutralität auf direkten Befehl auf. Jedes Mittel muß angewendet werden, damit das internationale Recht den Rechtszustand nach Möglichkeit sichere. Es ist dies nicht unmöglich. Man muß nur wollen. Aber jedes Volk muß es wollen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die auf die Neutralität bezügliche Kodifikation heutzutage eine sehr lückenhafte ist. Auch die formelle Verbindlichkeit der Rechtsquellen ist mangelhaft. Im übrigen besteht das ganze nur aus einigen Satzungen, welche vielmehr auf der Grundregel der Souveränität beruhen, und der größere Teil der Verfügungen bestimmt vielmehr, wozu die neutralen Staaten und Personen nicht verpflichtet sind.

VI.

Wenn wir den heutigen Weltkrieg hinsichtlich des Zurgeltungkommens der auf die Neutralität bezug habenden Rechtssatzungen prüfen, so finden wir, daß gewisse Satzungen zur vollkommenen Geltung kamen — andere hingegen nicht zur Geltung gelangten. Auch die neutralen Staaten übertraten ihre Pflichten, aber schwerere Vergehen lasten auf den kriegführenden Parteien. Auch die spätere Nachwelt wird es nicht für ein parteiisches Urteil halten, wenn wir behaupten, daß die Zentralmächte ihre Pflichten gegenüber den neutralen Staaten weniger verletzten, als die Ententemächte.

Prüfen wir nunmehr juristisch die wesentlichsten Fragen.

Der erste Grundsatz der Haager Konvention ist, daß das Gebiet der neutralen Mächte unverletzbar sei. Hieraus folgt, daß den kriegführenden Parteien verboten ist, auf dem Gebiete einer neutralen Macht Trup-

pen, oder aber Munitions- oder Verpflegungsabteilungen durchzuführen (Artikel 1, 2). Dieser Satz wurde in dem jetzt wütenden Weltkriege vielfach verletzt.

Auch das deutsche Heer zog mit seinen Truppen durch das Gebiet des neutralisierten Belgien; ja, es geriet mit Belgien sogar in Krieg. Zuvor verlangte das Berliner Kabinett die Erlaubnis für den Durchzug unter der Zusicherung vollkommener Schadenersatzleistung. Belgien schlug dies ab, — ja es ließ sich in einen Feldzug mit den durchziehenden deutschen Truppen ein. Deutschland wußte, daß Belgien sein Feind sei, es ging bei seinem Vorschlage dennoch von der Voraussetzung der Neutralität aus. Belgien hatte sowohl mit seinem vorhergehenden, wie auch mit seinem gegen den Einmarsch betätigten Verhalten sein Recht zur Neutralität verspielt. Es ist dokumentarisch bewiesen, daß Belgien bereits zuvor mit den Ententemächten vereinbart hatte, die englischen und französischen Truppen durch sein Gebiet durchzulassen und selbst in Aktion zu treten. Es war Teilhaber der sogenannten „Einkreisungs"-Politik. Unter solchen Verhältnissen wurde es jeglichen Rechtes zur Neutralität verlustig. Deutschland hielt es mit Recht für seinen Feind, und deshalb kann hier nicht von einem internationalen Vergehen seitens Deutschlands die Rede sein, denn es verletzte die gesicherte Neutralität Belgiens im äußersten Falle der Not. Es würde hier jeder unparteiische Richter einen das Unrecht der Tat aufhebenden Umstand konstatieren. Gegen einen mit Wissen Belgiens in vorhinein vorbereiteten feindlichen Einfall wäre das Deutsche Reich außer stande gewesen, sein eigenes Gebiet zu schützen. In einem solchen Falle bildet die formelle Rechtsverletzung kein internationales Vergehen. So äußert sich darüber auch Kohler (Notwehr und Neutralität, „Zeitschrift für Völkerrecht"). Jene Auffassung halte ich aber für übertrieben, welche beweisen will, daß die territoriale Unverletzbarkeit Belgiens niemals gesichert gewesen sei, sondern nur dessen Unabhängigkeit. Meiner Ansicht gemäß wurde Belgien Deutschland gegenüber des Rechtes verlustig, sich auf die Rechte seiner Neutralisierung zu berufen. Belgien, als neutralisierter Staat (15. November 1831, 19. April 1839), hätte die Pflicht gehabt, auch im Frieden eine neutrale Politik zu verfolgen, und besonders verletzte es die in seiner neutralisierten Lage übernommene Verpflichtung, weil es sich von vornherein gegenüber England und Frankreich zur Teilnahme am Kriege verpflichtete. Dies wird durch eine ganze Serie auch schon bisher veröffentlichter Dokumente bekräftigt. Daß auch England die Verletzung der belgischen Neutralität nur als Vorwand für die Kriegserklärung benützte, steht heute beim Lichte der Ursachen des Krieges bereits außer jedem Zweifel. Bethmann bekräftigte dies in seiner berühmten Novemberrede (1916) mit einer unanfechtbaren Kettenreihe von Beweisen. Jedermann weiß heutzutage bereits, was das Kriegsziel Englands war, und dieses Ziel war die Ursache seiner Mobilisierung, nicht aber die Verletzung der belgischen Neutralität.

Ganz anderer Art ist der Fall zwischen Griechenland und den Ententemächten. Ein Teil Griechenlands wurde von englischen und französischen Truppen besetzt. Sie machten ihn geradezu zum Schauplatz von Kriegsoperationen. Griechenlands Regierung protestierte gegen die Verletzung seiner Neutralität und hielt seine Schadensersatzansprüche aufrecht. Da Griechenland neutral bleiben wollte, duldete es, daß sein Gebiet zu Kriegsoperationen benützt wurde. Es duldete, daß man auf dem Gebiete Griechenlands eine Funkentelegraphenstation errichtete, daß man vor dem Kriege ausschließlich militärischen Zwecken dienende Institutionen benützte, Schanzen grub, festungsartige Baulichkeiten aufführte. Als die Regierung des Königs alles dieses duldete und erklärte, daß sie auch der anderen kriegführenden Partei nicht weniger Benefizien als der Entente einräumen wolle, bekundete sie durch dieses Verfahren die parteilose, ehrliche Neutralität. Griechenland hätte natürlich dem internationalen Rechte gemäß (Artikel 5) alle diese Verletzungen nicht dulden dürfen. Aber Griechenland konnte von seinem Rechte, die Verletzungen mit Gewalt zu verhindern, keine Anwendung machen, denn dies ist eine Machtfrage, und wenn man dazu nicht genügende Kraft besitzt, kann man davon natürlicherweise auch keinen Gebrauch machen. Man kann davon keinen Gebrauch machen, obschon die Satzung ausspricht (Artikel 10), es könne nicht für eine feindliche Tat gehalten werden, wenn die neutrale Macht den gegen seine Neutralität gerichteten Angriff mit Waffengewalt zurückweist.

Aus den Artikeln 1 bis 10 der Konvention kann klar jener zusammenfassende Satz festgestellt werden, daß die kriegführende Partei keinerlei Feindseligkeiten auf neutralem Gebiete ausführen dürfe und daß der neutrale Staat dies nicht zu dulden verpflichtet sei, sondern daß er dem Angriff mit Waffengewalt begegnen könne.

In diesen Artikeln kommt außerdem klar zum Ausdruck, daß das Gebiet der Neutralen auch kein Stützpunkt für Kriegsoperationen, kein Sammelplatz für versprengte kriegführende Truppen, kein Werbeplatz für Truppen sein dürfe.

Was tat aber im weiteren Laufe des Krieges die Entente mit Griechenland? Sie raubte dessen Flotte und behandelte das Land wie eine eroberte Kolonie. Dies ist ein wahres Zerrbild des neutralen Staates Was man mit einem feindlichen Staate auf dessen erobertem Gebiete nur tun kann, alles dies taten die „Beschützer der kleinen Nationen" mit Griechenland. Zwecks Aushungerung blockierten sie es, schürten den Bürgerkrieg, verhandelten mit den revolutionären Komitees, beraubten den Staat seiner ganzen Unabhängigkeit, zogen alles unter militärische Vergewaltsamung, und der Hauptarrangeur dieses schrecklichen Vorgehens ist England, das die Deutschen als Hunnen und Barbaren verkündete, darum, weil sie über das die Pflichten der Neutralisierung mit Füßen tretende Belgien dahinschritten und gegenüber den Franktireurs die Artikel des internatio-

nalen Rechtes anwendeten. Gab es jemals eine widrigere Verletzung der Rechte des neutralen Staates, als dieser die kleinen Nationen schützende Barbarismus, womit Griechenland in Ketten geschlagen wurde? Und Amerika, der mächtigste neutrale Staat, wie trat es in dieser Frage auf? Die Griechen wandten sich an den amerikanischen Gesandten, damit Amerika zum internationalen Schutze der Neutralität dazwischentrete. Der Gesandte, der berühmte internationale Rechtsgelehrte, sah unvermittelt die furchtbare Verwüstung, als man die Rechte der Selbständigkeit Griechenlands Stück um Stück brach; er sah, daß es die furchtbare Übermacht der Kraft vierer Großmächte zwingt, die Neutralität aufzugeben und mit ihnen zu kämpfen — gegen die Hunnen und Barbaren, und Amerika schaute stumm diesem bewunderungswürdigen, sogenannten „Kleinmächteschutz" zu, welche vielmehr die Henkersarbeit vierer Großmächte war.

Zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, handelte der große Heros dieser Tragödie, König Konstantin, umgeben von seinen Getreuen, im Rachen der feindlichen Kanonen, Maschinengewehre, seiner Flotte beraubt, als ein seelisch und moralisch unabhängiger königlicher Heros.

Wenn ich den Weltkrieg vom Gesichtspunkte der territorialen Unverletzlichkeit des neutralen Staates aus weiter prüfe, so kann ich konstatieren, daß die kriegführenden Parteien auf die Unverletzlichkeit der Schweiz und Rumäniens achteten.

Im ganzen und großen vergingen sie sich auch nicht gegen die Satzung des Artikels 4, wonach zu Gunsten der kriegführenden Parteien auf dem Gebiete des neutralen Staates in den Kampf ziehende Truppen zu bilden oder ein Werbebüro aufzustellen verboten ist. Die neutrale Macht ist aber nicht verantwortlich dafür, wenn einzelne die Grenze überschreiten mit dem Zwecke, ihre Dienste einer der kriegführenden Parteien anzubieten. Wir haben sichere Daten darüber, daß in Italien, noch vor dessen Verrat, also als es noch neutral war, Peppino Garibaldi Freiwillige warb.

Der neutrale Staat ist verpflichtet, die Truppen der kriegführenden Partei, die auf sein Gebiet übertreten, zu entwaffnen und womöglichst weit vom Schauplatze des Kampfes zu halten. Die Schweiz hatte auch tatsächlich einige französische Abteilungen entwaffnet und in das Innere des Landes befördert. Sie internierte auch die französischen Flieger, die auf seinem Gebiete zu landen genötigt waren. Sie befolgte getreu den Befehl der Konvention.

Wenn wir schon von der Unverletzbarkeit des Festlandgebietes sprechen, erachte ich es für sehr logisch, an diese meine Auseinandersetzungen über die die Unverletzlichkeit der neutralen Gewässer und Häfen sichernden Rechtsartikel zu knüpfen und durch diese hindurch den jetzt wütenden Weltkrieg zu betrachten. Wenn wir die XII. Konvention der Haager Konferenz in Augenschein nehmen, so sehen wir folgende Satzungen:

In den Ufergewässern der neutralen Staaten können die Kriegsschiffe der neutralen Partei keine feindliche Tat ausführen. Neutrale Häfen und Gewässer können nicht zur Basis von Kriegsoperationen gemacht werden. Es dürfen keine Funkentelegraphenstationen usw. errichtet werden. Sie können hier kein Schiff beschlagnahmen, das Durchsuchungsrecht können sie nicht ausüben. Sie können kein Prisengericht auf neutralem Gebiete, oder auf einem Schiffe, das sich in neutralen Gewässern aufhält, errichten, falls die Gesetzgebung der neutralen Macht rechtzeitig keine anderen Verfügungen trifft.

Die Kriegsschiffe der kriegführenden Parteien dürfen in der Regel länger als vierundzwanzig Stunden in den Häfen, Landungsplätzen und Ufergewässern der neutralen Macht nicht verweilen, und mehr als drei Schiffe dürfen nicht beisammen sein. In den neutralen Häfen, Landungsplätzen und Ufergewässern dürfen sie nicht ihre militärischen Vorbereitungen, Vorräte und Schiffsausrüstungen erneuern oder vermehren, oder aber ihre Mannschaft ergänzen. In den neutralen Häfen und Landungsplätzen dürfen sie nur so viel Lebensmittel aufnehmen, mit wieviel sie die Häfen ihres eigenen Landes erreichen können.

Die Prise darf nur dann in einen neutralen Hafen gebracht werden, wenn die Schiffahrt mit der Prise unmöglich, wenn der Zustand der See ungünstig ist, oder aber wenn Brennmaterial oder Lebensmittel fehlen.

Wenn wir diese auszugsweise mitgeteilten Regeln durchlaufen, sehen wir, daß dieselben zum Teile eingehalten wurden, zum Teile aber nicht. Griechenland wird ein Schulbeispiel für die Verletzung der Rechtssatzungen bleiben. England betrachtete schon zu Beginn, noch vor Ausübung der brutalen Faustmacht, Tenedos, Lemnos, später Saloniki für nichts anderes, als sein eigenes Gebiet. Dasselbe taten die übrigen Verbündeten. Italien setzte sich in Valona, in Durazzo fest. Aus den bisherigen Daten kann füglich konstatiert werden, daß England die führende Rolle hinsichtlich der Verletzungen spielt, denn es ließ auch in den neutralen Gewässern seine Seeselbstherrschaft spüren und führte dort nicht einmal auch Kriegsoperationen aus. Wer hätte nicht von jenem schrecklichen Unwesen gehört, welches in den chilenischen Gewässern vor sich ging? Nichts hinderte England, auf spanischem Seegebiete den „Kaiser Wilhelm" zu versenken, und wie oft verfolgte es deutsche Tauchboote in den neutralen Gewässern der nordischen Staaten. Das Bestreben Englands, Amerika dahinzubringen, den Zutritt in seine Häfen den Unterseebooten zu verbieten, hatte bis zum Niederschreiben dieser Zeilen keinen Erfolg.

Die Washingtoner Regierung erkannte längst die große Wichtigkeit der Unterseeboote und verweigerte sicher nicht aus Rücksicht auf Deutschland, sondern im wohl aufgefaßten eigenen Interesse, England die Bitte, die Unterseeboote nicht in die eigenen Gewässer zu lassen. Norwegen beugte sich beim Schreiben dieser Zeilen dem Wunsche Englands. Ja, es sprach in seiner Erklärung aus, es täten

auch die Handelsunterseeboote besser, die Gewässer Norwegens zu meiden, denn die Unterscheidung zwischen Handels- und Kriegsunterseeboot sei schwer. Zu motivieren vermochte es aber dieses Vorgehen nicht. Die holländische Antwort schmiegte sich der amerikanischen an. Der Rechtsstandpunkt Hollands ist in dieser Frage derjenige, daß, insolange es über die Unterseeboote keine besonderen Normen geben wird, die auf die übrigen Kriegsschiffe bezüglichen Normen zu gelten haben. Dieselben wendet Holland auch auf die Unterseeboote an.

VII.

Die Frage der Haltung der neutralen Staaten gegenüber den Unterseebooten, und umgekehrt die Wirkung des Unterseebootkrieges auf die Handelsschiffe der neutralen Staaten macht es notwendig, den internationalen Stand der Frage des Unterseebootkrieges und dessen rechtlichen Gesichtspunkte näher zu beleuchten.

Die deutsche Reichsregierung stellte sich schon in ihrer Veröffentlichung vom 4. Februar 1915 und in der dazu gehörigen Denkschrift („Zeitschrift für Völkerrecht", 1916) auf den Standpunkt, die auf die Verschärfung des Seekrieges bezüglichen Maßregeln als Retorsion anzuwenden, weil England die Rechtsnormen des Seekrieges nicht einhält. Die Regierung der Vereinigten Staaten macht die deutsche Regierung in ihrer Note vom 15. Mai 1915 anläßlich des „Lusitania"-Falles, darauf aufmerksam („Zeitschrift für Völkerrecht", 1916), daß zur Vernichtung der feindlichen Handelsschiffe die Unterseeboote nicht benützt werden können, ohne die Anforderungen der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zu verletzen.

Die amerikanische Note vom 23. Juli 1915 („Zeitschrift für Völkerrecht", 1916), indem sie hervorhebt, daß die deutsche Regierung das Ungesetzliche der Art und Weise ihres Vorgehens einsehe, weil sie sich auf die Retorsion beruft — konstatiert, die Ereignisse der letzten zwei Monate bewiesen, daß die deutsche Marine im Wesen zu den anerkannten Gewohnheiten der geordneten Kriegführung nicht im Gegensatz stehe.

Wir wissen, daß die deutschen Unterseeboote vor den Ufergewässern der Vereinigten Staaten im Jahre 1916 mit großem Erfolg tätig waren, und daß England Amerika ununterbrochen zur Intervention antrieb, Amerika aber nicht intervenierte. Hieraus folgt füglich, daß Deutschland dem Wunsche Amerikas Folge gab, es mögen die Kapitäne der Unterseeboote zur Einhaltung der auf das Anhalten, Durchsuchen, Beschlagnehmen usw. bezüglichen Regeln angewiesen werden, und diese haben dies nach Möglichkeit auch eingehalten. Daß das erbeutete Schiff oft auch versenkt wurde, verstößt nicht gegen die völkerrechtliche Satzung, denn wenn es die Einbringung in die heimischen Häfen den Umständen gemäß unmöglich ist, dann ist das Versenken motiviert. Prüfen wir die Frage

vom juristischen Gesichtspunkte. Wenn eine völkerrechtliche Vereinbarung die Anwendung von Unterseebooten im Seekriege verbieten würde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Anwendung derselben eine Rechtsverletzung wäre. Ein solches Verbot besteht aber nicht. Die erste Haager Friedenskonferenz beschäftigte sich mit dieser Frage. (Es ist dies in dem Werke Meurers: „Die Haager Friedenskonferenz", II., ausführlich beschrieben.)

Auf die Frage, ob nicht etwa der Bau von Unterseebooten usw. und von Maschinen ähnlicher Art verboten werden soll, hatten am 31. Mai 1899, in der dritten Sitzung der Marineunterkommission, nur zwecks Meinungsäußerung — für den Fall, daß sich jeder Staat dem Verbot anschließen würde — für das Verbot gestimmt: Deutschland, Dänemark, Italien, Japan, Rußland, Großbritannien. Gegen das Verbot stimmten Frankreich, die Türkei, Holland, Schweden, Norwegen. Nordamerika und Österreich-Ungarn stimmten nicht mit; ihnen schloß sich auch Siam an.

Die große Kommission beschäftigte sich mit dieser Frage am 23. Juni 1899. Das Ergebnis der Abstimmung war: unbedingt für das Verbot stimmten Griechenland, Persien, Siam und Bulgarien. Für die Zulassung, also mit Nein, stimmten: Nordamerika, Österreich-Ungarn, Dänemark, Spanien, Frankreich, Portugal, Schweden und Norwegen, Holland und die Türkei.

Für das Verbot stimmten, jedoch nur für den Fall eines einstimmigen Resultates, das Deutsche Reich, Italien, England, Japan, und Rumänien. Weder Rußland, noch Serbien und die Schweiz gaben ihre Stimmen ab.

Auf der internationalen Konferenz wurde daher keine das Verbot aussprechende Satzung geschaffen.

Wenn es daher keine solche Satzung gibt, hat der Jurist zu erforschen, ob es in Ermangelung des geschriebenen Rechtes nicht etwa ein Gewohnheitsrecht gibt. Hiervon kann keine Rede sein, denn Unterseeboote — obschon dieselben auch bereits ihre Geschichte haben (Otto Friedrich: „Das Unterseeboot im Kampf") — gab es in wirklicher Kriegsverwendung, mit Ausnahme von nur zwei Fällen im amerikanischen Bürgerkriege, bis zum jetzigen Kriege nicht.

Unter solchen Verhältnissen kann daher von einem internationalen Gewohnheitsrecht keine Rede sein.

In dieser Rechtsfrage traten die Staaten an den Bau von Unterseebooten in der Überzeugung heran, daß in Ermangelung einer das Verbot aussprechenden geschriebenen Satzung oder Gewohnheitsrechtes die Anwendung von Unterseebooten frei sei — obzwar eine besondere rechtliche Regelung nicht existiert. Amerika ist nicht gegen die Anwendung von Unterseebooten, es verurteilt nur jene verschärfte Kampfesweise, mit welcher das Deutsche Reich das Unterseeboot in Anspruch nahm. Amerika, wenigstens zu Beginn, hielt dafür, daß die Unterseeboote gegen Handelsschiffe nicht derart angewendet werden können, daß sie nicht mit den Regeln

des Prisenrechtes in Konflikt geraten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei Unterseebooten die Regeln des Prisenrechtes nicht wörtlich eingehalten werden können. Wie wäre dies auch möglich, wo diese Regel, deren formelle Verbindlichkeit ohnedies sehr schwankend ist, seitens der Völker der verschiedensten Interpretation unterliegen. Diese Regeln entstanden in solchen Zeiten, wo man an Unterseeboote als Kampfesmittel noch gar nicht dachte. Das Deutsche Reich bezog sich bezüglich der Art und Weise der Verwendung auf die Retorsion. Das war jedenfalls auch notwendig, denn die Anwendungsart ermangelte zu Beginn der Anpassung an die Regeln bezüglich des Anhaltens, Durchsuchens der Schiffe usw. Viele feindliche und auch einige neutrale Handelsschiffe wurden ohne jeden Anruf versenkt. Auch kann sich das Deutsche Reich mit Recht darauf berufen, daß, nachdem die Frage der Unterseeboote rechtlich nicht geregelt ist, die in der weiter unten mitgeteilten Veröffentlichung enthaltene Aufforderung die konkrete Mahnung ersetze, aber am meisten könnte es sich noch darauf berufen, daß England die Handelsschiffe bewaffnete und dies nicht nur zu Verteidigungszwecken benützte, sondern sofort, wenn das Unterseeboot sein Verfahren mit dem Anruf begann, angriffsweise vorgingen, bei welchem Verfahren jedes Unterseeboot vernichtet werden kann. Es kann sich auch auf die seitens unserer Feinde rechtswidrig angewendete Blockade berufen, womit sie große Meeresteile als Minenfelder erklären, wichtige Seestraßen mit Minen verschließen. Die deutsche Regierung wollte nicht mit Berufung auf Retorsion die Anwendung der Unterseeboote decken. Das Recht der Benützung ist zweifellos. Wenn auch keine besondere Rechtssatzung bezüglich der Unterseeboote besteht, so muß dennoch festgelegt werden, daß kein Verbot existiert, und daß es daher Verwendungsfreiheit gibt. Der Gedanke der Retorsion war aber meiner Ansicht nach notwendig, weil die deutsche Regierung ihr Vorgehen selbst als verschärfte Kampfesweise bezeichnete. Dieses Vorgehen deckt rechtlich die „Retorsion", wozu das Verhalten der Entente das Deutsche Reich gezwungen hat. Die Bestimmung der Veröffentlichung der deutschen Regierung vom 4. Februar 1915: „Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiete angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohende Gefahr abzuwenden", und ein anderer, auf neutrale Schiffe bezughabender Punkt derselben: „Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen", leiteten die verschärfte Kampfesweise ein. Dies wird meiner Ansicht nach nur durch die Retorsion voll entschuldigt. Die Retorsion gegen jene Kampfesweise, womit England, nahezu jede Regel des Seekriegsrechtes verletzend, den großen wirtschaftlichen Aushungerungskrieg gegen die Zentralmächte führte. Die

Retorsion gegen die Bannwarenpolitik und Minenfelderblockade Englands. Die deutsche Reichsregierung gab auf die amerikanische Note eine beruhigende Antwort und befahl auch den Kapitänen der Unterseeboote die womögliche Anpassung bezüglich der weiteren Kampfesweise an die Regeln, welche für Kreuzer gelten; denn es muß zwar anerkannt werden, daß sich das neue Kampfesmittel nicht streng an die Regeln eines anderen älteren Kampfesmittels anpassen könne, aber wenn das neue Kampfesmittel nicht geregelt ist, so hat es sich an jene Schranken zu schmiegen, welche sich die kriegführenden Parteien bei den den Unterseebooten zunächst stehenden Schiffen hinsichtlich Anhaltens, Durchsuchens, selbst steckten. Auf diesem loyalen Wege wäre Deutschland auch verblieben, wenn es durch das brutale Vorgehen der Entente nicht zur schärfsten Kampfesweise gezwungen worden wäre, wegen welcher Amerika gerade beim Niederschreiben dieser Zeilen die diplomatische Verbindung mit dem Deutschen Reiche unterbrach.

Wenn wir die Unterseebootsfrage in dieser Beleuchtung sehen, so ist es klar, daß sich England gegen das Völkerrecht verging, als es die neutralen Staaten zwingen wollte, die Unterseeboote von der Möglichkeit des Einlaufens in ihre Häfen auszusperren usw.

Dr. jur. Strahl: Deutschlands wirtschaftliche Sicherung nach dem Kriege.

Im Verlaufe des Krieges haben wir erkannt, welche Rolle in dem Kampfe um unser staatliches Dasein gesicherte Volksernährung und wirtschaftliche, vor allem finanzielle Widerstandskraft gespielt haben. Nicht zum mindesten auf Versagen oder Schwierigkeiten unserer Rüstung auf diesen beiden Gebieten haben unsere Feinde ihre Siegeshoffnungen gegründet. Rücksichtsloser Aushungerungskrieg und Wirtschaftskampf sind bei der heutigen Art der Kriegführung gefährliche Waffen in der Hand des Gegners geworden.

Wir kämpfen für unsere Unabhängigkeit. Unsere Bestrebungen müssen daher nicht nur der Sicherung auf militärischem Gebiete, sondern ebensosehr der dauernden Abwendung aller Gefahren für Volksernährung und Wirtschaftsleben gelten. Sowohl für den Friedensschluß selbst, als auch vor allem für unsere Maßnahmen unmittelbar nach dem Frieden wird sich eine große Zahl von außerordentlich bedeutungsvollen Fragen in dieser Beziehung ergeben, von Problemen, deren Lösung für die Zukunft Deutschlands entscheidend ist. Bisher herrscht

über Art und Umfang der unserer harrenden Aufgaben auch noch nicht annähernde Klarheit. Und doch scheint die Zeit gekommen, den Versuch zu machen, sie wenigstens in den Grundzügen zu erkennen und, soweit möglich, zu beantworten.

Die Vorgeschichte des Krieges hat uns gelehrt, daß die Ereignisse ebenso wie die Mißgunst der Nachbarn stärker sein können, als der aufrichtigste Friedenswille; die Stellungnahme der Feinde zu unserem Friedensangebot zeigt aufs neue, wie sehr der gegen uns geführte Kampf ein Angriffskrieg ist. Diese Erkenntnis muß uns den Willen geben, in und nach dem Frieden ein Deutschland aufzurichten, das aus eigener Kraft imstande ist, seinen Platz unter ebenbürtigen Nationen zu behaupten und von vornherein allen Gegnern die Aussicht raubt, es durch Hunger zu bezwingen, oder es zu wirtschaftlicher Ohnmacht zu erniedrigen.

Besonders bedenklich war vor dem Kriege unsere starke Abhängigkeit von ausländischer Lebensmitteleinfuhr. General von Bernhardi schreibt in einem Artikel über „Finanzielle Kriegsfürsorge" im Jahre 1913 (Novembernummer des „Greif"): „1904/05 reichte der ausländische Vorrat (von Getreide) für 10³/₄ Monate; 1910/11 mußten 16 Prozent, nach anderen 20 Prozent des Bedarfs durch Einfuhr gedeckt werden."

Nach der Statistik haben wir 1912 an Getreide mehr als ein Fünftel, an Getreide und Kartoffeln zusammen annähernd ein Achtel unserer Eigenproduktion aus dem Auslande eingeführt.

Dabei muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß unsere eigenartigen Getreidezollverhältnisse (das System der Einfuhrscheine) eine gewisse, aber im ganzen wohl nicht sehr bedeutende Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen Inlandserzeugung und Einfuhr im Gefolge haben.

Im gegenwärtigen Kriege ist es im großen unserer einheimischen Landwirtschaft gelungen, aus eigener Kraft — wenn auch unter harten Bedarfsbeschränkungen für das Volk — unseren Verbrauch zu decken und die Aushungerungspläne der Feinde zunichte zu machen.

Damit ist auch den weitesten Kreisen die Bedeutung der deutschen Landwirtschaft klar geworden: Erhaltung und Stärkung ihrer Leistungsfähigkeit sind ein allgemein anerkanntes Gebot. Die landwirtschaftlichen Sachverständigen äußern sich in der großen Mehrzahl dahin, daß selbst bei unserer, den meisten anderen Ländern weitaus überlegenen Wirtschaft noch eine bedeutende Ertragssteigerung durch stärkere Intensivierung möglich sei. Desgleichen soll sich die landwirtschaftliche Ausbeute erheblich durch Erschließung bisher unkultivierten Bodens im Lande (Moore, Heide etc.) vermehren lassen.

Aber es erscheint zweifelhaft, ob selbst die beste, rationellste Landwirtschaft imstande sein wird, auf den ihrer Bewirtschaftung im Inlande bisher unterliegenden und zugänglichen Flächen auch in Zukunft stets die zur Volksernährung erforderlichen Mengen hervorzubringen. Besonders fraglich, wenn man auf

Grund der Erfahrungstatsache, daß nach Kriegen meist eine schnelle Bevölkerungszunahme einzutreten pflegt, das so erwünschte und notwendige Wachstum der Einwohnerzahl Deutschlands in Betracht zieht. Ferner ist mit einer immer stärkeren Heranziehung der Arbeitskräfte für den Heeresdienst zu rechnen, die vor allem im Falle eines Krieges von langer Dauer eine erhebliche Schwächung der Landwirtschaft zur Folge haben muß: ein Ausfall, den auch erhöhte Verwendung von Maschinenarbeit in den landwirtschaftlichen Betrieben vermutlich nicht ausreichend decken können wird. Aber selbst wenn man die inländische Lebensmittelversorgung in einem künftigen Kriege nicht für schwieriger ansehen will, als in dem jetzigen, so wird immer noch die Notwendigkeit bestehen bleiben, unsere Volksernährung auf eine sicherere, breitere Grundlage zu stellen wie bisher, damit wir in Zukunft vor Entbehrungen und Sorgen, wie wir sie in diesem Kriege erfahren haben, geschützt sind und Aushungerungspläne gegen uns für alle Zeiten von vornherein aus dem Bereiche feindlicher Berechnungen ausscheiden. Ferner ist auch zu bedenken, daß unsere jetzt erkannten Schwierigkeiten in der Fettversorgung einen erhöhten Viehbestand und Anbau von Ölfrucht wünschenswert erscheinen lassen, Maßnahmen, die bis zu einem gewissen Grade nur auf Kosten des Vorrates an menschlichen Ernährungsstoffen durchführbar sein würden.

Es fragt sich also, in welcher Weise wir versuchen sollen, uns Hilfsquellen zur dauernden Deckung der inländischen Fehlbeträge zu erschließen. Können wir nach den Erkenntnissen des Krieges es wagen, zu diesem Zwecke in Zukunft wieder annähernd dieselben Wege einzuschlagen wie früher?

Ungefähr zwei Fünftel unserer wichtigsten Lebensmitteleinfuhr haben wir aus überseeischen Getreideländern bewirkt. Nach den Erfahrungen des Krieges werden wir gut tun, eine Abhängigkeit unserer Volksernährung von dem Seewege in Zukunft, soweit irgend möglich, überhaupt zu vermeiden. In Lebensfragen vom Seewege abzuhängen, erfordert die Gewähr, auch in Kriegszeiten gegen jedermann den Seeweg offen halten und vor allen Bedrohungen sichern zu können. Das erheischt aber bei unserer geographischen Nachbarlage zu England nicht mehr und nicht weniger als die absolute Seeherrschaft. Die Notwendigkeit gesicherter Überseezufuhr würde uns daher unter allen Umständen mit England, das insbesondere durch seine eigenartige wirtschaftliche Entwicklung seit Mitte des letzten Jahrhunderts unabänderlich auf Übersee-Ernährung angewiesen ist, in einen bleibenden Interessenwiderstreit auf Leben und Tod bringen. Ein Friede, der eine Bedrohung von Englands Volksernährung in sich schlösse, würde mit Gewißheit bereits den Keim neuer Verwicklungen in sich tragen. Alle Machtmittel Englands würden in Zukunft aufgeboten werden, um unsere Pläne — auf welchem Gebiete es auch sei — zu durchkreuzen. Aber selbst gesetzt den Fall, wir würden es darauf ankommen lassen können, uns in eine Rivalität mit England über die Beherrschung der Seewege einzulassen, so zeigen die Erfah-

rungen dieses Krieges immer noch, wie bedenklich es überhaupt ist, in Lebensfragen vom Seewege abzuhängen: nichts kann heute so sehr von technischen Neuerfindungen in Gefahr gebracht werden, als gerade die Macht zur See. Die Idee eines Mannes kann in kurzer Zeit eine Milliardenkriegsflotte zum Werte alten Eisens herabdrücken.

Von etwa vier Millionen Tonnen durch Landeinfuhr beschaffbaren Getreides bezogen wir 1912 aus Rußland fast dreieinhalb, aus anderen europäischen Ländern, vor allem vom Balkan, nur etwa eine halbe Million Tonnen! Natürlich ist tatsächlich auch das aus diesen Ländern bezogene Getreide nicht ausschließlich zu Lande befördert worden. Aber wenn es die Sicherheit des Bezuges erfordern sollte, so würde sich fraglos ein guter Teil davon durch Bahn- oder Binnenschiffstransport heranbringen lassen, wobei allerdings die Schwierigkeiten großen Bedarfs an rollendem Material in Kriegszeiten nicht unterschätzt werden sollen.

Es erscheint daher am nächstliegendsten, die Frage zu prüfen, ob wir nach der durch den Krieg geschaffenen politischen Lage hoffen dürfen, später gesicherte, unter allen Umständen aufrecht erhaltbare Getreideversorgung aus Rußland und den Balkanstaaten zu ermöglichen. Da unsere Beziehungen zu unseren jetzigen Verbündeten vor allem durch die gemeinsame Gefahr der Bedrohung durch Rußland zusammengehalten werden, so ist die Frage wohl richtig dahin zu stellen: Rußland o d e r Balkan? Sobald wir aber eine Freundschaft mit Rußland, deren Möglichkeit, so fraglich sie heute überhaupt erscheint, hier nicht erörtert werden soll, durch Änderung unserer Balkanpolitik bezahlen müssen, erscheint der Preis, den wir zu zahlen hätten, im Verhältnis zu dem, was wir gewinnen könnten, außerordentlich bedenklich. Eine Annäherung an Rußland würde für uns nur von wirklichem Nutzen sein, wenn sie zu einem engen Bündnis mit diesem Staate führen würde. Damit würden wir aber auch notgedrungen ein großes Interesse an innerpolitischer, militärischer und wirtschaftlicher Gesundung und Stärkung Rußlands haben müssen. Das könnte uns aber nur zu leicht, besonders wenn unsere Rückendeckung und das Gegengewicht durch die bisherigen Verbündeten in Frage gestellt würde, in ein Trabantenverhältnis zu Rußland bringen, zum mindesten in eine Stellung, wie sie jetzt Frankreich England gegenüber einnimmt, noch verstärkt durch die Gefahr, daß die russische Woge unser Volkstum im Frieden auf die Dauer verschlingen würde.

Wenn wir überhaupt auf ausländische Getreidezufuhr angewiesen bleiben, so ist es demnach nach der jetzigen Lage der Dinge offenbar die folgerichtigste Politik, daß wir das Erforderliche von unseren Bundesgenossen zu beziehen suchen. Das würde bei entsprechender Entwicklung Bulgariens, bei etwaiger Heranziehung rumänischer Gebiete, und ferner unter Umständen bei wirtschaftlicher, insbesondere landwirtschaftlicher Hebung der Türkei wohl nicht unmöglich sein. Der Ausbau Mitteleuropas auf der Grundlage einer gesunden do ut des-Politik würde hier

jedenfalls wertvolle Zukunftsaussichten schaffen können. Immerhin ist Abhängigkeit vom Auslande in Lebensfragen stets eine mißliche Sache, und es ist nicht zu verkennen, welche Schwierigkeiten der Schöpfung Mitteleuropas im Wege stehen und welchen Schwankungen und Beeinflussungen jedes derartige Bündnissystem unterworfen sein kann.

Hauptsächlich werden wir daher mit aller Energie darauf hinwirken müssen, uns aus eigener Kraft unabhängige Sicherungen zu verschaffen, soweit dies eben möglich ist. Eine gewisse Abhilfe gegen künftige Notlagen würde sich jedenfalls durch Sammlung und Speicherung von Lebensmittelvorräten in Friedenszeiten erreichen lassen. Auch hier werden Schwierigkeiten mannigfachster Art zu überwinden sein. Um denen der Unterbringung und des Transportes großer Getreidemassen zu begegnen, ist der sehr beachtliche Vorschlag gemacht worden, äußerste Dezentralisation, Stapelung in Landgemeinden und Gutsbezirken ins Auge zu fassen. Ferner zu bedenken ist dabei, daß sich Getreidevorräte nicht beliebig lange lagern lassen, und im Falle einer jahrelangen Kriegsdauer trotz anfänglich vorhandener Vorräte später Mängel eintreten können. Da wir für die Vorratswirtschaft unbedingt auf Auslandskäufe angewiesen wären, so würden Bedrohungen durch Boykottbewegungen und Preistreibereien ebenfalls nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen. Auf alle Fälle würde mit Vorratswirtschaft weitgehende Organisation, Bildung von Einkaufsgesellschaften und staatliche Kontrolle Hand in Hand zu gehen haben, um unliebsame Einflüsse auf die Preisbildungen des Inlandsmarktes so weit als möglich zu verhüten, wobei andererseits nicht zu unterschätzen ist, daß das dadurch notwendig werdende Eingreifen des Staates nicht auch sonstige günstige Wirkungen haben könnte.

Neben allen diesen Plänen bleibt als letztes, wichtigstes und sicherstes Auskunftsmittel die Gewinnung von deutschem Machteinflusse unmittelbar unterworfenen Gebieten auf dem Festlande, die selbständig zu einer steten Vergrößerung unserer Lebensmittelquellen führen können. Der Reichskanzler hat in seiner Reichstagsrede vom 5. April 1916 auf die russischen Ostseeprovinzen hingewiesen, in denen seit Jahrhunderten deutsche Männer um die Erhaltung ihrer Volksart einen zähen und aufopferungsvollen Kampf kämpfen, bei dem sie ohne Hilfe des Reiches bald am Ende ihrer Kraft angelangt sein werden. In diesem Lande, dessen landwirtschaftliche Erträgnisse heute schon bedeutend und in Zukunft noch erheblich vermehrbar sind, wo durch russische Enteignungen im Rahmen der vor dem Kriege befolgten Agrarpolitik und außerdem durch uneigennütziges Anerbieten des baltischen Großgrundbesitzes Platz für großzügige deutsche Kolonisation geschaffen ist, ließe sich vielleicht Befreiung von einem Teile unserer Lebensmittelsorgen finden.

Einfacher als die Frage der Getreideversorgung, für deren Lösung wir vermutlich zu einer ganzen Reihe verschiedener Maßnahmen gezwungen sein werden,

stellt sich, soweit erkennbar, die der Rohstoffversorgung. Da es sich hierbei vielfach um Einfuhr von Übersee-Erzeugnissen handelt, die glücklicherweise meist für unbeschränkte Zeitdauer lagerbar sind (wie Kautschuk, Metall, Baumwolle und dergl.), so erscheint hier Lagerwirtschaft ratsam zu sein. Auch der Hoffnung, daß es gelingen kann, für manche Rohstoffe vollwertige inländische Ersatzstoffe zu finden, mag hier Erwähnung geschehen. (Welche Bedeutung diesem Gebiete unserer Zukunftswirtschaft beigemessen werden muß, beweist die Tatsache, daß wir 1913 für fünf Milliarden Mark Rohstoffe eingeführt und einen Einfuhrüberschuß für Rohstoffe in Höhe von dreieinhalb Milliarden Mark zu verzeichnen hatten.)

Vielleicht nicht weniger wesentlich für die künftige sichere Entwicklung Deutschlands als die erörterten Probleme der Nahrungsmittel- und Rohstoffversorgung wird der schleunige wirtschaftliche und finanzielle Wiederaufbau sein. Geld, Geld und nochmals Geld wird insbesondere nach dem Kriege die Losung sein. Nicht nur um die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, um die schweren Lasten zu tragen, die uns der Krieg hinterläßt, um die eigene Kriegsrüstung wieder herzustellen, sondern auch die Entwicklung unserer künftigen auswärtigen Politik hängt ganz erheblich davon ab, daß wir nach dem Kriege sobald als möglich über ausgiebige Geldmittel verfügen. Vor allem die Ausgestaltung unserer Beziehungen zu den verbündeten Staaten wird, wenn anders wir uns nicht von fremden Einflüssen beiseite schieben lassen wollen, starke Anforderungen an unsere Kapitalkraft stellen. Ohne unsere tätige Beihilfe, ohne die Möglichkeit, uns gegebenenfalls auch als Geld- und Anleihegeber in Anspruch nehmen zu können, würden unsere Freunde leicht gezwungen sein, sich anderen — dem zuerst wieder Leistungsfähigen, oder dem, welchem Amerika Vorspanndienste gewährt — in die Arme zu werfen; desgleichen diejenigen, die nach dem Kriege eine Annäherung und Befreiung von englischer oder französischer finanzieller Sklaverei sonst bei uns suchen wollten.

Wie sollen wir aber so rasch zu dem nötigen Gelde kommen?

Die Hoffnung auf eine künftige große Kriegsentschädigung durch unsere Feinde lassen wir am besten als eine unsichere Größe zunächst beiseite.

Es bleibt also auch in dieser Beziehung nur unsere eigene Kraft, auf die wir uns verlassen wollen: Arbeiten und Sparen. Um den Sieg in dem wirtschaftlichen Kampf zu erringen, der vom ersten Tag nach dem Frieden an einsetzen wird, dürfen wir es nicht darauf ankommen lassen, die Dinge sich entwickeln zu lassen, wie sie von selbst laufen werden, sondern müssen uns über die Grundzüge des Wiederaufbaues klar werden.

So sehr wir für die Sicherheit unserer Nahrungsmittelzufuhr in Kriegszeiten der Geschlossenheit bedürfen, für unsere wirtschaftliche Wiedergeburt ist der geschlossene Handelsstaat ein Unding. Geld muß ins Land. Der beste Weg, dies zu erreichen, ist das Streben nach baldiger Herstellung einer günstigen Handels-

bilanz. Wie schwer uns die Errichtung einer Aktivbilanz fallen wird, zeigt sich, wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß die aus den oben angeführten Gründen wohl nicht zu vermeidende Vorratswirtschaft naturgemäß bedeutende Einkäufe im Auslande notwendig machen wird.

Wir müssen deshalb versuchen, alsbald nach Friedensschluß unseren Auslandshandel mit aller Kraft wieder aufzunehmen.

Die Handelsstatistik zeigt, daß vor dem Kriege der Schwerpunkt unseres Handels in den Ländern lag, die unsere Feinde geworden sind. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß selbst der günstigste Friede dem Wirtschaftskampfe mit unseren Feinden ein Ziel setzen werde. Einerseits ist damit zu rechnen, daß auch die für uns besten, ausgeklügeltsten Bestimmungen eines internationalen Friedensvertrages gegenüber dem Chauvinismus der feindlichen Wettbewerber und Bevölkerung nur zu leicht toter Buchstabe bleiben können, andererseits ist aber zu hoffen, daß der Kaufmannsgeist auch bei unseren Feinden im Laufe der Zeit die Pläne der feindlichen Wirtschaftskonferenzen über den Haufen werfen wird, wenn die Beteiligten sehen, daß der Handel mit uns ihrem wahren Vorteil entspricht. Doch wird es sorgsamer Erwägung bedürfen, wie weit es vom national-wirtschaftlichen Standpunkte wünschenswert erscheint, Kapital und Energie an den Wiederaufbau von Unternehmungen zu wagen, die wie z. B. die deutschen Niederlassungen in England und seinen Kolonien während des Krieges durch staatliche Liquidationsmaßnahmen so gründlich zerstört sind, daß viele der Betroffenen tatsächlich wieder ganz von vorne anzufangen hätten. Überhaupt wird der Gefahr der Verzettelung deutschen Vermögens bei den Auslandsunternehmungen Aufmerksamkeit zu schenken und zu prüfen sein, ob nicht — wie dies z. B. in Frankreich der Fall ist — unsere Kaufleute gut daran tun werden, mehr in Fühlung mit den Zielen der auswärtigen Politik zu bleiben.

Vor allem wird es darauf ankommen, unsere Handelsbeziehungen mit den neutralen Ländern wieder aufzunehmen, alte Fäden wieder anzuknüpfen und neue Verbindungen unserer Feinde dort nach Möglichkeit zu vernichten.

Hauptsächlich werden wir danach streben müssen, billiger und besser herzustellen, als unsere Wettbewerber. Für das, was wir exportieren können, ist natürlich in erster Linie die ausländische Bedarfsfrage maßgebend, die allein der Kaufmann auf Grund spezieller Erfahrungen und Ermittelungen im einzelnen beurteilen kann. Theoretisch scheinen besonders für die Ausfuhr geeignet solche Erzeugnisse, für die wir durch inländische Rohstoffe und besondere Herstellungsarten einen Vorsprung haben. Aber weit darüber hinaus wird uns die Erfindungsgabe der deutschen Technik, die durchschnittlich größere Intelligenz und bessere Vorbildung des deutschen Arbeiters und das erfolgreiche Hand in Hand-Arbeiten von Theorie und Praxis, das in Deutschland ausgeprägter ist, als in den meisten anderen Ländern, günstige Aussichten eröffnen. Also Spezialisierung und Qualitätsware sind die Schlagworte für unseren Außenhandel der Zukunft. Manche Volkswirt-

schafter haben bereits vor dem Kriege von Arbeitsteilung in der Weltwirtschaft geredet, vielleicht wird der Zwang der Ereignisse nach dem Kriege etwas Ähnliches herbeiführen. Auf Ausfuhr von Qualitätsware haben wir auch schon, zumal in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege, nicht zum mindesten unsere Erfolge im Auslandshandel gegründet. Nicht nur vom Gesichtspunkt des Wettbewerbes, sondern auch volkswirtschaftlich ist bei gleicher Absatzmöglichkeit selbstredend die Herstellung hochwertiger Ware zu befürworten.

Billigkeit der Herstellung ist zunächst durch billige Beschaffung des Materials und der zur Verarbeitung nötigen Stoffe zu erreichen. Weitere Nutzbarmachung unserer Wasserkraft kann hier von Bedeutung sein. Ferner wird vor allem für unsere Industrie preiswerte Versorgung mit Kohle, und für alle maschinellen Betriebe mittelbar ein Zuwachs unserer Eisenerzgewinnung in Frage kommen, ganz abgesehen davon, daß uns reiche Quellen dieser Stoffe, für die in der ganzen Welt stärkste Nachfrage besteht, unmittelbare Ausfuhrmöglichkeiten zur Hebung unserer Finanzkraft verschaffen würden. Der Krieg hat belgische Kohlenreviere, die 1912 allein fast dreißig Millionen Tonnen Ertrag brachten, und die französischen Eisenerzlager von Longwy und Briey mit durchschnittlich zwanzig Millionen Tonnen jährlicher Förderung in unsere Hand gebracht. Ob sich hier dauernde Beihilfen zur Kräftigung unserer Volkswirtschaft nach dem Kriege finden lassen werden, muß die Zukunft entscheiden. Auch der Hoffnungen auf die Vorteile günstigen Rohstoffbezugs aus kolonialen Besitzungen muß in diesem Zusammenhange gedacht werden.

Doch dies sind bereits Sonderfragen. Ganz allgemein wird es uns nur gelingen, den Wirtschaftskampf siegreich zu überwinden, wenn unsere Arbeitslöhne geringer sein können, als die in den anderen Ländern. Auskömmliche niedrige Löhne sind aber nur möglich, wenn wir billigere Lebensbedingungen haben, als die ausländischen Industriestaaten. Selbstverständlich soll hier nicht der Lohndrückerei das Wort geredet werden, sondern der Schwerpunkt liegt auf der Billiggestaltung der Lebensverhältnisse. Dies gilt vor allem für die hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Unter keinen Umständen dürfen wir in Abhängigkeit von den Preistreibereien des Weltmarktes geraten. Dabei können die Maßnahmen, die — wie oben erwähnt — für die Sicherung unserer Lebensmittelversorgung aus mehr militärischen Gründen empfehlenswert erscheinen und als solche bereits unter Umständen staatliche Mitwirkung bedingen, auch der Preisbildung und Verteilung zu gute kommen. Rationierung und Höchstpreise erscheinen zum Schutze der wirtschaftlich schwachen und der schwerarbeitenden Bevölkerungsschichten so lange am Platze, als eine zur Deckung des Friedensbedarfs nicht voll ausreichende Menge notwendiger Stoffe zur Verfügung steht. Aber darüber hinaus wird Preisregulierung, etwa durch Einfuhr- und Verkaufsgesellschaften gemischten Charakters, dafür zu sorgen haben, daß Preise und Erzeugungskosten in einem billigen Verhältnisse bleiben.

Der Ausgangspunkt für die Betrachtungen über die Hebung unserer Volkswirtschaft nach dem Frieden war der Gedanke, daß unsere Finanzkraft nach dem Kriege baldiger Stärkung bedürfe. Dies würde aber nur mangelhaft der Fall sein, wenn die Arbeitsleistung der Nation ihren Niederschlag in erhöhtem Luxus finden sollte, und auf diese Weise toter Reichtum an Stelle werbenden, nutzungsfähigen Kapitals träte. Ohne die Bedenken zu verkennen, die kulturfeindliche Maßnahmen in dieser Hinsicht bedeuten würden, ohne unnötige Eingriffe in die individuelle Freiheit befürworten zu wollen, wird es hier unter Umständen nötig sein, Riegel vorzuschieben und gegebenenfalls durch Besteuerungsmaßnahmen das Interesse der Allgemeinheit an der Sparsamkeit aller zu verwirklichen. Vor allem wird Bezug von Luxuswaren aus dem Auslande auch weiterhin — schon von dem Gesichtspunkt unnötiger Verschlechterung der Handelsbilanz — staatliche Aufmerksamkeit erfordern.

Unsere wirtschaftliche Lage nach dem Kriege wird — falls keine unvorhergesehenen Umstände eintreten — voraussichtlich verhältnismäßig besser sein, als die der Feinde. (Auch unsere Gegner haben dieser Befürchtung bereits Ausdruck gegeben.) Aber wenn wir unseren Rang unter den Völkern bewahren wollen, so wird es notwendig sein, daß wir uns nicht Zeit gönnen, auf militärischen Lorbeeren auszuruhen, sondern eine Kraftanspannung bis zum äußersten steht uns bevor. Nicht nur, um die uns geschlagenen Wunden — die enorme finanzielle Last, die uns der Krieg, einerlei, wie er ausgeht, hinterlassen wird — ertragen zu können, sondern auch, um die Sicherheiten, die wir erstreben und um derentwillen Millionen Deutsche haben bluten müssen, wirklich zu bewahren. Rastlose Arbeit eines jeden, Hingabe des letzten Könnens jedes Einzelnen für Vaterland und Staat, für die Nation, die sich jetzt im Felde so herrlich offenbart hat, wird unsere Pflicht nach dem Kriege sein. Dafür gilt es unter Anknüpfung an das neuerwachte Staats- und Nationalgefühl den Arbeitenden das Bewußtsein von der Wichtigkeit ihrer Leistung, das Gefühl der Unentbehrlichkeit ihres Schaffens für die staatliche Gemeinschaft vor Augen zu führen. Mit der Forderung weiterer politischer Rechte werden vornehmere, vergrößerte staatliche Pflichten Hand in Hand gehen. Schweren Zeiten gehen wir auch nach dem Kriege entgegen; darum wird es gut sein, das stolze Bekenntnis von Clausewitz in die Erinnerung aller zu rufen:

> „Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu
> achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins."

Franz Richter (Essen):
Alfried Krupp und das Ausland.

Ein Wort des Gedächtnisses zur 105. Wiederkehr des Geburtstages von A. Krupp (26. April 1812).

Wie der Weltkrieg so manche anderweitige Auffassungen ins Großzügigere geweitet hat, so brachte er insbesondere viele längst schwebende schwierige Fragen nach dem Verhältnis des Erwerbs- und Gewerbslebens zu der Entfaltung der übersinnlichen völkischen Daseinsmächte ins Helle. Sofort bei seinem Ausbruch löste es sich von den Lippen eines Kruppschen Beamten, eines Sohnes der roten Erde voll hochgespannten ständischen Ehrgefühls, das gerade seit den bekannten, der Kruppschen Jahrhundertfeier von 1912 nachhinkenden unliebsamen Preßangriffen eine anstrengende Belastungsprobe auszuhalten gehabt hatte, in grimmem Frohlocken: „Die Erdenvölker werden jetzt bald schauen, daß wir ihnen auch noch andere Tänze aufspielen können als Kornwalzer." Das traf ein — ganz wie der Biedere es verkündete, und dazu so flott und unverzüglich, wie er es weissagte. Die Zweiundvierziger zerrissen und zermalmten die stolzesten Wehrbauten der walischen Maasfestungen, der Essener Stahl half als durchschlagendstes stoffliches Machtmittel gewaltig entscheidend mit zur Erzwingung des meerherrschaftwendenden Sieges am Skagerrak, das erste Handelsunterseeboot, das Gebilde einer Kruppschen Werft, sprach dem Sperrnetz Hohn, das der Aberglauben an die Unzerbrechlichkeit von Britanniens Gebieterwillen um die Häupter des Menschengeschlechts gestrickt hatte. Da senkte sich immer bezwingender die Wahrheit eines vordem nicht voll begriffenen Ausspruches in die Herzen der Deutschen, in den vor nunmehr fünfzehn Jahren der Wortführer der Werksangehörigen an der offenen Gruft des Letzten der drei Krupps den Kerngehalt von dessen Leben und Wirken zusammengedrängt hatte: „Es war ein vaterländisches."

Gegen dieses einfache, aber bedeutungsvolle und inhaltsschwere Sätzchen, das als die Hauptlebensaufgabe des Heimgegangenen die Wahrung der Riesenschöpfungen und die Weiterführung der Riesengedanken von Alfried Krupp als eines gemeindeutschen Heimat-, Stammes-, Staats-, Reichs- und Volksguts bezeichnete, ist früher, vor dem Kriege, angestritten worden. Lebhaft und heftig angestritten! Krupp lieferte Bestellungen nach auswärts, ja, er veranlaßte sie, er ließ seine Geschütze über die Grenzen wandern und nicht irgendwo in Essen oder auf den Schießplätzen in der westfälischen Heide oder im Bourtanger Moor veralten und verrosten. Die Leutchen, die sich mit kühnem Flug am Schreibtisch über die Anforderungen und Notwendigkeiten von Handel und Wandel hinausschwangen, folgerten daraus: Alfried Krupp bot und gab dem Ausland, was es

von ihm nehmen wollte. Er ist also als bedenklichkeitenfreier Allerweltsgeschäftsmann zu betrachten, usw. usw.

Die Wirklichkeiten des Lebens blieben dabei außer acht. Daß sich zwischen einem unbedingten, gewissenlosen Eingehen auf die Wünsche der Nichtdeutschen und einer törichten, vernagelten Absperrung vom Weltmarkt eine gesunde Mitte halten ließ, kam jenen Stabbrechern nicht ins Bewußtsein.

Dem Ausland zumal ist nie der geringste Schimmer von Krupps stolzer Hochart aufgedämmert. Er wurde und blieb in seiner Vorstellung ein geriebener Erfolganstreber, der seine geschäftliche Gerissenheit mit dem glitzernden Flittermantel rauschgoldener Redewendungen umhing. Als ernst gemeint galt sein angebliches Mühen um andere den Geldmachern diesseits und jenseits der Meere und ihren Soldschreibern ebenso wenig als ihr eigenes vorgebliches Sorgen für die Allgemeinheit. Sie lächelten darüber ihr verschmitztestes Eingeweihtenlächeln. Das lauterste Wahrwort, das je dem reinmenschlichen Fühlen eines Fürsten der Betriebsamkeit entquollen ist, das Kruppwort: Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, werteten britische, romanische und amerikanische Köpfe lediglich als pomphafte Verbrämung eines unentwegt rüstigen Dranges nach Einheimsung von Eigengütern ein.

Gußstahl und Vaterland! Was hätten denn die an und für sich miteinander zu schaffen? Ließ sich nicht gerade aus Krupps Werdegang eine unverkennbare Zutunlichkeit zur Fremde herauslesen? Daß Krupp sich im Beginn seiner Laufbahn zur Fühlungnahme mit dem Ausland förmlich gezwungen gesehen hatte, verhehlte man sich keineswegs. Vor der späteren Änderung verschloß man gewaltsam das Auge. Hätte man doch sonst mit seinen Grundanschauungen aufräumen müssen.

In Deutschland war es während des Jünglingsalters von Alfried Krupp und noch eine geraume Frist darüber hinaus nicht nur mit den Gütern und Besitztümern von klingendem Geldwert, sondern auch mit den meisten Grundlagen und Hilfsmitteln für den gewerblichen Fortschritt kümmerlichst bestellt*) Nach der Übernahme des väterlichen Werkes kam für Krupp rasch der Zeitpunkt heran, da er eine Ergänzung seines Anschauungskreises und seiner ihm von seinem unvergeßlichen Vater übererbten und anerzogenen, sowie der durch eigene Kraft erworbenen Befähigungen auf dem Eiland suchen zu müssen glaubte und finden zu können hoffte, das damals die ganze Erdenwelt im Alleinbesitz der zureichenden fachlichen Kenntnisse und Fertigkeiten für Höchstleistungen und für erfolgversprechende Zukunftsentwürfe wähnte. Aber das Endergebnis der Reisen von

*) Daß z. B. bei der ersten Anbahnung einer westfälischen Schwerindustrie Sachverständige aus Belgien berufen werden mußten, weil man sich an der Ruhr nicht hinlänglich im Hochofenbau auskannte, tönt unsereins wie ein Märchen ins Ohr, und ist dennoch ein tatsächliches Vorkommnis aus verhältnismäßig nicht sehr weit zurück liegenden Jahrzehnten.

A. Krupp nach diesem vermeintlichen Land der Verheißung fiel durchaus anders aus, als er erwartet hatte. Auf britischem Boden ward er inne, daß er bereits aus seiner wenig bekannten, weltabgeschiedenen Heimat einen unermeßlichen Schatz von allgemein menschlicher und besonders von erfinderischer Umsicht und Geschicklichkeit mitgebracht hatte. England, das über alle Maßen von wohlbezahlten Federn und Zungen gepriesene und in alle Ewigkeit als unerreichbar dargestellte, das von Eigenlob triefende, vor Überhebung nicht aus noch ein wissende England, konnte ihm in dieser Hinsicht überraschend wenig bieten. Wohl aber hat der aufrechte und aufrichtige Mann der Wahrheit — und als solcher hat sich Krupp alleweile erprobt — freimütig bekannt, er habe erst in England begriffen, „welch einen umfassenden Markt eine gute Sache sich erwerben kann". Mit Groll würgte er, der still verschlossene, aber furchtbar tiefblickende Sprößling des kerngermanischen Ruhrgaues, an jener engsinnigen Überheblichkeit des beschränkt-hochfahrigen keltischen Inselvolkes. Sein Adlerauge erspähte bereits in jenen Tagen der schicksalsergebenen, ausnahmlosen Anerkennung des englischen Eisen- und Stahlbetriebes seitens seiner Zeitgenossen dessen schwache Stellen. Und er hätte kein solcher Westfale sein müssen vom Wirbel bis zur Zehe, wie er es gewesen ist, wenn er nicht wortlos und ganz insgeheim nun doppelt und dreifach und zehnfach stark den Vorsatz zum Ankämpfen gegen die Alleinherrschaft Albions auf dem Feld des Großgewerbes in sich gestählt hätte, seit er sich durch eigene Anschauung überzeugen mußte, wie schwer der künstliche Panzer der Überbewunderung und des fügsamen Aberglaubens an die Unübertrefflichkeit des britannischen Könnens zu brechen war, mit dem es jene brüchigen Löcher verschmiedet hatte. Eben um seine deutschen Mitkämpen und sich selbst unverzüglich diesem vorläufig noch weit entrückten Ziel näher zu bringen, trachtete er, durch ausdauernden Fleiß seine Gewandtheit in der englischen Sprache bis zur Kunstmeisterschaft zu steigern, was dem Vielbeschäftigten denn auch vollständig gelungen ist. Nebenbei bemerkt, lernte er, den seine schulgerechte Laufbahn nicht einmal in die heiligen Hallen der Essener Tertia gefördert hatte, durch eigene Vertiefung in die Sprachregelbücher und scharfes Aufmerken auf seinen Auslandfahrten auch das Französische unumschränkt zu beherrschen.

Wie scharfsichtig Krupp die eifrig verhüllten Blößen der englischen Eigenart schon bei seinen ersten kühnen Streifzügen in das Gelände der angeblich für nichtbritische Geister kaum begreifbaren gewerblichen Wundertaten ausgespäht hatte, zeigte sich bald in verblüffendster Deutlichkeit. Wie hat er es verstanden, die Engländer ins Herz zu treffen, sie, die stets und allemale gänzlich unbekümmert um Gerechtigkeit und wahres Ehrgefühl alle Erfolge eines Wettbewerbers vor sich selbst und vor der übrigen Welt totschweigen und totschwiegen! Wohlgemerkt! Das hat A. Krupp verstanden und fertig gebracht in der vorbismarckschen Zeit, in der der deutschen Gedrücktheit, in der des Bundestagelends, ein halbes Jahrhundert vor dem Bau einer einigermaßen leistungsfähigen deutschen Flotte, lange

vor den ruhmreichen Kriegen, die die deutsche Einheit wieder erstehen ließen und die Weltachtung vor dem deutschen Namen! Ausgesucht auf der ersten Weltausstellung in London (1851) ist es gewesen, wo A. Krupp unverkennbar und unleugbar die künftige Überlegenheit des deutschen Eisen- und Stahlgewerbes vor dem englischen kräftigst in die Erscheinung setzte. Die Entstehung und Anfangsentwicklung der Eisenbahnen hatte sofort dargetan, daß von nun an der Gußstahl eine unvergleichlich bedeutendere Rolle spielen werde als vordem: das Schmiedeeisen genügte für eine Masse von Bedürfnissen fürderhin nicht mehr. Der Vorrang auf dem Weltmarkt für das Hüttenwesen und das ganze mit ihm zusammenhängende Großgewerbe mußte fortan der Volksgemeinschaft zufallen, die das Vollendetste in der Herstellung von Gußstahl leistete. Um nun dem staunenden Erdkreis die Anerkenntnis ihrer für niemand anders erringbaren Weltmeisterschaft auf lange Zeit unerschütterlichst ins Bewußtsein zu zwingen, stellten die Briten einen Riesenblock („Monsterpiece") von nahezu 1000 Pfund in der Ausstellung zur Schau. Da stand eines für Albion nicht sehr schönen und erhebenden Tages breitspurig ein viereinhalbmal größerer in seiner Nähe. An diesem Tage hörten die Engländer, Franzmänner und Amerikaner zum ersten Male den Städtenamen Essen. Mit jener dem Widersacher oder Wettbewerber unheimlich gefährlichen Scherzlust, die der richtige Westfale im allerschärfsten Gegensatz zu dem prahlsüchtigen Briten oder Gallier in stillem, wortkargem Übermut lange nur im verschwiegensten Kämmerlein seines Herzens walten läßt, um sie dann im gegebenen Augenblick desto vernichtender auf den Widerpart herausfliegen zu lassen, nannte Krupp sein Hünenwerk „Little Bloc". Dieser Streich wurmte natürlich die britischen Neidinge entsetzlich. Die Preisrichter konnten allerdings nicht umhin, dem Essener Werkherrn für dieses erste, aber auch, wie sie sich vornahmen, einzige und letzte Mal, die Denkmünze zuzubilligen, die die höchste Auszeichnung darstellte. Denn ihre Erwartung, nach der scheinbar gleichmütig und selbstgewiß bewilligten Zurschaulassung des Essener Blocks diesen, wenn erforderlich, unter Aufwendung von allerlei Lug und Trug als brüchig und unbrauchbar brandmarken und damit dem deutschen Hüttenbetrieb auf immer und ewig das Schandmal der Unzuverlässigkeit und der Schwindelei aufprägen zu können, war an der Urfestigkeit des meisterlichen Stoffgebildes zerbrochen, das von den Anfängen des Kruppschen Werkes bis ins Zeitalter der Skagerrak- und Hornsriffschlacht unaufhörlich den unwankbaren Grund für seinen Weltruhm abgegeben hat — am deutschen Edelstahl.

Aber die verborgen kochende britische Wut brach als unbändige Raserei zu Tage, als A. Krupp es keineswegs bei dieser einmaligen Außerzweifelstellung seines Übergewichts im Stahl- und Eisenfach bewenden ließ, sondern im Laufe der Jahre dem ehemals ausschließlich vorherrschenden englischen Großunternehmertum ein Stück Alleinvertrieb nach dem anderen entriß. Seit er gar im Sommer 1868 seinen Schiffsgeschützen in einem entscheidenden Probeschießen den Vorrang

vor den bisher fraglos als unüberwindlich geltenden britischen erstritt, versuchten gewisse, ihres vermeintlich unantastbaren Anspruches auf Höchstleistungen in allem, was mit dem Seewesen zusammenhing, entsetzte Engländer, namentlich beamtete, die Außenwelt seinem Werk und seinem Wirken mit allen Mitteln händlerischer Gerissenheit, staatsmännischer Verschlagenheit und eiländerhafter Rücksichtslosigkeit abzusperren. Darum haben sie doch A. Krupp und seinen Werks- und Geisteserben in Deutschland das ganze inzwischen verflossene Halbjahrhundert hindurch die vorderste Stelle auf dem Ehrenfeld der Geschützherstellung überlassen müssen, die sie selber vorher dreimal so lange (anderthalb Hundert Jahre) stets sieghaft behauptet hatten. Das ist wahrscheinlich die bitterste und schmerzlichste Niederlage gewesen, die der englische Dünkel jemals erlitten hat. — Nie und keines Augenblicks Länge haben die obersten Verwaltungsstellen an der Themse, die den Heeresbedarf zu vergeben hatten, Krupp seinen „Little Bloc“ und seinen Trumpf von 1868 vergessen und vergeben.

Hingegen ist es nicht im entferntesten A. Krupp zur Last zu legen, daß sich die nackensteifen britischen Amtszünftler mit jenem einmaligen Ausladen seiner westfälisch-kräftigen Neckerei in ihrer Verbohrtheit nicht abzufinden und sich auch nach der Abkühlung jenes Wutausbruchs zu der altgewohnten fischblütigen Kühle nicht wieder zu einer ersprießlichen Zugänglichkeit ihm gegenüber zu erwärmen vermochten. Unter allen Menschenschlägen auf den Festländern und Inseln unseres Erdsterns hetzt und verstrickt sich keiner starrsinniger und unnachgiebiger in den Groll über seine verletzte Eitelkeit, als der der zu jener Zeit für Krupp in Betracht kommenden englischen ehrenwerten hohen Räte. Krupp blieb verständig und gemessen, allen himmelanfliegenden Erfolgen, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz. Sein inneres Gleichgewicht befähigte ihn, auch bei den Briten die richtige Mitte zwischen Selbstentwürdigung und unkaufmännischer Zugeknöpftheit einzuhalten. Nach wie vor zeigte er sich bereit, sich und das Seinige mit dem englischen Großgewerbe auszutauschen, ihm zu geben und von ihm zu nehmen und englische Fortschritte in seinem Vaterland zur Anerkennung und Verwertung zu bringen, sowie sogar bis zu einem gewissen Grade durch Mitteilung des von ihm selbst und seinen Mitarbeitern Herausgefundenen und bedingungsweise Anheimgabe von dessen Verwendung auch an seinem Teil das englische Erwerbsleben zu fördern. Freilich — sich wegzuwerfen, sich sein Hochbewußtsein als Vorfürst der d e u t s c h e n Fachkunde, als König des d e u t s c h e n Stahlgusses von den knurrigen Bulldoggen des foreign office oder ihrer Feld- und Schiffszeugmeistereien irgendwie beeinträchtigen zu lassen, war er nicht gesonnen. Wer jedoch als Einzelengländer an ihn herantrat, durfte sich stets einer höflichen, von edelmännischer Gesinnung getragenen Behandlung und eines verständnisinnigen Eingehens auf seine Wünsche versichert halten. Die langjährigen Geschäftsfreunde Krupps britischer Staatsangehörigkeit haben sich auch nach 1868 bis zum Ende seines Erdenwallens so ausgezeichnet mit ihm gestanden wie die übrigen — ge-

schäftlich wie gesellschaftlich. — Krupp seinerseits wußte die geflissentliche Nichtachtung seines Werkes und seiner Leistungen durch die aufgeblasenen Staatsbeamten und Seeobersten jenseits der Nordsee zu verschmerzen. Er hatte sich überzeugen müssen, daß ihm bei ihnen doch sein Glück und Heil unter keinen Umständen blühen würde und daß sie bei aller vorläufigen äußerlichen Gelassenheit nur auf die Gelegenheit lauerten, um dem ihnen drohenden deutschen Wettbewerb wider Englands Geltung als Alleinausüberin des zeitgerechten Schiffsgeschützbaues einen tödlichen Stoß zu versetzen. Aber eben weil Krupp diese Niedertracht und Tücke mit der Vollschärfe seines gesunden Auges bereits bei seinem ersten Verweilen auf britischem Boden erfaßt und durchschaut hatte, verstand er es nun, unvermerkt aus der hirnverbrannten Trotzköpfigkeit der Leiter der britischen Staatsangelegenheiten im allgemeinen und der britischen Seekriegsmacht im besonderen bisweilen erhebliche Vorteile zu ziehen. In ihren mittelbaren Wirkungen reichten diese hie und da an die der wertvollen Förderung seiner Absichten heran, die ihm durch seine untadelig vornehm und verbindlich weiter geführten Bekanntschaften mit gewissen Untertanen Ihrer Großbritannischen Majestät erwuchsen. Und diese Herren hatten zum guten Teil ein gewichtiges Wort in der Handelswelt von London, Liverpool und Glasgow mitzusprechen.

War die Stufenfolge, die das Verhältnis des deutschen Werkherrn zu England durchlief und durchlaufen mußte, durch die langbekannte Eigenart des britischen Verhaltens gegenüber jedem ernst zu nehmenden Mitstreiter um die Palme des schnellsten gewerblichen Fortschritts vorgezeichnet, so schien sich gleich nach dem Abrücken der bezeichneten englischen amtlichen Kreise von Krupp diesem die Aussicht auf gute Erfolge in Frankreich zu eröffnen. Durchschlagend hätte für ein unbefangenes Urteil der Vorsprung wirken müssen, der sich 1867 in der Glanzwirkung der Kruppschen Riesenkanone auf der Pariser Weltausstellung ausdrückte. Zudem lenkte von Berlin her der tüchtige, unbeirrbare Beigeordnete der französischen Botschaft für das Heereswesen, Stoffel, die Aufmerksamkeit seiner Regierung auf die Überlegenheit der Krupp schen Feldstücke über die französischen. Trotzdem verstand sich Napoleon III. nicht zur Einführung der Kruppschen Stahlrohre bei seiner Wehrmacht — übel beraten, wie er war, auch hierin von dem General Le Boeuf, diesem Unstern der damaligen französischen Heeresentwicklung. Zwischen Essen und Paris eröffnete sich nichtsdestoweniger nun ein hochspannendes, heikles Hasche- und Entschlüpfespiel. Seine Abwicklung mutet fast an, als ob die Staats- und Heeresmänner der erbfeindlichen Verwaltung Krupp schon damals im Verdacht gehabt hätten, daß er sein jeweiliges Letztes und Bestes doch dem Auslande niemals hergeben und die wahre und wirkliche ultima ratio allezeit seinem germanischen Heerkönig als verläßlichen Rückhalt aufheben würde. Napoleon III. stellte sich — vom französischen Standpunkt aus durchaus zweckmäßig — zunächst an, als habe er auf die geschäftlichen Vorschläge des deutschen Werkherrn nichts übrig als hohle, gehaltlose und

innerlich unwahrhaftige Redensarten*) über — die „humanité“, der Krupps Betriebsamkeit bemerkenswerte Dienste zu leisten bestimmt sei. Damit waren natürlich die Fäden zwischen Krupp und den zuständigen Stellen der Heeresverwaltung des zweiten französischen Kaisertums entzwei gerissen. Daß sie nach dessen Sturz nicht wieder angeknüpft werden konnten, bedarf bei der allbekannten Unbelehrbarkeit und Unbekehrbarkeit des allerdings nicht zuletzt durch Krupps verderbenblitzende Geschütze niedergeschmetterten, rachedurstigen Franzosenvolkes keiner Erwähnung. Wohl aber muß hier kurz auf gewisse sonderbare Vorgänge vor jener endgültigen Absage des Abenteurers auf dem französischen Thron an den deutschen Kanonenmann zurückgegriffen werden, da sie den Schlüssel zu den seelentiefsten Ursachen von Krupps Handeln und Gesinntsein gegenüber dem Ausland darbieten. Wie Napoleon III. sich anscheinend unberechenbar gegen Krupp benahm, den er früher verhätschelt, später beleidigt hat, so ist umgekehrt auch Krupps Stellung zu Frankreich von allerlei bei nur flüchtigem Zusehen unvereinbaren Widersprüchen durchkreuzt worden, deren volle Aufhellung vorderhand späterer geschichtlicher Forschung überlassen bleiben muß. Möglicherweise wird sich dabei tatsächlich herausstellen, daß Krupp das Angebot seiner allerfortgeschrittensten Leistungen in der Geschützverfertigung auf Preußen-Deutschland beschränkt hat.

Jedenfalls hat die Entsendung eines französischen Prinzen, eines leiblichen Vetters und gleichzeitig Namensvetters von Napoleon, der allerdings allgemein nach seinem Vater, dem allzeit „lustiken“ König von Westfalen, Jerome gerufen wurde, in Essen den entgegengesetzten Erfolg erzielt, als den erwarteten. Als Jerome unvermutet im März des ereignisreichen Jahres 1868 in Essen unter dem Decknamen eines Grafen Meudon mit ein paar französischen Offizieren auftauchte, war der Empfang ein keineswegs freudejubelnder, geschweige denn unterwürfiger. Jerome wußte so gut wie sein kaiserlicher Vetter, daß Krupp gerade in jenen Wochen mit brennender Ungeduld einer endlichen Entscheidung der französischen zuständigen Stellen entgegen harrte. Er war unliebsamst überrascht, als ihm der Eintritt in das Gußstahlwerk nicht gestattet wurde. Da reiste Jerome nach Berlin und kehrte von dort mit der Behauptung nach Essen zurück, der Kronprinz wünschte, daß ihm (Jerome) die Kruppschen Anlagen zugänglich gemacht würden. In wie weit diese angebliche Fürsprache des preußischen Thronerben den Tatsachen entsprach, ist nicht festgelegt worden. Krupp konnte sich füglich dem Verlangen des aufdringlichen Napoleoniden ohnehin nicht länger widersetzen, geriet aber in solchen Zorn, daß er ihm vollständig fern blieb; ein

*) Sie decken sich auffällig mit denen des heutigen Großsprechers auf dem staatsmännischen anglo-amerikanischen Posten jenseits des großen Teiches. Als Beleg diene eine Stelle aus einem Bescheid Napoleons III. an Krupp vom 21. Mai 1868: „S. M. a donné l' ordre de vous faire connaître qu'elle désire vivement le succès et l'extension d'une industrie destinée à rendre des services notables à l'humanité..“

Angestellter wurde mit der Führung des Franzosenprinzen beauftragt, und es war dafür gesorgt, daß dieser und seine Begleiter nichts sahen, was dem Auftraggeber des Botschafters der Großmacht nutzen konnte, der in Nikolsburg die Richtlinien ihres künftigen Handelns gegenüber dem Norddeutschen Bund deutlich genug verraten hatte. Durch einen höflich geschäftsmäßigen Brief und Übermittelung von Abbildungen einzelner Erzeugnisse suchte Krupp im folgenden Monat die Sache wieder einzurenken: Napoleons III. Antwort schnitt eine Wiederholung dieses Versuches ab.

Der springende Punkt bei diesen merkwürdigen Vorgängen ist nicht in den Verhandlungen zwischen Essen und Paris zu suchen, sondern in der Art und Weise, wie Krupp die — wohl entstellte oder gar schlankweg erfundene — Mitteilung des Franzosen über die angebliche Empfehlung aufnahm, die dieser vom Berliner Hof nach Essen mitgebracht haben wollte. Eine wunderliche Verschlingung von Irrungen und Wirrungen: der westfälische Werkherr, auf dessen Gefolgmannstreue zu seinem greisen König und dessen herrlichem Sohn der verschmitzte Gallier rechnet, erkennt als ausschlaggebend für sich letzten Endes nur das eigene Gewissen an. Das vaterländische Verantwortlichkeitsgefühl schützt den großen Erfinder vor einer Preisgabe vaterländischer Hochwerte, die durch eine lediglich amtsmäßige oder gar erwerbsmäßige Auffassung seiner Pflichten fraglos herbeigeführt worden wäre.

Mit diesen Ergebnissen, die sich aus der Stellungnahme Krupps zu den beiden führenden Staaten vor den Tagen der deutschen Reichseinheit schöpfen ließen, sind die wichtigsten Anhaltspunkte für ein innerliches Begreifen seiner Geistesgesinnung gegen das Ausland überhaupt gewonnen. Ein kurzer Rundblick auf die Ausgestaltungen seiner Geschäftsverbindungen mit den übrigen Kriegsmächten bestätigt diesen Abschluß unserer bisherigen Erwägungen vollinhaltlich, liefert aber reichliche weitere farbenprächtige Einzelzüge zu dem edelklaren Seelenbilde des stählernen Helden des deutschen Schaffensfortschritts und zu der vielverschlungenen Geschichte seines nach Möglichkeit wohlberechneten, bis zur äußersten Grenze höflichen und weltklugen, schließlich aber doch von festestem Heimatstolz und Vaterlandssinn gestützten und geleiteten Verfahrens gegen fremdländische Würdenträger, Staatswirtschaftler und Heeresgrößen.

Ein sonderbares Spiel von Zufällen brachte es mit sich, daß A. Krupp bei zwei Mächten, die sich dereinst als unerwartet feindselige und heftige Hasser unserer Reichsgemeinschaft entpuppen sollten, bei Belgien und Rußland, im allgemeinen freundliches Verständnis und Entgegenkommen gefunden hat. Schon 1847 und 1848 gelang es ihm, in diesen beiden Ländern einer seiner zu

jener Zeit wichtigsten Erfindungen — einer Löffelwalze — die wünschenswerteste Anerkennung und Verbreitung zu gewinnen. Die damit angesponnenen Verbindungen haben sich fester und fester gewoben und sein Erdendasein überdauert. Krupp hat es nie vergessen können, daß es eben ein belgischer Gewerke, Bonnevie, gewesen ist, der als allererster Ausländer jene Löffelwalze, die Frucht eines eifrigen vierjährigen Erfindersinnens, würdigte und in seinem Betrieb einführte; Bonnevie war dadurch zum Wegbahner für Krupp geworden. Und dasselbe läßt sich von einer zweiten belgischen Fachgröße sagen, einer solchen in dem Bereich des Kriegsgewerbes, von dem Artilleriehauptmann Nicaise. Mit ihren abgefeimtesten Künsten der Verdrehung und Entstellung suchten die Engländer nach dem erwähnten Wettschießen der Welt Scheuklappen vorzubinden und sie taub gegen die Kunde von der von Krupp erfochtenen Siegesschlacht zu halten. Da rief es Nicaise, den die belgische Heeresbehörde als Gutachter nach den britischen Eilanden entsandt hatte, laut in alle Welt, die britischen Geschütze seien von nun an als minderwertiger denn die Kruppschen anzusehen. — Die Zufriedenheit, die die russischen Fachleute über Krupps Feldstücke empfanden, hat der Vielgewandte sogar einmal in seiner fast erheiternden Gescheitheit und Findigkeit ausgenutzt, um ihre Anschaffung bei den zögernden und unschlüssigen preußischen Heeresbehörden durchzusetzen. Er reiste, als ihm das Schwanken der Berliner zu lange dauerte, stracks nach Petersburg und erbat und erhielt den General Majewski, einen seinerzeit höchst angesehenen Gewährsmann, als Übergutachter. Dessen Eintreten für Krupp hat dann tatsächlich in Preußen durchschlagend gewirkt. Wie eine Märe aus alter, alter Zeit klingt's — und ist doch noch kein halb Jahrhundert her, daß die überlieferungsmäßige preußisch-russische Herzlichkeit dem deutschen Waffenschmied seinen heißest ersehnten Wunsch zur Erfüllung brachte. Es war einmal!

Das Vorgehen der Deutschland benachbarten Staaten veranlaßte auch die ferner gelegenen, eine rege Bekanntschaft und Fühlung mit dem Essener Werkherrn anzubahnen und auszubauen. In manchen Fällen haben sich daraus anhaltend dauernde und weitgreifende Wirkungen herausgestaltet. So geschah es mit Spanien, wo Krupp, wie männiglich bekannt, eine Menge Erzgruben erwarb und in Betrieb setzte, sowie viele damit zusammenhängende Mustereinrichtungen traf, so mit der Türkei, deren Gesandter Aristarchi Bey eigentümlicherweise an dem nämlichen Tage in Essen eintraf, an dem Krupp sehr gegen seinen Willen von jenem beschwerlichen französischen Prinzen heimgesucht wurde.

Eine geschäftliche Überzeugung, die einmal Allgemeingut für die europäische Erwerbswelt geworden ist, dringt mit beschleunigtem Zeitmaß über die Grenzen unseres Erdteils selbst in die abgelegensten Plätze der übrigen vor. Das vollzog sich auch raschestens mit dem Ruf von Krupp und den Wundern, die in dem mächtigen Zauberreich seines Gußstahlwerkes zur Wahrheit geworden waren. In Ägypten, in China, in Südamerika und wo nicht immer begehrte

man Lieferungen von ihm, oft unter Kundgabe drängender Eile und unter anderen Begleiterscheinungen, die das unüberbietbare Vertrauen auf seine Trutzwaffen und Geschosse aufs klarste ins Licht stellten. Schon zu Lebzeiten des „Kanonenkönigs" — als solchen feierte und rühmte ihn nicht nur die gutmeinende deutsche Spießbürgerschaft, sondern das ganze Erdenrund, abgesehen von England, unbekümmert um Krupps Widerwillen gegen diese Bezeichnung — nahm oft genug ein Weltenfahrer wahr, daß die verträumten Söhne der innersten Kordilleren oder die kühnschweifenden Beduinen der einsamen Fernen Arabiens und Afrikas von den Namen deutscher Großgeister nur zwei gehört und in den Bestand ihres Vorstellungsschatzes und ihres Unterhaltungsstoffs eingefügt hatten — den Bismarcks, des „Eisernen Kanzlers", und den Krupps, des „Mannes von Stahl". — Auch in den Unterhandlungen mit seinen von Europas übertünchter Höflichkeit mehr oder minder unbeeinflußt gebliebenen Abnehmern bewährte Krupp seine durch nichts zu beeinträchtigende Anschmiegsamkeit, wie seine unbedingt sichere und treffende Menschenkenntnis. Für die Gespräche mit seinen Bekannten und Angestellten wurde seine Vertrautheit mit landfremden Geschäftsfreunden und mit deren Gehaben und Gebaren eine reichlich sprudelnde Quelle des Vergnügens, namentlich schnurriger Vergleiche des ausländischen Wesens mit dem heimischen. So scherzte er einmal lustig-tiefsinnig über die Schwerfälligkeit und Entschlußlangsamkeit des obersten preußisch-deutschen Geschützamtes, indem er für dieses — den Dey von Tunis und den Chediven von Ägypten als nachahmenswerte Muster hinstellte. Mit denen sei unschwerer und behaglicher arbeiten; die prüften nicht lange und zahlten vor Empfang der Ware.

Die Gewandtheit und Gewiegtheit von A. Krupp im Verkehr mit dem Ausland wird eins der leuchtendsten Blätter in seinem Ruhmeskranz bleiben. Das Gebieterische und Eindrucksmächtige seiner Eigenart und Eigengestalt gibt sich dabei nicht zuletzt in der Tatsache kund, daß er, der Sproß einer engwinkligen Kleinstadt, er, der Mann, der sich durch eigene Kraft aus den trüben und gedrückten Verhältnissen eines, wie es schien, unweigerlich dem Niedergang verfallenen Bürgergeschlechtes zu mehr als fürstlicher Höhe emporschwang, von vornherein und immerdar ein Fein- und Zartgefühl offenlegte, das nur im Herzen eines wahrhaft Vornehmen, über das Gewöhnliche und Äußerliche Erhabenen walten kann. In vorbildlicher Gesinnungstüchtigkeit und Formvollendung hat er von Jugend an heißlodernde Vaterlandsliebe mit weltbürgerlicher Aufgeschlossenheit und Zutunlichkeit zu vereinigen verstanden. Sein Leben lang hat dieser selbstgelernte Staatsmann den Nichtdeutschen gegenüber nie einen Schritt zu wenig oder zu viel getan; die Nachwelt kann auch jetzt, nach langen Jahrzehnten der Weiterentwicklung der Weltlage, nirgendwo eine einschlägige Stellungnahme von Krupp als übertrieben zurückhaltend oder übertrieben zuvorkommend bemängeln.

Was hat nicht die Lebensgeschichte dieses Deutschen als eines der hervorragendsten Mitschaffer an unserer völkischen Großheit aus den Tagen des Schwellens und Keimens bis zu denen der ersten Ernte unserem und den kommenden Zeitgeschlechtern zu künden und zu melden! Nicht in pomphaftem, kernlosem Redeschwall vor der Öffentlichkeit, gleich dem wortfrohen Römer oder Romanen, wohl aber in sanft strahlender, anziehender und mitziehender Gefühlswirkung aus der leisen Stille seines heiligsten Herzensbewußtseins heraus hat dieser siegfriedhafte Recke die sittlichen Leitgedanken unseres deutsch-vaterländischen Werdens und Gedeihens ihrer Vollreife nähergefördert. —

Der Gang der vorstehenden Darlegungen ermöglicht trotz ihrer Gedrängtheit eine hinreichend gerechtfertigte, bemerkenswerte Gesamtschlußfolgerung auf den Ertrag der Lebensarbeit von A. Krupp für den Besitzstand Deutschlands an staatlicher Macht und völkischem Ansehen. Durch und durch verfehlt ist es, nach der landläufigen Art seine Bedeutung mit seinen Verdiensten um das Schmieden des scharfen Nibelungenschwertes der Neudeutschheit als voll erfaßt zu betrachten. Er hat sich in allewege als ein gewissenhafter und gewiegter Treuwalter der seiner Zeit eigenen und notwendigen Bestrebungen des Deutschtums auf ein gewisses Herrentum in der Gemeinschaft der Erdenvölker, als ein heldenhafter Bahnbrecher für die Jahrhunderte alten, durch edelstes Wollen und Können gerechtfertigten Ansprüche seiner und unserer Volkheit im Rat der Weltbürgerschaft erwiesen.

Nicht zu vergessen: Krupp selber hätte, seiner Geburtszeit nach gerechnet, eigentlich noch der Altersfolge der braven „teutschen Ideologen" zugehört, die in verschrobener Selbstentäußerung nicht nur die Forderungen für ihren eigenen Vorteil, sondern auch die für den der Gesamtheit allzu nachgiebig hinter die für den des lieben oder — dreisten Nächsten zurückzustellen bereit waren. Über diese Allerweltsgefälligkeit brach er, der bodenwüchsige Ruhrlandsohn, der er trotz seinem weltdurchfliegenden Weitblick auch als Erwachsener geblieben war, den Femstab. Er schaltete zwischen sie und die ihn noch mehr abstoßende Eigengier niedriger Krämerseelen die vaterländische Zusammengehörigkeit als angemesseneren Richtpunkt für alle staatsbürgerlichen und großgewerblichen Zukunftsabsichten ein. Indem er für Deutschlands rührige, werkfrohe Jungmannen jene seherische, wunderwirkende Heilsbotschaft vom Gemeinwohl als Zweck der gewerblichen Arbeit in die Welt hallen ließ, sagte er ebenso der rückständigen Selbstigkeit überheblicher Fremdvölker als der unbesonnenen Verflüchtigung der deutschen Kräfte ins Grenzenlose und Unbestimmte Fehde für alle Zukunft an. Die Einsichtigen unter seinen Landsleuten haben seinen Mahnspruch beherzigt. Mit welchem Erfolg fürs Vaterland diese zielweisende Regelung der deutschen Schaffenstätigkeit gelohnt und gekrönt worden ist, davon singt und sagt das Hohelied der jüngsten deutschen Geschichte wunderviel.

So half Krupp mit machtvollem Schriftwort und mit noch machtvollerem Beispiel die riesenhafte Arbeitwucht seiner Volksgenossen auf das nächstliegende und naturgemäßeste Hochziel, das vaterländische, zu sammeln, zu einen, zu bannen. Und doch: Aus dieser nie dagewesenen Höhung deutschen gewerblichen Vollbringens entquoll wiederum nach der anderen Seite ein Segensborn für die gesamte Menschheit, auch für die außerdeutsche, ja sogar die deutschgegnerische, wie er ihr aus den Landen von der Maas bis zur Memel oder anderswoher früher nie so reich und goldhaltig zugeströmt war, die denkbarst wohltätige Wertsteigerung von Gütern für die Veredelung und Hebung der Lebensführung, die ihr ein Erfinder und Gestalter jemals erwirkt hat.

Das dekadente England.
Von einem ehemaligen Engländer.

Kurz vor Kriegsausbruch äußerte ich einem englischen Minister gegenüber das ihn tötlich verletzende Wort: England ist nach meiner festen Überzeugung dekadent. Er schnellte empört von seinem Sessel auf und rief mir entgegen: „Wie können Sie ein solches Paradoxon wagen? Wir, die Nation des Sports, die wir unsere Glieder stählen und recken, sollen dekadent sein? Den etwas verweichlichten, femininen Franzosen wird mit Recht oder Unrecht, was ich nicht untersuchen will, ein solcher Vorwurf gemacht, aber niemals habe ich aus ernstem Munde ein so wegwerfendes Wort über England vernommen." Darauf antwortete ich dem bestürzten Minister mit voller Gelassenheit: „Mit meiner Auffassung stehe ich nicht allein. Der größte englische Denker, den das Victorianische Zeitalter hervorgebracht hat, Herbert Spencer, hat in seine „Ultimate Questions" diesen Vorwurf nicht nur erhoben, sondern tief begründet. Gerade im Sport sieht Spencer das, was er „Rebarbarisierung" nennt. Statt ernster Arbeit, die man den Deutschen überläßt, gibt man sich Spiel und Sport hin, was doch letzten Endes nichts weiter ist als ein geschäftiger Zeitvertreib. Nach meiner festen Überzeugung," so fuhr ich fort, „sind wir Engländer auf dem besten Wege, kulturell zu entarten, weil wir uns die ehrliche und tiefgehende Arbeit nach und nach abgewöhnt haben, um sie von den Deutschen und Franzosen leisten zu lassen. Deutschland erschöpft sich in wissenschaftlichen Erfindungen und Entdeckungen, Koch und Behring geben der Medizin ein ganz neues Fundament, indem sie die Bakteriologie begründen. Die Franzosen, vor allem Pasteur, tragen das ihrige dazu bei, die Wissenschaft zu fördern, — aber wo bleibt England?"

Nehmen wir eine große Tageszeitung zur Hand, so finden wir spaltenlange Berichte über „Records“ und „Races“, aber den wissenschaftlichen Errungenschaften wird kaum ein spärlicher Platz eingeräumt. Das Unglück Englands ist sein Faulbett. Es ist hinter das Geheimnis gekommen, statt selbst zu arbeiten, andere für sich arbeiten zu lassen. England macht es dem großen Sklavenhändler nach, der sich vom Schweiß seiner Sklaven mästet, dick und faul wird, um zuletzt selbst an ökonomischer Herzverfettung elend zugrunde zu gehen. England überläßt den Deutschen die Geisteskultur, den Franzosen die Geschmackskultur, um für sich die Finanzkultur vorzubehalten. England war nur noch der große Jobber der Welt. Es kaufte deutsche Erfindungen, es benutzte die Ergebnisse deutscher Wissenschaft, Technik und Industrie; es ließ durch Frankreich diesen Erzeugnissen Schliff und Geschmack geben, um alsdann alle diese Luxuswaren mit dem durch den Welthandel erworbenen Gelde zu bezahlen. Es ergibt sich daher folgender Prozeß: Deutschland leistet die wirkliche Arbeit, Frankreich gibt die Politur, England das Geld.

Den geistigen Niedergang des hochbegabten englischen Volkes sah ich schon vor Ausbruch des Krieges mit beängstigender Besorgnis als unaufhaltsames Schicksal sich vollziehen. Als England vor der goldenen Zeit der Königin Elisabeth noch ein glückliches Eiland war, ohne Weltreichgelüste, ohne Imperialismus, ohne Seetyrannei, da brachte es Geister hervor wie Thomas Morus, Francis Bacon und Shakespeare. Was hat das Victorianische Zeitalter an geistigen Werten dem Elisabethäischen entgegenzusetzen? Wo sind die Dichter, die sich mit einem Shakespeare, die Denker, die sich mit einem Bacon, Hobbes oder Locke messen können? Wo endlich sind die Maler, die an die frühere Größe englischer Kunst auch nur entfernt heranreichen? Der Geldsack hat England erstickt. Der Ehrgeiz, Geldmakler der Welt zu sein, hat alle anderen Begabungen der Engländer überschattet. Deshalb stehe ich mit meinem englischen Kopfe, aber deutschen Herzen auf dem Boden eines im höheren Interesse Englands liegenden Endsiege Deutschlands. Wie die Römer durch Capua verweichlicht wurden, so die Engländer durch den Mammonismus, durch den gierigen Tanz um das goldene Kalb. England braucht eine gründliche Niederlage, um moralisch und intellektuell geläutert aus diesem tragischen Menschheitsschicksal hervorzugehen. Ein siegendes England würde in meinen Augen das Siebenmeilenstiefel-Tempo seiner Dekadenz nur beschleunigen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß England gerade durch den Krieg seelisch zu gesunden beginnt. Es hat sich aus seiner spielerischen Erschlaffung aufgerafft und zu deutscher Mannbarkeit entfaltet. Dieser Krieg darf im wohlverstandenen sittlichen Interesse Englands nur mit seiner maritimen Niederlage enden. Erst ein gezüchtigtes, hartgeprüftes, vom Geschick gestraftes England wird es wieder möglich machen, von vorn anzufangen und selbst zu arbeiten, statt die ganze Welt für sich arbeiten zu lassen.

Das englische Leben war versumpft. Die Pulsader Englands hieß Börse und sein Herzmuskel war die Bank von England. Man ging für wenige Stunden in die City, für eine einzige in die Börse, der sich auch im Bankgewerbe Mitglieder der Dynastie angeschlossen haben, um gleich nach dem Luncheon Feierabend zu machen, nach 4—5stündiger sogenannter Arbeit in sein Home hinauszufahren und den Frack anzulegen. Der obligatorische Frack eines jeden Gentleman, der auf diesen Namen Anspruch erheben wollte, war nur ein äußeres Abzeichen dieser Dekadenz. Bedeutete er doch die allabendliche Krönung des Müßiggängertums. Jetzt stellt sich im Kriege plötzlich heraus, daß hinter jedem Frack die ungebändigte Bestie des Urwaldes steckt, die in Sport und Spiel nach Auslösung gierte. Diese Bestie gefällt mir, offen gestanden, besser als der Frack. Weil sie ehrlicher ist! Deshalb liegt es im wohlverstandenen eignen Interesse Englands, daß Deutschland ihm den Frack abgewöhnt und wieder zur ehrlichen Arbeit zurückzwingt. Ein besiegtes Deutschland wäre gleichbedeutend mit einem versklavten Deutschland und einer Besiegelung der endgültigen Welt-Wasserherrschaft Englands. Gerät aber England solchergestalt in ein Phäakenleben hinein, weil es die ganze Welt, auch die begabteste Nation dieser Welt, die deutsche, sich botmäßig macht, dann rennt England wie das alte Rom unaufhaltsam seinem dekadenten Verderben entgegen. Nur am deutschen Wesen kann England moralisch genesen.

Daß England das Deutsche Reich zu einem kleinen und emsig arbeitsamen Völkchen herabdrücken möchte, ist von seinem kommerziellen Standpunkte aus nur logisch, aber für seinen sittlichen Selbsterhaltungstrieb geradezu verhängnisvoll. Die deutschen Erfinder kann und will England natürlich nicht entbehren, denn die Welt wäre armselig, wenn sie keine deutschen Köpfe mehr hervorbrächte. Aber für England erscheint das Deutsche Reich als kleine Werkstatt für die große englische Industrie vorteilhafter als die eigne Arbeit, um sich die große deutsche Konkurrenz fernzuhalten. Aber gesund kann ein Volk nur bleiben im ehrlichen Wettbewerb, und nicht durch das Unterjochen seines Gegners. Will man den deutschen Partner ehrlich schlagen, dann muß Geist dem Geist, aber nicht Hunger dem Hunger gegenübergestellt werden.

Vor einigen Jahren hat England ehrlich und ernst ein Bündnis mit dem Deutschen Reiche unter der Bedingung angestrebt, daß Deutschland seine Armee verkleinere und seine Marine nicht vergrößere. Warum dies alles? Nicht, weil England damals wünschte, Deutschland mühelos zu unterjochen, sondern weil es nicht wünschte, für seine eigne Macht zu kämpfen. England hatte sich den militärischen Geist nur für Kolonialzwecke gezüchtet. Die eigentliche Bürgerschaft, vollends der Adel, hatte sich aller Kriegsarbeit entwöhnt und wünschte nichts anderes, als in Ruhe gelassen zu werden. Deutschland sollte ihm seine Kreise nicht stören. Die Betriebsamkeit des deutschen Industriellen, der Erfindungsgeist des deutschen Technikers, die Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns haben den

Engländer gezwungen, seine Muße daranzugeben, und daher der wilde Haß Englands gegen den arbeitsamen Deutschen. England hätte es sicherlich vorgezogen, wie dies Chamberlain durch das Angebot eines deutsch-englischen Bündnisses getan, die Weltmacht mit Deutschland zu teilen, wenn Deutschland sich hätte bereit finden lassen, sich auf den Kontinent zu beschränken, um England die unbedingte Herrschaft zu Wasser kampflos zu überlassen. Das Kaufen von Macht war für England immer leichter und bequemer als der Kampf um Macht.

Der Krieg kam. England dekadent, wie es war, erhob sich, aber nicht eigentlich zum Kampfe. Nein, England wandte sich zunächst seinen Goldvorräten zu und zahlte an Frankreich und Rußland, damit sie für England kämpfen. Diese taten es in dem Glauben, daß sie für sich selbst kämpften. Aber das immer stärker werdende Zurückgreifen auf Englands Geld rüttelte England wach, und in seiner verjüngten Kraft erhob es sich. Es holte seine stärksten Männer herbei und bildete eine Armee. Die Bestie erwachte, und zum ersten Male seit Jahren trat Kraft statt Indolenz oder Gier hervor. England ist für mich wie ein Löwe, vor dem die ganze Welt gezittert hat, der aber hinter den Gittern seines Käfigs die wirkliche Kraft verloren hatte; und das Gefühl von Freiheit, das ihm die Kraft gab, war auch schon verloren. Wir haben diesen Löwen verwundet, aber nur verwundet. Sollten wir Frieden schließen, ehe wir ihm den Todesstoß gegeben haben, so würden wir um der Kraft dieses verwundeten Löwen willen in ewiger Angst leben müssen.

Wenn wir gewinnen, so würden wir das Edelste in England retten. Englands Wunden und unsere würden langsam heilen, aber sie würden für uns beide gesund sein. Das England der Zukunft müßte für sein Prestige arbeiten, und nicht es kaufen, wie bisher. Und Deutschland würde den Stolz erwerben, der ihm bisher vielfach gefehlt hat. Wir würden groß aber demütig, siegreich aber still, stark aber bescheiden bleiben. Um solcher Eigenschaften willen könnte uns jede ehrliche Nation der Welt die Friedenshand entgegenstrecken.

Als Engländer auf der deutschen Seite stehend, eins mit dem deutschen Ziel, wünsche ich Englands Niederlage mit der ganzen Kraft meines englischen Verstandes und den deutschen Sieg mit dem klaren Bewußtsein, was dieser Sieg für beide Länder bedeuten würde. Das einzige, was den Ruin für beide Länder im Gefolge hätte, wäre ein Kompromiß. Das einzige, was uns beide retten kann, ist ein ehrlicher Kampf bis zum Ende und ein siegreiches Deutschland.

G. Buetz, Dessau: Die Aussichten der Lebensmittelfrage in Rußland.

„In wieweit erscheint die russische Lebensmittelnot behebbar", schrieb die „Times" jüngst sorgenvoll. Wie der Knappheit an Lebensmitteln bei einer Aufrechterhaltung der militärischen Leistungskraft Einhalt zu tun ist, dürfte dem Petersburger „Wohlfahrtsausschuß" wohl ebenfalls einige Kopfschmerzen bereiten, handelt es sich hier doch nicht allein um die so breit in den Vordergrund gerückte Frage, ob es gelingen könnte, dem Wagenmangel und der Überfüllung der Bahnstrecken abzuhelfen. Warum sollte das nicht zum mindesten ganz leidlich gelingen, wenn die Waggonspekulationen aufhören, die Speicher dem privaten Angebot entzogen werden, die Zugführer und Bahnhofskommandanten ihre großzügigen Bestechungsgelüste einzudämmen haben, wenn das rollende Material, das nicht mit Militärtransporten belegt ist, nicht nur dem zusteht, der — seine Verbindungen hat.

Der Beförderungsfrage reiht sich nun aber ein langer Schweif von anderen nicht minder wichtigen Tatsachen an, die geeignet sind, die russische Lebensmittelversorgung in ein wenig rosiges Licht zu stellen. Von der Möglichkeit, den aufgerissenen und lüstern gewordenen Volksmund genügend zu speisen, aber wird es abhängen, ob nach den Hungerrevolten sich eine Neuorientierung einstellen kann, oder ob, wie einst nach den Pariser Brotkrawallen, das Freiheits- und Gleichheitsgelüst in den Vordergrund der Bewegung treten wird. Der Russe der Masse ist im allgemeinen bei weitem zu träge, sich, wenn er satt und warm ist, noch sonderlich aufzuregen. In dem Maße, in welchem man in der Lage sein wird, genügende und gute Nahrung herbeizuschaffen, wird man auch das Schnapsverbot aufrechterhalten können. Schnapsverbot und Neuorientierung aber stehen in Rußland in einem sehr engen und sehr abhängigen Verhältnis zueinander.

Die Brotkornfrage steht in erster Linie im Vordergrunde. Genügend Brotkorn, genügend Hirse und reichlich Buchweizen muß vorhanden sein. Hirse und Buchweizen kosteten im Mai 1916 nach der „Nowoje Wremja" (vom 18. Mai) über noch einmal soviel wie im Frieden. Vom Juli 1914 zum Mai 1916 war für Hirse eine Steigerung um 101 v. H., für Buchweizen eine solche um 123 v. H. eingetreten. Beide Getreide sind Volksnahrungsmittel. Die Preissteigerung, die hier vorliegt, ist ein Ergebnis des Rückganges des Anbaues. Dem Bauern hat es nicht gelohnt. Man arbeitet, um Schnaps, Tee, Salz, Zucker und Naphtha zu kaufen; man arbeitet, um seine Steuer zahlen zu müssen. Schnaps

darf man nicht mehr kaufen, die übrigen gewünschten Gegenstände sind nicht vorhanden, die Steuerpeitsche hat ausgesetzt, weil die Kontrolleure des Semstwo eingezogen sind. Hätte der Bauer noch den Sohn, er würde bestellen; aber der Sohn ist im Kriege, ist gefallen, ist gefangen. Bedürfnislos, ohne Trieb, hat Geldverdienst an sich den Bauern noch nie gelockt. So sind die Felder liegen geblieben, und es wird nur für die Hand in den Mund gesorgt. Alle Verkehrserleichterungen können da nicht helfen.

Die Brotfrucht, Weizen und Roggen, wurde in dem erforderlichen Maße gebaut. Der Großbesitz Rußlands hat sich noch nie abgeneigt gezeigt, Verdienste wahrzunehmen. Ein spekulierender Geist ermöglichte selbst innerhalb der Kriegsschwierigkeiten eine Steigerung der Produktion zu erzielen. Roggen und Weizen ergaben ein Mehrproduktion um 24,8 v. H. Für 1916 standen auf Grund der Ernteberichte 12,30 Pud Verbrauchsmenge, statt 7,43 Pud Verbrauchsmenge vor dem Kriege, auf den Kopf der Bevölkerung. Hier, meint man, müßte eine geregelte Zufuhr demnach Wunder wirken. Die Mühlen — es sind für Rußland Großmühlen und Kleinmühlen zu unterscheiden — haben durch die Verkehrsstockungen derart gelitten, daß ihre Produktionsleistung nach Berichten des „Rjetsch" (8. März 1916) fast um die Hälfte zurückgegangen ist. Die großen Mühlen erhielten keine Kohlen und kein Petroleum, sie erhielten völlig ungenügend und völlig regellos Korn. Sie wurden nicht in die Lage gesetzt, ihr Mehl zu verfrachten. Im Gouvernement Taurien gingen infolge dieser Zustände innerhalb von drei Monaten 68 Mühlen ein und 98 arbeiteten nur mit halber Zeit. Die Kleinmühlen litten unter dem Mangel der Kornzufuhr und der Mehlabnahme. Dazu hatten sie so gut wie keine Hilfskräfte mehr. Die Kleinmühlen aber brachten im Frieden eine durchschnittliche Produktionsziffer von 1350 Millionen Pud, das sind für die Versorgung von Mehl für die Bevölkerung nicht zu unterschätzende Ziffern.

Man hat nun — wiederum in Großbritannien — darauf hingewiesen, daß der eingestellte Export doch bei einer „rationellen Verteilung des Konsums" seine Wirkung nicht verfehlen könnte. Man vermutet größere lagernde Bestände. Das, was Rußland an nicht exportierten Kornmengen im Inlande behielt, genügte nicht einmal, um den Mehrkonsum des Heeres auszugleichen, zumal Rußland aus politischen Gründen seine Kornausfuhr nicht unbedingt einstellen konnte. Die nordischen Länder sind in gewissem Umfange mit Kornfrucht versorgt worden, ebenso hat England Mehl erhalten. Von 1913 zu 1915 verglichen, führte Rußland 1913 Getreidearten im Werte von 725,1 Millionen Pud aus und 1915 für 36,3 Millionen Pud. (Für 1916 widersprechen sich die Ziffern; sie schwanken zwischen 50 und 40 Millionen Pud Ausfuhr.) Im einzelnen berechnet führte Rußland 1913 für 258,7 Millionen Pud Weizen und 1915 für 11,1 Millionen Pud Weizen aus; Roggen kam 1913 für 23,3 Millionen Pud, 1915 für 5,8 Millionen Pud zur Ausfuhr, Gerste ging 1913 in einem Umfange von 120,6 Millionen Pud, 1915 in einem solchen von 0,4 Millionen Pud heraus. — Daß Lager-

bestände vorhanden sind, ist ja zweifellos; im Gouvernement Nischny-Nowgorod hatten die Mühlen ihren Betrieb einstellen und mindern müssen, weil man unfähig war, das Mehl noch weiter zu lagern. Nach russischen Zuständen gemessen, nach dem Zustande der meisten Lagerplätze zu urteilen, wird man den größten Verlust gerade an diesen Lagern haben. (Die vorliegenden Berichte widersprechen sich auch hier naturgemäß.)

Der Fleischnot zu begegnen, dürfte ebenfalls seine recht erheblichen Schwierigkeiten haben, die mit der Regelung der Verkehrsnot nicht abgetan sind. In einem weiten Umkreise der Großstädte ist aufkaufbares Vieh nicht mehr vorhanden. Die hohen Preise für Fleisch führten zu Abschlachtungen des Viehes, denen keine Gegenmaßregeln gegenüber standen. In dem tierreichen Wolgadistrikte hatten Ende 1915 bereits folgende Preissteigerungen stattgefunden. Rindfleisch, das vor dem Kriegsausbruche für 6,40 Rubel zu haben war, stieg auf 10 Rubel, Kalbfleisch von 14 Rubel auf 20 Rubel. In den Petersburger und Moskauer Gouvernements war zu gleicher Zeit eine Steigerung um 95 v. H. eingetreten. („Naigowo-Promyshelermajer Gazete" vom 7. April 1916.) Nach der gleichen Quelle waren im Frühjahr 1916 bereits zwei Drittel des Viehbestandes um die beiden Residenzzentren abgeschlachtet. Man hat damals versucht, Gefrierfleisch einzuführen, die Versuche erwiesen sich als undurchführbar, weil mangels genügend eingerichteter Gefrierwagen das Fleisch aufgetaut, das heißt demnach: verdorben ankam. Wenn nun auch feststeht, daß in Sibirien sich ein guter Viehbestand erhalten hat, so ist es doch unmöglich, von dort her den Fleischkonsum, ebenso wie aus dem Kaukasus zu decken. Lebend kann das Vieh aus Mangel an Zweckställen nicht verschickt werden — es käme auch ein enormer Gewichtsverlust dabei heraus —, als Gefrierfleisch ist es nicht angängig, weil keine Kühlhallen und Kühlwaggons vorhanden sind. Von den westlichen Gouvernements aber hat man gar nichts mehr an Fleisch zu erwarten, denn hier haben die Heeresrequirierungen den Bestand an Vieh völlig aufgerieben. Das sind für Rußland bedauerliche, nun aber einmal feststehende Tatsachen.

Mit dem Mangel an Fleisch hängt natürlich eine Fettknappheit zusammen. Schmalz, Butter und Talg haben infolge des stark verminderten Angebotes eine Preissteigerung um 100 v. H. und 195 v. H. erfahren. Das Moskauer Nahrungsmittelkomitee stellte für Moskau eine Preissteigerung vom Juli 1913 zum Mai 1916 um 175 vom Hundert fest. Auch hier ist Sibirien als Reservoir für Lieferungen vorgesehen, wenn die englischen „hohen Eisenbahnbeamten" erst einmal gründlich Ordnung geschaffen haben. Sibirien, auch im Frieden die Hauptquelle der Butterversorgung, hatte einen Export von 4 802 032 Pud (1913). Genügend verteilt, käme man hier zu einer leidlich glatten Rechnung, wenn . . . wenn die Verpackungsschwierigkeiten nicht wären. Man hat keine Versandfässer für den Export in das Inland, bei der gewaltigen Holzknappheit einerseits und dem Mangel an Arbeitshänden andererseits, ist auch gar nicht daran zu

denken, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden. Dazu besteht noch der starke Anreiz zum Versand, der bei dem Aufkaufe der englischen Händler auch trotz der Unterseeboote noch anhalten dürfte, zumal der vorsorgliche englische Aufkäufer für Verpackung auf seinen Schiffen sorgt. Die Gesamtausfuhr an Butter ging von 1913 zu 1915 nur von 4,8 Millionen Pud auf 3,4 Millionen Pud zurück.

Nicht viel mehr Freude dürfte die neue Regierung mit der Versorgung des Landes an Zucker haben. Durch den Ausfall der polnischen Zuckerfabriken hat die Industrie 49 Fabriken verloren, dazu kommen noch 12 in den Kriegsgebieten liegende Fabriken, welche nicht in der Lage waren, arbeiten zu können. Trotz dieses Ausfalles konnten noch 232 Zuckerfabriken 1915/16 arbeiten. Man hatte noch eine Ertragsmenge von 110,2 Millionen Pud. Der Verminderung der Zuckerproduktion stand ein Mehrverbrauch von 84,5 Millionen Pud im Frieden auf rund 100 Millionen Pud gegenüber. Eine wesentliche Entlastung erfuhr der Markt durch eine Einschränkung der Ausfuhr auch nicht, denn der Zuckermangel Großbritanniens und auch Frankreichs, das seine Zuckerfabriken fast sämtlich in den vom Feinde besetzten Landesteilen hat, zwangen Rußland zu einer Ausfuhr. Die durchschnittliche Zuckerausfuhr, die 1905 bis 1913 auf 22,9 Millionen Rubel angesetzt war, betrug für 1915 noch 10,3 Millionen Rubel. — Hatte sich die Zuckerproduktion bis zum Frühjahr 1915 auf einem leidlichen Stande gehalten, kam ein sehr schneller Rückgang von diesem Zeitpunkte ab. Man hatte keine Maschinen, keine Leute, und man hatte vor allen Dingen keinen Rübensamen mehr. Hierzu kam, daß die Zuckerverarbeitung im Herbst durch den Mangel an Heizmaterial noch unverhältnismäßig erschwert wurde. Im Gouvernement Pultawa und Zartum sind zweifellos von der letzten Kampagne noch große Lager an Sandzucker vorhanden. Wenn diese Lager auch in keinem Falle ausreichend sein dürften, um der überall herrschenden Zuckernot abzuhelfen, so könnte man den Hauptzentren doch vorübergehend Zucker zuführen. Hier stellt sich nun wieder die Schwierigkeit ein, daß keine Transportmittel vorhanden sind. Der Versand von Zucker erfolgt in Säcken. Säcke aber sind nicht vorhanden. Sie waren 1915 schon kaum zu erlangen, und die von dem allrussischen Zuckerverbande in Kalkutta bestellten Waren sind im Januar 1916 von dem Militär beschlagnahmt worden. Ein Versand in Loren ist nur für Rohzucker möglich, der aber kann dem Konsume nicht dienen.

Wie mit dem Zucker, steht es mit dem Salze. Obgleich Rußland über die reichsten Salzsteppen verfügt, war der Preis für Salz, vom Juli 1914 zum Mai 1916 gerechnet, von den Händlern im Rayon Moskau um 134 v. H., im Rayon Petersburg um 114 v. H. gestiegen. Der Mangel an Arbeitskräften wird hier, wenn man die Transportfrage geregelt hat, eine einschneidende Rolle spielen. Nur wenn man dazu übergeht, den Salzexport einzustellen, würde man

erträgliche Zustände schaffen können. Diese Ausfuhr, welche 1915 nicht weniger als 2 397 000 Pud betrug, erfolgte aber auf englischen Wunsch, und das heißt so viel, daß man gezwungen ist, weiter zu liefern.

Davon, daß man hier unhaltbaren und unrettbaren Zuständen gegenübersteht, dürfte sich die Revolutionsregierung auch bereits überzeugt haben; die neue Hand und auch die neue Ernte können daran nichts ändern.

Dr. Bernhard Münz: Shakespeare über die Franzosen.

Shakespeare ist auf die Franzosen nichts weniger als gut zu sprechen. Leichtfertig sind sie, untreu gegen sich selbst. Sie sind guten Regungen nicht unzugänglich, haben ritterliche Anwandlungen, aber diese verflüchtigen sich so schnell, wie sie gekommen, sie verdichten sich nicht zu festen Empfindungen und bleibenden Gefühlen, sie sind eben Anwandlungen, die vor der Rücksicht auf den eigenen Vorteil zerflattern.

In „König Johann" tritt König Philipp von Frankreich warm für das Recht des minderjährigen Herzogs Arthur von Bretagne auf den englischen Thron ein, er wirft sich im Namen des höchsten Richters zum Vormund und Anwalt des holden Knaben auf und erhebt gegen dessen Oheim, König Johann, die furchtbare Anklage:

> Wie kommt es denn, daß du ein König heißest,
> Da lebend Blut in diesen Schläfen wallt,
> Die jene Kron' besitzen, die du stiehlst?

Er gelobt feierlich „bei der Hand hier, die herrscht, soweit sich dieser Himmel streckt," die Waffen nicht niederzulegen, bis er den Thronräuber gestürzt, und deklamiert im Angesichte der Mauern von Angers pathetisch, daß er vor dieser Stadt lieber sein königliches Gebein hinstrecken, in Franzosenblut zum Marktplatz waten, als himmelschreiendes Unrecht dulden wolle. Und wie hat er diese Schwüre gehalten? Was ist das Fazit aller dieser Treueide? Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus. Der König von Frankreich, der den Mund von des Rechtes Bruch und Fälschung vollgenommen, großmäulig sich als Gottes Bevollmächtigten hingestellt, vergißt rasch seine Mission, als König Johann, der Anregung eines Bürgers von Angers folgend, darein willigt, daß seine Nichte Blanca von Kastilien sich mit dem Dauphin Louis vermähle, und ihr als Morgengabe die Provinzen Anjou samt Poitiers, Touraine und Maine zuerkennt. Und Arthur? Philipps Gewissen regt sich wohl, er muß sich sagen,

daß er sein Recht „Gott weiß, auf andern Weg gelenkt zu eignem Vorteil", aber die innere Stimme wird durch die Ernennung seines Mündels zum Herzog von Bretagne und Grafen von Richmond eingeschläfert. Ausgezeichnet philosophiert König Richards I. Bastard Philipp Faulconbridge:

O Welt! o tolle Fürsten! tolles Bündnis!
Johann, um Arthurs Anspruch an das Ganze
Zu hemmen, hat ein Teil davon erteilt;
Und Frankreich, den Gewissen selbst gepanzert,
Den Christenlieb' und Eifer trieb ins Feld
Als Gottes Streiter: da der schlaue Teufel,
Der Vorsatzändrer, ihm ins Ohr geraunt;
Der Mäkler, der die Treu' zum Makel macht,
Der, täglich Eide brechend, alle plündert:
— — — — — — — —
Und dieser Hang nun, dieser Eigennutz,
Dies allverwandelnde Vermittlerwort,
Für Frankreichs leichten Sinn ein Augenpflaster,
Zieht ihn von seinem selbstgesteckten Ziel,
Von einem ehrenvoll gewollten Krieg
Zu einem schnöden, schlechtgeschloss'nen Frieden.

Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Der Dauphin ist womöglich noch unehrlicher, als sein Herr Vater. An ihm bewährt sich der Satz: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Sein Hochzeitsfest endet kläglich. Durch das Dazwischentreten des Kardinals Pandulpho wird der unnatürliche Bund zwischen Frankreich und England jäh zerrissen. Die kaum ausgelöschte Kriegsfackel wird wieder entzündet, Frankreich erleidet eine schmähliche Niederlage, und Louis bricht, begreiflich genug, in weltschmerzliche Klagen aus. Der päpstliche Legat, der das Unheil verschuldete, tröstet den Prinzen damit, daß das Glück die Menschen, wenn es ihnen wohltun will, mit drohenden Augen anblickt. Doch läßt er es nicht bei solchen Abstraktionen bewenden, sondern rechnet ihm auf Pfennig und Heller aus, welches Heil ihm daraus ersprießen werde, daß Arthur in die Gefangenschaft seines Oheims geraten sei. Ein feiner Menschenkenner, tut er ihm überzeugend dar, daß König Johann keine ruhige Stunde genießen könne, solange der Knabe atme: „Auf daß Johann mag stehn, muß Arthur fallen." Und dem Dauphin, der zu Beginn des Gespräches seinem herzlichen Bedauern über das Schicksal des kleinen Märtyrers Ausdruck gegeben, entringt sich kein Weheruf, kein Wort tiefen Mitleids, da er diesen zwingenden Schluß vernimmt. Er wird nicht vom Fieber geschüttelt, sondern fragt kühl und nüchtern, was er denn durch Arthurs Fall gewinnen werde. Nachdem der Kardinal ihm geantwortet, daß er dann, kraft des Rechtes seiner Gattin Blanca, jeden An-

spruch habe, den des Königs Brudersſohn machte, hegt er nur noch das Bedenken, daß der König vielleicht doch Arthurs Leben nicht antasten und durch seine Gefangenschaft sich sicher wähnen werde. Er ist aber tiefinnerlich beruhigt, als es dem geistlichen Seelenkünder gelungen, es zu zerstreuen. Können wir uns wundern, daß der Dauphin, dem das Menschliche fremd ist, den Sturm, der in dem Busen des edlen Salisbury tobt, weil Empörung über den an dem zarten Herzog von Bretagne verübten Frevel ihn zum Überläufer gemacht, mit den Worten zu beschwichtigen sucht:

> Komm, komm! Denn du sollst deine Hand so tief
> In des Erfolges reichen Beutel stecken,
> Wie Louis selbst.

Als ob der Erfolg an sich eine Tat zu adeln, bestehende Werte umzuwerten vermöchte!

Morsch und hohl ist auch das Frankreich Karls VI., eitel, selbstgefällig, frivol, ruhmredig. Der geistreichelnde Dauphin schickt Heinrich V., dem König nach dem Herzen Shakespeares, da er seine Ansprüche auf England geltend macht, eine mit Tennisbällen gefüllte Tonne. Er kennt offenbar nicht den überwältigenden Wandlungsprozeß, den Prinz Heinz durchgemacht hat, und hört hohnlächelnd zu, wie der Connetable ihn abfertigt:

> Ihr irrt Euch allzu sehr in diesem König . . .
> Und sehen werdet Ihr, sein einst'ger Leichtsinn
> War nur des röm'schen Brutus Außenseite,
> Vernunft in einen Torenmantel hüllend,
> Wie oft mit Mist der Gärtner Wurzeln deckt,
> Die äußerst zart sind und am früh'sten sprießen.

Ein köstliches Spiegelbild des am französischen Hofe herrschenden Tones bietet uns in „König Heinrich V." die siebente Szene des dritten Aufzuges, die in die geistige Werkstätte des Dauphins, des Herzogs von Orleans und des Connetable inmitten des Lagers bei Agincourt grell hineinleuchtet.

Der prahlerische Dauphin Karl in „König Heinrich VI." steht an seinem Hofe im Rufe eines Schürzenjägers. Auch die Jungfrau von Orleans weckt in ihm ungestüm wollüstige Begierden. Das heldenmütige Mädchen erscheint bei Shakespeare im schwärzesten Lichte. Im Gegensatze zu Schiller stellt er es als eine greuliche Hexe dar, die mit den dunklen Mächten der Hölle verbündet ist. Er läßt die Dämonen der Unterwelt von ihr beschwören und rechtfertigt so ihre grausame Hinrichtung. Aus diesem Umgange erklärt sich auch ihre nach Schwefelpfuhl duftende Sprache. Der Löwe Talbot flößt noch im Tode den Feinden Respekt ein; in der Jungfrau aber, die er freilich gereizt, löst seine Leiche nur die Empfindungen des Gestanks und der Verwesung aus. Den Höhepunkt ihrer

Verworfenheit und Verruchtheit bildet ihr Benehmen gegen den Vater, der die Länder nah und fern durchsuchte, um sie ausfindig zu machen. Er ist entsetzt darüber, daß sie zum Feuertode verdammt ist, und will in seinem unsäglichen Schmerze mit ihr sterben. Sie aber will in ihrem Hochmut nichts davon wissen, daß der arme Schäfer ihr Vater ist; sie verleugnet ihn in der schnödesten Weise:

Elender Bettler! Abgelebter Knecht!
Von edlerm Blute bin ich abgestammt,
Du bist mein Vater noch mein Blutsfreund nicht.

Und da er ihr liebevoll Vorstellungen macht, weist sie ihn ingrimmig von sich und fährt ihn an:

Pack dich, du Bauer! Ihr habt den Mann bestellt,
Um meines Adels Krone zu verdunkeln.

„Aus der Könige Geschlecht entsprossen, heilig und tugendsam" will sie sein, es haftet ihr jedoch das gerade Gegenteil von Heiligkeit und Tugend an. Ihre Worte stehen in diametralem Gegensatze zu ihren Taten. Selbst in Gedanken berühmt sie sich, keusch und unbefleckt zu sein, und bittet doch um Gnade mit Rücksicht auf ihre Schwangerschaft. Eine garstige Dirne, eine Metze ist Shakespeares Jungfrau von Orleans, die bald Alençon, bald Reignier als den Vater ihrer Frucht angibt.

Ein widerlicher Wurm liegt auch in Reigniers schöner Tochter verborgen, die sich Heinrich VI. anvermählen läßt und zugleich Suffolks Geliebte ist. Vollends zeigt sie sich als Unweib in der Szene, wo sie dem weinenden York das gräßliche, in das Blut seines Söhnchens getauchte Tuch überreicht und ihn verhöhnt, daß er seine Tränen damit trocknen möge.

Der Bastard hat das letzte Wort im „König Johann". Das Drama klingt in die stolzen, prophetischen Worte aus:

Dies England lag noch nie und wird auch nie
Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
Als wenn es erst sich selbst verwunden half.
Nun seine Großen heimgekommen sind,
So rüste sich die Welt an dreien Enden,
Wir trotzen ihr: nichts bringt uns Not und Reu',
Bleibt England nur sich selber immer treu.

Was würde der Schwan von Avon zu dem England von heute sagen, das sich und ihm die Treue gebrochen, aus kleinlichem Krämerneid gegen das blutsverwandte Volk der Dichter und Denker seine freiheitlichen Traditionen verleugnet, in den Kot tritt, sich Hand in Hand mit dem chauvinistischen Frankreich der furchtbarsten Barbarei, dem Moskowitertum zu Füßen legt, ihm Lakaien-

dienste leistet? Der Seher, dessen Poesie die Poesie des Weltlaufs ist, alle Höhen und Tiefen des Alls durchmißt und das ganze Menschengeschlecht mit allen seinen Abstufungen und Verzweigungen durchdringt, würde sein gottverdammtes Vaterland, das Himmel, Wasser und Erde und alle Weltteile in Bewegung setzen möchte, um Deutschland, das Herz aller Kultur, zu zerschmettern, und nicht genug daran, die in England lebenden harmlosen Angehörigen der befehdeten Staaten, Greise, Weiber, Kinder, mit unerhörter Grausamkeit behandelt und darum von der ganzen gesitteten Welt als perfides Albion gebrandmarkt wird, nicht mehr erkennen, er würde beim Anblicke dieses Judas vor Scham erröten.

Stadtpfarrer Dr. Steinwachs: Der Mariavitismus.

Ein Zerrbild der alt-katholischen Kirche der Mariaviten in Polen entwirft „Pater poloniensis" unter obiger Überschrift in der Märznummer dieser Zeitschrift und wiederholt darin die alten, von alt-katholischer Seite schon öfter zurückgewiesenen Märchen.

1887 wurde in Plock von Maria Franziska Kozlowska eine Schwesternvereinigung gegründet. Die Schwestern nannten sich Mariavitinnen, von Mariae vita, weil sie Nachahmerinnen der seligsten Jungfrau werden und so still verborgen wie diese in Nazareth ihrem Heiland ihr Leben lang dienen wollten. Auf Anregung dieser Frau traten 1893 einige junge Priester zusammen und gründeten eine von demselben Geiste beseelte Priestervereinigung, die zunächst einen ganz privaten Charakter trug. Sie schieden sich zunächst auch in keiner Weise von irgendeiner Lehre der römisch-katholischen Kirche. Was sie wollten, war lediglich eine Vertiefung des religiösen Empfindens und sittliche Erneuerung. Sie machten sich darum die älteste Regel des heiligen Franziskus von Assisi in ihrer ganzen Strenge und Herbheit zur Lebensregel. Freiwillig verzichteten sie auf Fleisch, auf Alkohol und Tabakgenuß und nahmen keine Stolgebühren. Obwohl sie das alles nur für sich persönlich taten und keineswegs die Absicht hatten, mit ihrem Bunde irgendwie in die Öffentlichkeit zu treten, wurde man doch bald auf sie aufmerksam und begann sie zu verfolgen. 1904 wurde von Rom ihre Kongregation für aufgelöst erklärt. In Demut unterwarfen sie sich, nahmen aber, als trotzdem die ehemaligen Glieder des Priesterbundes weiter verfolgt und ihrer Ämter entsetzt wurden, 1906 ihre Unterwerfung zurück, stellten ihren Bund wieder her und legten Berufung ein an den Papst. Eine Abordnung reiste nach Rom, wurde da auch vom Papste empfangen, schied aber mit der Gewißheit von Rom, daß

sie hier noch weniger auf Verständnis zu hoffen hätten, als seitens ihrer Bischöfe in der Heimat. In ihrer Not, in der Heimat verfolgt und mißhandelt, von Rom zurückgestoßen und durch die Bulle „Tribus circiter abhinc annis“ als zu meidende Ketzer erklärt, wandten sie sich an die russische Regierung mit der Bitte um Schutz und Anerkennung, die sie denn auch später erhielten. Im Dezember 1906 wurde über den Oberen der Priesterkongregation, den jetzigen Bischof Kowalski, und die Oberin der Schwesternkongregation Kozlowska die große Exkommunikation verhängt. Damit war der Bruch vollzogen und begann sich eine neue Kirche zu bilden. Diese steht in Lehre und Verfassung durchaus auf dem Boden der alten katholischen Kirche und schloß sich 1909 in aller Form den alt-katholischen Kirchen an. Der erwählte Bischof der Mariaviten, Johann Kowalski, wurde dann im gleichen Jahre in Utrecht von dem alt-katholischen Erzbischof, assistiert von vier anderen alt-katholischen Bischöfen, zum Bischof geweiht.

Die Äbtissin Kozlowska hat sicher großen Einfluß auf das Werden dieser jungen Kirche gehabt, aber nicht in dem Sinne, wie Pater poloniensis es schildert. Ihr Einfluß gründet sich nicht auf „Prophezeiungen und Versprechen“, sondern auf ihre in der Betrachtung unseres Herrn Jesu Christi und seiner Leiden gewonnene innige Frömmigkeit. Die sie kennen, bezeugen von ihr, daß sie nichts weniger als eine Schwärmerin ist. Es fällt auch den Mariaviten nicht im Traume ein, sie der heiligen Muttergottes gleichzustellen, sie als angesagte Braut Christi zu erklären oder gar anzubeten, wie Pater poloniensis behauptet. Von den Anwürfen des Pater poloniensis ist nur eine einzige Beschuldigung wahr, die „Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes“, doch berührt dieser Vorwurf im Munde eines römisch-katholischen Priesters recht eigentümlich. Daß die russische Regierung die Mariaviten und die von ihren Priestern eingesegneten Ehen in Schutz nahm, die, welche sie für nichtig zu erklären suchten und zur Bigamie verleiteten, mit Kerker bestrafte und den polnischen Alt-Katholiken gestattete, in der Sprache ihrer Mütter zu ihrem Herrgott zu beten und zu singen, das war ihre einfache Pflicht und Schuldigkeit. Unwahr aber ist, die russische Regierung habe ihnen „reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt“, und eine Verleumdung wäre es, die Ehrlichkeit der mariavitischen Priester anzutasten.

In dem, was Pater poloniensis von dem Zurückgehen der Bewegung und dem gegenwärtigen Stand der Seelenzahl sagt, war der Wunsch nur zu sehr der Vater des Gedankens. Wir können ihm verraten, daß die eine Gemeinde Lodz allein mehr Seelen zählt, als er für die ganze Kirche rechnet. Wohl hat sie schwer gelitten unter dem Kriege, aber wer hat das nicht im Kriegsgebiet? — Trotzdem konnte sie, von der deutschen Militärverwaltung als alt-katholische Kirche anerkannt, eine Reihe von Schulen den bestehenden hinzufügen und manches Werk der sozialen Fürsorge beginnen und weiterführen. Vor mir liegt der Bericht des Lodzer Weihbischofes vom 20. Februar 1917 an das alt-katholische

Volksblatt in Bonn. Danach zählen allein die mariavitischen Volksschulen in Lodz 279 Schulkinder und die Kinderbewahranstalten daselbst 291 Kinder. Täglich werden in den drei billigen mariavitischen Lodzer Volksküchen 3000 Mittagessen ausgegeben. Von den in den letzten acht Monaten dort ausgeteilten 579 660 Mittagessen wurden 88 771 unentgeltlich abgegeben.

Wer den Mariavitismus kennen lernen will, der studiere einmal, was die Mariaviten in ihrer Armut und in den wenigen Jahren ihres Bestehens alles für die Armen und Ärmsten in Polen getan. Und wenn er dann denkt an des Heilands Wort „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", dann wird er ein ganz anderes Bild von dieser alt-katholischen Kirche bekommen, als es Pater poloniensis gemalt.

Dr. phil. Rosa Heine: Deutschland und die Deutschen in der russischen Literatur.

1. Turgenjew.

Es wird seit Ausbruch des Krieges vielerlei über einen tiefgehenden Haß Rußlands gegen Deutschland gesprochen und geschrieben; erinnert sei vor allen Dingen an den oft erwähnten „Offenen Brief über das Verhältnis von Rußland zu Deutschland", von Professor v. Mitrofanoff (Preuß. Jahrbücher, Juni 1914).

Nun scheint es schwer verständlich, daß ein Volk ein anderes von Grund auf hassen sollte, weil die beiden sich auf politischem Gebiete zeitweilig nicht einigen können. Hat doch, abgesehen von vorübergehenden Mißstimmungen gegen Deutschland, zwischen diesem und Rußland eine traditionelle Freundschaft bestanden. Ein dauernder Haß würde sich nur dann verstehen lassen, wenn im Wesen der beiden Völker unvereinbare Gegensätze schlummerten, daher bedarf das von Mitrofanoff und anderen Mitgeteilte einer Nachprüfung, die hier versucht werden soll.

Wir wollen die literarischen Werke zweier hervorragender Russen, eines Westlers und eines Panslawisten, — Turgenjew und Dostojewski —, daraufhin untersuchen, welche Stimmung in ihnen Deutschland und deutschem Wesen gegenüber zum Ausdruck kommt, denn man darf annehmen, daß diese beiden Schriftsteller die wahren Empfindungen der russischen Seele zum Ausdruck bringen. Diesen Weg zu gehen, um die Stimmung eines Volkes einem andern gegenüber zu erfahren, wäre wohl überhaupt der richtigere, als ein Volk nach politischen

Artikeln zu beurteilen, die zu bestimmten Zwecken und so manches mal ohne Gefühl für die Volksseele geschrieben werden. Die hier vorgeschlagene Untersuchungsart gilt ganz besonders für Rußland, in dem die Dichter oft eine führende Rolle haben und oft zugleich auch Publizisten sind.

Iwan Szergeewitsch Turgenjew (1818—1883) war Sohn eines Obersten, brachte seine Jugend auf dem Lande zu, wo er die Leibeigenschaft in der allerschlimmsten Art sah. Turgenjew studierte an der Universität Moskau, Petersburg und Berlin; von seiner Studienzeit in der deutschen Hauptstadt datieren seine Freundschaften mit deutschen Literaten. Von großem Einfluß auf Turgenjew war seine Beziehung zu der Künstlerin Pauline Viardot und ihrer Familie; vom Jahre 1863 bis 1871 lebte Turgenjew mit Viardots zusammen im Tiergartental bei Baden-Baden. Hier besuchten ihn seine Berliner Freunde, u. a. Paul Heyse, Paul Lindau, Ludwig Pietsch. Der letztere weiß Turgenjew viel Gutes in seinen Erinnerungen aus den 50er und 60er Jahren nachzurühmen. Während des Deutsch-Französischen Krieges war Turgenjew „gestimmt wie ein Deutscher . . . mit der ganzen Seele auf Seiten der Deutschen". Am Tage nach der Kriegserklärung trifft er Moltke am Mittagstisch in einem Berliner Hotel, und er wird in Erstaunen gesetzt durch „die Ruhe, Kraft, Klugheit seiner Züge". — Nach der Niederlage Frankreichs wurden Turgenjews Sympathien etwas, wie er sich ausdrückt, „verschoben", die Deutschen wurden Eroberer und an den Eroberern hängt sein Herz nicht besonders. Und er bemerkt bei den Siegern Fehler, die ebenso ärgerlich sind wie diejenigen der Besiegten.

Turgenjews eigenes Verhältnis zu Deutschland kommt klar zu Tage in seinen Erinnerungen; er erzählt, wie er sich kopfüber in das „Deutsche Meer" stürzte, um sich zu reinigen und wiedergeboren zu werden; er konnte es zu Hause nicht aushalten: „Ich mußte mich von meinem Feinde entfernen, um mich eben aus der Entfernung auf ihn mit größerer Wucht werfen zu können. In meinen Augen hatte dieser Feind eine bestimmte Gestalt, er hatte einen bekannten Namen; dieser Feind war die Leibeigenschaft. Unter diesem Namen faßte ich alles zusammen, was bis zu meinem Ende zu bekämpfen ich mich entschieden hatte, mit dem ich mich niemals zu versöhnen geschworen hatte. — Das war mein Hannibalschwur, und ich war nicht der Einzige, der ihn damals ablegte. Und ich bin nach dem Westen gegangen, um ihn besser erfüllen zu können*)."

In einem Brief an den russischen Dichter Apollon Maikow schildert Dostojewski seinen Besuch bei Turgenjew in Baden-Baden, wobei Dostojewski über die Deutschen viel zu klagen wußte, worauf Turgenjew sagte: „Wenn Sie so sprechen, beleidigen Sie mich persönlich. Sie wissen ja, daß ich mich hier endgültig niedergelassen habe, daß ich mich für einen Deutschen und nicht für einen

*) Die Zitate sind Turgenjews „Ausgewählten Werken" entnommen, (falls keine anderweitige Angabe vorliegt) Autorisierte Ausgabe, 1882, Behrs Verlag, Hamburg und Mitau.

Russen halte und darauf stolz bin*)." Das Gesagte genügt, um Turgenjews Achtung vor Deutschland zu charakterisieren, wenn er auch bei der Unterhaltung mit Dostojewski gereizt war und vielleicht etwas zu stark aufgetragen hat.

Im Verhältnis zu diesen einfachen Feststellungen ist die weitere Aufgabe schwierig, dichterische Gestalten für die Zwecke unserer Untersuchung aus dem Zusammenhang ihrer Umgebung herauszulösen, um eine bestimmte Analyse an ihnen vorzunehmen; man muß sich dabei klar machen, daß ein Künstler bei der Komposition seiner Werke vor allem künstlerische Grundsätze bestimmend sein läßt. So sind manche Personen im Roman nur wie Farbflecke in einem Gemälde, ohne selbständige Geltungswerte verwendet, um etwa andere durch Kontrast stärker hervortreten zu lassen. Wenn Turgenjew z. B. im „Adligen Nest" den Deutschen Lemm darstellt, dann sieht der Leser, daß diese Gestalt gezeichnet wurde, um die Heldin des Romans, Lisa, stärker hervortreten zu lassen. Lemm dient als Kontrastfarbe. Bei einer Charakteristik Lemms, und um zu zeigen, welch prächtiger Mensch Lisa schätzt, sagt Turgenjew von ihm: „... mit jenem Feuer und jener Kühnheit des Gedankens begabt, die nur der germanischen Rasse eigen sind." Sonst spricht sich der Dichter in diesem Werke nicht weiter über deutsches Wesen aus.

Mit liebevollem Humor behandelt Turgenjew in der Erzählung „Faust" einen Deutschen namens Schimmel. Nicht ohne Interesse für unsere Betrachtung ist die Art, wie der Dichter den Eindruck schildert, den Goethes Werk bei einer bestimmten Gelegenheit machte. Es heißt: „Das erste Beifallszeichen entfuhr dem Munde des — Schimmel genannten — Deutschen (ein vom Schicksal umhergeworfener Mann, in einem kurzen, braunen Rock, sauber rasiert, einem recht bescheidenen, ehrlichen Gesichte, mit zahnlosem Lächeln und einem Geruch von Zichorienkaffee, — ohne den kein Deutscher auf Erden wandelt). — Wera rührte sich nicht, ich blickte zweimal verstohlen nach ihr hin, ihr Blick war aufmerksam ... auf mich gerichtet .... Nach der Szene zwischen Faust und Gretchen beugte sie sich etwas vor, legte die Hände ineinander und blieb unbeweglich in dieser Stellung bis zu Ende ... Als ich fertig war, als das letzte „Heinrich" ertönte, rief der Deutsche mit Rührung aus: „Mein Gott, wie schön!" —"

Im Jahre 1872 erschienen die „Frühlingsfluten". Turgenjew gesteht selbst, daß er unter dem Eindruck des „deutschen Stolzes" auf die Kriegführung im Jahre 1870 diese „kalte Douche" in den „Frühlingsfluten" den Deutschen gegeben habe, aber natürlich sind die „Frühlingsfluten" nicht der „kalten Douche" wegen geschrieben worden. Autobiographische und künstlerische Momente sprechen hier mit. Der selbstbewußte und zielsichere Kommis Karl Klüber ist schließlich auch eine Art Kontrastfarbe für den willensschwachen Ssanin. Die deutschen Offiziere, Exzellenzen, Literaten bekommen Hiebe, sogar die deutsche Küche ist nicht verschont geblieben.

*) F. M. Dostojewski Briefe. Piper, München. 1914.

In „Assja" findet man folgende Zeilen: „ . . . behagliche Mühlen, mit lustig kreisendem Räderwerk, treuherzige Gesichter des Landvolkes in blauen Kitteln und grauen Strümpfen; knarrende, träge Fuhren mit wohlgenährten Gäulen, bisweilen auch mit Kühen davor, jugendliche Fußwanderer mit langem Haar auf reinlich gehaltenen, mit Apfel- und Birnbäumen besetzten Pfaden. Selbst jetzt denke ich noch mit Vergnügen an die damaligen Eindrücke zurück. Sei mir gegrüßt, bescheidener Winkel germanischen Bodens mit deiner anspruchslosen Genügsamkeit, den überall sichtbaren Anzeichen fleißiger Hände, ausdauernder, wenn auch nicht rascher Arbeit . . . Gruß dir und Friede!"

In folgendem beschäftigen wir uns mit Turgenjews kritischem Aufsatz über Goethes „Faust". Hier ist Turgenjews Beurteilung deutscher Art ungleich sicherer festzustellen, als durch das Medium seiner Romanfiguren, die, wie wir schon oben bemerkten, in erster Linie künstlerischen Prinzipien ihre Gestaltung verdanken. Im Aufsatz über „Faust" heißt es: Schon der Name „Faust" machte einen seltsamen Eindruck; „wir fühlten, daß sich in dieser Dichtung das ganze Dasein eines denkenden, nicht mehr jungen, uns fremdartigen Volkes ausprägte". Vor diesem Werk hat man sich entweder gebeugt oder man verstand es gar nicht und sprach von „nebelhaftem Produkt". Turgenjew hält den „Faust" für „eine erhabene Dichtung, die Ausdruck einer ganzen Epoche ist, in der jeder Bürger sich in einen Menschen verwandelte und nichts außer der menschlichen Vernunft und der Natur anerkannte". Weiter sagte er, daß in Frankreich die Herrschaft der Vernunft in die Tat umgesetzt wurde, in Deutschland in die Theorie, in Wissenschaft und Dichtung. Dann spricht sich Turgenjew auch über Goethes Persönlichkeit aus. „Er war ein Dichter ersten Ranges, ein Dichter und nichts weiter"; was Goethe tat, sagt Turgenjew, tat er mit voller Kraft, alles Irdische spiegelte sich in seiner Seele wieder; ein Sohn der Reformation verkörperte er in seiner Erscheinung alle Wünsche und Bestrebungen des Volkes, Goethe war „nur deshalb ein Deutscher, weil es nur den Deutschen gegeben ist, einfach Mensch zu sein". Im gleichen Aufsatz finden sich noch folgende Worte: „Lessing, ein deutscher, gesunder, scharfsinniger Kopf ersten Ranges."

In Turgenjews „Erinnerungen an Belinski" (ein russischer Kritiker) steht ein Satz, der gerade mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Gegenwart ein besonderes Interesse verdient; er lautet: „Der Deutsche sucht, den Mängeln seines Volkes abzuhelfen, sobald er ihre Bedenklichkeit erkannt hat."

Man sieht, Turgenjews Urteil über Deutschland ist durchaus nicht negativer Natur, im Gegenteil, er hat ein offenes Herz für alles Positive in Deutschland — so rühmt er den Idealismus, die Kühnheit des Gedankens, den Fleiß und viele gute Eigenschaften des Deutschen. Das vollständige Verständnis, welches Turgenjew für Goethe zeigt, könnte sogar einem Deutschen Ehre machen. Die Einschätzung Lessings ist auch von Gerechtigkeit durchdrungen. Im Aufsatz über Goethes „Faust"

sagt zwar Turgenjew, daß die Deutschen „fremdartig“ für die Russen sind, aber „fremdartig“ ist nicht als unbeliebt oder gar verhaßt zu deuten, und die Wärme und die Herzlichkeit, mit der er in „Assja“ Deutschland Gruß und Frieden sendet, ist in keinem Fall mißzuverstehen.

Johann Arany:

Weltfriede.

Gedanken über den Friedenskongreß, 1850*).

Deutsch von Ministerial-Sektionsrat Armin Barát (Budapest.)

In alten Zeiten suchten schon
Die Geister bester Prägung
Zu finden das geheime Werk
Der ewigen Bewegung.
Der Neuzeit Weisen lächeln kühl
Ob solcher Albernheiten —
Der Ruh, des ewigen Friedens Ziel
Als Steckenpferd sie reiten!

Ein herrlich Ziel, des Strebens wert:
Des Friedens weiße Lilie!
Die Welt in Lieb' und Treu vereint
Zur einzigen Familie!
Verbrüdert, wie es Sitte war
Vielleicht vor Kains Tagen —
Denn seither hat die Schrift uns nur
Von Haß und Neid zu sagen.

Und wie die Menschheit einen Gott
Als ihren Vater ehret,
An den der — Ungebildeten
Gebet sich eifrig kehret,
So soll auf Erden die Vernunft
Als höchste Macht nun thronen,
Als Hort des Rechtes, nach Gebühr
Zu strafen und zu lohnen.

Daß Blut sich gegen Blut nicht kehrt,
Rächend das Schwert zu wetzen
Für scheinbar' Recht, Nationenstolz,
Von Götzenwahn besessen;
Daß nicht ein Volk das and're würgt
In wild geschürtem Hasse,
Daß nicht an eines Volkes Grab
Frohlockt die andre Rasse.

---

*) In Ungarn feierte man in diesen Märztagen die Zentenarfeier der Geburt des größten ungarischen Epikers Johann Arany. Obschon als Mensch und als Dichter Erzmagyare, weisen seine Werke unter denjenigen der ungarischen Klassiker die meisten verwandten Züge mit deutschen und englischen Dichtergrößen auf. Gleichwohl sind verhältnismäßig nur wenige Schöpfungen Aranys in fremde Sprachen übersetzt, vor allem der erste Teil seines Hauptwerkes „Toldi“. Die bedeutendste deutsche Übertragung ist „Budas Tod“, das schönste Stück eines unvollendeten helden-mythologischen nationalen Sagenkreises. Hauptsächlich sind es seine Balladen, die sich durch packende Tragik des knappen Vortrages und durch virtuose Behandlung der ungarischen Sprache auszeichnen, deren Schönheiten auf Aranys Leier wahre Triumphe feiern. Diese Meisterschaft schenkte den Ungarn drei unvergleichliche Shakespeare-Übersetzungen: Hamlet, Sommernachtstraum und König Johann. Die Dichtung, die wir hier unseren Lesern in deutscher Übersetzung darbieten, gehört in die erste Schaffensperiode des Dichters und ist zur Zeit der pazifistischen Bewegung 1850 entstanden. Diese Verse machen heute geradezu den Eindruck einer visionären Offenbarung über das leider nur zu zeitgemäße Thema vom Krieg und vom Frieden und wirken durch ihre Aktualität stellenweise wahrhaft erschütternd.

Daß nie der Blumen holde Pracht,
Der Früchte reiche Mengen
Vernichte wildes Kampfgewühl
Auf Äckern, Bergeshängen,
Auf blut'ger Spur, wo falschen Ruhms
Gehißte Banner wehen,
In düst'rem Flug nicht zieh'n einher
Des Hungertodes Krähen.

Die Mutter den lebend'gen Sohn
Als Toten nicht beklage,
Die Jungfrau nicht durchzittre bang
Der Brautschaft öde Tage,
Nicht traure ach so jung das Weib
Um ihn mit zarten Waisen,
Dem sie nicht durfte — welche Pein! —
Die Totenehr' beweisen!

Daß nicht der Jungen Gräberreih
Der Greis bekümmert zähle,
Die Orte nennend, heimisch, fremd,
Mit schmerzgebeugter Seele,
Daß nicht sein tränenfeuchtes Aug'
In blaue Fernen blicke,
Hilflos entgegendämmernd hier
Dem letzten Augenblicke.

Daß die Erinn'rung später Zeit,
Wie ferner Kindheit Tage,
Traumhaft sich nur entsinne einst
Der blut'gen Kriegsgelage
Und Friede sei für ew'ge Zeit
Nach Gottes milder Lehre,
Der hier beginnt und weiter wirkt
In hoher Himmelssphäre!

Welch eitle Müh', verlor'ne Kraft
Ohnmächt'ger Kampfeswellen
Des überschäumenden Gefühls,
Die jammervoll zerschellen
Am harten Fels der Niedertracht,
Von dessen mächt'gen Barren
Sie kaum ein Spaltchen ausgehöhlt
In Hunderten von Jahren!

Seit und solang die Welt besteht,
Gab's stets, wird's immer geben
Gewalt'ge, Herrscher von Natur,
Schwache, die sich ergeben.

Wie wollt den Starken bänd'gen Ihr,
Ihn milde Nachsicht lehren,
Wie sänftigen des Schwachen Drang,
Am Kettenring zu zerren?

Wer wagt's, zu zähmen die Gewalt
Urmenschlich wilder Triebe,
Wenn aller Unflat überquillt,
Wenn Haß verscheucht die Liebe,
Wenn Weisheit und Vernunft beschimpft
Entflieh'n dem eig'nen Hause,
Wie einstens die Propheten floh'n
In des Einsiedlers Klause.

Kann nicht ein neuer Prometheus
Das Himmelslicht entwenden,
Zu stecken fürchterlich in Brand
Die Welt an allen Enden?
Kann eine neue Völkerflut
Nicht stehen vor der Türe? . . .
Seht doch, was die Geschichte lehrt,
Und sagt, ich phantasiere!

In den Annalen blätternd man
Viel trübe Lehren findet:
Schaumblasen gleich wie Volk auf Volk
Erscheinet und verschwindet!
Weh dem Geschlecht, dem Glanz beschert,
Sein Schicksal ist besiegelt:
Versinkend in der Zeiten Flut
Bald nur sein Grab sich spiegelt.

Die Allmacht sorgt für's Ganze nur,
Auf's All ihr Aug' sich kehret.
Wenn ein Geschlecht, wie Sauerteig,
Vor Überreife gähret,
Wenn es geschwächt an Körperkraft
Und überhitzt im Geiste
Vor Schwäche und im Überreiz
Nach Friedenssegen heischte;

Wenn aus der Menschheit faulem Sumpf
Nur üble Sitten quellen,
Milliarden neuer Sünden sich
Den alten zugesellen,
Wenn Arbeit fremd dem Reichtum bleibt
Und eins dem andern trotzet,
Wenn abgefeimtester Betrug
Als Geist der Ordnung protzet,

Wenn züchtiger Familiensinn
Nichts gilt und wenn die Weiber
Sich bieten feil, die Männer auch
Der eig'nen Frauen Leiber;
Den Vater mordet hin der Sohn,
Einander Blutverwandten. . . .
Ihr Trost: ob wirklich blutverwandt,
Dies zweifelhaft sie fanden. . .

Wenn steinern wird des Reichen Herz,
Stumpf brüten hin die Armen,
Kurz: wenn Zivilisation
Uns meistert ohn' Erbarmen:
Stürzt plötzlich vor ein wildes Volk
Mit ungestümem Trabe
Und überströmt dem Meere gleich
Der alten Welt Gestade.

Laßt doch den unfruchtbaren Streit!
Längst hat es Gott entschieden —
Des Menschen Amt ist: Mensch zu sein
Im Kriege wie im Frieden,
Der Gottheit würd'ges Ebenbild
Und brave Bürgerseele,
Berufen, daß er dort, wie hier
Den besser'n Teil sich wähle.

Assaf Ciffrin:
Vom jüngsten Drama.

I.

Die Kritik darf All- und Eintagssprache nicht reden; in der Zeit nicht ersterben, in der ein Tageskommentar vergilbt. Wohl den Zeitläuften untertan, ist sie laufender Zeit nicht versklavt, und damit ergibt sich die Forderung: das allzufertige Zeitgemäße, das stets nur Gewand bedeuten wird, abstreifen und nachzeitgenössisches Empfinden in sich tragen; so wird das Bleibende im sausenden Wandel beim Kern erfaßt. Um das Bleibende, den Niederschlag brodelnden Kunstumschmelzens, ist es zu tun. Im steten Pendelschlag, seit Urbeginn der Welt, über Erdbeben, Revolutionen, Neugeburten hinweg, gilt das Gesetz der Schwere: ein Planeten-, Erden-, Weltgesetz! — und so ist das Ziel der Kritik, das Wunder tiefmenschlichen Gleichmaßes in der Kunst, das im Wesen des Menschentums Verankerte — ob trüb' oder heiter — festzuhalten und einzurahmen . . .

. . . Einrahmen, wenn der Dichter das Bild dazu gibt, oder wenn der Dichter selbst zu einem klaren Bilde geworden. Einrahmen mit kostbarem Gepränge, wenn Dichter sprechen . . ., allein auch Wassergräben ziehen, wenn sehrendes Feuer sich auszubreiten, unsere Speicher mit unserem Besten in Asche zu legen Gebärde macht.

Die Kritik will die Statue nicht entkleiden; will eher ein Gartenbeet um sie legen! Nicht nehmen, antichambrieren, immer nehmen — sondern geben, formen, geben . . ., wenn zu geben ist. Sie formt, wenn der Dichter stofflich gibt. Urteilen ist Formgebung!

Die Kritik ist nicht deskriptiv (Inhaltsangabe!); sie seziert das Seiende, Lugt aus nach Organischem, nach Geschwüren, nach Seidennähten! Sucht die resultierende Wirkung nach ihren Komponenten zu zerlegen. Ton, Farbe, Handlung, Stil, — als äußere Atribute —, Menschentum, Bekenntnis, Echtheit, — als innere Werte — ergeben die Endwirkung, in der relativ Gutes — in unseren Tagen — oft mit absolut Schlechtem sich vermengt. Diese Zerlegung, die nicht Entkleidung ist, zeigt nur die Fugen eines Ganzen in sich, nicht das zerfallene Gemäuer. Erhellung der Wesenszüge, die so gern sich verbergen, beim Schlechten und Handwerksmäßigen fast zur Unkenntlichkeit verschrumpfen . . . und wie Magenkrebs wirken. . . .

Die Kritik steht zwischen Wissenschaft und Kunst; ist intuitiv und logisch; bildet eine Brücke zwischen despotischer Subjektivität und lichter Gegenständlichkeit. Pendelnd nach beiden Polen — allein des Flusses Lauf überschauend. Der Beherzigung wert: vom Jünger der Wissenschaft und der Kunst.

Als Formende spricht die Kritik, im besonderen zu jenen, die den Inhalt kennen. Sie steht innerhalb, in der gleichen Luft, wie die Dichtung selbst — wenn auch nicht auf gleichem Podium. Während die Bühne das Werk in den Fluß der Zeit abwickelt, (was der Leser selbst als Mitdichter auch vollführt), sitzt sie im Nachen — als von der Strömung Mitgeführte — und lugt ins Land, das der Strom auf der Reise durchspült (im Gegensatz zu Malerei und Bildnerkunst, den von der Zeit mehr losgelösten Künsteu). Man muß ein Zeitteilchen sein, mitschwirrend und mitsausend in der Entwickelung des Werkes, — um nicht zerstörender, zersetzender Anatom allein zu sein.

Das Aufbauende, Geschlossene, die Formung bleibt das Ziel. Die Mittel bleiben einerlei: Spaten, Meißel, Lied, Spiel . . . einerlei. Die Wirkung, das Gewirkte, muß ein Bild der Ganzheit sein. Scheinwerferlicht, des das Schönste selbst bedarf, um bleibendes Relief zu werden. Reliefgestaltung ist Kritik. Und wie mit dem Werk und dem Lichtstrahl: unpersönlich im Gegenstand, persönlich im Urteil.

II.

Hans Kyser schrieb Besseres schon als das Schauspiel „Charlotte Stieglitz". Hier drängt sich das Gefühl der dichterischen Ausgebranntheit auf: viel Asche auf glimmendem Zunder; nur wenn so ein zahmer Wind, den er dramatisch künstlich heraushaucht, (wie das spontane Erwachen des Weibes in Charlotte zum Nächsten des anderen Geschlechts), dann sieht man menschliche, lebendige Glut. Bleibendes, wenn es auch mancher besser, hellklingender schon ausgesprochen . . .

Kyser steht mit seinem Werk zwischen dem symbolisch-aktiven „Drama“ der Heutigen und dem psychologisch ausgeglühten „Schauspiel“ der Gestrigen: Ibsenepigone mit der Puderquaste des Modernen. Hält an der Einmaligkeit des Ereignisses fest und verzichtet nicht auf die Allgemeingiltigkeit, auf das Symbol. In diesem Fall: die Selbstopferung des Fleischlich-Weiblichen für das Geistig-Männliche.

Der Zuschauer hat die Empfindung der Mattheit — der Kritiker die der Zersplitterung. Man vermißt das Scheinwerferlicht der Persönlichkeit für das Einmalige, die Tiefe des Psychologischen für das Allgemeine. Etwas aus beidem entstand: etwa Neutraltinte . . . die (auf bleichem Untergrund) auch Spuren hinterläßt . . .

Das Buch*) spricht mehr, offenbart manches Tiefe — weil es unmittelbarer (da man das Eingeklammerte lesen muß) wirkt. An solchen Stellen der Tiefe ist man gefesselt — an Stellen dramatischen Aufleuchtens, schaut man, bestenfalls lau, wie der Dichter zu wirken sucht; wie er wirken will!

Die herostratisch-heroische Tat, wie sie Kyser gibt, streift an Komik, weil Charlotte Stieglitz den Selbstglauben, der eine Selbstvernichtung rechtfertigt, nicht besitzen kann. Sie kann sich keine Fackel wähnen — den Dichterling nicht einen Pulverturm; sich in ihn zu schleudern, selbst durch den Tod, mußte ihr — wie Kyser schildert — Wahnsinn scheinen. Hier liegt der Kern des Komischen. Die Opferungstat ist um das Erhabene im Heroischen geprellt. Da fehlt Kyser die feste Hand; er wirkt matt.

Sein Hauptzug, seine Tension nach Tiefe, bleibt im Sprachlichen stecken; das dramatisch Zusammenschweißende, letzten Endes Vertiefende, fehlt in diesem Stück.

Er gibt einen Ausschnitt aus der Zeit Rahel Varnhagens, aus dem Salon der Jägerstraße in dem Romantiker-Berlin. Das Romantische der Zeit entsteht, weil durch Worte faßbar, die romantische Opferung Charlottens verdämmert, weil es Kyser an Wucht gebricht: an Mut der dramatischen Persönlichkeit. In dem Werk ist das Pochen eines Aufstandes nicht fühlbar — noch die Glut eines Bekenntnisses. Trotzdem ist Kyser echt. Das Schauspiel ist ein Stück lichter Intelligenz, die nicht zündet, die aber zeigt, daß sie sich zu einem Werk des Menschlichen zusammenballen und neu gebären kann! Und Kyser wird geben, weil er echt ist. . . .

Gäbe es noch eine einzige solche Frau, wie Kyser sie gibt, dann wäre das Bild der Charlotte Stieglitz nicht wie das Weib Loths im Anblick der schwefelbrennenden Stadt Sodom — der klaren Erkenntnis — zur Salzsäule erstarrt. In dieser Einmaligkeit liegt nun einmal herbe Komik.

Für Schopenhauer ist der Intellekt das Licht, das sich der Wille ansteckt. Hier mangelte der Persönlichkeitswille — wie dem Stein der Weisen — der Weise selbst. Kyser hält ihn schon im Geist — noch nicht im Herzen. . .

*) S. Fischer-Berlin.

III.

Georg Kaiser steht auf eigenen Füßen — obwohl er auf dem Antlitz auch Züge von Wedekind und Shaw trägt: Satyriker und Poet. Einen milden Abglanz dieser Züge gibt „die Sorina" — Wirklichkeitsfarbe besitzen zwei andere Dramen.

„Die Sorina"*) ist ein zahmer Aufschrei, ein Halbbekenntnis: „mir erging es so! so saht Ihr mich — und so sehe ich Euch!" Ein Ausrufungszeichen, das sich selbst, auf Amtes Geheiß, entfärben mußte — weil es „Kindermord" auf dem Titelblatt trug und des Herodes Mord an den Neugeborenen in den modernen geistigen Kindermord übersetzt. Der Kindermord wird nie ersterben, ist symbolisch — während „Sorina" farblos ist und auch „Rosina" heißen dürfte.

Der „Kindermord" liegt in symbolischer Dämmerung — und ist eine Auflehnung gegen die rohe Gewalt. Dieser lustige Kindermord, der weinen machen müßte, erinnert an Molière, an einen Großen, der die Welt aus Ewigkeitsaugen sah. — Die „Sorina" leuchtet nur im Schein des Herdfeuers, das Vollendeteres schuf und wirkt, weil ich weiß, daß der Autor jemand ist, der etwas zu sagen hat, wenn auch nicht durch dieses Stück. Man empfindet: der Autor verläßt sich auf seine besseren Werke . . . .

Hier schwankt er zwischen billiger Komik der Situation und tragischem Eiapopeia des resignierten Genies: „So ist die Welt!", scheint es zu Beginn — der dritte Akt bringt den Trug merklich zutage, da er in der Form von der Wahrscheinlichkeit abgleitet. Der Oberbegriff: so schlägt Leicht-Ideelles dem Grob-Materiellen ein Schnippchen, bleibt über der Satire schweben.

Kaiser kratzt (schlägt nicht), weil er sich verwundet wähnt — und verwundet ist. Macht Gleichnisse, die aus Großem geboren, das kleinste Mittel nicht scheuen — und entkräftet sich so oft selbst. Wenn die Frau Polizeiinspektor zum Dichter spricht: „Du wilder Liebling" und ihn an die dereinstige Einlösung seiner Schuld mahnt, dann wirkt mehr als das Wort und die Situation zwerchfellerschütternd — das ist die Aussicht . . . .

„Sorina" ist ein Teil des Teils, der Besseres kann und Minderes gab. Sicher ist: Kaiser hätte das Stück nicht geschrieben, hätte man ihm andere nicht verboten. Das sagt genug. Hier ist der Anlaß das Verbot — bei den anderen die Intuition. — Mit diesem Komödienklöppel pocht er an die Pforten der Bühnen — die in einigen Jahren ihn umringen werden (ohne Glocken- und künstlich gerührtes Geläute). Dies war ein Spaß, wird er sagen . . .

Kaiser ist echt, trotz Wedekind-Shawscher Verbrämung. „Die Bürger von Calais" zeigen ihn anders. Eustache de St. Pierre kennt nur das Werk, das Greifbare — Jean de Vienne nur die Ehre, die Idee. Um der Errettung

*) S. Fischer, Berlin.

des Hafens willen sollen sechs Bürger mit Stricken um den Hals, im Sande vor dem König von England knien. Und er findet — sieben Seelen, die opferbereit. Der Vater dieses Mannes empfindet als blinder „Sehender" die Geburt jenes Menschen voraus, der sich für das Werk opfert ... Das klingt wie ein Bekenntnis, ist Wesenhaftes. Und das Bekenntnis macht da den Dichter sprechen ..., Fernstes, den Ruhepol, ahnend ....

Die Sprache gleicht — zuungunsten des Gesamten — oft dem Sonnengefunkel auf einem Bergsee. Ein Sonnengeblinzel, das Nerven von Hirn trennt — und nur hie und da kommt die blaue Flut, das Element, zu Gesicht. Es schwelt und glüht unter dem Dunst der Sprache: etwas Männliches, Starkes, Ehrliches. Kaiser besitzt die Verwegenheit des offenen Strebens nach dem Ziel....

*

„Von morgens bis mitternachts" gibt den Alltag, der gen Sonntagsrock sich anzieht, das stille Haus, das zum Weltbankett wird. Das Stück besteht aus zwei Teilen; löst einen Stein aus wohlgefügter Familienmauer — und verfolgt seinen Sturz in die Tiefe, in den chaotischen Abgrund ... Der Donner in uns hallt lange nach ..., lang ..

Das „Spiel der Leidenschaft" ist entfesselt; erinnert an die „Büchse der Pandora". Und diese Leidenschaft will glühende, prustende Leidenschaft sehen, um aus fremden Gluten Kraft zum Dasein zu saugen. Da ist ein Aufpeitschen bis zur Gluthitze — und Abkühlung bis zur Vereisung. Gott segne die ungehemmte Leidenschaft! so klingt's. Der Sperrhacken springt aus dem Menschen-Uhrgehäuse, und die Feder dehnt sich mit unerhörter Gewalt — hemmungslos — aus, bis sie matt, auseinandergeprallt, leblos vor dem Betrachter liegt.

Aus diesem Werk spricht eine starke Natur, die — obwohl sich mancher äußerlichen Abgekitzeltheit bedienend — aus Innerstem quillt und zur Entfaltung drängt. Kaisers wesenhaftes Schauen ergibt den kühnen, grotesken Meißelstrich seiner dynamischen Dramatik.

Das Namenlose wird typisiert. (Typen sind nicht Charaktere). Menschen ohne Namen. Menschen mit Leidenschaften und Berufen nur. Im Hause: die Mutter, die Frau, die Kinder — in der Welt: die Dirne, der Betrüger, die Kellnerseele, der Büßer ... So sieht nur ein ganz Starker, und Kaiser läßt da die Leidenschaften in dem schönsten Prosarythmus sprechen.

Die Zeit eilt. In der Hast liegt die dramatische Wirkung. Die Sonne geht auf, die Sonne geht nieder — ein Menschenschicksal hat sich an diesem Tage Gehirn und Muskel wundgearbeitet, die Folterreise einer aus dem Gleichgewicht gerissenen Seele .. vergeblich! „Ein Fußtritt für den eingeklemmten Schweif!";

so spricht Frohmut und Jugend, eine starke Persönlichkeit, die in langsamerer Bahn als „von morgens bis mitternachts", aus der Eigenart und Bewegung unserer Zeit, aus *Zeitlichem* quellend, durch Werke *eigenen* Ursprungs zu *Bleibendem* sich entfaltet.

Wer öffnet die Pforten? Einem Schaustück für Mimen und Stilkunst? Einem, der später der gespieltesten Einer sein wird? . . .

IV.

Über Nacht wuchs *René Schickele* von *Vertrauten Weniger* — zum *Allbekannten Vieler*. Zu einem Gehegten, in Liebe Umworbenen. Mit dem „*Hans im Schnakenloch*"*) gibt er sein Bestes: eine über- und überehrliche Seele, die seiner zerrissenen Heimat, dem Elsaß, entsproß. Schickele ist einer, der in dem Schmerze *steckt* und den Schmerz vorlallt. Der nicht Zeit hat, zu fragen: *warum* kam das Leid? Sondern einer, der allstündlich *fühlt*, daß der Schmerz nur *da ist* . . .

Das Leben der *Mutter Boulanger* ist eine *Tragödie*; das Dasein ihrer *beiden Söhne* deren *Lösung*: ein *Schauspiel*.

Als *Mensch*, mit seinem Leid, steht er *innerhalb*, als *Poet*, mit einem Gran Ironie, *neben* dieser Tragödie und lallt: „ . . . was er will, das hat er nicht, und was er hat, das will er nicht" — wie *böse Buben*; nicht, weil sie bös sind, Gott ist Zeuge, nein, sondern, weil sie Buben, *Buben* sind. — Und schlüge ich Einen, dann weint er; kitzelte ich ihn, dann lacht er. Kein Schlag, kein Kitzel erfolgt. Hier wächst aus dem *Da Sein* nur die Tragödie; weil er bewußter *Elsässer* ist.

Weil diese Tragödie *wahr* ist, eine Tragödie von Einzelnen ist, die die *wahre* Tragödie des Elsaß im Großen incarnieren, darum greift sie an das Innerste, läßt nicht los, zieht am Strang pessimistischen Bewußtseins und hallt lange . . . lange nach.

Weil es *wahr* ist, ist dieses Schauspiel schön, weil es *tief* ist, kann es nicht aus dem Gedächtnis schwinden. Die Rührung ballt sich zur *Tiefe des Empfindens* zusammen . . . war einer nicht *erschüttert*?

Schickele schuf Großes, das der *Mensch* in Paris, Berlin, auf halbem Weg in Straßburg, *menschlich* empfinden wird. — Schickele als Dramatiker ist der Besten Einer. Wie er die Gestalten malt, unbemerkt in jedem Wort, *hinhauchend*. Er *baut* sie nicht auf, Zug um Zug, dem Mosaikbild gleich — er *haucht sie hin*. Nach kurzem Anblick leben sie — und sind da. *Ehre* dem Dichter *stiller* Wahrheiten, der die *geschriene* Halbwahrheit verab-

*) Verlag der Weißen Blätter, Leipzig.

scheut. Er malt unbewußt — gottlob: ohne Typisierung — malt Charaktergemälde! Ist dieser Oberlehrer nicht köstlich? Sah man seit Jahren Innigeres als die Frau des Hans? . . .

Und wenn Hans leichthin sagt (über die Französin, der er folgte): „sie hat grüne Augen. Man sollte grünen Augen niemals folgen! . . .“, dann klingt so Naiv-Tragisches herauf. Ein Vöglein, das in den Rachen der Schlange zwitschernd hereinflog . . . Wir wissen auch nur zu sagen: das Auge zieht mächtig an wie ein Magnet!

Aus dem Räumlichen quillt Heimatluft — und Menschenleid. Nur ein Künstler und Mensch empfindet so. Das Erlebnis gab die Tiefe, das Erlebnis der Tausendfältigkeit, das hier und da aufwuchs in deutscher Erde, über der einst die Tricolore flattert . . . Es liegt Ironie in diesem Zwitterdasein; und der Ernst der Ironie macht es tragisch — unerhört tragisch. So wächst Schickele aus dem Heimatlichen heraus in den allgemein menschlichen Zwiespalt.

In Schickele naht ein Bekenner, der sein erstes trauriges Lied kundtat. Wir harren sein!

V.

Junge Poeten erstehen, die das nahe Ziel sehen. Heute, was vorgestern unmöglich war, vermag man zu sagen: sie sind da. Und aus diesem Zeitpendelschlag werden sich Kräfte lösen, die zur Ganzheit streben, und in jüngsten Kräften sprießen neue Welten. Auf heimatlichem Boden, neue, bleibende Paläste der Kunst.

. . . . Die Jüngsten sind da . . .

Thora Borg: Trauriger Frühling.

I.

Wer hat in die Frühlingsnacht
das leise Weinen gestreut?
hat der Wind, der Wind schon bereut,
daß er die Lenzglut entfacht?

oder klagt ein Vöglein im Nest? —
Hat das Vöglein geträumt,
daß seine Gluten gesäumt,
bis es die Jugend verläßt?

Nein, — da der Tag entschlich,
taut ein Herz, das vor Weinen vergeht,
weil dreimal der Lenzwind verweht,
und der Frühling kam ohne Dich!

II.

Daß ich nicht weiß, ob Du noch bist,
indes ich hier die ersten Blumen breche,
und nur von Dir mit meinem Herzen spreche,
wenn über eine kleine Frist
der ganze Frühling niedersinkt, —
das taumelt durch mein Hirn, irr wie ein Schmetterling,
der mit den dunklen Flügeln sich verfing
und nicht mehr findet, wo das Licht ihm winkt.

III.

Seidene Harfen gehn
leise die Weiden im Wind,
wenn durch die blassen Alleen
langsam der Abend rinnt.

Aus der verblühenden Luft
sinken die Tränen zum Strauch,
und aus der Ferne ruft
Deine Sehnsucht nun auch.

IV.

Eine redet nächtens ihrer Seele zu:
Nicht weinen,
in allen Gassen
liegen sie so verlassen
mit heißen Augen wach.

Nicht weinen, nein, nicht weinen!
Schlafe, doch nicht zu tiefe,
wenn seine Stimme riefe,
wer ginge ihr dann wohl nach?
nicht weinen.

Leo Sternberg:

Umwälzung.

Die Ungeheuer entstiegen dem Meer.
Über die unbewachten Wehren des Himmels
sausten geflügelte Drachen herein. Ein Wald von Geisern
gischt in die Lüfte. Und die wilden Feuer der Tiefe
haben die Erde geöffnet und schießen hervor
in blutigen Brunnen . . .

O, dies vergeht nicht mehr!
Und was davor liegt, wird nun Sage bleiben.
Dies ist der Einsturz und die Wende
der Zeit, wo Riesenschmetterlinge
an tropischen Blüten sogen,
wo Menschen Kinder waren,
die Segel der Träume zogen übers Meer,
und das leichte Leben
uns spielend schaukelte nach jedem Ziel . . .

Ewig dahin sind nun die Träume,
Gärten mit Schwänen auf dem Teich,
Blondhaar und blauer Blick und Flügelstaub der Jugend.
Wo sichre Straßen liefen, wälzt sich trübe Flut,
und wo das Meer gebrandet, hob der Abgrund
Wildnis herauf und Wüstenland . . . noch ohne Weg.
Und voll von Feinden ist die Welt —
Wer nicht gepanzert ist, dem wäre besser,
er hätte diese Tage nie gesehn!

Wir selber sind nicht mehr dieselben.
Die Drachen des Grauens kreisten uns um das Haupt.
Flammen sengten die Wimpern uns ab auf dem Höllenweg.
Wie einem, welcher schon im Sarge lag
und wieder auferstand zum blassen Leben,
wird nie ein Lächeln
uns mehr die eisige Miene lösen.
Wir nehmen hart den Hammer in die Hand
und schlagen uns aus Felsen einen Weg,
um auf dem öden Gipfel auszuschaun
nach einer Heimstatt drunten in der fremden Ebne.

Franz Adam Beyerlein:
Der lächelnde Wirt.

Fortsetzung.

4.

Ein Wort war in Inkens Gedächtnis haften geblieben: „Klas Schmitt, der ist Dein Fluch."

Sie überlegte: nun ja, es war Klas Schmitts Gewerbe, in der „Seemannsbraut" Bier, Grog und Schnaps auszuschenken, aber wenn er ein rechtschaffener Mann war, durfte er dem unsinnigen Treiben eines Trinkers nicht Vorschub leisten, sondern es war seine Nachbar- und Menschenpflicht, Lorenz und seinem gewohnten Zechkumpane, dem Zollwächter Strack, das Getränk zu verweigern. Strack, der pünktlichste, zuverlässigste und gutmütigste Bursche, sofern er nüchtern war, würde sich noch um Amt und Brot trinken, das konnte ihm nicht unbekannt sein, und wie es um Lorenz Lorenzen stand, das pfiffen ja die Spatzen von den Dächern.

Von Stund an erwog Inken, wie es möglich sein möchte, auf den Wirt zu wirken, daß er seinen Vorteil hintansetzend ihr Bundesgenosse würde.

Sie hatte gegen Schmitt von Anbeginn einen herzhaften Widerwillen gehegt, und durch das Leid, das unter den roten Fenstervorhängen seiner Kneipe hervor auf sie ausstrahlte, war die Abneigung nur noch gesteigert worden. Daher wußte sie im Grunde recht wenig von ihm, obwohl er der unmittelbare Anwohner des Süderenderhofes war.

Vor etwa sieben Jahren hatte er seinen Einzug in die „Seemannsbraut" gehalten. Er war vom Festland nach der Insel übergesiedelt, nachdem er auf Grund einer uneinbringlichen Forderung den früheren Inhaber der Wirtschaft aus seinem Besitz hatte treiben lassen. Der Umsatz in seinem Betrieb konnte unmöglich groß sein, gleichwohl hielt ihn die Insel für reich. Bei der Enge der Verhältnisse bedurfte es gar nicht erst der Schwatzhaftigkeit des Postverwalters, um aller Welt kund und zu wissen zu machen, daß Klas Schmitt häufig genug Gelder vom Festland erhielt und nicht minder oft in Prozeßangelegenheiten auf dem Gericht der Kreisstadt zu tun hatte. Mitunter lieh er auch ein paar hundert Taler auf der Insel aus, gegen Sicherheit natürlich und auf gute Zinsen, aber er drängte seine Schuldner nicht. In seiner Lebensführung galt er für einen Schürzenjäger, und die bösen Zungen zischelten, nicht ganz freiwillig, sondern mit seiner freundlichen Unterstützung habe sich eines Tages seine alternde eifersüchtige Frau am Dachbalken aufgeknüpft gefunden. Seitdem hielt er mit seiner Tochter, einem

verwachsenen, immer kränkelnden Mädchen von einigen zwanzig Jahren, Haus. Die Wirtschaft aber besorgte eine Mamsell. Die „Seemannsbraut" sah viele solcher Mamsells gehen und kommen, und gemeinhin erfolgte der Wechsel nach einem bitterbösen Zerwürfnis, das zur Freude der Insel meist ganz öffentlich mit sehr viel Lärm und ohne jegliche Zurückhaltung ausgefochten wurde.

Inken seufzte. Es schien, als sei das Süderende des Dorfes verfehmt. Drei Gehöfte bildeten es: sie waren auf einer kleinen Anhöhe gelegen, von der aus man die Heide weithin überschauen und im Westen ferne noch das Meer blinken sehen konnte, im Grunde auf dem schönsten Fleck der Insel, aber in allen dreien war ein unheimlicher Gast eingekehrt, im Hof und beim Zollwächter Strack das fressende Laster und im Wirtshaus die Krankheit und der böse Leumund.

Allen Bedenken zum Trotz entschloß sie sich, Klas Schmitt aufzusuchen. Nachdem sie lange Zeit ihre Tage wehleidig verdämmmert hatte, war sie beinahe stolz, nun einmal wieder etwas zu tun. Ein wenig Neugier und sogar eine gedämpfte gruselige Abenteuersucht waren freilich auch mit am Werke.

Ehe sie sich zu dem schweren Gang aufmachte, kehrte sie bei Sine in der Küche ein. Die Magd saß am Tische und brockte schwarzes Brot in ihren Gerstenkaffee. „Setz dich, Inken", sagte sie, indem sie mit der blaugedruckten Schürze einen blitzsauberen Stuhl noch einmal abwischte.

Die Frau ließ sich gehorsam nieder. Seitdem sie sich aus dem Geschehenlassen und Dulden der jüngsten Zeit zu einer Tat aufgerafft hatte, sah sie alles ringsum gleichfalls mit neu erwachten Augen. Mit erstaunten Blicken betrachtete sie die Magd. Immer noch war in ihrem Gedächtnis Gesine Jensen von einem Schimmer der Schönheit, der das hochgewachsene Mädchen mit dem freien Antlitz, mit dem reichen hellblonden Haar und dem jugendlich prangenden Körper einst verklärt hatte, bestrahlt geblieben, — und nun saß ihr gegenüber auf dem niedrigen Schemel eine grobschlächtige Person mit harten, scharfen, von der Sonne lederbraun gebrannten Zügen, das Haar gab zwar noch eine stattliche Flechtenkrone her, aber es hatte eine schüttere graugelbe Farbe angenommen, und gar dieser einst so jubilierende Körper war zu einem wahren Gerippe eingetrocknet Fleischlos, die Knochen nur von Sehnen umkleidet und von hervortretenden Adern umsponnen, ragten die dürren Arme aus der Jacke heraus. Aber diese Sehnen waren wie von Stahl, immer bereit zu schaffen und unermüdlich, und in den großen dunkelblauen Augen glomm immer noch ein schönes, helles Feuer. Wenn man auf dem Süderenderhof den Kopf noch eben über Wasser hielt, so war es allein Sines Verdienst.

Inken schaute beschämt auf die eigenen, weichen, weißen Hände in ihrem Schoß. „Ich will zu Klas hinübergehen, Sine", begann sie schüchtern. „Wenn er will, kann er uns aus der Not helfen. Er soll Lorenz das Trinken sperren."

Die Magd hielt inne mit Brocken und blickte überlegend zu der Frau auf. Mit einem Male schüttelte sie entschieden den Kopf, und ihre Augen leuchteten unwillig auf. „Er könnte wohl helfen," versetzte sie, „aber er tut's nicht. Er ist geizig und habgierig. Geh' nicht hinüber, Inken!"

„Meinst du?"

„Es nützt nichts. Aber auch sonst — geh nicht!"

„Weil die Leute sagen, er läßt keinen Weiberrock in Ruhe?"

„Es wird wohl etwas daran sein. Und du solltest dich dem nicht aussetzen, Inken. Du nicht."

„Du großer Gott, wer bin denn ich?"

„Du bist Broder Brahmsens Schwester, Inken."

Inken stand auf und erwiderte matt: „Aber auch Lorenz Lorenzens Frau."

Von einer plötzlichen Müdigkeit überwältigt lehnte sie sich an den Tisch. „Meinetwegen," ergab sie sich, „so geh' ich eben nicht." Stumpf sah sie zu, wie die Magd die Brotbrocken im Kaffee untertauchte und bedächtig einen nach dem andern verzehrte.

Nach einer Weile aber gab sie sich einen Ruck und lief eilig, wortlos hinüber zur „Seemannsbraut". Sie schritt durch den Kohlgarten hinterm Haus und durch die kleine Pforte und klopfte drüben an der Küchentür an. Es war Sitte auf der Insel, bei einem nachbarlichen Besuch in der Küche einzusprechen.

Klas Schmitt und Bertha, seine Tochter, schienen sich gerade gestritten zu haben. Das Mädchen hatte verkrüppelte Füße und vermochte sich nur auf Krücken zu bewegen. Durch sein Gebrechen war es gänzlich verbittert worden und vergalt nun das Mißgeschick seines Daseins der Umwelt durch Bosheit und Zanksucht. Es saß am Herd in einem gepolsterten Lehnstuhl, zu dem eine kleine Stiege hinaufführte, und briet einen Fisch in der Pfanne. Klas stand bei der inneren Tür, durch die man im Gastzimmer die Mamsell am Schanktisch hantieren sah.

Als Inken über die Schwelle trat, glättete sich sogleich das verärgerte Gesicht des Wirts. „Siehe da, Inken", grüßte er. „Welch angenehme Überraschung gleich am frühen Morgen." Er hatte eine alberne, gewissermaßen überfüllte Art zu reden, z. B. insofern er am „frühen" Morgen sagte, obwohl es längst 10 Uhr vorüber war.

Inken nickte: „Ich möchte ein Wort mit dir reden, Klas."

„Mit dem allergrößten Vergnügen, Inken." Er schloß die Tür nach der Gaststube und stellte sich mit geneigtem Kopfe wartend hin.

Die Frau wandte sich aber erst zur Tochter. „Ah!" sagte sie auf die Pfanne deutend. „Du hast Schollen von Hinrich Klasen genommen. Eine feine Mahlzeit! Wie geht es sonst?"

Das Mädchen schoß einen raschen Blick unter ihren dichten schwarzen Brauen hervor und umfaßte damit im Nu die Besucherin, die trotz ihrer zweiundvierzig Jahre und ihrer Kümmernis mit ihrem rosigen Gesicht, mit ihrer fraulichen Behäbigkeit und Fülle und in all ihrer wohlgepflegten Sauberkeit vorteilhaft genug aussah. „Schlecht," antwortete es dann scharf. „Und ich wünschte allen, daß es ihnen ähnlich ginge. Dann kämen sie wenigstens nicht her, um sich über allerhand Trödelkram zu beklagen. Das kannst du mir glauben, Inken, wer gesund ist, sollte zufrieden sein."

„Gesundheit ist viel, aber nicht alles," versetzte Inken. Darauf kehrte sie sich zu dem Wirt um: „Klas, wenn es anginge, möcht' ich dich wohl allein sprechen."

„Aber ganz natürlich geht das an, Inken. Es muß in jedem Falle angehen."

Schmitt öffnete mit übertriebener Höflichkeit die Tür und schob sich ihr voran durch die Schenkstube in das kleine Extrazimmer. Er rückte Tisch und Stühle von dem weichen Sofa zurück und hieß Inken Platz nehmen, während er selbst an dem einzigen Fenster, durch das die Sonne schräg hereinlugte, aufrecht stehen blieb.

Die Frau schöpfte Atem. Während sie nach einem Anfang suchte, schaute sie verstohlen zu dem Wirt auf. Auch ihn sah sie heute gleichsam zum ersten Male. Mit seiner fetten, kurzfingrigen Hand spielte er an der Vorhangschnur, und fett war alles an ihm, fett, fahl und schlaff, sein Körper, sein Gesicht, seine Stimme und seine Bewegungen. Das war aber nicht das lustige, straffe Fett, wie es z. B Viehhändler Thomsen am Leibe hatte; Thomsen hatte sich sein Fett gewissermaßen zusammengefreut und trompetete es vergnügt vor sich her. Schmitt aber glich einem Dieb, der unrecht Gut unter dem Mantel trägt. Vor allem fiel es Inken auf, wie blaß sein Gesicht war. Alle Männer der Insel waren von Wind und Wetter gebräunt, nur Klas' breite Wangen glänzten weißlichgelb, wie Speck, in den Maden geraten sind. An diesem Morgen steckte er in einem über und über fleckigen blauen Tuchanzug, wie ihn die Stewards zu tragen pflegen, an den Füßen aber hatte er unförmige Filzschuhe.

„Siehst du," begann er, „hier sind wir gänzlich allein. Also was hast du mit mir zu reden?"

Inken gedachte ihn ihrem Vorhaben günstig zu stimmen, und da sie wußte, daß er auf seine Weise die Tochter lieb hatte, lobte sie Berthas Aussehen.

Der Wirt zuckte die Achseln. „Findest du?" versetzte er. „Aber der Arzt sagt beständig, wir müßten sie sehr in Acht nehmen. Nun, wir wollen hoffen, Inken, von ganzem Herzen hoffen."

Danach mußte die Frau ihr Anliegen vorbringen. Sie hielt vor Scham die Augen niedergeschlagen und schilderte, leise vor sich hinsprechend, die Gefahren,

die dem Süderenderhof drohten, sofern der Bauer nicht vom Trinken ließ. Darauf bat sie Klas, er solle ihr als guter Nachbar beistehen; wenn er dem Gatten die Getränke verweigere, müßte Lorenz sich bescheiden, und dann könne noch alles gut werden. Halb unbewußt, als sie schon zu reden aufgehört hatte, floß es ihr noch zuletzt von den Lippen: „Wenn du's nicht um Lorenz' willen tun willst, den du doch deinen Freund nennst, dann tu's um meinetwillen, Klas!"

Der Wirt hatte vom Fenster aus mit geneigtem Kopfe zugehört und sich nur manchmal hinter der vorgehaltenen Hand geräuspert. Unterdessen war die Sonne vorgerückt, und ihre Strahlen erreichten Inken. Geblendet hob sie die Rechte vor die Augen.

„Oh, oh!" machte Klas. Er wurde plötzlich behende und zog den Vorhang aus rotem Kattun zusammen, daß sich mit einem Male ein rötlicher Dämmerschein über die Stube ergoß. Zugleich schien die geschlossene Gardine die Außenwelt ferner zu rücken. Inken wehrte sich unwillkürlich gegen die vertraute Heimlichkeit, die damit der Unterredung aufgeprägt wurde.

Bedächtig schob sich Schmitt heran und setzte sich der Besucherin gegenüber. Er vollführte zuerst mit seinen breiten Fingern allerlei ziellose Bewegungen auf der Tischplatte und hob dann stockend zu sprechen an. Natürlich bedauerte er „aus voller Seele", daß Lorenz, über den er alle Hände halte, sich so wenig beherrschen könne; aber so schlimm, wie Inken meine, stünde es wohl nicht um ihn, mindestens habe er — bei Gott! — keine Ahnung davon gehabt. Alle seine Worte trieften von Freundschaftsversicherungen, aber zugleich waren sie so gewählt, daß sie Lorenz erniedrigten und mit ausgerecktem Finger auf sein Laster wie auf eine häßliche Eiterbeule hinwiesen. Und ja, schloß er, es sei doch nun mal sein Beruf, Bier und Punsch zu verkaufen, und die Zeiten seien miserabel, kaum daß er das liebe tägliche Brot über habe, und jetzt solle er sich gar sozusagen seinen besten Kunden verscheuchen?

Inken hatte es dulden müssen, daß er den Gatten vor ihr an den Pranger stellte; jetzt erwiderte sie rasch: „Er wird bald ein guter Kunde gewesen sein, Klas!"

Danach verstummte sie jäh. Soviel hatte sie nicht verraten wollen. Aber Klas begriff sofort, daß die Frau zuvor nicht übertrieben hatte, sondern daß es in der Tat um Lorenz wackelig stand. „Tjaa!", sagte er, „wenn das mal gar so trüb und traurig aussieht, dann wollen wir ihn doch auf die Liste setzen lassen. Du stellst den Antrag, Inken, und ich bin Zeuge, von Herzen gern."

Die Frau sank in sich zusammen. Die Liste, die den namentlich aufgeführten gewohnheitsmäßigen Trinkernalkoholische Getränke zu verabreichen untersagte, hing in sämtlichen Wirtschaften der Insel aus und brannte ein Schandmal für alle Zeiten auf. Derzeit befand sich ein einziger darauf, Hilversen, der Stauer

von der Reede, der die englischen und dänischen Schiffer auf den Knien um einen Schluck Schnaps anflehte und in seiner unwiderstehlichen Gier bereits zum Einbrecher geworden war. Inken war niedergeschmettert, als sei ihr mit einem Beil vor den Kopf geschlagen worden, und hob nur abwehrend die Hand gegen den Vorschlag des Wirts.

Klas aber redete immer dringlicher auf sie ein. Er hielt es für an der Zeit, die Maske der Freundschaft hinter sich zu werfen, und zeigte ihr unverhüllt die Blöße ihres Gatten. Er erzählte ihr einzeln und haarklein, wie unflätig es jener treibe im Rausch, und wie er Lorenz schon einmal um ein Haar habe die Tür weisen müssen, weil er der Mamsell zu nah getreten sei, was doch eine doppelt schamlose Schändlichkeit bedeute, wenn einer eine so feine und schöne Frau zuhause habe. Er bedauerte Inken „aus übervollem Herzen" und flüsterte ihr schmeichelnd zu, ein so liebenswürdiges Wesen verdiene wahr und wahrhaftig ein glücklicheres Los, und sie könne gar nichts Besseres tun, als sich trennen von dem Trunkenbold und Saufaus; eine so reizende Frau finde leicht einen Mann, der ihr dann „Stecken und Stab" sein werde.

Über alledem war er nahe an Inken herangerückt und hatte ihr leise, wie tröstend, den Arm um den Nacken gelegt. Die Frau brachte nicht die Kraft auf, sich ihm zu entziehen. Sie hörte ihn sprechen, ohne den Sinn seiner Worte zu begreifen. Nur daß jede Silbe ihre Betrübnis und ihre Schwäche vermehrte, verstand sie. Aber zuletzt ging auch dieses Empfinden unter in einer alles niederwerfenden Müdigkeit und in der übermächtigen Sehnsucht, nichts, gar nichts mehr zu denken, nicht mehr zu leben.

Mit einem Male sah sie das blasse, fahle Gesicht des Wirts ganz nahe vor sich, seine allzu hellen, fast farblosen Augen bohrten sich starr in sie hinein, — da erwachte sie. Sie stand auf und streifte den Unrat von sich ab, daß er wie ein schlechtgefüllter Mehlsack auf dem Sofa zusammensank. Dann ging sie.

Klas Schmitt blickte böse hinter ihr drein. — — —

Inken hatte die „Seemannsbraut" durch die große vordere Tür verlassen, aber heimkehrend erblickte sie im Garten ihren Mann. Er stand müßig, den Spaten in der Hand, und blinzelte duselig in den Sonnenschein hinein. Sie konnte ihm jetzt nicht begegnen, deshalb schlug sie einen Bogen um das Wirtshaus und betrat wieder von rückwärts den Küchengarten.

Sine wirtschaftete mit Wäschestücken an der Bütte, aber sie war nicht mit Ernst bei der Arbeit. Als sie die Frau in der Pforte sah, lief sie eilig herzu. Sie brauchte Inken nur ins Gesicht zu schauen, um zu wissen, wie der Versuch bei Klas Schmitt ausgefallen war. Wortlos streichelte sie ihr die Hand. „Es ist noch nicht zu Ende heut," flüsterte sie dann.

Die Frau begriff nicht. „Was meinst du damit?"

„Mariechen Strack wartet auf dich." —

Die kleine Frau des riesenhaften Zollbeamten verging bereits vor Ungeduld in der Küche. Als Inken eintrat, sprang sie ungestüm von ihrem Stuhle auf. „Endlich, endlich!" rief sie.

Darauf sprudelte sie sogleich ihr Anliegen hervor. Am Morgen war der Inspektor vorgekommen; nicht Strack, seinen Untergebenen, sondern sie selber, Mariechen Strack, hatte er aufgesucht. Und hatte ihr in gutgemeintem Vertrauen mitgeteilt, mit Strack müsse das sich ändern. Ein königlicher Beamter dürfe kein schlechtes Beispiel geben und nächtelang in der Kneipe aufliegen. Darunter leide entschieden die Dienstfreudigkeit.

Inken ließ den Wortschwall sich ergießen.

„Ja, Mariechen," versetzte sie, „da hat der Inspektor wohl nicht unrecht."

Der kleinen Frau blieb der Mund offen. Sie war ein sauberes, rundliches Persönchen und verstand es, durch Näharbeit zu dem knappen Gehalt ihres Mannes manchen Groschen zuzuverdienen.

„Nicht unrecht?" wiederholte sie. „Recht, recht und tausendmal recht hat er!"

„Nun also!"

„Nun also? Und das ist alles?"

„Was soll denn ich dabei tun, Mariechen. Ich schleppe auch mein Teil."

„Du sollst deinem Mann das Handwerk legen, Inken! Er soll nicht mehr den Freigebigen spielen. Von mir kriegt Hermann keinen Groschen, — dafür laß' mich sorgen! Aber Lorenz verführt ihn."

Mariechen besaß ein flinkes Maulwerk und ließ es ausgiebig laufen. In einem Atem wurde der Zollwächter gelobt, wie brav er namentlich vordem gewesen sei, und in Grund und Boden verschimpfiert; stets aber blieb der Endreim: „Niemand anders wie Lorenz hat ihn auf dem Gewissen."

Inken ließ die Demütigungen, die ihr dieser Tag aufbehalten hatte, sich erfüllen. Sie hatte gebundene Hände und wehrte sich nicht. So kummervoll und zerbrochen saß sie da, daß die Empörung der kleinen Zollwächtersfrau unvermittelt in helles Mitleid umschlug. Mit ihren runden Armen umhalste sie die Leidensgefährtin und schmiegte ihre tränenüberströmte junge Wange an das ernste Antlitz.

„O Gott, o Gott," rief sie, „was sind wir doch arme, unglückliche Geschöpfe, Inken!"

Wie sie sich eine bei ihren Liebkosungen gelöste Haarsträhne wieder zurechtsteckte, fiel ihr Blick auf die Küchenuhr. Geschwind flog sie zur Tür. „Fast elf

Uhr! Und er muß noch nach Tisch hinauf zum Norderstrand. Ein Faß Wein ist angetrieben. Ich brate ihm eine Scholle heute; er ißt sie so gern. Adjüs, Inken!"

Kaum war Mariechen verschwunden, trat Sine in die Küche. Sie hatte der Frau die Beschämung ihrer Gegenwart ersparen wollen, jetzt aber war sie wieder da, falls sie gebraucht wurde. Sie trug in einem Korb Kartoffeln und schickte sich an, sie zu waschen und zu schälen. Inken saß stumpf am Tische.

Die Magd hatte sich zu ihrer Verrichtung auf dem niederen Schemel niedergelassen und streifte bisweilen die Frau mit einem verstohlenen Blick.

Mit einem Male hob ein gewaltsames inneres Schluchzen Inken vom Sitz empor und warf sie im nächsten Augenblick zu Boden. Sie kroch zu Sine hin und krallte ihre Finger in die weit entgegengebreiteten Arme der Magd. Wollte sie nicht schreien wie eine Tolle, mußte sie sich krampfhaft an irgendetwas anklammern. Ihr Körper bäumte sich und schütterte unter der Gewalt des Ausbruchs, ihr Antlitz ward weiß, wie das einer Toten; aber schließlich fanden ihre Augen Tränen.

Wortlos hielt Sine sie umschlungen. Die knochigen, von der schweren Arbeit gehärteten und von Nässe und Frost zerfressenen Hände hoben die Knieende sanft empor und geleiteten sie Schritt vor Schritt in das blitzsaubere Magdstübchen, wo die Frau am besten einsam sein und sich erholen konnte. Als das ungestüme Seufzen und Schlucken sich beruhigt hatte, kehrte Sine an ihre Arbeit zurück. Es war nur noch wenig Zeit bis zum Mittag, und sie mußte sich eilen. Bisweilen ließ sie aber doch das Schälmesser sinken und richtete einen nachdenklichen, finsteren Blick hinüber auf das Nachbarhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur XXI.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Einen interessanten Beitrag zum Verständnisse unserer östlichen Nachbarn bietet eine kleine Schrift, die unter dem Titel „Rußland und Europa" in der bei Eugen Diederichs (Jena) verlegten Schriftenfolge „Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates" erschienen ist. Sie ist ein Abschnitt aus einer größeren Abhandlung „Rußland und die nationale Frage", die in dem demnächst erscheinenden dritten Bande der „Ausgewählten Schriften" von Wladimir Solovjeff enthalten sein wird, die Harry Köhler beim Diederichsschen Verlage in deutscher Übersetzung veröffentlicht.

Solovjeff vertritt den Standpunkt, daß nationale Interessen nur dann Berechtigung haben, nur dann auf die Dauer als reale Interessen auch für das betreffende Volk anzusehen sind, „wenn sie den Menschheitsinteressen nicht zuwiderlaufen, sondern sich ihnen unterordnen, sich vom Egoismus frei machen und damit den christlichen Gedanken realisieren."

Wie der Herausgeber in der kurzen, aber höchst übersichtlichen und lehrreichen Vorrede ausführt, verlangt Solovjeff von der Politik, „daß sie das Prinzip der christlichen Pflicht im Dienste einer höheren Wirklichkeit, als es das momentane, scheinbare Bedürfnis der eigenen Nation ist, in sich aufnehme, und für Rußland stellt er sich all das ausgedrückt und verwirklicht vor in einer Partei, die er „die russische Partei" nennt, d. h. eine Partei, die den wahren Wünschen, dem wahren Wesen und eigentlichen Charakter des russischen Volkes entspricht, und die nicht lediglich theoretisch und schematisch, nach irgendwelchen Vorbildern des Auslandes eine kurzsichtige Nationalitätspolitik treibt." — Solovjeff, der mit den Slavophilen und ihren Bestrebungen in scharfem Widerspruche stand, bespricht in dem als Sonderabdruck vorliegenden Kapitel zwei Bücher des Slavophilen Danilewsky „Rußland und Europa" und „Der Darwinismus", sowie ein Buch von N. Strachoff über den „Kampf mit dem Westen in der russischen Literatur". In dieser Kritik nimmt Solovjeff Stellung gegen die slavophilen Bestrebungen, in denen er geradezu ein Unglück für Rußland sieht, da es durch sie in seiner Entwicklung mehr gehemmt werde als durch irgend etwas anderes. Solovjeff weist in diesem Abschnitte ferner darauf hin, daß die selbstschöpferische Betätigung seines Vaterlandes als europäischer Kulturfaktor gleich null ist, was dem lediglich rezeptiven Charakter des russischen Volkes zuzuschreiben ist, „das durch diese Eigenschaft organisch darauf hingewiesen sei, die Bausteine für seine äußere Weiterentwicklung aus der älteren Kultur des Westens herbeizutragen, bis es für seine besondere Aufgabe als Glied der Gesamtmenschheit herangereift sein wird".

Nur wenigen unserer Leser wird es vergönnt sein, die ganze Schrift des russischen Denkers zu studieren, aber

wir können einem jeden, der sich für Rußland interessiert und der einen kurzen Blick in seine Kultur und Struktur werfen will, aufs Wärmste diese kleine Schrift „Rußland und Europa" von Solovjeff empfehlen; er wird es nicht bereuen, ein paar Stunden auf ihre Lektüre verwandt zu haben.

Als 11. Heft der deutschen Folge der bei F. Bruckmann in München erscheinenden Sammlung „Weltkultur und Weltpolitik" erschien aus der Feder des bekannten Schriftstellers Dr. Paul Rohrbach „Der Kampf um Livland". Der Verfasser entrollt ein anschauliches Bild von der Entwicklung des alten deutschen Koloniallandes an der Ostsee und betrachtet diese gleichzeitig unter dem Gesichtspunkte des dauernden Kampfes zwischen Deutschtum und Russentum um diese Länder, des Kampfes, der im 13. Jahrhundert mit den Schlachten zwischen den deutschen Rittern und den russischen Großfürsten, die zum Verlust Livlands für die Russen führten, begann, und der, neuaufflammend, im 16. Jahrhundert den Staat des deutschen Ordens und die geistlichen Reichsfürstentümer in Livland zertrümmerte. Die Rohrbachsche Schrift zeigt ferner, wie sehr Livland von Anfang an in die Ereignisse der Weltgeschichte hineinverflochten gewesen und wie alt der deutsch-russische Streit um dieses Land ist, der jetzt von neuem entbrannt ist.

Reiches Material über die Donaumonarchie enthält eine Arbeit von Dr. Alexander Redlich über „Österreich-Ungarn als Großmacht", die als 14. Heft der „Kriegspolitischen Einzelschriften" im Verlage von C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin erschienen ist. Nach einer allgemeinen Übersicht über die Entwicklung des Großmachtbegriffs der Monarchie, die interessante Ausführungen über Weltreich und Hierarchie des Besitzes, bürgerlichen Individualismus, Absolutismus und Nationalismus aufweist, schildert der Verfasser Österreich-Ungarn als „bürgerliche Großmacht". Bei der Behandlung der Nationalitätenfrage sagt Redlich u. a. folgendes, was von besonderem Interesse sein dürfte und bei der Beurteilung der Donaumonarchie von Bedeutung ist: „Wie . . . in Österreich die Verhältnisse liegen, bilden bei den nichtdeutschen Nationen Klerikalismus und Nationalismus die wichtigsten Handhaben für den Feudaladel, um seine Macht aufrecht zu erhalten. Das wirtschaftlich zurückgebliebene Bürgertum unterstützt demnach unwissentlich Machtgruppen im Staate, die ein ihm selbst feindliches und entwicklungsgeschichtlich eigentlich überwundenes Herrschaftsprinzip darstellen. Der normalen Entwicklung des Bürgertums über sich selbst hinaus zur Teilnahme an einer großwirtschaftlichen Organisation stellt sich also ein merkwürdiger Block entgegen, der aus Feudaladel und Kleinbürgertum zusammengesetzt ist und je nach den provinziellen Verhältnissen vorwiegend entweder durch den Nationalismus oder durch den Klerikalismus zusammengehalten wird. Dieser Block erfährt eine weitere wesentliche Stärkung durch die Bauernschaft. Der österreichische Grundbesitz ist, auch abgesehen vom feudalen Großgrundbesitz, nur zum geringsten Teil an der modernen Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens zur intensiven und organisierten Produktion interessiert". Die Folge hiervon ist die wirtschaftliche Stagnation in der Monarchie, und aus dieser wiederum ergibt sich als wichtigstes politisches Resultat, wie Redlich ausführt, „daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Bevölkerung zu den großen Gegenwartsfragen in gar keiner Beziehung steht und, sofern er sich politisch betätigt, das willenlose Werkzeug der Agitation und das Opfer von Schlagworten ist, die er weder verstehen noch beurteilen kann. Diese der poli-

tischen Entwicklung schädlichen, wirtschaftlichen Zustände finden umgekehrt wieder ihre Ursache in der gehemmten politischen Entwicklung selbst; und so sehen wir, wie sich die Dinge ununterbrochen im Kreise drehen, ohne daß seit Jahrzehnten ein Ausweg gefunden werden konnte."

Im dritten Abschnitt beschäftigt sich Redlich mit den Fragen der auswärtigen Politik, wobei er naturgemäß dem Verhältnisse Österreich-Ungarns zu Rußland und zum Balkan einen größeren Raum gewährt. Bezüglich der künftigen Balkanpolitik Österreichs kommt er zu dem Ergebnis, daß die Monarchie wie bisher „eine selbständige und der Erwägung ihrer eigenen Interessen entstammende Balkanpolitik" treiben muß, und daß diese Politik keinesfalls darin wird bestehen können, daß sich Österreich-Ungarn die Balkanhalbinsel mit Rußland teilt. Es wird vielmehr auch heute wieder ihre Aufgabe sein, „den russischen Vorstoß auf der östlichen Hälfte des Balkans zu verhindern".

Ebenso wichtig ist für Österreich-Ungarn die Mittelmeer-Frage: „Die Monarchie muß mit militärischen Machtmitteln ihre Interessen im Mittelmeer vertreten können. . . . . . Österreich-Ungarn . . . muß die engherzige Betrachtung maritimer Dinge von sich werfen und erkennen, daß es von seinem Handel nach dem Osten künftig leben wird, daß die Verstärkung und Sicherung dieses Handels die einzige mögliche Grundlage für seinen industriellen Aufschwung, für den Wohlstand seines Volkes, kurz, für seine Umwandlung in ein modernes, produktives Gemeinwesen ist."

Doch wir können leider an dieser Stelle nicht weiter auf die interessanten Ausführungen des Verfassers eingehen, obwohl sie noch eine ganze Reihe wichtiger, beachtenswerter Punkte enthalten. Sie werden jedem, der sich der angenehmen Mühe unterzieht, sie zu lesen, manches Wissenswerte und Interessante bieten.

Im Anschluß hieran sei eine kleine Schrift genannt, die als 2. Flugschrift des Vereins „Deutsche Wacht" (Max Kellerer's Verlag in München) erschienen ist. In ihr behandelt der bekannte Grazer Staatsrechtslehrer Dr. Otto Frhr. v. Dungern die „Balkanprobleme", die für uns von größter Bedeutung sind. Er weist insbesondere darauf hin, daß heute auf der Balkanhalbinsel sich überall der Wille zum Nationalstaat „in seiner strengsten Form, als wirtschaftliches wie als rein politisches Volksideal" zeigt, eine Tatsache, die bei der künftigen Regelung der Verhältnisse auf dem Balkan sehr zu berücksichtigen sein wird. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir auch nochmals auf das Buch von Dr. W. K. Weiß-Bartenstein „Bulgarien. Land und Leute" aufmerksam machen, das bereits 1913 bei der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen ist, aber heute von ebenso großem, wenn nicht noch von größerem Interesse für den deutschen Leser ist, wo die bulgarischen Truppen so tapfer an der Seite der Unsrigen gegen die Entente fechten. Das mit zahlreichen Bilderbeilagen geschmückte Buch wird vielen willkommen sein, die sich über Land und Leute in Bulgarien zu unterrichten wünschen.

Von dem Buche von Prof. Alfred Hettner „Englands Weltherrschaft und der Krieg", das in lobender Weise hervorzuheben wir bereits in einer früheren Rundschau Gelegenheit hatten, liegt nunmehr die dritte umgearbeitete Auflage vor, die unter dem neuen Titel: „Englands Weltherrschaft und ihre Krisis" wie die vorhergehenden im Teubnerschen Verlage erschienen ist und wichtige Zusätze und Veränderungen der früheren Auflagen aufweist. Wir wünschen dieser neuen Auflage vollen Erfolg. —

Aus der Feder des bekannten Leipziger Historikers, Prof. Dr. Erich Brandenburg ist im Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig eine Schrift über „Deutschlands Kriegsziele“ erschienen, in der Brandenburg klar und bestimmt die Bedingungen aufzählt, deren Erfüllung für einen deutschen Frieden unerläßlich ist. In wohldurchdachter Weise sind diese Ausführungen begründet. Insbesondere weist der Verfasser auf den Wert internationaler Garantien, Schiedsgerichte. Abrüstung, Verträge hin und erörtert u. a. den Ausbau unseres Bündnissystems, etwaige Gebietserweiterungen durch Annexion, die Errichtung von Schutzstaaten und die Gestaltung unserer Kolonien. Die Ausführungen über diese beiden letzten Punkte dürften von besonderem Interesse sein.

Manches Lesenswerte enthält auch das Buch „Nicht Deutschlands — Europas Friedensziel im englischen Weltkrieg“ von F. Oloff, das als 15. Heft der bei Puttkammer u. Mühlbrecht in Berlin erscheinenden Sammlung „Zeitspiegel“ veröffentlicht worden ist. Es scheint uns, daß der Verfasser sich nicht immer von subjektiven Stimmungen freigehalten hat, und daß manches in seinen Ausführungen lediglich unter dem Eindruck des Krieges entstanden ist. Doch wir wollen auf diese Einzelheiten nicht eingehen; abgesehen von dieser menschlichen Schwäche enthält das Buch, wie gesagt, manches, was wert ist gelesen und beherzigt zu werden. Besonders gilt dies vom 4. Kapitel, das über das zu erstrebende Friedensziel handelt.

Ferner seien drei kleine Schriften aus dem Züricher Verlage Art. Institut Orell Füßli genannt. Unter dem Titel „Ein neuer Gesichtspunkt zur Friedensfrage“ vertritt der belgische Industrielle Henri Lambert die feste Überzeugung, daß der Freihandel mehr und mehr der einzige Friedensstifter sein wird. Im zweiten Teil der Broschüre ist der offene Brief Lamberts an Wilson vom Oktober 1914 abgedruckt, worin u. a. die Einberufung einer Konferenz angeregt wird, an der alle Völker der Welt teilnehmen sollten, um eine Konvention zu schließen, durch welche sämtliche Kolonien dem Freihandel aller Völker eröffnet würden. — In einem anderen Hefte schreibt der finnische Schriftsteller Arthur Travers-Borgstroem über den „Triumph der Organisation und ihr Siegespreis“. Der Gedankengang dieser Schrift ist kurz folgender: Der Krieg hat in den Staaten die Organisation geweckt. In gewissen Zweigen der sozialen Lebenshaltung ist eine neue Lebensführung unter staatlicher Leitung notwendig geworden. Wo man diese bisher dem privat-industriellen oder unabhängig-vergesellschafteten Betrieb überlassen hatte, ist er illusorisch geworden und ausgeschaltet. Diese verstaatlichte Organisation muß aber auch im kommenden Frieden beibehalten bleiben, wenn der Preis für die Kriegführung, also die Kriegskosten bezahlt werden sollen. Um die dafür erforderlichen Geldmittel flüssig zu machen, schlägt der Verfasser die Verstaatlichung des Finanzwesens vor. — Das dritte Heft aus dem genannten Verlage enthält schließlich eine durch Zusätze erweiterte Rede von Prof. Dr. Fritz Fleiner über die „Politik als Wissenschaft“, an deren Schluß der Verfasser ausführt: „Wie entfaltet die Politik als Wissenschaft ihre lebendige Wirkung am Lernenden, am einfachen Bürger? In einem ethischen Moment. Sie lehrt uns, daß die Hingabe an das Gemeinwesen, in dem die Wurzeln unserer Kraft ruhen, der politischen Tugenden größte ist.“

Von der Mammenschen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft“ („Globus.“ Wissenschaftl. Verlagsanstalt. Dresden) liegen zwei neue Hefte

vor. Im 32. Heft behandelt Dr. Hans Siegfried Weber die „Deutsch-russische Rücksiedlung". In einem einleitenden Abschnitte zeigt der Verfasser, wie Deutschland jahrhundertelang den Kulturdünger für die Blütenherrlichkeit fremder Staaten und Völker abgegeben hat. Alsdann gibt er einen Überblick über die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse und die ganze Entwicklung der deutschen Bauernkolonien in Rußland. Die bereits vor dem Kriege stattgefundene Rücksiedlung von deutschen Bauern aus Rußland nach Deutschland wird des näheren ausgeführt. Den Hauptnachdruck legt Weber auf eine Darlegung der Notwendigkeit und Bedeutung der Rücksiedlung der deutschen Bauernkolonisten aus Rußland nach dem Kriege. Ein Landzuwachs im Osten verlange auch dringend diese Rücksiedlung. Im letzten Abschnitte beschäftigt sich der Verfasser mit der Organisation der zukünftigen Rücksiedlung und der Art der Ansiedlung der Kolonisten. — Im 28. Heft der Sammlung, das „Klarheit in der Ostjudenfrage" betitelt ist, bietet Dr. Erich Bischoff eine Erörterung der Ostjudenfrage, die infolge der Eroberung der östlich unserer Reichsgrenzen liegenden Teile Rußlands mit ihrer starken Judenbevölkerung sogleich nach dem Frieden für uns zu einer brennenden Frage werden wird.

Immer klarer und dringender tritt die Erkenntnis zutage, daß unsere Zukunft auf einem reichlichen Nachwuchs ruht, daß das Fortschreiten des Geburtenrückganges unsere Zukunft bedroht. Abhilfe gegen diese Erscheinung tut not. Eine Hauptursache der Geburtenbeschränkung liegt zweifellos auf wirtschaftlichem Boden, und es ist deshalb erforderlich, daß wir uns zur wirtschaftlichen Förderung der Familiengründung und der Kinderaufzucht entschließen, d. h. Familienbeihilfen gewähren. In einer bei J. Heß in Stuttgart erschienenen Schrift „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt" hat nun der 1. Staatsanwalt A. Zeiler auf Grund eines guten Zahlenstoffes aus dem Leben den Versuch unternommen, eine Beihilfenordnung auszuarbeiten. Mag dieses oder jenes an der vorgeschlagenen Ausgestaltung auf Bedenken stoßen, so wird doch niemand, der sich über die Frage der wirtschaftlichen Bekämpfungsweise des Geburtenrückgangs klar werden will, die Ausführungen und Berechnungen des Verfassers ohne Nutzen lesen. Sein Zahlenstoff wird aber auch für weitere Arbeiten über diese Frage eine willkommene Unterlage bieten.

Theaterrundschau.

Von Assaf Ciffrin.

I.

Das „Lessing-Theater" öffnete seine Pforten einer jüngeren — nicht der jüngsten — Generation. Diesem Haus gebührt der tiefe Dank Aufkommender und die Huld des Kunstjüngers. Ob matt oder leuchtend, die Sonne der Jüngsten bricht sich Bahn durch die Wolken. Das Schiff . . . dem Auge heute nach ein Schifflein . . . es naht . . .

Diese Bühne, die Barnowsky leitet, wird Schöpferin und erwirbt den schönsten Ruf: der Geburtshelferin einer neuen Generation. In den Tagen materieller Dämmerung im Mittag künstlerischen Mutes, der der Vater aller Kunstbejahung ist. Alle ahnen die Geburt der Jüngsten voraus — und doch, trotz tausendfältiger Ahnung, blieb sie eine unter vielen, da sie den Mut hat, der zu den höchsten Sternen winkt . . .

Die Aufführung von Hans Kysers „Charlotte Stieglitz", die Arthur Eloesser besorgte, war Eben-

mäßigkeit. Das lag in der Ebenheit des Stückes (siehe Seite 211 f.). Theodor Loos hauchte das Bibliothekarsdasein Stieglitz' dahin. Loos haucht meist seine Menschen hin; und in diesem Hauch liegt so viel Haltlosigkeit der Gestalten: Krater, die Vulkanseelen bergen — und nie zum Handlungs-Ausbruch gelangen. Tappende . . . Lina Lossen hat nur ihre dunklen Augen in die Luft zu bohren, mit vorgebeugtem Kopf ihre Nackenmuskulatur zu spannen — und so viel Menschenleid, Entsagung, entsteht in dieser stummen Verwurzelung. Hat man sie mit Augen erst umfangen, da erscheint das Wort — überflüssig fast. Das Wort, das zum Bewußtsein tappt. Das Auge erfaßt sie ganz. — So spielten sie auch in „Liebe" das aneinander gewöhnte, aneinander zerriebene Ehepaar, machten tiefer fühlen — sich selbst als Menschen — denn die Sprache des Autors zu sagen vermag. — Im Kyserschen Stück spielte — spieldilettirte — noch Maria Carmi die Lebenserkennerin . . . Sie kommt von der Leinwandkunst, der zweidimensionalen, in die räumliche der Bühne. Unplastisch trotz buntem Farbenstrich . . . Wie sie zu Charlotte spricht: „Fürchtest Du Dich nicht vor der Erkenntnis des Männerherzens?" da empfand man den Abgrund des Dilettantismus, der mit Riesenmaß ins Bewußtsein sprang; hämmerte . . . . Warum gerade sie? . . .

Barnowsky arbeitete meisterhaft in „Sorina". Es lieh auch Pulsierendes die Kraft (siehe Seite 213). Lebendigkeit sprühte. Namentlich zu Beginn. Wenn Ilka Grüning, als Frau Polizeiinspektor, im Bademantel zurückhuscht, den Schreck auf dem Antlitz, die ruhige Absicht in jeder Bewegung, das erschüttert. Nur bleibt sie später zu sehr die gleiche. Hervorragendes beim Auftritt zeigt Carl Forest als Zwerg-Gewaltiger, bleibt indessen auch in der Entwickelung stehen. Das ist schade. Lag es am Stück? — ich glaube nicht.

Ein Fehler sprang in die Augen und verstimmte: wenn die Liebesdurstige, in Erwartung des Opfers, die Gardinen vor den hellen Fenstern herabläßt — später heraufzieht, so hat das Rampenlicht zu wechseln. Da fehlte dem Regisseur das Gegenwartsauge. Das ist fundamental und verstimmte. Umso mehr als die Aufführung so sprühend, so lebendig und von Geist durchflutet schien.

*

Über „Armut" in den „Kammerspielen" war gesagt: „ein Stiefkind dem Autor, ein Stiefkind der Bühne".

Über Wildgans: „ein fertiger Unvollendeter. Unvollendeter durch „Armut", fertig (d. h. einer, der dramatisch nicht mehr zu geben verspricht) durch seine jüngste Tragödie „Liebe".

Über Liebe: „im Schatten des Erfolgs von ‚Armut' geschrieben."

„Liebe"*) ist erarbeitet . . . und das schmerzt, weil Wildgans als Lyriker nicht fleißig zu sein braucht. Der Titel erweckt Erwartung — und bleibt nur ein „Titel". Der Kern bleibt hohl. In der Schale der Kokosfrucht — ein Haselnüßlein. Schlag an! — Hohl! Hörst Du den Klang?

Hat ein Größerer doch mit „Liebelei" sich begnügt; und diesem wär' — blieb er durstig nach dem „Liebeston" —: Liebelei genug. Sicherlich der gleiche Stolz, den ein Kind besitzt — dem man gut sein muß — wenn es mit innerer, hochaufgerichteter Positur im Buchladen ein Buch von großem, gutem Ruf verlangt . . . um gehört zu werden. „Liebe". Ist's inbrünstiges Gebet, Bekenntnis, Brunst, Spiel? Nichts von allem in der Handlung — von allem ein Grau in den Worten. Innenleben? — Kaum. Wortklang allein. — Armut ließ durch Poesie

*) Verlag Staackmann, Leipzig.

sich künden, die Liebe versagt in solchen Worthülsen, die selbst in Versen wurzellos sind . . . Liebe ist mehr! Da steht der Faustwagner, das Reagenzglas mit Salzwasser in der Hand, und spricht zur Menge: „das Meer ist salzig — hier, schaut! da ist das Meer!"

So sieht ein kleines Auge — so ruft ein Halbapostel. Wildgans bringt so viel apostolisch Gesalbtes. Immer apostolisch — und drängt es in Profanes und Heiliges. Man empfindet die Arbeit, die an dieser „Tragödie" aufgewandt ist, und müßte sich verneigen, wenn sie nicht den Titel „Liebe", eine „Tragödie" trüge . . .

Bestenfalls — trotz vieler, kommender Aufführungen, die selbst den Brünstigen nicht erschüttern können — ein Abendspiellein. Die Aufführung war schön. Loos und Lossen, wie im Namenklang, ähnlich in ihrem zarten Spiel. Dagny Servaes spielt die käufliche Liebe, in deren Brust urplötzlich die wahre Liebe erwacht. Sie tritt nur einmal auf — und könnte die Tragödie der Liebe sein, trüge sie nicht Züge gedrängter Unwahrscheinlichkeit. Echt und beseligend ist die Schönheit, die die junge Spielerin, nicht der Autor, auf die Bühne bringt.

*

Für die Aufführung all der neuen Werke — trotz wechselndem Erfolg — ist Barnowski zu danken. Im Dienst der Kunst dient er sich und anderen . . .

Das „Künstler-Theater" brachte drei Einakter, die ihr Dasein längst bejaht, auf die Bühne: Den tragischen „Kammersänger" von Wedekind, die zart erotisierende „Comtesse Mizzi" von Schnitzler (beide von Eloesser geleitete Darstellungen) und I. Klasse von Thoma, die derblustige Fahrt zusammenversprengter Gestalten aus dem bayrischen Alltag. Vom Tragischen zum Übermütigen ging die Reise. Einer fand sich immer ein und schien sich mählich zu beleben; Bonn war in der Wedekindträne lau, im Lustigen gut, im Burlesken als Bauernabgeordneter zwerchfellerschütternd.

II.

In den „Kammerspielen" traf ein Strahl aus hellster Helle nieder in diese schwarze Wirklichkeit. Bahrs „Konzert" prangt von zwei Seiten. Erstens: die Unterhaltung enthält Witz; zweitens: das Menschliche ist enthüllt in seiner ewigen Wahrheit — die dem Rhythmus des Pendelschlags menschlichen Gleichmaßes entquillt. In hundert Jahren werden die Namen wechseln — die Triebe bleiben die gleichen; das Getriebe wird sich kaum ändern . . . solange es Pianisten, gute Frauen, Schwärmerinnen und kluge Männer geben wird. Das Menschliche in diesem Stück macht es wertvoll — so ewiggrünend unter welkendem Gewand . . .

Die Komik besteht nicht im überraschenden Zusammentreffen einander ungünstiger Zustände (jene wirkt immer — nur für den Augenblick!). Sie liegt in der Entkleidung von Menschennaturen. Bahr arbeitet da vollkommen demaskiert; mit offenem Visier; verläßt nie den Boden des Seins. Mehr als Malerei von Eigenschaften! Enthüllung bis zur völligen Nudität — und in Erkennung eigener Zeichen und Male, die die Nackten kennen, sich wiederfindend. Der Kontrast zwischen Wirklichkeit und Vorstellung ist stilisiert. Wir haben hier: stilisierte Nudität, die Bahr aus Erkennerauge sieht. Nudität . . . die cultiviert, fein cultiviert bleibt (bei Schnitzler zum Wesenszug wird).

Ohne Larve! Auch auf einem Weltkörper, der keinen Heiland trug, wo Menschen nur mit ihren Leiden beieinander wohnen, würde man diesem

Ausfluß edelsten, verzeihenden Erkenntnisses lauschen . . . Bahr lauscht mit seiner Skepsis — und verzeihendem Optimismus zugleich dem Jahr um Jahr, Tag um Tag sich neugebärenden Trieb der Geschlechter.

Die von Carl Heine geleitete Aufführung, die indes Bonn als Pianisten Heinl, Höflich als Frau, Gebühr als Dr. Jura und Eckersberg als Frau Delfine ihr Bestes verdankt, muß als die schönste Lustspielaufführung dieses Winters bezeichnet werden.

*

Erinnerungen aus alten Tagen steigen auf und nicken . . . Das „Deutsche Theater" wiederholte die Aufführungen von „Othello" und „Judith". Wegener stand im Mittelpunkt und war Kern.

„Othello" wird immer marternd wirken — weil die Leidenden unschuldig sind. Über dieses Peinigende kann eine gute Darstellung kaum hinweghelfen . . . Wer Wegener beschränkter Mittel zieh, (bis zu einem Grade kann's geschehen), der sehe diesen Othello. Nicht mohrhaft gab er ihn; ich kenne — aus der Nähe — den Mohren, mit und ohne Civilisiertenquaste. Wegener gibt eher den Halbbeduinen — ohne an ihn zu denken —: den Fletschenden im Rachefieber, den Grundgütigen im Glück. Der seine elfenbeingelben Zähne — lachend . . . und wütend — zeigt. Wegener spielt nicht den Einzelmenschen — seit seinem „College Crampton" nicht mehr — Wegener symbolisiert (unbewußt!) Er symbolisiert im Spiel. Dadurch entrückt er kleinlich-naturalistischer Realität — wirkt aber umso nachhaltiger. Jeder Ruf, jeder Ton, scheint begleitet zu sein von einem Donner-Bumm eines mächtigen Tambours. Das ist der Kern seines Spiels. Donnerpaukenschlag! . . .

Er entwächst symbolisch den Worten. Oft zuungunsten Shakespeares. Allein, er wirkt nachhallend als Symbol. So im Gebet, wenn er in die Kniee stürzt (nicht fällt), wenn er die schöne Desdemona, seinen eigenen Schönheitsborn, erdrosselt und wieder küßt. Neugeburt und Tod und abermals — Neugeburt. Die ewige Wiederkunft solchen Chaos wird durch Wegener offenbar. Verhundertfacht. Er gibt eine sich überpurzelnde Menschheit, wenn aus dem Glücksrad — der Zufall ein Schräubchen gelockert. Er wird Symbol für die gequälte Kreatur einer sich zerwühlenden Natur, die der Gott ohne Mitleid, der Gott der Menschenattribute, der Leiden • ohne Zahl, schuf . . .

. . Wenn Wegener aufschreit — halblaut nur, — so fühle ich; so ruft kein Einzelner! so sind die Klagen Tausender von Entrechteten um das Verlorene Paradies! Der Schrei des Ödipus. Ein Laut ohne Worte . . das wortlose Ahh . . . (in A-Höhe), ein Echo den Worten, die den Schmerz in seiner Tiefe begründen. . , .

Ganz romantischer Berserker ist er als Holofernes. Ein Teil bleibt nur Spiel. Strindberg, der Seelenzerreißer, hat nie den weltversöhnenden Hebbel begriffen. Darin liegt Hebbels Größe und Strindbergs Zwergtum in seiner Tiefe. Das Drama der Judith ist Sturm und ergreift.

Und Maria Fein zeugte umfassende Tiefe (die sie oft anderswo verwischt, wo sie Palette bleibt). Wintersteins Jago war eine der schönsten Leistungen — des Mannes und des Spiels. Welcker spielt die Desdemona — neben Meisterleistungen — . . . Othello hat kaum mehr als das Weiß ihres Antlitzes zu freien gehabt. .

Die beiden von Reinhardt geleiteten Aufführungen sind von ehegestern her bekannt — und waren schön.

III.

Die Aufführung von Carl Hauptmanns „Tobias Buntschuh“*) im „Deutschen Theater“ hatte halben Erfolg. Der galt mehr Pallenberg als Darsteller des Tobias, Hauptmann dem Menschen, denn Hauptmann dem Autor des „Buntschuh“. Geht man an das Stück selbst heran, dann erscheint man lieblos — indes man den Menschen Hauptmann liebt.

Tobias', des Erfindergenies, Seufzer ist ein Aufschrei aus materialistischer Verkettung. Dieser Schrei erfolgt nebenbei — und wird gedehnt. Keine Ketten knirschen, keine Seele wird offenbart. Es zöge der Einband mehr als der Inhalt des Buches den Blick auf sich. Und es könnte auf dessen Rücken stehen, fingerbreit unterstrichen, rot oder blau: das Spiel ist eine Tragödie. Vom heutigen Hirnmenschen, mit dem Stein an Herzensstatt. Der sich verklagt, selbst unter das Fallbeil legt und wieder Auferstehung feiert . . . weil die Materie, sein Erfinderhirn, ein Teil Gottes ist . . . Da ist Radiana (dem Radium ähnlich!), in Wirklichkeit Lotte Grasmück geheißen, leuchtendes Mikröbchen der Natur. — Er unterstreicht; unterstreicht fingerbreit, nicht rot oder blau — sondern rot und blau und grün und . . .

So bekundet Radiana zu anderen an die zehn Mal: „ich könnte Herrn Wendelborn mich geben“ . . . — Es merkt ein jeder in der gewollten Symbolik mehr: Gewolltheit, damit das Symbol nicht verdämmere. Faustdick unterstrichen. . .

Allein: ein Bekenntnis. Und mit diesem Bekenntnis ist es Carl Hauptmann furchtbar ernst. Und wäre ich von Anbeginn geneigt, zu stocken . . . ich ward ernst, da ich hie und da sah, wie man mit dem Ernst lustig verfuhr. Das stimmt einen erst recht ernst. Und Hauptmann ist es ja um ein Bekenntnis zu tun.

Das Werk ist „burleske Tragödie“ genannt. Es ist burlesk im Gewand — die Tragödie bleibt gedacht.

In der Form ist Gesuchtes; und das Gesuchte wirkt nicht frappierend, sondern gesucht. Man empfindet bei dem ganzen Zirkusgedränge die gewollte Gesuchtheit, da es nebensächlich bleibt. Den Seiltanz, wo niemand sich mit seinem Leben in Gefahr begibt. Nebensächliches. Die Sprache ist bruchstückweise, schön.

Die Tragödie erstirbt in Halbburleske. Splitter von einem Gedanken-Torso, der im Rein-Gedanklichen — nie in der Tat, sich äußert. Der Kern ist: der gedankliche Torso. Tobias entwickelt sich nicht; er bleibt im umgekehrten Faustulus stecken. . . .

Die Pallenbergtragödie erschüttert, weil Pallenberg immer, ohne zu suchen, zu tappen, mit seinem Krächzen an das Herz bleiern greift. Weil Pallenberg nicht spielt, — sondern ist.

Die Aufführung suchte mit Maria Fein (Luisa), Winterstein als guter Geist (Wendelborn), Welcker als liebliche Radiana manchen Gedankensplitter — leider nie Tattorso — herauszuzeichnen und zu Bleibendem zu umrahmen. . . .

*

Den Untergrund zu seiner Komödie „Die Rebhühner“*) bildet eine Familienerinnerung beider Brüder Carl und Gerhart Hauptmann. — Ein Vater, fünf Töchter, fünf abblitzende Werber. Die Einmaligkeit der Handlung ist ihr Fehler, obzwar die Menschen

*) Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

der Wirklichkeit entsteigen. Vornehmlich Situationskomik. Oft genügt ein Wort, um die mit Humor gefüllte Luft zur Explosion zu bringen. Die Malerei ist oft bewußt; das Spontane einer plötzlichen Wirkung wird zuweilen vorweggenommen. Die lesenswerte Komödie bringt uns eine andere — durch den Dichter lustig gesehene — Seite des Familienlebens der Jung-Hauptmanns.

IV.

„John Gabriel Borkmann" erstand neu im „Deutschen Theater". Das Werk ist kein Bekenntnis Ibsens mehr; es ist nur ein Panier der Alternden — und als Panier hat es Bedeutung im Schlachtengewühl allein. Jenen revolutionären, die Enge sprengenden Zeiten sind wir um Jahreslängen und Erlebnistiefen voraus — und siehe da: das Stück ist zu einem Denkmal erstarrt. Stereotypisch in unsere Zeit versprengt. Uns Heutigen, bestenfalls ein Symbol jener Kampfzeit. Gerupfte Federn liegen am Boden; selbst zerzaust.

Ein Einzelfall ist gezimmert; im Gegensatz zur begrifflichen Symbolik in den „Gespenstern", im „Baumeister Solneß". Geplatzte Explosivbegriffe. Abgearbeitete Sprungfedern, die ihre Schleuderkraft eingebüßt haben — da bereits geschleudert ward. Eine Dämmerung zieht herauf. Eine Petroleumlampe in der Zeit der Bogenlampen und Scheinwerfer — mit ihrem wärmenden Licht. Manches klingt, nacherzählt, schöner, als es die Bühne gibt. So klingt es schön: wenn die zwei Schwestern, bis ins Mark sich zerhassend, über dem Toten — das Streitpanier, das einen Seelenmord beging — sich die Hände zur Versöhnung reichen. In Worten — schön! Auf der Bühne und im Stück blutleer.

Eine so hervorragend gute Aufführung wird man selten zu sehen bekommen. Wegener (Borkmann), Bertens und Else Lehmann (die Schwestern), Pallenberg (Foldal). Meisterhaft gespielt — von Reinhardt inszeniert. Und mit schmerzlichem Gefühl denkt man; Wie Brahm symbolisch ward für die neue Generation des Naturalismus — warum verschließt sich da Reinhardt mit seinen drei Bühnen (!) dem jüngsten Drama? Das heute schon da ist?! Ihm und der Literatur zu Ruhm?! . . .

Wohl war die „G'wissenswurm"-Aufführung anziehend, die Darstellung von „Weh dem, der lügt" — beide in der Volksbühne — eine abgerundete, durch Thimigs Leon, Jannings fabelhaften Galomir und Pünkösdys Edrita neu belebt . . . aber, was ist Dir, mir . . , uns Hekuba? Eine neue Generation, mit besseren Werten, pocht an die Tür. Sie ist schon da!

Und etwas von Reinhardts — selbst Leichen — belebendem Hauch täte den Jüngsten not! Und er wüchse, in seiner Berufung — zumal sein Werk das Theater zu vertiefen und zu verschönen begleitend wirken kann — zu symbolischer Höhe einer Jugend, die lebt, heran! . . . .

V.

Das „Kleine Theater" spielte den „Raub der Sabinerinnen", und durch Abels köstliche Darstellung geriet alles in eine zwerchfellerschütternde Heiterkeit. — Es galt, einen Wink der Kasse zuzublinzeln. —

Heute gibt diese Bühne, die mit unglaublichem Mut und Freude sich für René Schickeles „Hans im Schnakenloch" einsetzt, ihr Bestes. Der Direktor Altmann, der die Aufführung leitet, hat neben dem ungemein großen Theatererfolg — einen literarischen Sieg von Bedeutung (siehe

Seite 215) davongetragen. Die Spuren sind nicht verwischbar. Eine starke Natur hat sie eingezeichnet.

Rodegg, ein intelligenter Schauspieler, auf dessen kluge Ausführungen in den „Hamletentdeckungen" (Verlag Österheld, Berlin) hier hingewiesen sei, gibt den schwankenden Hans. Bildt, zu schroff, den eingelebten deutschen Bruder. Frau Ehn, ein schönes Bild der Frau Klär. Die kleine Bühne konnte oft die große Last nicht tragen — und daher wäre das Lesen dieses herrlichen Stükkes*) — um seiner Tiefe willen zu empfehlen. Da ragen höhere Burgzinnen in die Höhe.

Dieser mutigen Bühne gilt ein literarischer, tiefer Dank! . . .

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank,

Täglich fast erweitert und vergrößert sich der Kreis der Interessen der weiblichen Hilfsarbeiter im Kriege. Dem Arbeitsfeld wird neue Mühewaltung zugeteilt. Der Tätigkeit erschließen sich ungeahnte, bisher ganz fremde, brach liegende Gebiete, die eine Durcharbeitung und Orientierung erfordern. Besondere Ansprüche machen sich geltend für eine Neuorientierung in Dingen, die dem Frauengeist bislang fernlagen, ihm jedenfalls keine Aufgaben stellten, mit denen er sich zu beschäftigen hatte. Ganz plötzlich taucht die Frage auf, ihre Beantwortung ruft neue Kräfte und Energien wach, und ehe man's recht bedenkt, sind sie erweckt und in den Dienst der Sache gestellt, als wäre dies das lang gewohnte, längst bekannte, so wie es allerdings das selbstverständliche ist. Zu diesen Fragen gehörte in jüngster Zeit die „Hausbesitzerinnennot". Sie war durch die traurigen Verhältnisse des Grundbesitzes zu unerträglicher Höhe gesteigert, suchte vergeblich nach Hilfsmitteln, um dem Ärgsten vorzubeugen, nachdem trotz ihres Anschlusses an den Hausbesitzerverein sich dieser nicht mit ihrer Lage speziell befassen konnte und sie, in der großen Allgemeinheit, einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil bildend, nur auf die allgemeinen Maßregeln hingewiesen werden konnten. Damit war ihnen aber nicht gedient, da diese ja auch dem Notstand des Gesamt-Grundbesitzes kaum Abhilfe zu schaffen vermögen. Es mußte also ein anderes Ventil geschaffen werden, und siehe da, es gelang. Die weiblichen Hausbesitzerinnen gründeten den Hausbesitzerinnen-Verein und nahmen ihre Angelegenheiten selbtätig in die Hand nach dem Wahrspruch: Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen. Tüchtige, kluge, energische Frauen widmeten sich der Lösung des Problems, dessen Wichtigkeit in seiner aktuellen und zukünftigen Bedeutung den Einsichtigen und Weitblickenden rasch klar wurde, und der Verein kam zu Stande. Das schnelle Anwachsen der Mitgliederzahl bewies, daß diese Frauenvereinigung heute bereits auf dem Gebiete des Organisationswesens im städtischen Hausbesitz den Männervereinigungen als ebenbürtiger Faktor ergänzend gegenübersteht. Nun hieß es ausbauen, erweitern, und vor Allem die Mittel zu großzügiger Handhabung des Hilfswerkes herbeischaffen. Mit Eifer und Rührigkeit war man am Werk, und eine ausgedehnte Werbearbeit begann. In einem überaus interessanten Vortrage, der, dem Vorstande angehörenden, Frau Betti Geßler entwickelte diese eindrucksvoll und überzeugend die Notwendigkeit reger Teilnahme an den Arbeiten des Vereins, indem sie ausführte:

„An dem Hintergrunde der in Berlin vorhandenen etwa 6000 Hausbesitzerinnen gemessen, bedeuten unsere bisher er-

*) Verlag Weiße Blätter, Leipzig.

reichten Werbeerfolge noch nicht genug. Um daher unseren theoretischen Zielen den praktischen Erfolg zu sichern, müssen wir das, was wir erreichen wollen, im Interesse unserer Hausbesitzerinnen werbend klarlegen.

Wir wollen unseren Mitgliedern mit Rat und auch mit der Tat helfen. Beratend sind wir bereits in eifrigster Weise an der Arbeit. Mit der Tat aber können wir nur in die jetzige prekäre Lage der Hausbesitzerinnen helfend eingreifen, wenn wir durch die Gesamtsumme der uns zufließenden Mitgliederbeiträge einen pekuniären Untergrund bekommen, auf dem wir aufbauend unseren Zweck, helfend in die Notlagen der Gegenwart einzugreifen, verfolgen. Wir führen hier in der heimatlichen Front den Krieg gegen die wirtschaftliche Not im städtischen Hausbesitz. Wie unsere Heerführer gegen die militärischen Feinde in erster Linie pekuniäre Mittel zur Schaffung der vielfachen Waffen gegen sie brauchen, so ist auch für uns die Stellung von Mitteln zur Bekämpfung der Hausbesitzerinnennot erstes Gebot für die Erreichnng unserer Aufgaben.

Aber diese Mittel müssen, da der schlimme Feind in Gestalt der Not unseren Stand hart bedrängt, schnell herbeigeschafft werden, weil überall sofortige Hilfe erforderlich ist.

Auch wir beabsichtigen, unter uns eine Art Zivilwehrpflicht einzuführen, zu der wir jedes Mitglied heranziehen wollen, damit es aus dem Gefühl der Solidarität für unseren Stand helfe.

Wie kann das nun in erster Linie geschehen?

Wir wollen Mitgliederwerberinnen aus Ihrer Mitte gewinnen; Damen zur Meldung hierzu anregen, die das Amt übernehmen, Hausbesitzerinnen, die noch nicht zu uns gehören, zu besuchen, um diesen die Notwendigkeit ihres Beitrittes zu unserer Organisation auf Grund eines zur Verfügung zu stellenden Werbematerials klar zu machen. Wir legen gerade Wert darauf, Damen aus unserem Kreise hierzu zu gewinnen, weil der, der die Notlage seines Standes kennt, naturgemäß auch am wärmsten für die Einrichtung, die diese mildern soll, einzutreten in der Lage sein wird.

Niemand darf vor dieser Aufgabe zurückschrecken! Niemand sagen: „Ich bin dem nicht gewachsen!“ Jeder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird in der Lage sein, an der Hand des ihm zur Verfügung gestellten Materials und auf Grund seiner eigenen Erfahrung eine gute Sache zu vertreten, die ihre Existenzberechtigung erwiesen hat.

Wir wollen jedoch, das sei extra betont, den Hausbesitzer-Bezirksvereinen keine Konkurrenz machen.

Wir wollen die staatlichen und städtischen Behörden mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln darüber aufzuklären versuchen, daß die Hausbesitzerinnen nicht imstande sind, den gesteigerten Anforderungen der Behörden und der Hypothekengläubiger gerecht zu werden, wenn sie selbst bei vollvermieteten Häusern weniger einnehmen, als sie ausgeben müssen, ganz abgesehen von den Fällen, in denen diese Anforderungen an Frauen gestellt werden, die manche leerstehende Wohnung in ihrem Hause haben.

Für jeden Einsichtigen ist es klar, daß der Hausbesitz zusammenbrechen muß, wenn er sich nicht, die große Gefahr erkennend, selbst hilft, wenn er nicht, neben dieser Selbsthilfe, Hilfe bei den Behörden findet. Wir wollen auch die Hausbesitzerinnen aufklären, die jahrelang aus Unkenntnis zuviel Hypothekenzinsen, zuviel Steuern und Abgaben bezahlt haben.

Wie Sie wissen, gibt es unter den heutigen Verhältnissen keine wirtschaftliche Betätigung, die strenger und unerbittlicher nach rein kaufmännischen Grundsätzen und Regeln ausgeübt werden muß als die unsrige, wenn sie nicht früher oder später den Hausbesitzer oder die

Hausbesitzerin um Hab und Gut bringen soll. Die Zeiten des alten, spießbürgerlichen Hausbesitzes, der halb Liebhaberei, halb Kapitalsanlage bedeutete, sind längst vorbei. Der Hausbesitz ist ein Geschäft geworden, das in unkundigen Händen nur zu leicht zum Ruin führt. Die Not aber gerade der Hausbesitzerinnen ist oft deshalb so groß, weil sie in vielen Fällen auf Unkenntnis der Verwaltung, auf treuloser Beratung beruht. Nun gab es zwar bisher Gelegenheit für uns, in Männervereinen des städtischen Hausbesitzes aufgenommen zu werden. Dort aber konnten wir Hausbesitzerinnen unseren Einfluß, unsere auf Erfahrungen gegründeten Ansichten aus vielerlei Gründen nicht geltend machen. Wir scheuten uns, unter Männern unsere Meinung öffentlich auszusprechen. Das letztere hat auch deshalb keinen großen Wert, weil uns von den Männern kein Vereinsstimmrecht, d. h. keine Stimme bei Beschlüssen eingeräumt wurde. Aus allen diesen Gründen haben wir uns entschlossen, einen eigenen „Verein der Hausbesitzerinnen Groß-Berlins" ins Leben zu rufen.

Die Frau des Hausbesitzers muß theoretisch vorgebildet werden, damit sie, bei eventueller Krankheit oder Krieg oder Todesfall des Mannes vorübergehend oder dauernd imstande ist, dieses Geschäft zu leiten. Sie muß sowohl mit der Buchführung vertraut sein, wie auch den Kunden, den Mietern und ebenso den Hypothekaren gegenüber ihre Pflichten und Rechte kennen. Denn die Gefahr, unvorbereitet das Hausgeschäft zu leiten, ist so groß, wie es die Unkundige nicht ahnen kann, und ist dazu angetan, sie und ihre Erben um Haus und Hof zu bringen. Unkenntnis des Gesetzes schützt weder vor Strafe, noch kann diejenige, die unvorbereitet die Hausverwaltung übernimmt, vor irgendeinem' Schaden unter dem Vorwande, daß sie nicht unterrichtet war, beschützt und behütet werden. Sie müssen wissen, daß allen Verpflichtungen im Hausbesitz eine persönliche Haftpflicht zugrunde liegt, um ganz die Wichtigkeit meiner Anregung, die ich im Auftrage unseres Vereins gebe, ermessen zu können. Durch diese erwähnte persönliche Haftpflicht müssen Sie noch, selbst nach Verkauf Ihres Hauses, als Mitschuldnerin für Ihre Hypothekenschuld aufkommen und können Ihr Kapital, das Sie am Hause haben, wie Ihr mobiles Vermögen sehr leicht verlieren, wenn Sie nicht von allen Maßnahmen unterrichtet sind, die Sie zum Schutze Ihres Besitztums treffen müssen. Dies ist nur ein Punkt, den ich heraushebe; viele solche gibt es aber in der Gesetzgebung, die Sie leicht zugrunde richten können, wenn Sie nicht mit allen Pflichten und Rechten bei Übernahme der Verwaltung fest vertraut sind. Das Lehrgeld kommt dann zu teuer zu stehen, und die Kenntnisse, die Sie sich erst während der Praxis haben aneignen können, kommen zu spät, um Sie vor dem Niedergang durch mangelhafte Bewirtschaftung zu bewahren.

Daher ist es ein Gebot der Pflicht gegen Sie selbst und Ihre Familie, in unseren Verein einzutreten und sich zu belehren, damit das ererbte oder erworbene Gut noch weiter Ihnen und Ihren Angehörigen erhalten bleibt und Sie nicht in die Lage kommen, auch Ihr sonstiges Vermögen durch Unkenntnis hergeben zu müssen."

Diese ernsten Worte in ernster Zeit haben einen starken Nachhall gefunden, und in emsiger Tätigkeit führt man den Verein sicheren, gedeihlichen Zielen zu. Eine zweite Pflegestätte praktischer und sittlicher Frauenarbeit regte in diesen Tagen das soeben erschienene Werk: „Ein deutsches Jugendgesetz" vom Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch an. Wiederum sind es Frauen, die sich mit der bedeutsamen Materie zu befassen bemüht sind, und die Konsequenzen der Anregungen des ausgezeichnet sachlich und wissenschaftlich

behandelten Stoffes zu ziehen gewillt sind, die der, um die Jugendfürsorge hochverdiente Autor gibt. Nachdem wir in klarer, anschaulicher Form vom Verfasser über die formellen und sachlichen Erfordernisse eines deutschen Jugendgesetzes belehrt worden, erläutert er im einzelnen die Grundfragen, die als Voraussetzung des Gesetzes zu gelten haben. Er erörtert die Maßnahmen zugunsten der Jugend und die Maßnahmen zugunsten der bürgerlichen Gesellschaft gegen gewisse Jugendliche; er behandelt nach physiologischer und psychologischer Seite das Problem, um zur juristischen Begründung dieses Gesetzes zu gelangen, für dessen Ausarbeitung er einen besonders auserwählten Personenkreis im Auge hat. In wieweit die Frauen zur Mitwirkung an diesem Gesetz und seiner Durchführung sich geeignet erweisen werden, läßt sich heute kaum noch bestimmen. Aber eines steht fest: Alles, was sittliche Hebung und Fürsorge der Jugend zum Ziel hat, gehört zu ihren vornehmsten Aufgaben, und freudig werden sie dem Aufruf, mit dem Felisch sein Buch schließt, folgen: „Die Schaffung eines neuen Jungdeutschlands, das noch besser sein soll, als seine Väter und Mütter waren, und das das überkommene Gut erhalten und ausbauen soll zum Heile des in Zukunft erst wahrhaft geeinten Vaterlandes. Dieses neue Deutschland der Jungmannen kann aber nicht entstehen, wenn wir Alten nicht die Kraft finden, die Jugend zu ihm nach einem einheitlichen Plane im gesamten Germanenlande hinüberzuleiten und sie vorzubereiten zu den neuen Werken, die ihrer harren.

„Dies Opfer sei nicht vorenthalten
Dem Weihaltar des Vaterlandes;
Nun, Junge, kommt, löst ab den Alten
Im Schüren des geweihten Brandes!"

Das Vaterland erheischt von uns, daß wir die Jungmannen und die Jungmädchen mit all dem Großen, was uns erfüllt, durchdringen und sie fähig machen, das Banner Deutschlands mit nerviger Kraft hoch zu halten, deutsche Art im eigenen Heim und auf dem Markte des Lebens zu pflegen, auszuharren in den Stürmen, die sie umdräuen werden. Führen wir den ersten Punischen Krieg — wer will es sagen, welches Geschlecht den zweiten wird durchfechten müssen? Dazu heißt es: dereinst stark sein. Und das erfordert: stark machen! Wer unsere heilige Pflicht nicht erkennt, alles daran zu setzen, um unsere Kinder und Kindeskinder zu besten Deutschen heranzubilden, der ist entweder kurzsichtig oder böswillig. Haben wir aber die gewaltige Bedeutung dieser heiligen Pflicht erfaßt, dann wissen wir auch, daß es nur einen Weg gibt, sie zu erfüllen: den Erlaß eines einheitlichen Erziehungsreichsgesetzes, eines deutschen Jugendgesetzes."

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift
Sr. Durchlaucht Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 161. Heft 513. Juni 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Das Gleichgewicht der menschlichen Gesellschaft.

Die weiße Rasse, die vom Gott der Geschichte zur Weltherrschaft berufen war, hat ihr Gleichgewicht eingebüßt. Sie ist auf die schiefe Ebene geraten und sie wird rettungslos dem Verderben anheimfallen, wenn in ihr nicht im letzten Augenblick die Einsicht aufdämmert, daß man diesem verschleierten Selbstmord bei Zeiten Halt gebieten muß. Nur die Selbstbesinnung kann zur Selbstbescheidung führen. Schon droht das Gespenst der Anarchie das Gleichgewicht der europäischen Menschheit vom östlichen Zipfel aus grundmäßig zu zerstören. Amerika taumelt in diese hirnwütige Raserei hemmungslos hinein, ohne zu erwägen, daß die amerikanische Demokratie die Lösung der sozialen Frage nicht *hinter*, sondern *vor* sich hat. Je mehr sich das amerikanische Kapital zusammenballt, desto weniger werden sich 130 Millionen Menschen auf die Dauer die Tyrannei von 400 plutokratischen Familien gefallen lassen, die nicht einmal den Vorzug der guten Kinderstube oder ein Patina der Überlieferung für sich haben. Was man in Rußland gesät hat, wird man in Amerika ernten. Man frevelt nicht ungestraft gegen den Geist der Natur und gegen den Sinn der Geschichte.

Die Herstellung des Gleichgewichtszustandes in Natur uud Geist ist, wie ich an anderer Stelle dargetan habe, der Grundbaß der Weltgeschichte. Entwicklung führt überall und notwendig zum Gleichgewichtszustand. Jedes bewegliche Gleichgewicht hat die Tendenz, in ein absolutes überzugehen. So ist das Sonnensystem ein bewegliches Gleichgewicht, in welchem jede Bewegung durch eine Bewegung entgegengesetzter Natur aufgewogen wird. Ist der Gleichgewichtszustand erreicht, so beginnt der umgekehrte Prozeß der Auflösung. Den „Weg nach unten und den Weg nach oben" nannte die Rätselsprache Heraklits diesen Prozeß. Weltuntergang und Welterneuerung. Ekpyrose und Palingenese heißt dieser Prozeß bei den Stoikern. Verwandlung oder Umschlagen in seinen Gegensatz, um bereichert zu sich selbst zurückzukehren, nennt es die Widerspruchslogik Hegels.

Der menschliche Organismus hat sich eine Reihe von Schutzvorrichtungen ausgebaut, welche durch Anpassung der Bewegungsfunktion an die äußere Umgebung zu stande gekommen sind. So hat die Lunge ihren Hemmungsapparat:

eine Schutzvorrichtung zur Fernhaltung von Staub und sonstigen schädlichen Substanzen. So haben wir uns zum Schutze des Auges gegen Sonne, Wind, Wetter und etwaige Schädlinge Lid und Wimper angezüchtet, die sich reflektorisch zusammenziehen, wenn dem Auge von irgend einer Seite Schaden droht. So besitzen wir feste Hemmungsapparate, wenn nicht ganze Hemmungszentren zur Regulierung des Atemholens, der Herztätigkeit, der Sekretion, der Sprechbewegungsvorstellungen, weiterhin zur Herstellung des Gleichgewichts unserer Gliedmaßen, besonders unserer werkzeugbildenden Hände und Gehwerkzeuge. Wie wir durch Hemmungsvorrichtungen unsere Atmung willkürlich jeden Augenblick zum Stocken bringen können, so regeln wir durch Hemmung unser Sprechen und Denken, unser Gehen und Stehen. Schon der mikroskopisch kleine, strukturlose Protoplasmatropfen zeigt alle Symptome, wie des Lebens, so der Hemmung: Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung, Selbstbewegung. Die einfachste Zelle deutet in ihren Funktionen schon auf Empfindung hin. Untersuchungen an kleinsten Lebewesen, an der Vampyrella oder an den Arcellen, wie wir sie Engelmann danken, haben ergeben, daß selbst die Protisten Hemmungsvorrichtunngen oder Kontraktionen kennen, indem sie, sobald ihnen Schaden droht, ihre Fortbewegung regulieren, um sich gegen den Schädling wehren, d. h. in die ihnen minder gefährlich erscheinende Lage zurückversetzen können. Das Wunder der Regulierbarkeit der Selbstbewegung geht also schon auf das lebendige Automaton, auf den Mikrokosmos: Zelle zurück. Das Modell der Kontraktion (Zusammenziehung) der Zelle bei drohendem Schaden ist die Attraktion (Anziehung in der Physik). Wenn unsere Bauern, deren Leiterwagen noch keine Bremse kennen, beim Talfahren an einem der Hinterräder Eisenketten oder Bleikugeln anbringen, so hat sie die plumpe tägliche Erfahrung gelehrt, daß man beschleunigter Bewegung Hemmschuhe entgegensetzen muß, um das Gleichgewicht des Wagens aufrecht zu erhalten. Eine Maschine vollends, die ja nur eine Organprojektion des Menschen ist, sofern dieser in seinen Werkzeugen die eigenen Arbeitsorgane nachbildete und verdoppelte, muß einen sinnreich konstruierten Hemmungsapparat besitzen, da sie sonst schon bei der ersten Inbewegungsetzung Gefahr läuft, zertrümmert zu werden. Genau so wie schon das Protoplasma einer jeden Zelle reizbar und kontraktil ist, sodaß selbst die niedersten Tiere, die gar keine Nerven haben, Apparate der Hemmung, Zusammenziehung oder Kontraktion besitzen müssen, da sie sonst unfehlbar zugrunde gehen, so müssen auch die künstlichen von Menschen konstruierten Bewegungsträger — Maschinen — das Protoplasma nachbilden und ihre Kontraktionsapparate mitbekommen. Das berüchtigte Wort de la **Mettrie's: L'homme machine**, gilt, aber nur in seiner Umkehrung: die Maschine ist der erweiterte, ergänzte, seine Organe in Werkzeuge hinausprojizierende Mensch. Hier wie dort wird sinnreich, kunstvoll, wie durch unbegreifliches Wunder, Wärme in Arbeit umgesetzt. Oder wie der Physiologe Foster definiert: in der Maschine wie im menschlichen Körper wird potenzielle Energie in aktuelle umgesetzt, und, wie wir hinzu-

fügen möchten, beide müssen Hemmungsapparate als Regulatoren ihrer Bewegung haben. Was wir unter Hemmungen verstehen, kann jedermann mühelos an der Hemmungswirkung beim Anhalten der Atembewegung an sich beobachten. Von der Hirnrinde aus werden nämlich unsere motorischen Neurone nicht blos erregt, sondern auch gehemmt. Jedermann vermag in jedem Augenblick vermittelst seines Hemmungsapparates seine Atembewegung willkürlich zum Stocken zu bringen. Auf Kitzeln reagieren wir hemmend durch Zucken, auf blendende Gesichtsreize durch Augenschluß. Daß wir beschleunigende Fasern haben, wußte man längst. Im Jahre 1845 entdeckten die Brüder Ernst Heinrich und Eduard Weber die Hemmungsfasern, die mit den Zweigen des Vagus zum Herzen gelangen. Durch das Bekanntwerden dieser Hemmungsfasern fiel reiches Licht auf die selbstregulierende Tätigkeit des menschlichen Organismus. Der Hemmschuh am Wagen, die Klappe am Ofen, die Bremse an der Maschine, der Gegendampf an der Lokomotive, der Ventilator in unseren Räumen — alle diese Hemmungsvorrichtungen erweisen sich als unbewußte Nachbildungen der unsere Herztätigkeit nicht nur, sondern unseren ganzen Organismus im Gleichgewicht erhaltenden Hemmungsfasern. Ein weiteres Abbild dieser Hemmungsvorrichtungen bilden jene Dämme und Schleusen, wie wir sie bei Stromregulierungen zur Verhütung von Wasserschäden errichten.

Diese Hemmungsvorrichtungen, die wir uns im Kampfe um unsere Selbstbehauptung als Regulatoren unseres körperlichen Gleichgewichts auf dem Wege der Anpassung und Vererbung angezüchtet haben, beherrschen indeß nicht blos unser vegetatives und animalisches Leben, sondern auch unsere höchsten geistigen Funktionen. Unsere Empfindungen sind, wie der Physiker-Philosoph Ernst Mach einmal ausführt, kein passiver Vorgang. Die niedersten Organismen antworten schon auf ihre Empfindungen mit einer einfachen Reflexbewegung, indem sie die herankommende Beute verschlingen. Bei höheren Organismen findet der zentripetale Reiz im Nervensystem Hemmungen und Förderungen, welche den zentrifugalen Prozeß modifizieren. Ohne unsere angezüchteten Hemmungsapparate würden wir uns wie gedanklich, so auch gesellschaftlich ins Vage, Unbestimmte, Uferlose verlieren. Geht unserem Affektleben seine Hemmungsvorrichtung verloren, so werden wir die Beute ungezügelter Sinnlichkeit und das Leben unterwühlender Ausschweifungen. Büßt der normale Mensch seinen Hemmungsapparat ein, so leidet er an Ideenflucht und an den damit verbundenen Störungen. Funktioniert der Hemmungsapparat unserer Sprechbewegungsvorstellungen nicht ordentlich, so verfallen wir im milderen Falle der greisenhaftigen Geschwätzigkeit, dem unheimlich wirkenden Redefluß, in pathologischer Entartung dem maniakalischen Irrereden, sinnlos plappernden Lallen. Kinder, hilflose Greise und Irre unterscheiden sich inbezug auf das Unzusammenhängende, Ungeordnete und Regellose ihrer Sprechbewegung darin, daß die Hemmungsapparate bei den ersteren noch nicht, bei den letzteren nicht mehr voll funktionieren.

Solche Hemmungsapparate besitzen wir vollsinnigen, vorgeschrittenen Kulturmenschen für unsere Instinkte, Reflexakte und automatischen Handlungen. Wir sind eben lachende Erben unserer Vorfahren. Was jene in ungezählten Jahrtausenden, im Schweiße ihres Angesichts, mühselig angesammelt und aufgespeichert haben, ist uns Heutigen schon durch die Keimzelle, welcher jeder von uns sein Dasein verdankt, als vererbter, fester Kulturbesitz übermittelt worden. „Im Zusammenschluß der Miteinanderlebenden und dem Zusammenhang der Aufeinanderfolgenden liegt die Möglichkeit aller Kulturentwicklung." (Ratzel).

Übertragen wir diese Hemmungserscheinungen aus dem Physiologischen ins Psychologische und Logische, so besitzen wir auf der Bewußtseinseite etwas ganz Paralleles, wie in der rein physiologischen Funktion der Reflexbewegung: die Konzentration der Aufmerksamkeit. Wer das Phänomen der Aufmerksamkeit verfolgt, wird bald inne, daß alle Hemmungswirkungen des bewußten Denkens von der Aufmerksamkeit abhängen. Es bleibe dahingestellt, ob sich auch in diesem Falle Funktionen Organe geschaffen haben, so daß die Hemmungsfunktionen der konzentrierten Aufmerksamkeit ein besonderes Organ, das von Wundt so genannte Apperzeptionszentrum, zu tage gefördert haben. Uns genügt in diesem Zusammenhange die Konstatierung der Tatsache, daß Hemmungsvorrichtungen schon in den niedrigsten Lebewesen, der Monere und den Infusorien, anzutreffen sind, und zwar in der Form der Zusammenziebung (Kontraktion), und daß sie ferner auf der höchsten Staffel der menschlichen Wertskala, im Bewußtsein, als konzentrierte Aufmerksamkeit ihr Analogon haben. Auch in den logischen Kategorien, jenen ordnenden Funktionen des Menschengeistes, welche die unübersehbare Mannigfaltigkeit in unserem Vorstellungsablauf nach festen Denkgesetzen regeln, sehen wir nichts anderes, als logische Hemmungsapparate, Ordnungsfunktionen, welche das Denken daran verhindern, sich ins Plan- und Uferlose zu verlieren. Die Anschauungsformen in Raum, Zeit und Zahl, sowie die vier Hauptdenkformen (Kategorien) erweisen sich als logische Hemmungsapparate zur Herstellung des Gleichgewichts im Denkprozesse.

In jenem weitverbreiteten Phänomen des Vorurteils, das nach fertig übernommenen Urteilen Anderer Gesinnungen oder Handlungen regelt, statt dem eigenen zu vertrauen, sehen wir ebenfalls nur einen logischen Hemmungsapparat zur Eindämmung des eigenen Urteils. Ihr Zentrum aber besitzen alle diese logischen Hemmungsapparate in der Aufmerksamkeit. So wenig es uns an dieser Stelle anlockt, auf die vielbesprochene Apperzeptionstheorie Wundts einzugehen, ebensowenig dürfen wir der Versuchung anheimfallen, die Herbartsche Theorie von der Mechanik der Vorstellungen, welche mit dem Hemmungsphänomen aufs engste verwachsen ist, in diesem Zusammenhange zu entwickeln. Es genüge der Hinweis, daß nach Herbart die menschliche Seele in den Vorstellungen Regulatoren der Selbsterhaltung gegen störende Einflüsse von außen besitzt. Die Vorstellungen haben allesamt das Streben, ins Bewußtsein zu gelangen. Entgegengesetzte Vorstellungen hemmen

einander und entschwinden aus dem Bewußtsein; hört die Hemmung auf, so treten sie ins Bewußtsein ein. Nach der Herbartschen Formel besteht zwischen Intensität und Hemmung der Vorstellung ein streng mathematisches Verhältnis — das der umgekehrten und direkten Proportion —, so daß die Hemmungen der Vorstellungen förmlichen mechanischen Gesetzen unterworfen sind. Da uns indes nur die Hemmungsvorrichtungen der menschlichen Gesellschaft an dieser Stelle beschäftigen, genügen die obigen Hinweise auf Wesen und Aufgabe der Hemmungsvorrichtungen im Haushalte der lebendigorganischen Natur und der Welt des menschlichen Bewußtseins, um Raum für jene Behauptung zu gewinnen, die wir hier zu verfechten gedenken, daß nämlich unsere sozialen Einrichtungen und staatlichen Institutionen — in ihrem sozialphysischen Wesen erfaßt — nichts anderes sind als Hemmungsvorrichtungen zum Schutz und zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der menschlichen Gesellschaft. Was Lid und Wimper fürs Auge, das sind Sitte und Brauch, Recht und Gesetz, Kirche und Staat für den sozialen Organismus. Wie sich das menschliche Geschlecht in unzähligen Generationen physiologische Hemmungsapparate und Schutzvorrichtungen angezüchtet, durch Anpassung und Vererbung in immer subtilerer Gestalt sich angeeignet hat, um den einzelnen menschlichen Organismus lebens-, kampfes- und arbeitsfähig zu machen, so hat die menschliche Gattungsvernunft an der Hand der bewußten Erfahrungen über alles Nützliche und Lebensfördende, den Gattungstypus Erhöhende, soziale Hemmungsvorrichtungen zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts geschaffen. Der Regulator des vorgeschrittenen Denkens heißt Logik, der des Handelns: Moral. Überall dort, wo gebietende Mächte, Autoritäten entstehen, welche dem Einzelindividuum Ratschläge oder direkte Befehle für sein Verhalten erteilen — Gott, Religionsstifter, Gesetzgeber, Monarchen, Kirche, Staat, gesellschaftlicher Takt, Mode, Brauch, zuoberst: Verfassung — sehen wir nichts anderes als soziale Hemmungsvorrichtungen zur Regelung menschlicher Unbeholfenheit und Ratlosigkeit im besten, zur Niederhaltung selbstsüchtiger Triebe und lebensfeindlicher Handlungen im schlimmsten Falle. Alle diese hemmenden Apparate haben die Bestimmung, den sozialen Gleichgewichtszustand herbeizuführen; positiv durch öffentliche Befehle und Gesetze, negativ durch Fernhaltung oder Ausscheidung störender, zersetzender, aufrührerischer, gesetzverhöhnender Elemente. So suchen die logischen Gesetze der Gedankenanarchie, die religiösen Dogmen der Gefühlsanarchie, die Staatsgrundgesetze, Rechtsgesetze, politische Einrichtungen und soziale Institutionen endlich der politischen Anarchie einen Damm entgegenzusetzen. Verliert Jemand seine physiologischen Hemmungsapparate, so gehört er ins Krankenhaus; büßt er seine logischen Hemmungsapparate ein, so kommt er ins Irrenhaus; geht er endlich seiner moralischen Hemmungsfunktion, des Gewissens, verlustig, so wandert er ins Zuchthaus. Krankenhäuser, Irrenhäuser und Zuchthäuser sind jene sozialen Schutzwehrmittel, welche sich die Gesellschaft zur zwangsweisen Herstellung ihres Gleichgewichts errichtet hat.

Religion und Moral, Recht und Staat verdanken solchergestalt ihre soziologische Sanktion dem Umstande, daß wir in ihnen Ventilatoren der allgemeinen Ordnung, Bremsvorrichtungen zur Niederzwingung der „menschlichen Bestie“, Schutzapparate zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts, kurz: Beförderungsmittel der öffentlichen Wohlfahrt, d. h. des sozialen Gleichgewichtszustandes vor uns haben.

Karl von der Heydt: „Neuorientierung.“

Schon bald nach Anfang des Krieges ließ sich folgende Prognose stellen: Der Obrigkeitsstaat hat sich als der leistungsfähigere bewiesen, und dennoch naht eine demokratische Welle, emporgewölbt von der nackten Zahl der 10 Millionen Kämpfer, die ihn wegspülen wird, derart daß es eine Aufgabe des Tages bildet, dabei das von ihm für Deutschland zu retten, was sein überlegenes und wirksames Prinzip ausmachte. Ich weiß, auch diese Überlegenheit selbst, in der „efficiency“ wird jetzt bestritten. Es heißt, Frankreich und England hätten Organisationsleistungen aufgezeigt, die denen unserer Berufsbeamtenschaft gleichkommen, ja sie übertreffen. Aber das ist nicht richtig. Man muß sich diese beiden Länder nicht in der günstigen Lage denken, in der sie sind: erst 7 gegen 2, dann 10 gegen 4, verbunden mit den Vorräten und Lieferungen der ganzen Welt, sondern einmal in der unsern: abgeschlossen von allem, nur auf uns selbst angewiesen.

Da wären sie, insbesondere Frankreich mit dem verlodderten Fuhrpark seiner Eisenbahnen und all seinen sonstigen Rückständigkeiten, vom Kriegsgerät ganz zu schweigen, schnell zusammengebrochen. Es ist keine große Organisationsleistung, wenn man sich aus einem „neutralen“ Lande, dessen Eisenindustrie das doppelte der unsern ausmacht, alles gemütlich bestellen kann und zwar auf Kredit, während ein Riesenreich seine Riesenarmee willig dafür aufopfert, daß man auch dazu Zeit habe. Jetzt erst im Fortgang des U-Boot-Krieges kommen für die beiden Länder schwerere Organisationsaufgaben, und wir wollen sehen, wie und ob sie sie bewältigen werden.

Eine Verwaltung durch Advokaten und Journalisten, also Dilettanten, muß a priori schlechter sein als eine fachmännische: Korruption*), Herabdrückung der Beamtenschaft zum Niveau des Subalternen und dann eben der Dilettantismus,

*) Am unsympathischsten sind da die berühmten umd „vielbeschäftigten“ Advokaten, die in den Intervallen ihrer Ministerschaften ihren Einfluß als Gewesene und Kommende an ihre Klientel verschleißen. Es ist also guter Grund, daß sie stets „vielbeschäftigt“ sind.

das sind ihre Schattenseiten, ihre Lichtseite, die ich mit nichten unterschätzen will, ist die Politisierung der Regierung, der einheitliche große und politische Hauch aus der Volksseele, der sie durchweht, und den man kaum leugnen kann, mag man über die Erkennbarkeit der Volksseele denken, wie man will. Kann man die Vorteile haben und die Nachteile vermeiden, das ist das Problem.

Was den Dilettantismus anlangt, so gibt es leider viele kluge Leute, die er gar nicht schreckt. Sie sind der Ansicht, daß es gewisse Berufe gibt: Kaufmann, Journalist, Advokat, die eben alles verstehen. Ich bin selbst Kaufmann und der Großneffe eines gewiß nicht erfolglosen preußischen Handels- und Finanzministers, der vom Bankier herkam, ich wage aber zu behaupten, daß diese Ansicht, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein gefährlicher Irrtum ist, heute wenigstens.

Jedem Berufe geht es im Grunde so wie dem Schuster, der auch nur an seinem Leisten etwas leistet.

Daß es ein Unsinn ist, einen Sortimentsbuchhändler oder einen Philosophen (beides in England der Fall gewesen) zum Kriegsminister, einen Journalisten zum Marineminister zu machen (Churchill), sehen noch die meisten ein, (die Engländer ja jetzt auch), ebenso wird schwerlich jemand daran denken, sich einen Eisenbahnminister zu wünschen, der nicht Fachmann ist, (mein Großonkel, der Bankier, konnte z. B. noch Eisenbahnminister im Nebenamt sein!). Doch gibt es immer Ressorts, die viele für Freijagdgebiete des gesunden Menschenverstandes oder der persönlichen Anpassungsfähigkeit halten, in erster Linie die Diplomatie.

Die Leistungen unserer Diplomaten sind besonders im Anfange des Krieges viel bewitzelt worden, dagegen wurden uns die des Journalisten Barrère, der Advokaten-Brüder Cambon in den Himmel erhoben. Es wird besonders auch darauf hingewiesen, daß wir im Rückstande seien, weil wir unsere Diplomaten einem zu engen aristokratisch-adligen Milieu entnehmen. Dabei spielen viele Irrtümer und Unklarheiten mit. Auch England, das ja die besten Diplomaten haben soll, entnimmt sie fast ausschließlich seinem Adel (und hat überhaupt als Oligarchie die engste Auswahl für alle Ämter), ebenso Italien und bisher Rußland. Sogar in Frankreich, der demokratischen Republik, ist der Adel in der Diplomatie sehr stark vertreten. (1912 waren an der französischen Botschaft in Berlin ebensoviel Adlige wie Nichtadlige). Daran also kann es nicht liegen und liegt es auch nicht. Unsre Diplomatie ist so gut wie irgend eine andere, es fehlten ihr nur die aus einer folgerichtigen starken Politik geborenen Instruktionen, und die fehlten, weil das, was ich die Politisierung der obersten Staatslenkung nenne, fehlte. Wenn die Staatslenkung ihre Richtung nicht vom intelligibeln Volkswillen erhält und dieser sich keine Organe schafft, eine solche Richtung zu geben, dann kommt jene Unsicherheit und Launenhaftigkeit in diese Lenkung, deren Beispiel wir jetzt vor uns sehen.

Hätte unsere auswärtige Politik von diesem organisierten Volkswillen ihre

Impulse*) empfangen, so hätte sie sicher auch besser arbeiten können. Die Politisierung der obersten Staatsleitung ist für mich das Zentralproblem.

Sie bezieht sich vor allem auf die Stellung des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten, und diese muß meines Erachtens vollkommen über den Rahmen eines Ressortministeriums hinausgehoben und so ausgestattet werden, daß im Reich wie in Preußen er als Minister ohne Portefeuille lediglich die politische Richtung angibt. Das kann er nur, wenn seine Ernennung nicht ein Zufallsprodukt des Kaiserlichen Willens, sondern das Ergebnis gemeinsamer Auswahl seitens des Kaisers und der Parlamente ist.

Es ist ja eigentlich eine fast selbstverständliche Forderung, daß der Mann, dessen Persönlichkeit für Reich und Staat Richtung gebend ist, nicht ohne Zustimmung der Volksvertretungen in sein Amt gelangen kann.

Unsere altpreußische verfassungsrechtliche Theorie, daß der Monarch sich seine Ratgeber selbst wählt, muß da weichen. Abgesehen davon, daß es eigentlich ein Widerspruch in sich selbst ist, daß man sich einen Ratgeber selbst wählen soll, weil der Rat, den man von ihm zu erwarten hat, der Selbständigkeit entbehrt und zum Spiegelbild des eigenen Willens wird, so ist es doch auch eine ganz unzulängliche Fiktion, die Minister lediglich oder vorwiegend als Berater der Krone aufzufassen. Sie sind doch in erster Linie die Häupter großer Verwaltungen und der Reichskanzler das oberste Haupt aller Reichs- und Staatsverwaltungen, und es ist ein legitimes Interesse der Volksvertretung zu wissen und mitzubestimmen, in wessen Hände solch große Aufgaben kommen.

Um nun zu einem politisch einheitlichen Reichskanzler zu gelangen, muß das Wahlrecht des Abgeordnetenhauses dem des Reichstages gleich gemacht werden.

Das eine ist die Vorbedingung des andern! Und zwar eine durchaus zwingende!

Aber auch an und für sich läßt sich das Reichstagswahlrecht in Preußen nicht mehr aufhalten. Es hat gar keinen Zweck, Abstufungen oder Korrektive auszuklügeln. Die Zeit dafür ist vorbei. Populäre Forderungen sind Gerichte, die heiß oder gar nicht gegessen werden müssen. Halbheiten sind jetzt gradezu schädlich, da sie die Agitation lebendig erhalten und immer mehr vergiften, die man doch gerade los sein will.

Daß das Reichstagswahlrecht besonders für Preußen, das ja außer der Verkehrssteuer (Eisenbahnen) nur direkte Steuern kennt, ungerecht ist, weil es den Vermögenslosen die Verfügung über das Portemonnaie der Besitzenden gibt, ist oft dargelegt. Darnach geht's leider nicht. Denn der Staat ist zwar juristisch eine „moralische Person", aber sicherlich keine „moralische Einrichtung".

---

*) Diese Impulse können gerne falsch sein, wenn sie nur folgerichtig sind, und die großen Massen sind zwar oft sehr unintelligent, aber immer sehr konsequent, nämlich naiv egoistisch, man irrt sehr, wenn man sie wankelmütig nennt.

Für die nächste Zukunft, wo alle Steuerquellen bis zur theoretisch möglichen Grenze werden herangezogen werden müssen, ist übrigens die Gefahr nicht mehr so groß.

Die Steuern, die Scheidemann, und die, die Heydebrand dem Besitz auferlegen werden, werden sich ziemlich ähnlich sehen.

Das einzige mögliche Korrektiv kann in einer Reform des Herrenhauses liegen, die diesem eine Autorität schaffen könnte, deren es jetzt völlig entbehrt.

Oder es gibt vielleicht noch ein zweites Korrektiv, das ich freilich zögernd nenne. Es ist das Frauenstimmrecht. Ich sehe den entscheidenden Punkt dabei darin, daß den Frauen ein Stimmrecht geben in Wahrheit bedeutet, der Familie, dem konservativsten Faktor im Staatsleben, ein doppeltes Stimmrecht geben.

Der auf die einheitlichen Vertretungen des Reiches und Preußens gestützte Reichskanzler muß, so meine ich, da seine Aufgabe nicht mehr fachlicher Natur ist, auch ein Parlamentarier sein können. Ich sehe klar, daß das zu der Praxis führen wird, daß er fast stets ein solcher ist.

Und seine Mitarbeiter muß er das Recht haben frei zu wählen, sowohl seine Kollegen in Preußen als auch seine Stellvertreter im Reiche, die Staatssekretäre.

Dann kämen wir zu einer einheitlichen Regierung, zu einem wirklichen Kabinett. Jeder weiß, daß wir diesen Zustand bisher nicht hatten, nicht einmal im Reiche, wo doch die Staatssekretäre verfassungsmäßig Angestellte des Reichskanzlers sind und also zum mindesten die Einheitlichkeit vorhanden sein könnte. Jeder von uns erinnert sich der Namen von Ministern und Staatssekretären, die gleichsam wie Fremdkörper im preußischen Staatsministerium oder im Gefüge der Reichsverwaltung standen, das sie nach einiger Zeit gewöhnlich abkapselte und so unschädlich machte. Die Beteiligung des Kanzlers an ihrer Ernennung war auf ein schwachmütiges Dulden beschränkt geblieben.

Dieser Zustand hat auch zur Folge, daß eine einheitliche Beratung über die gesamte Politik vollständig fehlt. In Preußen gibt es ja Staatsministerialsitzungen, die sich aber wohl kaum über das Niveau von Ressortfragen erheben. Im Reiche aber findet der Reichskanzler wohl niemals Veranlassung, eine Erörterung der allgemeinen politischen Lage mit der Gesamtheit der Staatssekretäre vorzunehmen.

Formell hat er Recht. Er ist ja der Vorgesetzte dieser Herren. Aber auch der amerikanische Präsident ist der Vorgesetzte der Sekretäre und hält mit ihnen dennoch Kabinetsrat ab.

Man sagt sich, daß selbst der so sichtbar herannahende Krieg niemals Gegenstand einer gemeinsamen Beratung der großen Reichsämter gebildet hat.

Und doch wäre eine Fülle von Fragen gewesen, an denen jedes einzelne Ressort und darüber hinaus sie alle als Gesamtheit interessiert waren, wie z. B. die Rohstoffversorgung, die Seesperre, die Haltung der Neutralen u. a., und es wäre sicher gut gewesen, wenn alle Chefs von Reichsämtern ihre Aufgabe mehr

als die einheitlicher Mitarbeit an der Gesamtpolitik des Landes, wie als Ressortarbeit hätten auffassen können.

Das kann nur dadurch anders werden, daß der Reichskanzler freie Hand erhält zur Auswahl von Mitarbeitern, die den allgemeinen Richtlinien seiner eigenen politischen Auffassung möglichst nahe stehen.

Sie, denke ich mir, nach wie vor als dem Fachbeamtentum angehörig, wobei natürlich anzumerken, daß, wenn es sich z. B. um ein neues Reichsamt für Arbeitsfragen handelt, ein Gewerkschaftsbeamter ebenfalls als Fachmann zu gelten hat und gerade erst recht.

Ich sehe anderseits auch nicht ein, weshalb nicht Minister und Staatssekretäre, die der Beamten-Hierarchie entstammen, sich, wie das früher auch in Preußen geschah, um ein Mandat bemühen sollten.

Ein Faktor wird bei allen Reformvorschlägen oft und mit Emphase erwähnt und doch im Grunde außer Acht gelassen: Die Sozialdemokratie. Man hält sie für eine politische Partei, eine Bezeichnung, die jedenfalls ihr Wesen durchaus nicht erschöpft. Ihre Lehren sind die Dogmen einer neuen Religion und sie ist eine Kirche und genau wie das Christentum der römischen Kaiserzeit fängt sie an, mit ihrer eigenen Beamtenschaft einen Staat im Staate zu bilden und allmählich alle Staatsfunktionen zu übernehmen.

Weil der Bischof in seinem Sprengel stärker und intensiver verwalten, näher an seine Herde heran kommen konnte, als die kaiserlichen Prokonsuln und Prokuratoren an ihre Untertanen, deshalb mußte Konstantin s. Z. mit der neuen Kirche paktieren. Und dann war nachher schwer zu entscheiden, hatte die Kirche das Imperium oder das Imperium die Kirche unterworfen.

Das kann auch der heutigen Welt so gehen, und Wahlreformen und Neuorientierungen, mögen sie Namen haben, welchen sie wollen, sind für eine solche Bewegung keinerlei Hemmschuh. Das darf man nicht erwarten.

Es handelt sich im Vorstehenden nicht um Rezepte gegen die Sozialdemokratie, sondern nur darum, solange der bürgerliche Staat überhaupt noch besteht, und das kann noch Jahrhunderte sein, ihm die höchste Leistungsfähigkeit im Wettbewerb mit andern Staatswesen zu sichern, oder um es bescheidener und vorsichtiger auszudrücken, darum, zu verhindern, daß die demokratische Welle seine Leistungsfähigkeit als Maschine, wie als Organismus herabmindert. Daran sind wir alle interessiert, sogar die sozialistische „Kirche“.

Chefredakteur Siegfried Dyck, Halle a. S.: Nationalindividualismus und Nationalitätenprinzip.

Die kraftvolle Individualität einer Persönlichkeit wird sich nie unterdrücken lassen. Sie kennt in entscheidenden Fragen keine Kompromisse, setzt sich durch oder geht mit dem Individuum zu Grunde. Sie hat nur *ein* Maß für die Dinge: das Maß ihres eigenen Wesens. Was ihrer inneren Natur widerspricht, wird als Druck oder Zwang empfunden, der unerträglich ist, und alle Kraft wird aufgewandt, um diesen Druck abzuschütteln, den Zwang zu brechen.

Auch die Völker aber haben ihre Individualität. Das *gemeinsame* Fühlen der Individuen ist es, das in enger Volksgemeinschaft, in gleichem Anschauungskreis emporwuchs und in den Lebensbedingungen der Staatsgemeinschaft, die es hervorbrachte, die größte Kraftentwicklung zeigt. Ein Volk mit ausgeprägtem Volksbewußtsein aber wird in seiner Gesamtheit wie die starke *Persönlichkeit* des Einzelmenschen empfinden. Nur das trägt den Stempel seiner Natur, seines inneren Wesens, was von Innen herauskommt, was die *eigenen* materiellen und geistigen Kräfte dieses Volkes schufen. Das andere mag gut für andere sein, die Volksindividualität lehnt es ab. Und wenn man gewaltsam es von außen her ihr aufzuzwingen sucht, dann wird sie, wie Einzelmenschen, eigener Prägung, dem fremden eigenen Willen gegenüberstellen und um ihrer inneren Entwicklung willen selbst das Äußerste wagen. Entweder sie setzt sich durch oder sie geht zu Grunde. Aber sie bleibt, was sie war, sich selbst getreu.

Deshalb wird man heute, wo die nationalen Sonderheiten in Europa scharf ausgeprägt sind, niemals ein Volk mehr dauernd knechten können; nicht als Eroberer ihm Form und Richtung des Lebens vorschreiben, wie es die Engländer wollen, wenn sie Deutschland *ihren* Willen aufzwingen möchten. Insoweit ist es berechtigt, wenn diejenigen, die Annexionen ablehnen, davon sprechen, daß ein an eigenes Leben gewöhnter Staat sich nicht ohne schwere Gefahren einem anderen Staatskörper einfügen läßt, von dem ihn das Fühlen und Denken, von dem ihn Hoffen, Glauben und Sitte, von dem ihn Rechtsempfinden und die bisherigen Erwerbs- und Lebensbedingungen trennen. Nur dann erst wird er sich dem verhaßten Zwange fügen, wenn seine Lebensenergie vollständig gebrochen, und er wird sich dagegen erheben, wenn er von neuem erstarkt.

Wir haben das auf dem Balkan und vorher schon in Deutschland und Italien gesehen. Kampf und Unruhe, bis völlig gebrochen das Volkstum am Boden lag, dann mit langsamem neuen Erstarken ein Erwachen der alten Ideale, die unauf-

haltsam dem einen großen Ziel zudrängten und zudrängen: Freie Entwicklung der Volkspersönlichkeit.

Doch gibt es bei den Einzelmenschen nicht allzuviele, die wirklich Eigene sind, die Ziel und Maß ihrer Entwicklung in sich tragen und dieser Entwicklung zuliebe jede Not auf sich nehmen, ja selbst den Tod nicht scheuen, da sie nur als freie Menschen zu leben vermögen. Andere sind nur halbstark, sie können nur im Verein mit Anderen, Gleichgesinnten, den Mut entwickeln, zu sein, was sie sind. Schließlich aber gibt es noch Viele, selbst in Deutschland noch Allzuviele, die keine eigenen Persönlichkeiten, die Wachs in Anderer Händen sind, daraus man knetet und formt, was ein Meister erdacht. Meister, nicht immer der Kunst, die höchste Vollkommenheit zu erreichen, sondern nur Meister der Menge, weil er den Ungefestigten, Weichen gegenüber ein Stärkerer, Harter ist.

Vielleicht steckt in Jedem, schlummernd, tief innen die Kraft der Entwicklung zu eigenem Leben; doch sie ruht gebunden, unregsam, bis sich der günstige Boden zu ihrer Entwicklung findet. Kümmert und bleibt verborgen; niemand kennt sie. So paßt sich die große Masse der Einzelmenschen den Lebensbedingungen an, die ihnen die Umwelt schuf, anstatt sich eine Welt nach ihren Lebensnotwendigkeiten zu schaffen.

Und was für Einzelleben gilt, gilt auch für Völker! Nicht alle fanden sie ausgeprägt schon heute ihr tieferes, gemeinsames Wesen, ihr eigenes Volkstum. Manchen fehlt noch das Ziel, sie bleiben beweglich und passen sich leicht noch an, andere wieder sind zu Mischvölkern geworden, deren Teile sich noch nicht organisch miteinander verbunden haben. Auch Sprach- und Rassengemeinschaft ist noch nicht Volksgemeinschaft. Die Beispiele sind so zahlreich, daß man in jedem großen Volke sie finden kann, selbst in Völkern, die schon eine ausgeprägte Volkspsyche zeigen. Die Deutschen der Schweiz und in Oesterreich fühlen nicht so wie wir und noch weniger die Deutschamerikaner. Auch der Anglo-Amerikaner fühlt anders als der Brite der Inseln und unter diesen bleibt trotz der Sprach-, Rechts- und Wirtschaftsgemeinschaft der Schotte ein anderer als der Südengländer und der Ire ein anderer als der Schotte. Der Deutsch-Litauer, der Polnisch-Litauer und der Lette sind nach Stamm und Sprache sehr nahe einander verwandt und doch verbindet sie kein so starkes Band, daß sie individuelle Gemeinsamkeiten in allen Lebensfragen ihres Volkes haben. Bei den Deutschen im Ausland haben sich allmählich in immer steigendem Maße Einflüsse geltend gemacht, die sie in ihrer Gesamtheit modelten, ihrem Volkstum entfremdeten, sie von dem geschlossenen Volksindividualismus Deutschlands ablösten. Das Gleiche trifft auch auf Franzosen, Italiener und Engländer zu. Wir sehen, daß Nachkommen — vielfach gerade der Deutschen, die um ihrer deutschnationalen Gesinnung verfolgt, die Heimat verlassen mußten — jetzt deutschfeindlich sind, wir sahen im Reichsland Deutsche, die ihr Deutschtum völlig vergaßen und — trotz ihrer

deutschen Sprache — Franzosen waren. Wir sehen aber andererseits auch Franzosen — die Hugenotten, die Refugiés und manche andere — die trotz ihres Volkstums, das damals schon stark ausgeprägt war, Deutsche wurden und deren Nachkommen das deutsche Volksempfinden heute genau so rein verkörpern, wie die deutschen Stämme, die sich in ihrem Blute rein erhalten haben.

Die Volksindividualität zeigt also eine größere Beweglichkeit als die Einzelindividualität und braucht nicht für alle Zeit und überall als unabänderlich angesehen zu werden. Bei den Nationen, die noch keine bewußte Empfindung einer Volkspersönlichkeit haben, wie z. B. die Litauer, und bei Teilen von Nationen, die durch ein enges Zusammenleben mit anderen Nationalitäten und eine wirtschaftliche und staatliche Interessengemeinschaft die Gegensätze gemildert haben, ist eine Volksindividualität noch nicht vorhanden. Das Schulbeispiel für Letzteres bietet die Schweiz, in der drei Nationen friedlich einander stützen, die jede für sich in ihrem Stammland sich heute feindlich gegenüberstehen.

Und wie in der Schweiz in gemeinsamem staatlichen Rahmen die ursprüngliche nationale Volksindividualität sich soweit umgeformt hat, um eine Gemeinsamkeit auch des Denkens und des Fühlens hervorzurufen, die stärker als die nationalistischen Gegensätze wurde, so formt sie sich auch im Frieden in den Grenzgebieten, wo nicht störende Einflüsse dauernd die Entwicklung hemmen. Hunderterlei gemeinsamer Gedanken und Empfindungen werden aus gemeinsamen wirtschaftlichen Beziehungen geboren, sodaß diese Grenzbevölkerung niemals in ihrer Gesamtheit die scharfen Gegensätze dem Nachbarvolke gegenüber zeigt, wie etwa der Bewohner des inneren Landes. Gewiß werden auch im täglichen Verkehr manche Verschiedenheiten stärker zum Bewußtsein kommen und Gegensätze schaffen, doch ist, als Ganzes genommen, wohl kaum zu bestreiten, daß Grenzgebiete, in denen lebhafte Beziehungen sich herüber und hinüber spinnen, niemals so ausgeprägtes Volkstum zeigen, daß sie nicht auch dem Nachbarvolke sich anpassen könnten. Wie stark diese Anpassungsfähigkeit ist, zeigt die Einwanderung hüben und drüben.

Durch diese Wanderung im Frieden wird ja vielfach der Nationalitätencharakter langsam geändert. So sahen wir in Siebenbürgen zuerst die Deutschen siedeln. Sie waren ein Fremdvolk den früheren Bewohnern und prägten ihnen doch ihren Charakter auf. Später wanderten nun die Walachen nach Siebenbürgen in immer steigendem Maße ein; noch hat zwar, dank der höheren Kultur der Deutschen, Siebenbürgen seinen deutschen Charakter nicht verloren, doch sind zahlenmäßig die Rumänen so stark geworden, daß Rumänien Siebenbürgen bereits zu den „unerlösten“ Gebieten zählt.

Die Beispiele solcher Zuwanderung im Frieden ließen sich beliebig vermehren. Solange der Zustrom schwach ist, wirkt die Anpassung fast restlos, wird er stark, so bleiben individuelle Charakterzüge ihres Volkes den Zuwandernden erhalten, doch schließt das niemals aus, daß auch diese Elemente, die in den neuen Wohn-

gebieten bessere Entwicklungsmöglichkeiten haben, sich anpassen. Schon die Tatsache der Wanderung zeigt, daß sie anpassungsfähig waren.

Diese Faktoren in der staatlichen Entwicklung finden noch zu wenig Beachtung, wenn man, wie das so häufig geschieht, Annexionen fordert oder solche prinzipiell verwirft. Falsch wäre es natürlich, ein ganzes Land mit ausgeprägter Volksindividualität einem ihm wesensfremden Staatskörper einzufügen, obwohl die Annexion der Burenrepubliken durch die von englischem Geiste erfüllte Kapkolonie zeigt, daß selbst das unter besonders günstigen Umständen nicht ohne Erfolg — wenigstens zeitweiligen Erfolg — geschehen kann; noch unrichtiger aber wäre es, jede Gebietserweiterung aus der vorgefaßten Meinung abzulehnen, daß sie zu Gegensätzen führen müßte, die die innere Kraft eines Landes schwächen, anstatt sie zu stärken. Völker, wie die Letten und Polnisch-Litauer, haben noch eine so wenig ausgeprägte Volkspsyche, daß ihre Angliederung an einen anderen Staatsverband, der ihnen wirtschaftliche und geistige Entwicklung besser sichert als Rußland, keine Bedenken für die Gegenwart hat. Für die Zukunft allerdings müßte Alles vermieden werden, um Gegensätze hervorzurufen, die in jedem willkürlichen Eingreifen in die Entwicklung des Volkstums liegen. Auch in Grenzdistrikten wird sich bei ruhiger Behandlung die Anpassung ohne besondere Gefahren vollziehen, bleibt doch den Elementen, die dieser Anpassung widerstreben, die Möglichkeit der Abwanderung.

Sehr gefährlich aber dürfte es sein, das Nationalitätenprinzip derart zu überspannen, daß man den fremdsprachigen Majoritäten in Grenzgebieten ein Recht gibt, sich für den Anschluß dieses Gebietes an diesen oder jenen Staat zu entscheiden, wie es die Konsequenz der Botschaft Wilsons an den Senat erfordern würde. Die Zuwanderung der Rumänen in Siebenbürgen läßt das klar erkennen, auch das Vordringen der Italiener in Tirol weist darauf hin. Würde eine solche Zuwanderung, die den nationalen Charakter eines Landstriches ändert, der Nation der Einwanderer ohne Weiteres ein Anrecht geben, auf Grund einer Volksabstimmung die territorialen Hoheitsrechte eines solchen Gebietes zu beanspruchen, dann müßte sich jedes Land aus reinem Selbsterhaltungstrieb solcher Einwanderer erwehren. Wir kämen damit zu einer hermetischen Abschließung der Grenzen in allen Ländern gegenüber fremdsprachigen Einwanderern. Das aber würde die Entwicklung der Nationalstaaten durchaus nicht fördern, sondern Schranken und Gegensätze schaffen, die, statt eine friedliche Entwicklung zu bringen, die Gefahr gewaltsamer Zusammenstöße noch erhöhen würde.

Nationale Gegensätze lassen sich nicht ausgleichen, indem man ihre Träger in festen, unlösbaren Schranken zusammenballt, sondern nur durch den freien Verkehr von Volk zu Volk, der Blut vermischt, und durch die Ideenfülle aller Kulturen einer Rasse, in der trotz großer Mannigfaltigkeit der Völker noch so viel gemeinsam

ist, daß es sich lohnt, danach einmal zu suchen. Nur dadurch können wir zu den gemeinsamen Linien einer Rassenindividualität gelangen, die dann vielleicht noch weitere Entwicklungsmöglichkeiten bietet.

Der Individualismus ist nicht, wie manche in diesem Kriege voreilig geschlossen haben, gestorben. Er hat sich fortentwickelt. Neben der Einzelpersönlichkeit besteht heute schon die Sippen-, die Staats- und Volksindividualität und neben dieser könnte wohl auch die Rassenindividualität bestehen. Sie ist ein Schritt auf dem Entwicklungswege. Doch niemals ist sie auf dem Wege eines Zwanges der Nationen und Völker zu erreichen. Wenn sie einst kommt, muß sie von innen heraus die Kraft entfalten, um sich durchzusetzen.

Professor Dr. Adolf Koch: Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens.

In einem ungeheuren, fast über irdisches Maß hinaus gedehnten Kreise vollendet sich die gewaltige Schicksalstragödie des großen Krieges. In so riesiger Auswirkung und Ausgestaltung, daß die Umrisse dem Auge des Beobachters leicht verschwimmen. Dem tiefer Dringenden, der Einblick und selbständiges Urteil zu gewinnen sucht, mag es darum als eine willkommene Fügung erscheinen, daß einzelne Ausschnitte aus dem unendlichen Bogen im Kleinen ein treues Abbild des ganzen unübersehbaren Feldes geben, daß in ihrem Mikrokosmos gleichsam der Makrokosmos, die Welt des großen Kampfes, mit allen Kräften, Trieben und Leidenschaften der Kämpfenden sich klar und deutlich offenbart. Da spiegelt sich dann nicht nur jener Haß und Neid wider, der so heiß und grimmig ist, daß er gegen die aufstrebende Macht im Herzen Europas die Reihe der mächtigsten Nationen mit kleinen und kleinsten, Romanen mit Angelsachsen, Slawen mit Mongolen, Despotien mit Republiken in einen großen Bund zu einigen vermocht hat, auch die Eifersucht und das Mißtrauen der Verbündeten gegeneinander, die die Einheitlichkeit ihres Aufmarsches so oft gefährden, treten da zu Tage.

Und gerade in Gebieten, die uns räumlich fern gerückt sind, und die wir deshalb vielleicht doch zu leicht als Nebenschauplatz der Geschehnisse zu betrachten geneigt und gewöhnt sind, am klarsten.

Auf persischem Boden hat sich eine Politik versucht und nahezu vollendet, die die welthistorischen Gegensätze, welche in dem gewaltigen Ringen der beiden Völkergrupen ihre Entladung und ihren Ausgleich suchen, wie die Nebenbuhlerschaft und Eifersucht der gegen Deutschland verbündeten Mächte untereinander in gleicher Weise in sich begreift und in dem Rahmen des persischen Problems

wie in einem Spiegel das Abbild der allgemeinen Weltlage und Weltpolitik schauen läßt.

In dem langen und zähen Ringen um den beherrschenden Einfluß in Persien, das die Politik der beiden sogenannten Schutzmächte des Landes, Englands und Rußlands, nicht nur kennzeichnet, sondern schlechtweg selber ist und bedeutet, hatte Rußland durch den Vertrag vom 31. August 1907, der Persien in zwei Interessensphären und eine neutrale Zone teilte und damit eine reinliche Scheidung der beiderseitigen Ansprüche herbeizuführen schien, einen großen Vorteil davongetragen. Und gleich hier wird die Einwirkung der allgemeinen Politik, des großen weltbeherrschenden englisch-deutschen Gegensatzes, deutlich erkennbar. Denn England hat diesen Vertrag nicht geschlossen, um die Reibungsflächen mit Rußland aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu vermindern, sondern das Abkommen ist nichts anderes als ein Schachzug jener gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik, der dazu dienen sollte, Rußland den englischen Wünschen gefügig zu machen, die auf ein Größeres, auf die Gewinnung des Moskowitertums für den Kampf gegen das Deutschtum, abzielten. Aber auch als dies Ziel erreicht und der Weltbrand entfacht war, ist der stille Krieg um Persien trotz aller Verträge und Abmachungen, und trotzdem die Nebenbuhler nun Verbündete geworden waren, weitergegangen.

Vielleicht ist Spiel und Gegenspiel in diesem Kampfe eines der interessantesten Momente im Gewebe und Getriebe der weltpolitischen Gegensätze unserer Zeit überhaupt.

Und wie an einem Schulbeispiel lassen sich die Züge Englands in diesem Spiel an der Hand einer soeben erschienenen Schrift verfolgen, die den Titel führt: „Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens".*) Wie den beiden großen Mächten kein Mittel zu schlecht war, um Persien in ihre Hand zu bekommen, so hat England nichts unversucht gelassen, die Russen nun um die Früchte jenes Vertrages zu betrügen. Auf geheimen Schleichpfaden, durch unterirdische Minengänge hat es dem unbequemen russischen Partner Schwierigkeiten bereitet und Hemmnisse in den Weg gelegt, wo immer sich Gelegenheit dazu bot. Da schienen alle Mittel recht, um russenfreundliche Minister und Gouverneure zu stürzen und englandfreundliche an ihre Stelle zu setzen; da werden russische Eisenbahn- und Wegepläne hintertrieben, im Schoße der indischen Regierung Maßnahmen gegen die Ausbreitung des russischen Handels in Südpersien erwogen, der Rubelkurs gedrückt, allerlei Intrigen gegen die verdiente schwedische Gendarmerietruppe gesponnen, und wo die Künste der Überredung oder Androhung von Gewalt nicht verfangen wollen, da lockt und verführt das englische Gold.

*) Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens. 1917, Berlin, Verlag „Der Neue Orient". Preis 1 Mark.

Diese ganze dunkle Hintertreppenpolitik erfährt nun plötzlich durch die „Englischen Dokumente zur Erdrosselung Persiens" eine grelle Beleuchtung. Es sind Geheimakten, die zum größten Teil nach der Festnahme des englischen Konsuls in Schiras durch persische Gendarmen in deutsche Hände gefallen sind, streng vertrauliche Mitteilungen englischer Beamten, sowie Privatbriefe hervorragender englischer Diplomaten und ihrer Mittelsmänner. Eine ganze Anzahl dieser Schriftstücke ist in faksimilierter Wiedergabe beigefügt. Sie sprechen eine so beredte, deutliche Sprache, kennzeichnen Art und Mittel, Wege und Methoden britischer Politik so schlagend, daß sie keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Englische Dokumente sind es, die englischer Politik das Urteil sprechen: „ex ore tuo te judicabo".

Gleich die ersten mitgeteilten Aktenstücke, Berichte des englischen Gesandten in Teheran, die den Konsuln in Isfahan, Schiras, Täbris, Meschhed, Kerman und Buschir zu ihrer streng vertraulichen Kenntnisnahme zugehen, unterrichten sehr anschaulich über die politische Lage. Sie sind auch des Schreibers wegen interessant; es ist derselbe Sir Walter Townley, der neuerdings als „Mann der starken Hand" zur Vertretung der englischen Interessen nach dem Haag gesandt worden ist, um, wie die „Morning Post" schrieb, „den patriotischen und nationalen Geist der Niederländer aufzurütteln und ihnen zu zeigen, daß dieser Geist auf die Seite der Alliierten gehört". Aber auch die zarte Hand, die geschickt ist, das Netz feiner Intrigen zu spinnen, ist diesem Vertreter Englands zu eigen. Mitten im Weltkriege rühmt er sich, die politischen Pläne des russischen Verbündeten in Persien gestört und durchkreuzt, den moralischen Kredit der Russen geschädigt zu haben. Am 7. April 1915 schreibt er:

„Aserbeidschan (d. h. die Besetzung dieser Provinz durch die Russen) war schlimm genug, aber noch lange nicht ausreichend für den moskowitischen Appetit. Nachdem sie einen tüchtigen Bissen in Isfahan genommen hatten, war natürlich der Plan in Bereitschaft, die Hand auf Fars zu legen und zwar auf demselben Wege, durch den sie versucht hatten, Isfahan völlig unter ihre Kontrolle zu bringen. Die einzige Möglichkeit, sie dabei zu hindern, war die, den Krieg in ihre eigene Festung Aserbeidschan zu tragen und so ihre Hand vom Zentrum und vom Süden fernzuhalten. Das tat ich absichtlich und berührte eine empfindliche Stelle dadurch, daß ich verschiedene ihrer Skandale enthüllte."

In einem geheimen Rundschreiben vom 22. August 1914 hatte Sir W. Townley schon die Russen der „auf Befehl von St. Petersburg" begangenen Unterschlagung persischer, namens der persischen Regierung eingezogener, Steuern beschuldigt. Kann man die brüderlichen Empfindungen für die treuen, im furchtbarsten Kriege eng Verbündeten wärmer zum Ausdruck bringen?!

Und es gewinnt fast den Anschein, als ob Townley und sein Nachfolger Marling in ihrem russischen Kollegen Korostovetz, der auch nachher in Peking tatsächlich eine üble Rolle gespielt hat, die Verkörperung aller russischen Untugenden

gesehen hätten. „Korostovetz war ein Unglück", schrieb Marling am 17. Mai 1915 an den englischen Konsul in Schiras, und dem englischen Botschafter in St. Petersburg, Sir George Buchanan, schickt er am 20. Juni 1916 eine Charakterschilderung, die allzu große Herzlichkeit kollegialer Gesinnung gewiß nicht verrät:

„Was Korostovetz anlangt, so kann ich zu meinem Bedauern Ihren Glauben an seine Aufrichtigkeit nicht teilen ... Ich habe keinerlei Vertrauen zu ihm. Alles hier beschreibt ihn als jemanden, mit dem man unmöglich lange auskommen kann, als den Typ eines Menschen, der aus Bösartigkeit handelt und sich ein Vergnügen daraus macht, das zu tun, was niemand sonst tun würde ... Niemand scheint hier seine Abreise zu bedauern, am wenigsten seine eigene Gesandtschaft!"

Freilich: „Die persischen Angelegenheiten gaben", wie Townley am 23. März 1914 seinen Konsuln geschrieben hatte, „Veranlassung zu einigen verdrießlichen Fragen zwischen Rußland und England." Diese „Verdrießlichkeiten", die dazu führten, daß „die beiden Gesandtschaften, die englische und die russische, bei jedem Berührungspunkt gegen einander fochten", haben ihr Werkzeug und zugleich ihren Chronisten in dem amerikanischen Abenteurer und Glücksritter J. N. Merrill gefunden, der mit seinem ihm an Charakter und Leistungen so ganz unähnlichen Landsmann W. Morgan Shuster nach Persien gekommen und als der einzige von allen da geblieben war, als Shuster sein Werk aufzugeben und Persien zu verlassen genötigt wurde. Er fühlte sich zu wohl in einem Lande, das von unaufhörlichen Machenschaften der englischen und russischen Diplomaten und ihrer Kreaturen zerrüttet, in dem Hin und Her sich durchkreuzender politischer Interessen einem skrupellosen Profitjäger einen günstigen Boden für lohnende Tätigkeit zu bieten schien. Man sieht ihn förmlich vor Augen, diesen geschäftigen Zwischenträger und Ohrenbläser, wie er vor Freude sich kaum zu lassen weiß, wenn er seinem Freunde, dem britischen Konsul, Major O'Connor in Schiras, am 20. Januar 1915 aus der persischen Hauptstadt melden kann: „Die Luft summt jetzt buchstäblich von Intrigen in Teheran", und man versteht, wie wohl er sich in dieser Luft, seinem wahren Lebenselement, fühlt! Im übrigen wird man sich hüten müssen, den Mann nach seinen geistigen Anlagen und Fähigkeiten zu unterschätzen. Er war zweifellos ein guter Beobachter, der weit in der Welt herumgekommen war und Menschen und Dinge nun auch in Persien mit scharfem Blicke mustert. So erkennt er denn bald, daß das persische Volk in seiner Mehrheit innerlich der deutschen und türkischen Seite zuneigt, und er macht aus dieser Wahrnehmung seinen englischen Gönnern und Freunden gegenüber kein Hehl. So schreibt er am 1. Februar 1915 vertraulich an O'Connor: „Nach meiner Meinung würde Persien, wenn es dies wagen könnte, mit den Türken sich verbinden", und wenige Wochen später, am 4. März: „Wenn es Ihrer Flotte gelingt, Konstantinopel zu nehmen, so wird es hier (in Teheran) eine große moralische Wirkung aus-

üben, da die Perser unzweifelhaft intensiv deutschfreundlich und pro-türkisch sind . . . ."

Und er, Freund, Vertrauter, Mithelfer und Werkzeug britischer Politik, hat auch in dürren Worten das Endziel bezeichnet, das England und Rußland, den beiden sogenannten Schutzmächten Persiens, bei allen ihren Maßnahmen und Schritten von Anfang an vorschwebte: die Aufteilung und Annexion des Landes.

„Es würde mich," so schreibt er am 31. Mai 1915, „nicht ein bischen überraschen, wenn die Entwicklung dahin ginge, daß Ihre Regierunng (England) bereits in die Teilung Persiens eingewilligt hätte, ferner in die Verlegung der Regierung nach Isfahan, in die Übernahme der Kontrolle des ganzen Südens, einschließlich Isfahan (vielleicht auch Hamadan und Kirmandscha), und wenn Ihre Regierung Rußland ersucht hätte, zu warten, bis eine Krisis in Nordpersien auftauchte, bevor das Land annektiert wird."

Die Mittel, die die beiden Großmächte zur Erreichung ihres Zieles angewandt haben, stempeln ihre Politik zu einer Reihe skrupelloser Intrigen, brutaler Gewalttaten und verbrecherischer Erpressungen. Rücksichtslos wurden die Kräfte und Schätze des Landes für die eigennützigen Interessen der beiden großen Nachbarn ausgenützt, jede selbständige politische und wirtschaftliche Regung Persiens unterbunden. Und sowie das aus tausend Wunden blutende, unter den würgenden Griffen der russischen und englischen Faust verröchelnde Land doch in heroischen Anstrengungen sich aufzuraffen versuchte und Ansätze zu einer wirtschaftlichen Gesundung und zu militärischer Erstarkung sichtbar wurden, da wurden diese verheißungsvollen Reformen, insbesondere das Werk W. Morgan Shusters und die Bemühungen der schwedischen Gendarmerie-Offiziere, niedergeschlagen.

Knapp, aber gerade deshalb umso eindringlicher, schildert die durch sichere Beherrschung des Stoffes wie durch vortreffliche Darstellung gleich ausgezeichnete Schrift den Gang dieser Erdrosselungspolitik, die jetzt ein Seitenstück in Europa an der systematischen Vergewaltigung Griechenlands gefunden hat. Es ist ein System, in dessen Handhabung England und Rußland durch lange Übung allmählich die Meisterschaft erworben haben, ein Schauspiel, das Georg Brandes das bittere Wort entlockt hat: „Wenn irgend einer eines Beweises bedürfe, wie die Mächte beschaffen sind, welche die Welt regieren, so hat er ihn hier" („Politiken" vom 29. November 1916). W. Morgan Shuster aber war die schmerzliche Erkenntnis aufgegangen, „daß Persien das hilflose Opfer eines erbärmlichen Kartenspiels wurde, das ein paar europäische Mächte mit einer durch Jahrhunderte langen Praxis erworbenen Geschicklichkeit noch immer mit schwächeren Nationen, mit dem Verluste von Menschenleben, Ehre und dem Fortschritt ganzer Rassen als Einsatz spielen".

Durch die Beschwörungen und Klagen eigener erleuchteter Landsleute wie Professor Edward Brown und John Galworthy haben sich die Engländer in

diesem Spiel so wenig, wie durch das Verdammungsurteil des Dänen Brandes und des Amerikaners Shuster und durch den Verzweiflungsschrei der Vergewaltigten selbst, stören lassen. Auch das Ohr des großen Beschützers der Rechte der Kleinen und Schwachen, des Präsidenten Wilson, blieb dafür taub.

Einer der großen Condottieri der Renaissance hat freilich einmal gesagt, einen Staat könne man nicht mit Paternostern regieren, aber die Politik der Russen und namentlich der Engländer in Persien war, wie einst nach Talleyrands Urteil die Politik Napoleons in Spanien, schon mehr als ein Verbrechen, sie war ein Fehler, oder wie Brandes es ausdrückt: „eine politische Handlung muß, wenn sie nicht moralisch ist, zum wenigsten heilsam sein. Lord Greys persische Politik ist keines von beiden".

Noch ist das letzte Wort darüber, ob Englands persische Politik ein Fehler gewesen ist oder nicht, nicht gesprochen. Daß sie ein Verbrechen war, durchaus unmoralisch und in jedem Betracht unsittlich, wird durch die Tatsachen, die die Schrift beleuchtet, und den Wortlaut der in ihr mitgeteilten englischen Dokumente unwiderleglich dargetan. Aus ihnen spricht die skrupellose Machtgier, die über jedes Recht sich unbedenklich hinwegsetzende britische Gewaltpolitik, spricht England, das kaltherzig egoistische, treulose England selbst. Und von dem erhabenen Richterstuhl der Geschichte wird ihm das Donnerwort entgegentönen:

„Ex ore tuo te judicabo!"

Legationsrat Dr. Jentzsch: Erinnerungen an Süd-Rußland.

Im heißen Sommer 1909 begab ich mich von Bukarest nach Charkow, und zwar zunächst mit der Bahn nach Galatz; von dort ging es die Donau entlang mit einem in der Frühe abgehenden russischen Dampfer nach Odessa. Die russische Gepäckrevision fand in Reni statt, der im jetzigen Kriege gelegentlich russischer Truppenansammlungen und der Anwesenheit des Zaren im dortigen Hauptquartier wiederholt erwähnten Grenzstation gegen Rumänien. Die Fahrt auf der Donau, etwa 10 Stunden, berührt viele historische Plätze aus den verschiedenen türkisch-russischen Kriegen. Nach Fortsetzung der Fahrt im Schwarzen Meere legte der Dampfer am andern Tage früh in Odessa an. Die Verpflegung auf dem russischen Dampfer war nicht schlecht; diese Erfahrung hatte ich auch auf einer Fahrt durch das Mittelländische Meer von Alexandrien

nach dem Piräus gemacht, wo ich gleichfalls einen russischen Dampfer benutzte; besonders reichhaltig war immer die Sakuska, die dem Mittag- und Abendessen vorangehende Vorspeise.

Odessa ist die wichtigste Handelsstadt im Schwarzen Meer. Nach einigen Stunden Aufenthalt dort bestieg ich von neuem einen Dampfer, der mich nach Sebastopol führte. Das Schwarze Meer war wild bewegt; die dunklen Meereswogen des Pontus Euxinus haben es in sich; ich habe das Schwarze Meer wiederholt bei ruhiger klarer Witterung auf spiegelglatter Fläche von Konstanza nach Konstantinopel durchquert, die Fahrt nach Sebastopol aber zeigte ein anderes Bild des Meeres; die kurzen Wellen überschlugen sich in gewaltiger Höhe und bedeckten vielfach Schiff und Reisende mit Spritzern. In Eupatoria auf der Krim, landschaftlich und klimatisch schön wie an der Riviera gelegen, war kurzer Aufenthalt. Einige Stunden noch und wir waren in Sebastopol, mit einem Hafen, wie ich mich, abgesehen von Neapel, kaum eines herrlicher gelegenen entsinne. Bis zur Abreise nach Charkow blieben mir einige Stunden zur Besichtigung von Sebastopol und seiner Umgebung.

Sebastopol erglänzte in hellen Farben; die Häuser haben durchweg weißen Anstrich. Seit dem Krimkriege neu aufgebaut, zieht sich die Stadt in üppiger Naturpracht am Meeresstrand entlang. Im Hafen liegt der größte Teil der russischen Schwarzmeerflotte. Mich interessierte es, die Hauptplätze aus dem Krimkriege kennen zu lernen. Ich fuhr hinauf zum Malakoffhügel, dessen Erstürmung, im August 1855, das Schicksal des belagerten Sebastopol entschied. Die umliegenden Anhöhen sind kahl und zeigen noch ein verwüstetes Bild aus der Krimschlacht. Auf den nahen Friedhöfen liegen 80 000 gefallene Franzosen und 120 000 gefallene Russen.

Die weitere Fahrt nach Charkow erfolgt auf der Eisenbahn; bei Borki geht die Bahn über eine Brücke, auf welcher Alexander III. mit knapper Not einem Attentat entging. In der Nähe ist eine Kapelle mit vergoldetem Dach errichtet zur Erinnerung an die Errettung des Zaren bei dieser Unglücksstelle.

Charkow ist eine lebhafte, große Handelsstadt von 200 000 Einwohnern, der Mittelpunkt des südrussischen Handels. Die Stadt liegt in einer weiten getreidereichen Gegend, ohne Wald; es wird dort gut gelebt; die russische kräftige Küche, die Borschtsuppe mit Pasteten, ist bekannt; Konzertlokale und Theater, besonders leichterer Art, gibt's wie in größeren Weltstädten. In Charkow befindet sich eine ganze Anzahl von Reichsdeutschen; sie waren meist wohlhabend; viele hatten eigene Geschäfte, andere bekleideten angesehene Stellungen in großen Handelshäusern; die kleinen Angestellten waren meist Russen. Deutsche und Polen überragten dort an Intelligenz entschieden die russischen Elemente. Ich möchte annehmen, daß auch nach dem Kriege Rußland ohne den deutschen Kaufmann, ohne den deutschen Ingenieur und Chemiker kultureller Fortschritte entbehren

müßte. Den Sommer in Charkow zuzubringen, ist keine Annehmlichkeit; die Sonne brennt entsetzlich, die Hitze steigt bis über 40 Grad. Alles, was geschäftlich in der Stadt zu tun hat, weilt dort nur einige Stunden und verbringt die übrige Tageszeit auf einer Datsche, einer Sommerwohnung außerhalb der Stadt. Ein deutsches Bierhaus in der Stadt war lebhaft besucht, von Deutschen, von Fremden, die sich in Charkow zu Geschäftszwecken aufhielten, und von Einheimischen, Russen. Eine ausländische Musikkapelle sorgte für Unterhaltung der Gäste.

Während meines Aufenthalts in Charkow fanden große militärische Feierlichkeiten in Poltawa statt, zur 200jährigen Erinnerung an die Schlacht vom 27. Juni / 9. Juli 1709, zwischen Peter dem Großen und Karl XII. von Schweden. Mit einem Empfehlungsschreiben des mir bekannten Gouverneurs von Charkow begab ich mich in Begleitung eines befreundeten Herrn nach Poltawa in mehrstündiger Eisenbahnfahrt. Es war bereits spät abends, als wir dort ankamen. Der Gasthof, in dem wir Zimmer bestellt hatten, lag weit ab vom Bahnhof, mitten in der Stadt; er war völlig besetzt von Offizieren und sonstigen Gästen. Fremde waren zu den Feierlichkeiten nicht geladen; nur der französische Militärattaché war zugegen. Am anderen Tage verschafften wir uns an den zuständigen Stellen die erforderlichen Eintritts- und Passierkarten. Die Stadt, mit 50—60 000 Einwohnern, zeigte reichen Schmuck an Nationalflaggen; dunkle Gärten durchziehen die Stadt. Die errichteten Festpforten waren mit Blumen und buntem Zeug geschmückt. Die Kutscher erschienen in weißen und roten Bauernkitteln. Es war herrliches klares Wetter. Die Ordnung in der Stadt und Umgebung wurde durch Polizei aus Poltawa; aus Moskau und Petersburg aufrecht erhalten. Der Kaiser war mit mehreren Großfürsten, Ministern, unter ihnen Stolypin, und großem Gefolge zu den Festlichkeiten erschienen. Es fanden zwei Paraden statt; für den kaiserlichen Hofzug war ein besonderes Geleise zum Paradefeld gelegt. An den Paraden nahmen Truppen der Regimenter teil, die in der Schlacht von Poltawa gekämpft hatten, so das Preobraschenski Leibgarde-Regiment, das Ssemenowsche Garderegiment, das Ingermanländische Infanterie-Regiment und andere; der Kaiser erschien in der Uniform des Preobraschenski-Regiments, das Peter im entscheidenden Kampfe persönlich geführt hatte. Für das Publikum waren Tribünen errichtet, die jedoch eine auffallende Leere zeigten, infolge der strengen Absperrungsmaßregeln. Beim Gange durch die Straßen war an den Fenstern kaum jemand zu sehen. Viele Ausweisungen waren erfolgt, namentlich von Juden. Die uns auf der Fahrt zur Parade begegnenden Soldaten, hohe blonde Gestalten, machten keinen üblen Eindruck. Erschien der Kaiser in der Nähe der Tribünen, so mußte das Publikum dem Kommando der Gendarmen gehorchen, wenn diese riefen, aufstehen, setzen, Hut ab, Schirm zu usw. Der Kaiser begab sich mit Gefolge zur Kirche beim Schwedengrab und zur Ausstellungshalle, die Erinnerungsgegenstände aus der

Schlacht von Poltawa enthielt; das Publikum konnte nachher gleichfalls Kirche und Ausstellung besichtigen. Auch haben wir die noch erhaltene kleine Kapelle besucht, in der Peter nach der Schlacht betete.

Die religiösen Zeremonien vor Beginn der Parade nahmen längere Zeit in Anspruch. In unmittelbarer Nähe des Kaisers befanden sich Kosakenoffiziere und Kosakentrompeter in ihren langen roten Röcken. Die Pferde der Kosaken sausten dahin wie der Wind; für den Krieg scheint die Kosakentruppe aber nur von geringem Wert; sie können nicht als diszipliniertes Militär, sondern nur mehr als eine mordende und brandschatzende Truppe angesehen werden; davon zeugen die Einfälle in Ostpreußen und die Kosakengreuel an anderen Stellen des östlichen Kriegsschauplatzes. Nach der Parade fuhr der Kaiser durch die Stadt in langer Wagenreihe. Am folgenden Tage fand nochmals eine Parade statt mit größerem religiösem und militärischem Pomp als tags zuvor. Es war uns gelungen, mit Empfehlungen, Zutritt zum Hofzug zu bekommen, der elegant und praktisch eingerichtet war und das Quartier des Zaren bildete. Die Bewachung war äußerst scharf. Das Paradefeld war vom Hofzuge aus zu übersehen. Der Zar begab sich vor der Parade wiederum zur Kirche und erschien dann im Prozessionszuge mit der Geistlichkeit und den blau mit Gold gekleideten Sängern auf dem Paradefelde, wo erneut Gottesdienst abgehalten wurde. Die russischen Kirchensänger sind berühmt; ich habe in russischen Kirchen Baß-Sänger gehört, mit Stimmen von unglaublicher Tiefe.

Die Truppen des Paradefeldes waren in Kakiuniform; Kavallerie und Artillerie unberitten. Eine Anzahl Großfürsten umgab den mehrstündig zu Pferde sitzenden Zaren. Die Rückfahrt in unserem Wagen ging über das alte Schlachtfeld von Poltawa. Am Abend war Stadt und Lager illuminiert.

Die Schlacht bei Poltawa entschied zu Gunsten Peters; die politische Bedeutung im Norden ging von Schweden auf Rußland über; Schweden war zwei Jahrhunderte unumschränkte Gebieterin der Ostsee gewesen. Wohl kann man die Frage aufwerfen, wie sich die Geschichte Rußlands, ja der Welt gestaltet hätte, wenn nicht Peter, sondern der jugendliche Karl XII. gesiegt hätte. Karl hatte sich, anstatt nach Moskau, wie die Russen erwarteten, nach dem Süden, in die Ukraine gewandt, um seine Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen, an denen es mangelte; in der weizenreichen Ukraine, konnte er hoffen, sich solche zu beschaffen; auch hatte ihm der Hetman der Ukraine, Mazeppa, seine Hilfe dabei versprochen, sowie die Zuführung frischer Truppen. Mazeppa schloß sich Karl XII. an, um gegen Peter, der ihn nicht als Fürsten, sondern nur als Untertan anerkennen wollte, die Freiheit des Landes zu wahren. Karl glaubte, Poltawa, damals ein kleines Städtchen, nur von einem Erdwall umgeben, gegen Einfälle krimscher Tataren, überrennen zu können. Der Platz hielt sich jedoch drei Monate lang. Anfang Juni stieß Peter zum Heere. Am 17. Juni wurde Karl durch eine Kugel

am Fuß verwundet; er konnte am Tage der Schlacht nicht reiten und den Oberbefehl nicht selbst übernehmen; am 27. morgens zeigte er sich in einer Tragbahre vor der Front seines Heeres. Zwei der russischerseits errichteten Redouten wurden von den Schweden erstürmt; das russische Nowgorodsche Regiment kam bereits zum Weichen; da stellte sich Peter an die Spitze zweier Bataillone des Preobrashenski-Leibregiments und stellte das Gleichgewicht wieder her. Eine Kugel trifft Karls Tragbahre; er stürzt; die Schweden sehen's, glauben, er sei tot, und fliehen. Karl wird aus dem Getümmel gerettet. Die Armee sucht ihr Heil in der Flucht und Karl flieht mit Mazeppa zu den Türken. Durch das Mißgeschick bei Poltawa verlor die Ukraine ihre Freiheit. Die Ukraine mit 30 Millionen Bewohnern ist der reichste Teil des russischen Reiches; zur Ukraine gehören von größeren Städten Kiew, Charkow, Poltawa. Vom Dnjestr bis zum Kaukasus dehnt sich die schwarze Erde, Rußlands Kornkammer, aus. Am Dnjepr liegt das Eisen, am Donez befinden sich die großen Kohlenbergwerke. Getreide, Kohlen, Eisen, die Produkte der Ukraine, dienen zum Verbrauch im weiten Rußland oder sie gehen zur Ausfuhr in die Häfen des Schwarzen Meeres nach Odessa, Cherson, nach Taganrog am Asowschen Meere. Die Ukrainer sind Nachkommen von slawischen Stämmen, über die im zehnten Jahrhundert die normannischen Warägerfürsten herrschten, die aus Schweden kamen. Aus Skandinavien gelangten Normannen als Wikinger auch nach Nordfrankreich und die Herrschaft Unteritaliens ging im Anfang des 11. Jahrhunderts auf Normannen über. Von der Ukraine zogen die Waräger weiter über das Schwarze Meer nach Byzanz. Nach Charakter und Sprache sind die Bewohner der Ukraine von den Russen verschieden. Das offizielle Rußland kennt keine Ukraine, es kennt nur ein Klein-Rußland. Die Volkssprache auf dem Lande ist ukrainisch geblieben, von Brest-Litowsk bis zum Kaukasus; ukrainisch darf aber in Rußland weder geschrieben noch gedruckt werden.

Der jetzige große Krieg, der Kriegsschauplatz im Osten und in Rumänien (Dobrudscha) lenkt unser Augenmerk unwillkürlich auch nach den weiten Gebieten Süd-Rußlands hin, die wohl außer zu geschäftlichen Zwecken weiteren Kreisen wenig bekannt sind, die aber, besonders zur Jetztzeit, allgemeineres Interesse beanspruchen dürften.

Amtsgerichtsrat Gustav Schneider: Ein deutscher Denker über deutsche und fremde Staatseinrichtungen.

Seit Ausbruch des Krieges sind die Stimmen im feindlichen und neutralen Ausland nicht verstummt, die gegen Deutschland den Vorwurf erhoben, es habe sich Jahre lang vor dem Kriege durch ungeheure Rüstungen auf diesen vorbereitet und ihn in dem Zeitpunkt entfesselt, den es für den günstigsten hielt; der „deutsche Militarismus" müsse daher niedergekämpft werden, wenn die übrige Welt wieder frei atmen wolle; das laufe aber darauf hinaus, daß die „preußische Militärkaste" zerschmettert und dem „Volk" in Deutschland ein größerer Einfluß auf die Regierungsgeschäfte eingeräumt werden müsse, der es ihm ermögliche, den Kriegshetzern in Deutschland in den Arm zu fallen und ihnen das Handwerk zu legen. Als die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch „neutral" waren, erlaubte sich schon der Präsident Wilson in seiner Botschaft an den Senat vom 22. Januar 1917 den Satz: kein Friede könne dauern, wenn nicht der Grundsatz anerkannt werde, daß die Regierung alle ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableite.

Seitdem Nordamerika aber sogar aktiv auf die Seite unserer Feinde übergetreten ist, erschallen lauter denn je die Stimmen jenseits des großen Wassers, die gegen unseren „Militarismus", unsere „rückständigen" staatsrechtlichen Einrichtungen und unsere Reichsverfassung zu Felde ziehen und behaupten, die Vereinigten Staaten träten jetzt in den Kampf „für die Demokratie, die Freiheit und die Menschlichkeit" ebenfalls mit ein. Es ist dabei die größte Ironie der Weltgeschichte, daß nicht nur England durch den Krieg gezwungen worden ist, den ihm so verhaßten „Militarismus" bei sich selbst einzuführen, sondern daß auch die Union im Begriffe ist, unter dem Deckmantel des deutsch-amerikanischen Konfliktes, in Wirklichkeit aber wegen der in Zukunft drohenden Auseinandersetzung mit Japan ein Gleiches zu tun.

Von unserer Seite ist oft genug darauf hingewiesen worden, daß unsere geographische Lage uns einem politischen Druck und einem Angriffe von allen Seiten aussetzt, daß daher Rüstungen bis zum höchsten Grade der Bereitschaft ein notwendiges Erfordernis für uns sind, und daß dieser Umstand wieder die eigenartige Gestaltung unserer staatsrechtlichen Einrichtungen und unserer Verfassung bedingt.

Das hat auch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts immer wieder Eduard von Hartmann betont, der deutsche Denker, dessen Werke viel mehr gelesen

werden sollten. Besonders verdienen seine nachgenannten politischen Schriften in der heutigen Zeit eine größere Beachtung, da sie eine Fundgrube politischer Weisheit bilden und auf vieles, das sich auf politischem Gebiete später verwirklicht hat, schon frühe und fast prophetisch hingewiesen haben.

Hartmann, der die Offizierslaufbahn wegen eines Knieleidens aufgeben mußte, hat sich später nicht bloß dem reinen Denken gewidmet, sondern auch fortlaufend bis zum Schlusse seines Lebens eine Fülle von Aufsätzen politischen und sozialpolitischen Inhalts geschrieben, in denen er als treuer Sohn seines Volkes und als dessen getreuer Eckart dieses lehrt, seine Schäden und Gebrechen zu erkennen, seine Vorzüge und seine eigenartigen, guten Seiten und Einrichtungen aber hochzuschätzen und zu bewahren. Die Aufsätze hat er später wieder gesammelt in verschiedenen Büchern herausgegeben. Es kommen hier in Betracht: „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage" (1889), „Tagesfragen" (1896) und „Zur Zeitgeschichte" (1900). Ich kürze das erste Werk P. ab, das zweite T., das letzte Z.

Schon in seinem im August 1872 geschriebenen Aufsatz „Die geographisch-politische Lage Deutschlands" (P. 75 ff.) war Hartmann zu dem Ergebnis gekommen, daß wir angesichts dieser Lage unseres Landes auf eine eminent friedliche Politik zwingend angewiesen seien. (P. 95.)

„Wenn die erste aus der Betrachtung der geographisch-politischen Lage Deutschlands gezogene Lehre die ist, daß wir erst die letzte der europäischen Nationen sein können, welche abrüstet, so lautet die zweite daraus zu entnehmende Nutzanwendung dahin, daß Deutschland genötigt ist, eine eminent friedliche Politik zu verfolgen." . . . „Glücklicherweise stimmt diese Nötigung vollkommen mit den Neigungen des Volkscharakters, mit der föderativen Verfassung des Reichs und mit der Art der Heeresorganisation überein,". . . . sodaß „in keinem Lande auch nur annähernd so starke Garantien gegen offensive Kriegsgelüste vorhanden sind, als in Deutschland, und daß bedeutende Rüstungen in diesem Lande deshalb keineswegs in offensivem Sinne zu deuten sind, weil kein anderes Land so sehr in der Lage ist, sich für die Defensive mit Anspannung aller Kräfte vorbereiten zu müssen." (P. 94—96.)

Am bedeutsamsten für die heutige Zeit aber ist der 1899 geschriebene Aufsatz Hartmanns „Ein Rückblick auf das alte Jahrhundert" (Z. 38 ff.). Es finden sich einige Sätze darin, an die man gerade heute wieder nicht genug erinnern kann.

Hartmann prüft zunächst die Frage, was von den drei politischen Idealen, die vor 100 Jahren durch die Aufklärung und die französische Revolution in den westlichen Ländern zur Geltung und Wertschätzung gelangten, den Idealen des Parlamentarismus, der Republik und der Demokratie, um die Jahrhundertwende lebendig geblieben sei. Er kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

Die Freiheit des Volkes ist nicht in der parlamentarischen Regierungsform

gewährleistet, nach der die Krone genötigt ist, die Minister aus der Parlamentsmehrheit, genauer aus deren anerkannten Führern, zu wählen, mögen ihr diese Personen auch noch so mißliebig sein. Das 19. Jahrhundert hat gezeigt, daß „die Mißwirtschaft, Willkür, Kliquenherrschaft und Korruption der Parlamente noch schlimmer sein kann, als die einer bureaukratischen Verwaltung, und daß sie, einmal eingerissen, noch weit schwerer auszurotten ist." . . . .

„Die Anwendung des Parlamentarismus auf verschiedene neu gebildete Staaten (Belgien, Griechenland, Italien, Rumänien, Serbien usw.) hat die Schattenseiten des Systems recht klar gelegt" . . . „Wo das Wahlgesetz und seine Handhabung derart sind, daß die jeweilige Regierung bei den Parlamentswahlen einer Mehrheit sicher ist, wie in Spanien, Ungarn, Serbien, da wird der Parlamentarismus zum Hohn der Volksfreiheit und Volksrechte. Wo aber, wie in den Vereinigten Staaten, ein maschinenartiges System der Wahlmache von seiten der Parteileitungen Platz gegriffen hat, da ist der Hohn auf nationale Selbstbestimmung womöglich noch ärger. Wie in Italien die dringend notwendige Agrarreform, so scheitert in Frankreich die ebenso dringende Steuerreform an den Interessen der Abgeordneten. Die Unstätheit der Regierungen, der parlamentarische Sport der Ministerstürzerei, macht" (hier) „jede stetige Politik unmöglich. Und selbst bei uns, wo die Parlamente noch am wenigsten schaden können, ist ihr Ansehen in beständigem Sinken. Alle Welt ist parlamentsüberdrüssig, aber niemand weiß etwas Besseres vorzuschlagen." (Z. 38, 39.)

„Das deutsche Volk begreift nach und nach, daß ein Hauptvorteil seiner Politik gegen diejenige anderer Länder in der Stabilität (Stetigkeit) seiner Regierung . . . liegt, und daß es diese allein dem Umstand verdankt, daß es keine parlamentarische Regierungsform besitzt. . . . Vor allem aber wünscht es sich Glück, daß es zu dem sonstigen parlamentarischen Fraktionstreiben nicht noch jene persönlichen Aspirationen, Intrigen und Kliquenbildungen (d. h. die ehrgeizigen Bestrebungen, hinterlistigen Ränke und Bildungen von Klüngeln, die fest zusammenhalten,) mit in den Kauf zu nehmen hat, wie sie bei der parlamentarischen Regierungsform unvermeidlich sind." (P. 118, 119.)

Jedenfalls paßt die parlamentarische Regierungsform nicht für uns bei unserem vielzerklüfteten Parteiwesen, sondern nur da, „wo, wie im bisherigen England, „nicht mehr als zwei Parteien, die beide gleich national und gleich konservativ sind, im Besitz der Parlamentsmehrheit abwechseln." (P. 118, 119.) (Vgl. auch P. 107 ff., 116 ff., 238—241, 366 ff.)

„Vor hundert Jahren stand der Glaube an die Überlegenheit der Republik über die Monarchie bei den Denkenden auf seiner Höhe." . . . „Es galt als Glaubenssatz, daß die Fürsten begierig nach Kriegsruhm und Ländererwerb, die Völker aber friedlich gesinnt seien, . . . die republikanische Regierungsform (also) den Frieden verbürge. Das 19. Jahrhundert dagegen hat uns gelehrt, daß die

Monarchen sich die äußerste Mühe geben, den Frieden zu erhalten und den unvernünftigen Kriegsdrang der Völker zu zügeln. Die Republiken von Süd- und Mittelamerika bieten das Schauspiel beständiger Kriege und Bürgerkriege, die französische Republik betrachtet den Krieg gegen Deutschland, sobald er ohne Selbstmord möglich ist, als das unverrückte Ziel ihres Daseins. Die Republik Washingtons hat soeben einen Eroberungskrieg gegen Spanien vom Zaune gebrochen, um diesem ein Gebiet von 420 000 Quadratkilometer mit über zehn Millionen Einwohnern zu entreißen, also einen weit größeren Raubzug, als jemals die erobernde römische Republik auf einmal gemacht hat, oder als in irgend einem europäischen Kriege dem Sieger als Beute zugefallen ist." (S. 39.)

„Abgesehen von der republikanischen oder monarchischen Staatsform hielt man früher den demokratischen Charakter einer Verfassung für eine Friedensbürgschaft. Jedes Volk in seiner Masse ist friedliebend; es schien also nur nötig, der Volksmasse das verfassungsgemäße Recht oder die tatsächliche Gelegenheit zum Geltendmachen seines Willens zu geben, um eine Bürgschaft dauernden Friedens zu gewinnen. Auch darin hat die Erfahrung das Gegenteil gelehrt. Fast alle Kriege des letzten Menschenalters sind dadurch zustande gekommen, daß bei dem Konflikt zweier Staaten der Regierung des einen die Zügel aus der Hand glitten, eine demokratische Strömung die Führung übernahm und die blinde Leidenschaft einer erregten Masse über die vernünftigen Erwägungen der Staatslenker den Sieg davon trug." (Man denke hier an Italien und Rumänien!) . . . So war es auch „im amerikanisch-spanischen Kriege die plötzlich ausbrechende Eroberungslust, Ruhmgier und Beutesucht der amerikanischen Volksmassen, welche die widerstrebende Regierung nötigten, einen Krieg, der für die Befreiung Cubas von der spanischen Herrschaft nach Proklamation der Autonomie Cubas ganz überflüssig war, zu beginnen und nach beendetem Kriege je länger je mehr Siegesbeute zu fordern." . . . .

„Der Hort des Friedens sind gegenwärtig diejenigen Monarchien, in welchen die Macht der Krone stark und gesichert genug ist, um sich von den Massenströmungen im Volke unabhängig zu behaupten; das sind aber diejenigen Mächte, in welchen die Krone sich auf ein starkes und tüchtiges Heer stützt. So sind die stehenden Kriegsheere zur Bürgschaft des Friedens geworden, indem sie den friedliebenden Regierungen ermöglichen, die unvernünftigen Kriegsgelüste ihrer Völker unbeachtet zu lassen oder im Zaume zu halten. Die Fürsten und ihre Räte haben eben naturgemäß ein stärkeres Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Entschließungen als die Masse, bei der sich die Verantwortlichkeit auf Millionen verteilt und auf jeden einzelnen nur ein verschwindendes Teilchen kommt." . . . Die „Masse übersieht nicht die Schwere der Folgen und läßt sich nicht sowohl von der Vernunft als von leidenschaftlichen Impulsen leiten. Sie ist für gewöhnlich friedliebend; wenn aber eine Anzahl Demagogen es verstehen, ihre Leidenschaften zu erregen, so setzt sie jede vernünftige Erwägung bei Seite und wird kriegs-

wütig.*) . . . Gelänge es, überall demokratische Republiken ohne stehende Heere oder doch nur mit kleinen Armeen einzuführen, so würde der Krieg mit kleinen Scharen auf Erden wieder genau so der normale Zustand werden, wie er es im Mittelalter in Europa war." . . . „Die Verantwortlichkeit eines Krieges wird um so schwerer zu tragen, je größer die Heere, die Kriegskosten und die wirtschaftlichen Einbußen beider Kriegführenden werden. Deshalb sind starke stehende Heere auch in dieser Hinsicht die beste Friedensbürgschaft und die hohen Militärbudgets eine Versicherungsprämie gegen den Krieg." . . . (Z. 40, 41.)

Dazu kommt aber der ungeheure volkserzieherische Wert der Militärdienstpflicht. Diesem Gedanken hat Hartmann schon früher einen treffenden Ausdruck verliehen: „England ist der einzige europäische Staat, welcher das mittelalterliche Söldnerheer in die moderne Zeit hinübergetragen hat, der einzige, dessen Bürgern die hohe Schule in Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Anstelligkeit, Subordination, Pflichttreue und Vaterlandsliebe fehlt, die den Völkern mit allgemeiner Wehrpflicht durch die Militärdienstzeit zuteil geworden ist." (P. 376.)

All diese Erkenntnisse haben in Deutschland in letzter Zeit mehr an Verbreitung gewonnen. „Selbst der Arbeiterstand hat eingesehen, daß die Form der Republik ihm in mancher Hinsicht noch ungünstiger sein kann als die einer Monarchie; denn die Republik ist weit rücksichtsloser in der Ausbeutung der Vorteile des Besitzes der herrschenden Klassen, als eine kluge Monarchie, die ein Interesse daran hat, auch die niedere Masse für sich zu gewinnen." (Z. 41.)

Unsere Reichsverfassung ist übrigens — wie Hartmann in seinem Aufsatz „Unsere Verfassung" (T. 45—57) nachweist — eine glückliche Mischung von monarchischen und republikanischen, von aristokratischen und demokratischen Zügen, freilich mit einem Überwiegen des demokratischen Prinzips. Jedenfalls besitzt der Deutsche das demokratischste Wahlrecht, das es gibt, d. h. dasjenige, das den auf Freiheit und Gleichheit abzielenden Bestrebungen am weitesten entgegenkommt. Wenn auch Hartmann die Gefahren der Demokratie nicht übersieht (T. 25 ff.), so will er doch keineswegs dem Volke das Recht der Mitwirkung bei der Leitung des Staates entzogen wissen. So schreibt er: „Niemand denkt heute mehr daran, der Volksmasse dasjenige Maß von mitbestimmendem Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder zu entziehen, das ihm nach Maßgabe seiner Leistungen für den Staat und seiner Leistungsfähigkeit für dessen Verwaltung gebührt. . . . Die höheren Stände haben aus den Lehren der Geschichte gelernt, daß nur die gemischten Verfassungen die Bürgschaft der Dauer in sich tragen, welche allen Volksmassen nach Maßgabe ihrer Leistungen auch entsprechende Rechte einräumen." (T. 43, 44.) Vor allem findet Hartmann, daß die Parlamente in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung „nicht der treue Ausdruck des Volkswillens"

*) Ein treffendes Beispiel hierfür bietet die Kriegsraserei, die in Nordamerika in den ersten beiden Februarwochen die Massen ergriffen hatte.

sind*), sodaß „die Regierung mit dem Volke in Konflikt geraten kann, trotzdem sie sich mit der Volksvertretung verständigt hat." (T. 67, 72.)

Die Vorschläge, die Hartmann in Bezug auf das Wahlrecht gemacht hat (T. 70 ff. und P. 245 ff.), wären wohl geeignet, einer zeitgemäßen Reform des preußischen Wahlrechts als Grundlage zu dienen.**) Wenn einmal eine Änderung dieses Wahlrechtes erfolgt sein wird, dann wird ein Hauptvorwurf entkräftet sein, den das Ausland uns heute noch machen kann. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß auch bisher schon in Preußen wie überhaupt in Deutschland die Freiheit und die Gleichheit mindestens in demselben Maße wie in irgend einem anderen Lande zugunsten eines jeden bestanden, wenn man unter der Freiheit „die Rechtssicherheit eines jeden Staatsbürgers und Schutz vor Willküreingriffen Mächtigerer" und unter der Gleichheit „die Gleichheit des Rechtes aller zum Emporsteigen in höhere soziale Kulturschichten" versteht (T. 35.) Soweit hier vor dem Kriege noch tatsächliche Schranken bestanden, werden diese gerade durch den Krieg und nach diesem immer mehr verschwinden, und es wird damit die Bahn frei „für alle Tüchtigen".

Mögen wir so immer kühner „auf den verheißungsvoll neu betretenen Bahnen" fortschreiten, so dürfen wir aber andererseits um so weniger an dem militärisch-monarchischen Grundzug unserer Staatseinrichtungen rütteln lassen. Wir müssen uns stets zum Bewußtsein bringen, „daß eine tüchtige Monarchie weit bessere Bürgschaft gegen Korruption des Beamtentums und der Volksvertretung gewährt als eine Republik, daß sie dem Volke die Kosten und die Aufregung für wiederkehrende Präsidentenwahlen erspart, durch ihre Lebenslänglichkeit mehr Stetigkeit in die innere und äußere Politik bringt, die Kräfte des Staates zu seiner Selbstbehauptung gegen die Nachbarn straffer zusammenfaßt, dem Heer ein einheitlicheres Standesbewußtsein verleiht, und vor allen Dingen ehrgeizige Sonderbestrebungen von glücklichen Generalen nicht aufkommen läßt, welche die größte Gefahr der Republiken bilden." (Z. 47.)

Freilich ist ein Krieg auch nicht bedeutungslos für die Stellung des Deutschen Kaisers. Ist dieser im Frieden nur eigentlich „Präsident" eines Bundesstaates mit dem Namen „Deutscher Kaiser" (nicht: Kaiser von Deutschland), so wird er im Kriege und durch den Krieg erst Imperator, Kaiser im eigentlichen Sinne des Wortes. „Die kaiserliche Gewalt im neuen Deutschland ist begründet worden durch zwei große, rasch aufeinanderfolgende, unerhört glückliche Kriege und durch die Notwendigkeit, das Errungene gegen starke, übelwollende

*) Vergleiche hierzu auch das treffliche Schriftchen von Hans Delbrück „Regierung und Volkswille."

**) Vergleiche den Aufsatz von Dr Blotke „Eduard von Hartmanns Vorschläge zur Wahlreform", Nr. 24 der „Grenzboten" von 1916.

und mißgünstige Nachbarn vermittelst fortdauernder höchster Anspannung der militärischen Leistungsfähigkeit zu behaupten. Der Deutsche Kaiser ist, was er ist, nur dadurch, daß er Imperator, d. h. oberster Bundesfeldherr, ist . . . Daß er dabei auch Präsident der Reichsrepublik ist, verschwindet vor der Wichtigkeit der Imperatorstellung, in der die starken Wurzeln seiner Kraft stecken." (S. 55.) Deshalb wird auch der jetzige Krieg dem deutschen Kaisergedanken neue, lebendige Kräfte zuführen und ihn fester denn je in den Herzen der Deutschen verankern.

Baron Julius Wlassics,

Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes:

Die Neutralität im Weltkriege.

Schluß.

VIII.

Doch setzen wir unsere Untersuchungen fort. Keine Satzung ist von größerer Wichtigkeit, als der 7. Artikel, wonach die neutrale Macht nicht verpflichtet ist, die Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition, und überhaupt von Gegenständen, die zu Zwecken der Armee oder der Flotte verwendet werden können, für irgendeine der kriegführenden Parteien zu verhindern. Vor allem betone ich, daß hieraus nicht folgt, daß er alles dies zu dulden verpflichtet sei, sondern daß er alles dies auch untersagen könne. Ja es kann der neutrale Staat auch die Benützung der sich in seinem eigenen Eigentum oder im Eigentum von Gesellschaften oder Einzelner befindlichen Telegraphen- und Telephonlinien oder drahtlosen Telegraphenapparate den kriegführenden Parteien untersagen oder ihnen gegenüber einschränken. (8. Artikel.) Demzufolge kann jeder neutrale Staat seinen eigenen Untertanen die Lieferung von Munition usw. für die kriegführenden Parteien verbieten oder sie in derselben beschränken, daher hätte dies im gegenwärtigen Weltkriege auch Amerika untersagen oder beschränken können.

Dies ist die Frage, wovon schon während des Krieges viel die Rede war und worüber nach Beendigung des Krieges noch mehr gesprochen werden wird, wenn einmal die gesamte Kulturwelt an der Reform des Völkerrechtes arbeiten wird. Als man die Normen bezüglich der Neutralität festsetzte, dachte — wie ich schon erwähnte, — niemand daran, daß sich im großen Weltkriege ein neutraler Staat finden werde, der seine Fabriken direkt zu Kriegszwecken umgestaltet und sich geradezu zum Hauptlieferanten von Kriegsmitteln macht. Es wird Gegenstand ernstlicher Erwägung bilden, ob es, obschon sich große Interessen an den un-

gestörten Gang des Handels neutraler Staaten und Personen knüpfen, erlaubt sei, in den Begriffskreis der „Neutralität" die Lieferung von Kriegsmaterial und aller anderen Kriegszwecken dienenden Gegenstände in einem solchen Ausmaße einzubeziehen, wie dies die Nordamerikanische Union tat. Die Lieferung von Kriegsmitteln in solchem Umfange, ohne deren Einwirkung der Krieg direkt aufgehört haben würde? Die Neutralität, wenn wir deren Wesen betrachten, wird schon dann verletzt, wenn der Charakter, der Inhalt der nicht waffenmäßigen Teilnahme solcher Natur ist, daß sie für die Fortsetzung oder für die Beendigung des Krieges geradezu von entscheidender Wichtigkeit ist. Hier hat bereits der Satz, daß nicht der Staat der Lieferant ist, sondern nur dessen Untertanen, gegenüber dem aus der Gesamtheit der Untertanen bestehenden Staate nicht mehr jene entschuldigende Kraft, daß der offizielle Staat, wenn er von seinem Rechte des Untersagens oder Beschränkens keinen Gebraucht macht, für wirklich neutral gehalten werden könne. Auch gegen die englische Papierblockade protestierte es nur formell. Nordamerika zog sich hinter die Buchstaben des Rechts zurück. Die auf hohem Niveau stehenden und inhaltreichen Noten unseres auswärtigen Amtes hingegen werden meiner Ansicht gemäß die Ausgangspunkte zur weiteren, einen wichtigen Fortschritt bedeutenden rechtsbegrifflichen Ausbildung der Neutralität sein. Nordamerika, hätte es gewollt, hätte schon bei den gegenwärtigen Rechtssatzungen der Lieferung großer Mengen Kriegsmaterials Schranken setzen, ja es hätte nach einer gewissen Zeit die Lieferung auch verbieten können. Denn wenn schon nichts anderes, so hätte es die unabweisbaren logischen Folgen einer Rechtssatzung anderen Gegenstandes (9. Artikel: Die neutrale Macht hat gegenüber den kriegführenden Parteien in gleicher Weise alle jene beschränkenden oder untersagenden Verfügungen anzuwenden, die es in der im Artikel 7 und 8 berührten Richtung erließ) fühlen und entschieden erkennen sollen. Es wird hiermit angeordnet, daß, wenn die Staatsregierung eine verbietende oder beschränkende Verfügung trifft, sie diese Verfügung in gleicher Weise gegenüber jeder kriegführenden Partei anzuwenden habe. Es hätte fühlen müssen, daß es ein Zerrbild der gleichmäßigen Behandlung ist, wenn es der einen kriegführenden Partei aus dem Gebiete des Staates Munition und Kriegsmittel in solchen Mengen liefert, daß Amerika tatsächlich zum Arsenal der Entente wurde, ja sich auf diese Weise, wie sich eine unserer Noten ausdrückte, sozusagen „militarisierte" — während der anderen Kriegspartei nicht einmal Lebensmittel, weder aus Amerika, noch aus einem anderen neutralen Lande zugeführt werden können. Es hätte fühlen müssen, daß es die Aushungerungspolitik der einen kriegführenden Partei auf das entschiedenste unterstützt. Mit Recht machte es unser auswärtiges Amt zum Gegenstand der Frage, ob jenes Prinzip der gleichartigen Behandlung, welches in der Haager Konvention (Artikel 9) bezüglich der beschränkenden und untersagenden Verfügungen zu klarem Ausdruck gelangt, nicht auf den Kopf gestellt sei, und ob Nordamerika gemäß den Grundsätzen der Logik und der „interpretatio syste-

matica“ sagen könne, daß es sich nicht gegen den Geist der auf die Neutraliät bezüglichen Rechtssatzungen vergangen habe, als es das Prinzip der „gleichen Behandlung“, welches im 9. Artikel, obschon in anderer Beziehung, aber zum offenen Ausdruck gelangt, so schwer verletzte. Amerika wäre in der Lage gewesen, beschränkende oder untersagende Verfügungen zu treffen. Amerika bezog sich aber darauf, daß es das Gesetz ändern müßte, daß es ohne Gesetz keine Ausfuhrverbote erlassen könne, wenn es aber während des Krieges ein Gesetz schaffe, so könnte dies füglich für eine Verletzung der Neutraliät gehalten werden. Auf die Lücken dieser Argumentation verwies die Note vom 29. Juni 1915 unseres Ministers des Äußeren. Es verwies diese Note darauf, daß das nationale Recht kein Hindernis sei, denn England hatte sowohl durch die papierenen Seeblockaden, wie auch durch eigenmächtige Ausdehnung der Kriegsbannwaren das Völkerrecht derart verletzt, daß die Regierung Amerikas, hätte sie es gewollt, schon diese Umstände gerade auf Grund ihrer eigenen nationalen Gesetze zum Erlassen von beschränkenden oder untersagenden Verfügungen hätte benützen können. In England wußte man schon damals gut, wohin die Neutralität der Nordamerikanischen Union zu zählen sei. Als das Deutsche Reich an Portugal den Krieg erklärte, nahm Grey im englischen Parlament die räuberische Tat Portugals an den in dessen Häfen stationierenden deutschen Schiffen damit in Schutz, daß Portugal eigentlich niemals „vollkommen neutral“, sondern vielmehr ein Bundesgenosse gewesen wäre. Wir würden eher sagen: ein Vasall. Grey blieb die wissenschaftliche Bestimmung dessen schuldig, was die vollkommene, die unvollkommene, die wahre und nicht wahre Neutraliät sei.

Wenn auch Grey weder in seinen Schriften, noch in seinen Reden nützliches Material zur weiteren Entwicklung des Neutralitätsrechtes geboten hat, so werden hingegen jene diplomatischen Schriftenwechsel, welche gelegentlich dieser Frage einerseits zwischen Nordamerika, andererseits zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn erfolgten, das wertvollste Material zur weiteren Durchbildung des Begriffskreises der Neutralität liefern, und ich entsage mich nicht der Hoffnung, daß, wenn einst dieser schreckliche Krieg und die damit verknüpfte Hysterie ein Ende haben werden, sowohl Amerika, wie auch England bei der Klärung des neuen Rechtsbegriffes der Neutralität mittätig behilflich sein werden, denn unerschütterlich ist mein Glaube, daß, wenn der Paroxismus des Krieges aufhört, das gelassenste internationale Verständnis die befruchtende Rolle übernehmen werde.

Fern steht mir der Gedanke, eine solche Entwicklung des Rechtsbegriffes der Neutralität zu wünschen, die den neutralen Handel lähmen würde. Im Gegenteil, es dient zur Milderung der Schrecken des Krieges, wenn die neutralen Staaten die Wirkung des Friedenszustandes nach jeder Richtung verspüren zu lassen vermögen. Diese Forderung darf nicht fallen gelassen werden. Ja sie soll noch weiter entwickelt werden, damit der neutrale Handel durch den Krieg wo-

möglich am wenigsten gestört werde. Der neutrale Handel soll selbst vor den Kriegszonen nicht versperrt werden. Es soll die neutrale Flagge und die neutrale Ware selbst am Meer in Ehren gehalten werden. Ja es darf auch nicht die neutrale, die feindliche Ware, wenn von der neutralen Flagge geschützt, weggenommen werden: und die neutrale Ware soll auch dann geschützt werden, wenn sie unter feindlicher Flagge fährt. Diese allgemeinen Grundsätze, welche das Ergebnis einer langen Entwicklung sind, sollen in ihrem Glanze leuchten, und bei Bestimmung der Ausnahmen (Bannware usw.) soll mit der sorgfältigsten Erwägung vorgegangen werden. Es gibt keinen Rückfall von der Seerechtsdeklaration vom Jahre 1856. Doch darf man dem Bestreben nicht entsagen, solche Widrigkeiten, wie sie der jetzige Krieg aufweist, nach Möglichkeit auszumerzen. Damit müssen wir im reinen sein, daß das menschenmöglichste gleichartige Vorgehen gegenüber allen kriegführenden Parteien die innige Eigenschaft der Neutralität ist, daß wir jenen Staat nicht für neutral halten können, dessen Gebiet zum Arsenal für die eine kriegführende Partei wird, und der dessen Aushungerungspolitik im vollen Maße unterstützt.

IX.

England tat alles, was die Kraft des wirtschaftlichen Krieges gegen Deutschland zu steigern vermochte. Die VI. Haager Konferenz beachteten weder England, noch dessen Verbündete. Sie begnügten sich nicht damit, daß sie die sich zu Kriegsausbruch in ihren Häfen befindlichen sämtlichen feindlichen Schiffe beschlagnahmten und auch Uferfischerboote entgegen der XI. Haager Konvention konfiszierten. Sie hielten auch die sich in ihren Häfen aufhaltenden neutralen Schiffe zurück und benutzten dieselben für ihre eigenen Dienste. England gab Kohle nur unter der Bedingung, wenn das neutrale Schiff hinsichtlich der Fahrtrichtung und Ladung seine Befehle erfülle. Es erreichte, daß die deutschen Seehäfen von dem neutralen Seehandel gänzlich abgesperrt waren. Balfour, der erste Lord der Admiralität, äußerte sich auch in einer seiner Guildhaller Reden dahin, daß die Engländer und deren Verbündete auf der See zweifellos ihr volles Machtübergewicht aufrechterhalten haben. „Mehr Beute — so sagt er — können wir nur darum nicht machen, weil sich die Handelsschiffe des Feindes auf der See nicht zeigen können. Über die feindliche Flotte können wir nur deshalb keinen Sieg davontragen, weil sie ihre Operationsbasis nicht verlassen kann. Doch sind wir darum bei weitem nicht zur Passivität verdammt. Wir haben schwerere Aufgaben, als den bloßen Schutz der Passivität. Unsere Flotte sorgt für die Sicherung der Verbindungslinien der auf verschiedenen Punkten Europas operierenden Armeen. Unsere Flotte hat für die Aufrechterhaltung der Seesperre zu sorgen, sonst wären die Hilfsquellen des Feindes nicht verbarrikadiert." So sprach Balfour, — er hätte aber auch mehr sagen können. Er hätte sagen

können, daß England auch die neutrale Flagge ständig mißbraucht. Daß es auf die neutralen Staaten jeden denkbaren Terror ausübte. Daß es die territoriale Neutralität ebenso verletzte, wie die persönliche Neutralität. Es setzte sich auch über jene Normen hinweg, welche die Freiheit der Postbeförderung sichern. Er hätte auch von jener furchtbaren Verletzung reden können, als die Entente die Diplomaten der Zentralmächte von neutralem Gebiete einfach vertrieb, ja sogar mehrere Diplomaten verhaftete. Er hätte sagen können, daß er die Handelsfreiheit der neutralen Staaten durch Aufstellen der sogenannten „schwarzen Listen" in höchstem Maße beschränkte, wofür ihn Amerika auch zur Verantwortung zog. Und da hätte er den englischen Standpunkt vielleicht mit mehr Geschick verteidigen können, als Grey, der in Beantwortung der amerikanischen Note sich damit entschuldigte, daß England in der schwarzen Liste nur seine eigenen Untertanen beschränken wollte. Dazu aber habe es das souveräne Recht. Hätte aber diese Einschränkung keinen Einfluß auf die Handelsfreiheit der neutralen Staaten gehabt, so hätte Amerika bei seinem übermäßigen Wohlwollen gegenüber England gewiß nicht protestiert. Grey verschwieg aber, daß unter dem Vorwand der schwarzen Liste die englischen Kriegsschiffe die neutralen Handelsschiffe anhielten, und wenn sie auf einem Schiffe, welches von einem neutralen Hafen in einen anderen neutralen Hafen fuhr, nur deutsche Kohle fanden, dasselbe samt seiner Fracht beschlagnahmten.

X.

Wenn wir das Gebiet der bisher bekannten Rechtsverletzungen vom Standpunkte unseres Gegenstandes aus betrachten, so glaube ich konstatieren zu können, daß die **neutralen Staaten** ihre Pflichten gegenüber den kriegführenden Parteien weniger verletzten, als die kriegführenden Parteien gegenüber den neutralen Staaten. Der Pflichtkreis des neutralen Staates besteht vielmehr aus Enthalten, denn aus Handeln. Ihre Handlungen sind nur durch wenige Satzungen geregelt. Wenn sich auch seitens der neutralen Staaten Verletzungen ereigneten, so waren sie meistens gezwungen, dieselben zu verüben. Die kriegführenden Parteien, wie es die oben ausführlich analysierten Beispiele zeigen, konnten meistens nur unter Mitwirkung der neutralen Staaten gewisse Verletzungen verüben, denn der neutrale Staat war gezwungen, jene Verletzung zu dulden oder geradezu zu unterstützen, welche es der Satzung gemäß hätte verhindern sollen. Das „nemo ultra posse" kann zwar einen Entschuldigungsgrund bilden, doch wird dabei die das Recht verletzende Tat dennoch verübt. Jedem souveränen Staate steht es frei, neutral zu bleiben oder sich in den Krieg einzumischen. Ein dauernd neutralisierter Staat ist zwar auch eine souveräne Macht, aber seine Pflicht ist das neutrale Verhalten. Das ihm zugesicherte Recht verliert er sofort, wenn er mit einer der kriegführenden Parteien gegen die andere

feindliche Taten verübt. Belgien hat nicht nur eine sogenannte Neutralitätsrechtssatzung verletzt, sondern es hat mit seinem durch die Neutralisierung gewonnenen Pflichtkreis gebrochen, als es als neutralisierte Macht bereits mit seiner in Friedenszeiten vorbereiteten Politik zum Feinde Deutschlands wurde. Es hat daher Belgien jene Pflichten verletzt, welche ihm die ständige Neutralisierung vorschrieb (die Verträge vom 15. November 1831 und 19. April 1839). Es ist nicht nur die Pflicht des neutralisierten Staates, einen anderen Krieg als einen solchen zum Schutze seines Gebietes nicht zu führen, sondern es ist auch seine Pflicht, eine neutrale Politik in Friedenszeiten zu führen.

Jene Rechtsverletzung, welche die kriegführenden Staaten den neutralen Staaten gegenüber verübten, zogen gewichtige Folgen nach sich. Sie haben nicht nur die Anforderungen der Neutralität bezüglich des neutralen Gebietes nach mehreren Richtungen hin verletzt, sondern sie haben insbesonders die international gesicherten persönlichen und Vermögensrechte der Untertanen neutraler Staaten verletzt. Es ist nicht zu leugnen, daß auch den deutschen Unterseebooten neutrale Untertanen zum Opfer fielen. In diesen Fällen ist aber die oben erwähnte allgemeine Mahnung erfolgt. Wenn sich auf der versenkten Lusitania neutrale Untertanen befanden, so kann die oben besprochene deutsche Ankündigung vom 4. Februar 1915 das Vorgehen der Unterseeboote entschuldigen, denn die Ankündigung veröffentlichte die Mahnung bezüglich Versenkunng jedes Handelsschiffes auf Kriegsgebiet. Es ist zu entschuldigen, wenn bewiesen werden kann, daß das Deutsche Reich berechtigt war, diese Verfügung zu erlassen. Es gibt angesehene Juristen, die behaupten, daß England die Schranken des Prisenrechtes stürzte, daher das Deutsche Reich in Ermangelung einer besonderen rechtlichen Regelung des Unterseebootkampfes berechtigt war, die fragliche Ankündigung zu veröffentlichen. Häufigere Verletzungen erlitten aber die Untertanen neutraler Staaten hinsichtlich ihrer Güter. Auf dem kontinentalen Gebiete der neutralen Staaten — Griechenland immer ausgenommen — litten die Güter weniger, aber auf der See ist der Verlust ein enormer. Selbstredend erreichte er bei weitem nicht die Größe der Verluste der kriegführenden Parteien. Grey klagt in seiner Antwort auf die Note Amerikas (1916) über die enormen Schiffsversenkungen. In diesem Jahre — sagt er — wurden nur vom 1. Juni bis 30. September 262 Schiffe durch feindliche Unterseeboote versenkt. Darunter gab es 73 englische Schiffe, 125 Schiffe der Verbündeten und 66 neutraler Länder. Davon aber spricht Grey nicht, daß die Verantwortung nicht die deutschen Unterseeboote trifft, deren verschärfte Kampfesweise nur eine „Retorsion" war. Die Verantwortung lastet auf England, welches das Prisenrecht umstürzte und mit seiner unmöglichen Bannwarenpolitik und mit seinen noch unmöglicheren Minenfeldern die Inanspruchnahme der schärfsten Mittel entschuldbar machte.

Aber wenn auch viele Rechtsverletzungen verübt wurden, so kamen auch zahlreiche Satzungen des Völkerrechtes zur Geltung. Die deutsche Reichsregierung

hat mit den skandinavischen Staaten bezüglich Schadenersatzleistung für mehrere versenkte Schiffe die Verhandlungen eingeleitet. Das Deutsche Reich ging auch bei der ihm aufgezwungenen Unterseeboots-Kampfesweise in der Anpassung an die Regeln des Seekriegsrechtes bis zu den Grenzen der Möglichkeit, obschon es, da es sich um ein neues und nicht verbotenes Kampfesmittel handelte, ihm freistand, von den alten Normen abzustehen. Bei Beurteilung der Frage, in welchem Maße die Völkerrechts-Regeln zur Geltung kamen, darf aber auch die englische Rechtsauffassung nicht außer Acht gelassen werden, welche die in ihrem eigenen common law sich geltend machende Rechtspraxis als Völkerrecht erachtet. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die „formelle" bindende Kraft der Rechtsquellen eine lockere ist. Es darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß es sich hier nicht um die Regelung friedlicher sozialer Verhältnisse handelt, sondern darum, daß die ihrer Interessen halber zusammenstoßenden Parteien zur „ultima ratio" gelangten. Das Wesen des Krieges ist stets die gewaltsame Entscheidung solcher Interessenzusammenstöße, welche nicht auf friedlichem Wege ausgetragen werden können. Und deshalb bin auch ich mit mehreren Rechtsautoren der Meinung, daß jene, die im Kriege nur ein Rechtsverhältnis sehen und nichts weiteres, an Einseitigkeit leiden. In einer solchen Atmosphäre der Gewalttätigkeit, wo es Zweck ist, dem Feinde je mehr Schaden zuzufügen, wo die Kraftentfaltung entscheidet, kann auf die Unverletzlichkeit der Rechtssatzungen nicht gerechnet werden. Aber eine solche Unverletzlichkeit ist auch bei den Regeln sozialer Verhältnisse friedlicher Natur ausgeschlossen. Die Aufgabe des völkerrechtlichen Kriegsrechtes ist, den wilden Übertreibungen der Gewalt Grenzen zu stecken, den Humanismus, die Gefühle der Menschlichkeit und Billigkeit zu sichern, deren Sicherung das Interesse jeder kriegführenden Partei ist. Aber insbesondere ist es eine seiner wichtigsten Aufgaben, daß, wenn schon der Krieg im Schicksale der Menschheit unvermeidlich ist, die gesamte Kraft des Rechtes erschöpft werde, daß Sicherheiten gesucht und aufgestellt werden, damit es zu dieser Menschenvernichtung nur im äußersten Falle komme. Für den äußersten Fall, wo man ungestraft Völker auszurotten wünscht, wo also die Existenz und Ehre von Nationen am Spiele stehen. Bei der Arbeit der Zukunft wartet eine große Aufgabe des Gebietes des internationalen Kriegsrechtes in allen seinen Winkeln. Wir müssen die Erfahrungen des großen Weltkrieges ziehen und müssen insbesondere jede Bestimmung verbessern, welcher anzumerken ist, daß sie gewisse Gesichtspunkte vollkommen außer Acht lassen. Der eine Gesichtspunkt ist *die lange Dauer des Krieges*. Diese hielt der allgemeine Glaube in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, des großen militärischen Messens der Völker für unmöglich. Der *zweite Gesichtspunkt* ist, daß der moderne Krieg eigentlich *ein Krieg der technischen Mittel* ist. Der *dritte Gesichtspunkt* ist, daß, falls sämtliche Großmächte miteinander in Krieg geraten: jener natürliche Schutz des internationalen Kriegsrechtes, welchen das Gewicht der wachenden Macht der neu-

tralen Staaten bietet, abgestumpft ist. Außer diesen drei Hauptgesichtspunkten werden neue Wege und neue Mittel schon auch deshalb nötig sein, weil, wenn sich die völkerrechtliche Entwicklung auf die Basis des Friedensschutzverbands und damit des obligatorischen internationalen Schiedsgerichtes und anderer obligatorischer internationaler ständiger Vermittlungsinstitutionen stellt, die Völkerrechtssatzungen die detaillierteste Umarbeitung erfordern. Besonders die Flotten-Frage, die Fragen des Seekriegsrechtes, des Kolonialbesitzes, die die Sicherung der Freiheit des Meeres bezweckenden möglichst wirksamen Verfügungen dehnen das Gebiet außerordentlich aus. Es bedarf keines Beweises, daß das obligatorische internationale Schiedsgericht ohne klar formulierte und gleichgeartete Rechtssatzungen unmöglich ist. Und es kann auch nicht bezweifelt werden, daß in diesem Falle die des Rechtsschutzes bedürftigen Interessen zahlreichere Rechtsobjekte, als die heutigen, schaffen werden, denn es ist neben dem Friedensschutzverband und den obligatorischen ständigen Vermittlungsinstitutionen unmöglich, daß das Völkerrecht gegenüber solchen Treibereien stumm bleibe, wo auf dem Gebiete eines verbündeten oder neutralen Staates gegen die territoriale Unverletzlichkeit eines anderen Staates die ausgedehnteste Propaganda, Verschwörung vor sich geht, und besonders wo diesen gebietsraubenden Krieg die offizielle Diplomatie arrangiert. Ob sich das Völkerrecht auf die Basis des Friedensschutzverbandes und des von demselben unzertrennbaren Schiedsgerichtes (obligatorische ständige Vermittlungsinstitutionen) stellen wird, weiß ich in vorhinein nicht sicher. Aber jedes Anzeichen weist dahin, daß sich gegen dieses furchtbare zerstörende Blutvergießen, in welches die kulturellsten Staaten der Welt gewirbelt wurden, das Gewissen der Menschheit empört. Es empörte sich auch schon jetzt. Es schreit schon jetzt und wird noch energischer nach der Schaffung von Institutionen schreien, die die Greuel des Krieges nach Möglichkeit zu verhindern vermögen. „Dieser Schrei wird so stark, so berechtigt sein, daß es zu einem Ergebnis führen muß" — sagt Bethmann Holweg in seiner berühmten November-Rede (1916). Die Institutionen des obligatorischen Schiedsgerichtes und anderer ständigen internationalen Vermittlungsinstitutionen sind zweifellos wirksame Faktoren. Aber nur dann, falls, — wenn die Staaten wieder zum Frieden kehren — die Geschwüre der Interessenzusammenstöße aufgehen und keine Dornen dort verbleiben, die eine neuerliche Entzündung hervorrufen könnten. Es wurde allerseits über den Friedensschutzverband gesprochen. Wilson, Grey, Bethmann Holweg haben die Idee des Friedensschutzverbandes und dessen unzertrennbaren Accessoriums, des obligatorischen Schiedsgerichtes, den Gedanken der obligatorischen Vermittlungsinstitutionen alle gleich freundlich begrüßt. Wilson sprach in einer seiner Wahlreden sehr warm über die Gründung der Gesellschaft der Staaten. Alle Völker der Erde müssen mitarbeiten und niemand darf indifferent neutral bleiben, wenn es sich darum handeln wird, den Weltfrieden aus Gründen zu stören, welche die Mei-

nung der Welt nicht für berechtigt anerkennen kann. Der Weltfrieden dürfe nur dann gestört werden, wenn die Grundrechte der Menschheit am Spiele stehen, aber nicht aus ausgeklügelten Gründen. Amerika sei deshalb da, damit die menschlichen Grundrechte wenigstens in einem Gouvernement verkörpert werden. Es sei daher die Pflicht Amerikas, als Mitglied der großen Völkerfamilien, seine gesamte geistige und physische Kraft im Interesse der großen menschlichen Grundrechte in die Wagschale zu werfen. Grey betont, daß nach dem Kriege die Zeit für den großen Friedensschutzverband gekommen sein wird! Warum nicht sofort — frug Bethmann Holweg? England schwieg, weil es aller Wahrscheinlichkeit nach darauf rechnete, daß der Zustand seines eigenen siegreichen Friedens unter internationale Garantien gestellt werde. Bethmann Holweg befürchtete nicht, wenn sofort konstatiert würde: wer die Einkreisenden waren? Welche Ziele die Einkreisungspolitik hatte? Wer von anderen Staaten Gebiete erwerben will? England aber sah nur auf die Zeit nach dem Kriege. Die Vision Englands ist, daß der Friedensschutzverband der Entente-Mächte und der Neutralen die sehnlichst gewärtigten Gebietsraube sanktioniere. Wenn sie Konstantinopel, Kleinasien, Triest, Trient, Galizien, die Bukowina, Siebenbürgen, Kroatien-Slawonien, Bosnien, Dalmatien und Elsaß-Lothringen in ihre Gewalt bekommen haben werden! Dies wären nach der Vision Englands die Bedingungen des beständigen Friedens. Eine neue englische Weltordnung, gestützt auf den Bund der Völker, das ist die edle englische Idee. Jene internationalen Friedensgarantien, welche ihm vor Augen schweben, besitzen überhaupt einen eigentümlichen, den englischen Wünschen entsprechend zugeschnittenen Charakter. Seiner Auffassung nach haben die Neutralen zu Kriegszeiten zu schweigen und alle Gewalttätigkeiten der englischen Weltmacht auf der See friedlich zu dulden. Nach dem Kriege aber, wenn England unsere Köpfe eingeschlagen hat und nach seinem eigenen Willen die ganze Welt verwaltet, dann mögen sich die Neutralen zur Sicherung der neuen englischen Weltordnung anschließen. In England stehen auf dem tätigen Boden der Weltpolitik stets die schönen Ideen im Vordergrunde. Die schönsten Ideen nehmen seine Staatsmänner auf die Lippen: der Schutz der kleinen Völker, Gewissensfreiheit, Glaubensfreiheit, gleichzeitig aber handeln sie anders. Auch das Vaterland der „Einkreisungspolitik" war England. Sie waren auch die Kartenmischer in der Marokko-Frage, welche schon damals beinahe zum Weltkriege geführt hätte. Schiedsgerichte, Kongresse bringen sie fortwährend in Vorschlag, aber oft benützen sie die ernstesten Sachen als politisches Spielzeug. Was wollte England mit seinem Abrüstungs-Vorschlag erreichen, mit welchem es sich den Ruhm des großen Retters der Menschheit erwarb? Daß es das Deutsche Reich entwaffne. Den Schutz seiner Meeresufer unmöglich zu machen. England selbst hatte damals eine dreimal so große Flotte, als Deutschland, welches eben damals mit seinem Programm der Flotten-Entwicklung fertig wurde. Diese Entwicklung wollte es verhindern. Als aber der deutsche Bevollmächtigte, Marschall, gegen die

Abrüstung Stellung nahm — die wirklichen Gründe seiner Stellungnahme konnte natürlich auch er nicht mitteilen — brach der Pressekrieg gegen den deutschen Militarismus aus, welcher die Vorschläge Englands zurückwies. Die Friedensliebe Englands kann in gewisser Hinsicht nicht in Zweifel gezogen werden, denn es war bisher sein System, die ihm gefährlichen Völker aufeinander zu hetzen. England selbst arbeitete höchstens mit Geld, es nützte aber gleichzeitig auch alle Vorteile der Neutralen aus. So sicherte es fortwährend seinen nahezu unbeschränkten Imperialismus zur See, welchen es jetzt in diesem Weltkriege schrecklich mißbrauchte. Aber wahrscheinlich lernte auch England aus dem Weltkriege, weil die alte Methode Bankerott machte, und auch England gezwungen war, den dem Deutschen Reiche so oft vorgeworfenen Militärstaat zu schaffen. Auch England führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Viele seiner ersten Familien starben im Mannesstamme aus, denn sie erfüllten ihre Pflichten mit unleugbarem Heldenmut. Aber auch die Kosten des Krieges waren höhere, als zur Zeit der alten Söldlingskämpfe. Vielleicht wird es ihm von nun an ernster sein mit solchen Institutionen, mit Hilfe deren der Imperialismus zur See ohne Blutvergießen gesichert werden könnte. Der Vertreter des Deutschen Reiches hatte mit wirklicher männlicher Offenheit und feierlichem Ernst erklärt, daß das Prinzip des Rechtes in Zukunft die freie Entwicklung der Völker sichern solle. Das Deutsche Reich wünsche, daß der zu schaffende Friedensbund solche aggressive Bündnisse zu verhindern imstande sei, wie es das „Einkreisungs"-Bündnis war, welches nur auf territorielle Eroberungen losging. Die Zentralmächte hingegen haben nur einen Verteidigungskrieg geführt. Wer war der Friedensstörer? Wen hätte der Friedensbund hindern sollen, wenn ein solcher damals bereits bestanden hätte? Richtig sagte daher Bethmann-Holweg, daß Deutschland jeden Versuch, der zur richtigen Heranbildung des Friedensbundes führen kann, gerne unterstützt. Theoretisch wünsche er sich zwar nicht mit der Frage des obligatorischen internationalen Schiedsgerichtes zu beschäftigen, aber an der praktischen Lösung der Frage wolle er ehrlich mitarbeiten, um so mehr, weil er hoffe, daß der große Weltkrieg solche politische Zustände schaffe, wo die Rechtsherrschaft die freie Entscheidung jedes kleinen und großen Volkes sichert und die Rechtsherrschaft nicht nur am Festlande, sondern auch zur See zur Geltung gelangt.

Zu weit würde es uns von unserem Gegenstande führen, wollten wir uns in die Zergliederung dessen einlassen, weshalb das Deutsche Reich auf der Haager Konferenz die Idee des obligatorischen Schiedsgerichtes nicht unterstützte. Nicht vom prinzipiellen Standpunkte aus, aber wegen damals obwaltender wichtiger politischer Gründe war es genötigt, dem von Rußland noch im Jahre 1899 vorgeschlagenen richterlichen „Obligatorium" zu widersprechen. Jetzt besteht aber kein Zweifel darüber, daß nach dem Kriege die Idee der obligatorischen Gerichtsbarkeit unter anderen Bedingungen in den Vordergrund gelangen werde. Heute wäre es bereits eine moralische Unmöglichkeit, einer Institution auszuweichen,

welche, wen sie auch nicht befähigt ist, die Kriege abzuschaffen, aber nach menschlicher Berechnung ein wirksames Mittel ist, um Kriege nach Möglichkeit zu vermeiden. Es ist aber eine unerläßliche Bedingung, daß die Entente-Mächte jener Eroberungsbestrebungen entsagen, wegen welcher sie nahezu das ganze bewohnte Gebiet der Welt in die jetzige Katastrophe gestürzt haben. Und England zertrete nicht die Freiheit des Meeres, sondern es sichere vielmehr dasselbe auf die Weise, daß jedem Kulturvolke der Weg am Meer offen stehe. Meinen Gedankengang an diese allgemeinen Gesichtspunkte knüpfend, kann ich konstatieren, daß das völkerrechtliche Gebiet der Neutralität tiefgreifender Reformen bedürftig ist. Reformen, die wir bereits auf Grund der bisherigen Erfahrungen skizzieren können. Wirklich werden wir nur dann mit der induktiven Methode unsere Reformarbeit aufbauen können, wenn einmal die sämtlichen neutralen Staaten, mit Beweisen gestützt, jene Daten veröffentlichen werden, aus welchen die konkreten Verletzungen der Rechte der neutralen Staaten ersichtlich sein und wir andererseits klar sehen werden, wie geartete Neutralitätspflichten die neutralen Staaten verletzt haben und unter welchen Umständen sie diese Verletzungen hervorgerufen haben. Wenn einmal die glaubwürdigsten konkreten Daten in jenen dunklen Hintergrund leuchten werden, aus welchem der Terror, die unerhörte Gewalttätigkeit hervorbrach, welcher besonders auf dem Boden des Seehandels die neutralen Staaten ausgesetzt waren.

Wie oft zwang nur die äußerste Not Holland, Dänemark, Schweden — von Griechenland gar nicht zu sprechen — gewisse Verfügungen ins Leben treten zu lassen, die zum neutralen Verhalten im schroffen Gegensatze stehen. Ein annäherndes Bild geben aber auch schon die bisherigen Daten, und sie geben so viel Lichtstrahlen, welche uns den Weg auf dem noch dunklen Gebiete der Reform zu einem gangbaren machen.

Es ist natürlich, daß sich die Reformarbeit des Neutralitätsrechtsgebietes vor allem nach den oben erwähnten drei Hauptgesichtspunkten zu richten hat. Jener Gesichtspunkte, welche, wie ausgeführt, die Erfahrungen des Weltkrieges uns erschlossen, welche daher bei der Feststellung der heute gültigen Rechtssatzungen entweder gar nicht oder nicht genügend in Betracht gezogen waren.

1. Bei der Arbeit der Zukunft wird es die erste Anforderung sein, daß das formelle Obligatorium der Rechtsquellen nicht im verkommenen heutigen Zustande verbleibe. Daß die Bekräftigung der geschlossenen Vereinbarungen, die Einfügung derselben unter die Rechtsquellen der die Vereinbarungen schließenden Staaten ernstlich durchgeführt werde. Daß kein solcher Fall vorkommen könne, wie heute, wo die Londoner Deklaration im gegenwärtigen Kriege vom Gesichtspunkte des Prisenrechtes aus gar nicht bindend ist, weil sie seitens der Staaten nicht bestätigt wurde. England bestätigte

nicht die Vereinbarung über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Seekriege, durch das Zurückweisen der „Naval-prise Bill" im Parlament (Oberhaus) vereitelte es die Aufstellung des internationalen Prisengerichts. Das größte Wirrnis herrscht auf dem Gebiete des Prisenverfahrens, für jedes Volk ist dessen eigenes Recht maßgebend. Daß es nicht vorkommen könne, daß es Staaten gebe, wie es solche heute gibt, welche keine einzige der Haager Konventionen bestätigt haben. England hatte auch die Pariser Deklaration vom Jahre 1856 nur unterschrieben, aber nicht bestätigt. Es ist unmöglich, neben dem Friedensschutzbund, dem obligatorischen Schiedsgericht, neben obligatorischen ständigen Vermittlungsinstitutionen jene rechtliche Auffassung Englands aufrechtzuerhalten, welche sich hinter das englische common law und dessen Eigenmächtigkeit unterstützende richterliche Urteile verschanzt und nur sein eigenes Recht als Völkerrecht anerkennt. Ohne gleichgeartete internationale Rechtssatzungen wird jeder Friedensbund, jede Schiedsgerichtsbarkeit und jede ständige Vermittlungsinstitution einfach illusorisch. Neben Friedensbund und obligatorischen ständigen internationalen Institutionen kann unmöglich gestattet werden, daß die Rechtsquelle selbst Grund zu einer solchen Interpretierung geben könne, wie England heute interpretiert, daß die Haager Konventionen vom Jahre 1907 im gegenwärtigen Kriege formell überhaupt keine bindende Kraft besitzen, weil sie teilweise nicht bestätigt wurden, andererseits aber solche kriegführenden Parteien am Kriege teilnehmen, welche sich keiner der Konventionen anschlossen.

2. Man darf auch nicht vor der schweren Aufgabe zurückschrecken, den Begriffskreis der Neutralität einer Umarbeitung zu unterziehen. Der Weltkrieg hat bewiesen, daß den neutralen Staaten heutzutage eine bezüglich des Ergebnisses und der Dauer des Krieges entscheidende Rolle zufällt. Wir können es für bewiesen erachten, daß das große Menschenmorden, falls Amerika sich nicht zum Arsenal der Entente umgewandelt hätte, schon längst beendet worden wäre. Als das internationale Recht den ungestörten Gang des Handels den Untertanen der neutralen Staaten sichern wollte, dachte es gewiß nicht daran, mit dem Begriffskreis der Neutralität jene Situation zu decken, wo unter dem Schutze des Neutralitätsrechtes die ganze Gesellschaft, die kommerzielle, industrielle und landwirtschaftliche Kraft des neutralen Staates zu einem wirklichen Bundesgenossen der einen kriegführenden Partei werden kann, hingegen die in die dunkelste Barbarenepoche passende Aushungerungspolitik gegenüber der anderen kriegführenden Partei ihrer offenen Unterstützung teilhaftig wird.

Es ist unmöglich, daß, wenn die Munitions- und Kriegsmittellieferung der Gesellschaft des neutralen Staates das Schicksal des Krieges entscheidet und es hiervon abhängt, ob Millionen und Millionen weiter ihr Blut vergießen, Milliarden und Milliarden von Werten zugrunde gehen, ein solcher Staat hinter den Schanzen des Rechtskreises der Neutralität einen Ausrottungskrieg gegen eine der kriegführenden Parteien führe.

Deshalb, wenn es in abstracto auch noch so schwer sei, die Grenze zu ziehen, wo die Handelsfreiheit der Untertanen des neutralen Staates bereits zu einer Mitbetätigung von militärischer Einwirkung wird, so darf man dieser Frage und dem Bestreben, dieselbe zu lösen, nicht ausweichen und man muß die Art und Weise suchen, welche es ermöglicht, zu konstatieren, wann es zur Pflicht des Staates wird, seinen Untertanen die Lieferung von Kriegsmaterial und Kriegsmittel zu untersagen, oder dieselbe entweder in der Quantität oder durch Festsetzung eines Endzeitpunktes zu beschränken. Hierzu sind, wenn auch nicht die Schiedsgerichte, so doch die Vermittlungsinstitutionen sehr geeignet. Nur der jetzige Weltkrieg hat in voller Klarheit aufgedeckt, daß der moderne Krieg der Krieg der technischen Mittel, der Kanonen, der Bomben, der Maschinen ist. Als man es auf den internationalen Konferenzen bloß zum fakultativen Rechte der neutralen Staaten machte, die Lieferungen zu untersagen, aber keine Schranken schuf, — da dachte man wahrlich an Kriege ganz anderer Natur, als an solche, wo die Technik entscheidet.

3. Aus der Souveränität der Staaten folgt, daß sie vollkommene Freiheit haben müssen darüber, ob sie sich einer der kriegführenden Parteien anzuschließen wünschen oder nicht. Wenn ein souveräner Staat neutral zu bleiben wünscht, so haben diesen seinen aus der Souveränität folgenden Willen die kriegführenden Parteien in Ehren zu halten. Es wird die Pflicht des Völkerrechtes, besonders des auf dem Friedensschutzbund und auf den obligatorischen ständigen internationalen Institutionen beruhenden Völkerrechtes sein, für die wirksamsten Garantien zu sorgen, welche der Kraft des Willens des souveränen Staates möglichst Geltung zu verschaffen vermögen. Der neutrale Staat wird zur kriegführenden Partei dann, wenn er es will. Aber wenn er eine solche nicht werden will, und die eine kriegführende Partei den Staat z. B. so behandelt, wie Griechenland, wo daher der Neutralitätswille zerschmettert wird, hat das internationale Kriegsrecht dafür zu sorgen, daß dies als das schwerste internationale Vergehen mit den schwersten Folgen verbunden sei. Es muß auch dafür gesorgt werden, daß, wenn irgendein Staat den neutralisierten Staat schon zu Friedenszeiten zu solchen Schritten bewegen will, deren sich zu enthalten ein neutraler Staat verpflichtet ist, der neutralisierte Staat das Recht habe, die Angelegenheit sofort vor eine ständige Vermittlungsinstitution des Friedensschutzbundes zu bringen. Die Gesamtheit der Bestimmungen soll womöglich eine solche sein, daß es nicht ausgeschlossen sei, auch den Tatbestand eines schweren internationalen Vergehens festzustellen. Wenn der neutralisierte Staat die Anmeldung versäumt, so wird er auch selbst zum Subjekt des internationalen Vergehens.

4. Auch diese allgemeinen Bemerkungen beweisen, daß die gründliche Umarbeitung des internationalen Kriegsrechtes eine große Aufgabe der Friedenszeit bilden wird. Die ganze Arbeit wird im Zeichen des Suchens und Findens von Garantien zu stehen haben. Zu Rechtssatzungen sollen jene erhoben werden, auf

deren womögliche Einhaltung gerechnet werden kann. Unmögliche Anordnungen und Verbote sollen vermieden werden. Die garantielle Achse des Friedensschutzbundes bilden die obligatorische Gerichtsbarkeit und die obligatorischen Vermittlungsinstitutionen. Die wirkungsvolle Sicherstellung des Funktionierens derselben ist unerläßlich. Es muß auch für die Sanktion des richterlichen Urteils gesorgt werden. Es soll nicht nur die Bemessung weitgehender Schadenersatzleistungen und Geldbußen auf internationale Vergehen möglich gemacht werden — sondern es möge eben auch deren Exekution unter das Schutzschild der nationalen Ehre gestellt und es möge deren Verletzung mit den schweren Folgen der internationalen Vertragsschließungsunfähigkeit verbunden sein. Angelegenheiten, welche nach Rechtsfragen und Rechtssatzungen entschieden werden können, gehören vor das internationale Schiedsgericht, für Angelegenheiten aber, welche für die richterliche Entscheidung nicht geeignet sind, wäre die weiter ausgebildete internationale Untersuchungskommission sehr geeignet, welche die Haager Konvention bereits geschaffen hat, welche sich, obschon sie keine Urteile fällt, und nur für Angelegenheiten minderer Bedeutung angewendet zu werden gedacht war, auch in bedeutenderen Angelegenheiten bewährte. Ein Beispiel hierfür ist der Huller Fall schwerer Natur. Es gibt auch eine andere Institution, deren zweckmäßige Organisation entsprechen würde. Nach den alten englisch-amerikanischen Mustern der „League to enforce peace" hat Taft, der gewesene Präsident der Union, in einer seiner Reden darauf verwiesen, daß das richterliche Verfahren zur Entscheidung jedes internationalen Interessenzusammenstoßes nicht geeignet sei, und daß man behufs Ergänzung der Gerichtsbarkeit eine internationale Vermittlungsbehörde organisieren müßte, welche in den diplomatisch oder richterlich nicht zu entscheidenden Angelegenheiten ihre Meinung äußert und Ratschläge erteilt. Kein Staat würde sein Recht zum Krieg verlieren, aber jeder Staat wäre verpflichtet, bevor er den Krieg beginnt, die Meinung dieser internationalen Behörde abzuverlangen. Die Meinung würde die Parteien nicht binden, sie wären aber verpflichtet, die Meinungsäußerung in Anspruch zu nehmen. Natürlich würde der Krieg in den meisten der Fälle auch unterbleiben. Lammasch, der berühmte Völkerrechts-Gelehrte, hat sich dieser Idee warm angenommen und erwähnt, daß als Bryan noch im Jahre 1913 sämtlichen Mächten den Vorschlag machte, auf dieser Basis Verträge zu schließen, 30 solcher Verträge zustande kamen, worunter 16 auch bekräftigt wurden. Wir wissen, daß auch das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn im Prinzip dem Schließen eines solchen Vertrages zustimmten. Lammasch hebt hervor, daß, wenn jeder Staat verpflichtet wäre, seine Angelegenheit vor dem Krieg vor eine solche internationale Vermittlungsinstitution zu bringen, auch die moralische Kraft der öffentlichen Weltmeinung Staaten vor ernstlich nicht begründeten Kriegen zurückhalten könnte, denn der gute Ruf eines Staates wird immer mehr zum wertvollen Bestandteil seines politischen Kapitals.

Ich erachte selbstredend auch eine solche Bestimmung für nötig, wonach die internationalen Schiedsgerichte und ständigen internationalen Vermittlungsinstitutionen auf Wunsch irgendeiner der Parteien oder der neutralen Staaten auch schon während des Krieges verfahren können.

5. Ich habe schon vielmals erklärt, daß ich nicht zu jenen gehöre, die glauben, daß wir in der Lage seien, solche Institutionen zu schaffen, welche den ewigen Frieden sichern, aber ich blicke mit unausrottbarem Glauben in die Zukunft des menschlichen Fortschrittes und hoffe, daß, wenn auch die Idee des „Weltbürgertums", welche Ludwig Stein in einer seiner herrlichen Broschüren so schön beschrieben, des verdienten Sturzes teilhaftig wurde, der Gedanken des internationalen Sichverstehens, obschon ihn der gegenwärtige schreckliche Paroxismus verdüsterte, nicht verloren ging. Nach der Hysterie des Krieges wird der Gedanke der internationalen Verständigung siegreich emporsteigen. In dieser belebenden Atmosphäre dieser Verständigung wird jedes Volk nicht aus Sentimentalismus, nicht aus Ideologie, sondern in seinem praktischesten Interesse bestrebt sein, solche Institutionen zu schaffen, die die Verhinderung jener furchtbaren Menschen- und Wertzerstörung, deren Opfer jetzt jeden Staat treffen, menschlich ermöglichen. In der Atmosphäre dieser Verständigung wird sich in der Volksseele jeder Nation der Gedanke von Stufe zu Stufe verdichten, daß die gemeinsamen Interessen der auf der Erde wohnenden Kulturmenschheit auch eine gemeinsame Regelung fordern und daß diese Regeln womöglich mit allen Eigenschaften der „lex perfecta" ausgestattet werden sollen. Es ist hier nicht die Rede vom Aufopfern staatlicher Souveränitäten, sondern von der ernsten gemeinsamen Willensäußerung souveräner Staaten. Von einer solchen Willensäußerung, deren Ehrung und Wirksamkeit nicht nur mit den unwiderstehlichen Forderungen der menschlichen Würde, sondern auch mit der Befriedigung der unabweisbaren Interessen des menschlichen Zusammenlebens eng verknüpft sind. Darum, wenn es auch Pessimisten gibt, die an die Zukunft des Völkerrechtes nicht glauben — und immer grübeln, ob das Völkerrecht ein Recht sei oder nicht — würden sie viel richtiger handeln, wenn sie alle ihre Kraft daran wendeten, behilflich zu sein, damit das Bewußtsein der unbedingt bindenden Kraft der internationalen Rechtssatzungen zum Bestandteil der öffentlichen Meinung der Völker werde.

Zwischen der Utopie und dem Ideal gibt es einen großen Unterschied. Die Utopie leitet zu Träumereien — aber ohne ein Ideal können wir keine bedeutenden praktischen Erfolge aufweisen. Das annähbare Ideal darf mit Traumbildern nicht verwechselt werden. Auch ich kann heute leider nicht an den ewigen Frieden glauben, ich kann aber glauben, ja sicher hoffen, daß wir dahin gelangen, ständige Institutionen des Friedensschutzes vermehren und vertiefen zu können. Daß wir dahin gelangen, daß viele zwischen den Staaten entstehende solche große Zusammenstöße, welche bisher als nur mit Krieg, Vermögensvernichtung und Menschenlebenzerstörung zu erledigen gedacht waren, mit Hilfe von in der

Atmosphäre des Rechts zur Geltung kommenden ständigen Institutionen jenen Charakter der Leidenschaftlichkeit, des Hasses, der Verbitterung verlieren werden, welcher die internationalen Gesellschaften zum gegenseitigen Morden antrieb. Wenn die Menschheit einst die nützliche Funktionierung der ständigen Institutionen sehen, wenn sie erfahren wird, daß es diesen friedlichen Institutionen gelingt, das Vergießen von Menschenblut und die schreckliche Zerstörung von Vermögen bei solchen Zusammenstößen zu verhindern, wo einstens nur die rohe Gewalt für den allein entscheidenden Faktor gehalten wurde: dann wird in der Gesellschaft jeder Kulturnation das Volksbewußtsein tiefe Wurzel schlagen, daß jener allgemeine Glaube ein irriger war, der die Wahrheit nur mittelst großen Blutvergießens zu finden vermeinte. Diese höhere Weltanschauung hält die gemeinsam begründete internationale Rechtsordnung in Ehren und bereitet im Falle einer Verletzung deren retorsiver Geltendmachung unter der Decke der Souveränität keine Hindernisse, wo es sich eben im vollen Bewußtsein dieser Souveränität zur Respektierung der internationalen ständigen Friedensschutzinstitutionen obligierte. Im Dienste dieses Ideals soll jedermann stehen, angefangen vom größten Staatsmann bis hinunter zum letzten Bürger. Man muß aufhören, sich darin nutzlos zu gefallen, daß sich für die ständigen Friedensinstitutionen nur die Utopisten, die Professoren, die Sentimentalisten begeistern, hingegen die „praktischen Staatsmänner" darüber nur lächelnd zur Tagesordnung übergehen und bloß im Hervorrufen von zerstörenden Kriegen die Weisheit der Diplomatie und der Weltpolitik erblicken mögen. Ihnen steht es in erster Linie zu, daß die Friedensschutzinstitutionen der Rüstungskammer der Weltpolitik angehören. Ihnen steht es zu, das Volksbewußtsein zu vertiefen. Ihnen steht es zu, jene Entwicklung zu befördern, daß die öffentliche Meinung der Nationen die Respektierung der durch Selbstentschluß der Völker übernommenen Satzungen und die Möglichkeit ihrer Geltendmachung mit dem Nimbus der Ehre umgebe. Ein selbstbewußtes und männliches Beispiel gab Bethmann Holweg in seiner berühmten Rede vom 9. November:

„Wenn während des Krieges und nach seiner Beendigung die Welt zum vollen Bewußtsein jener furchtbaren Zerstörung gelangen wird, welche der Krieg in Blut und Gut verursachte, so wird sich ein Schrei über die ganze Menschheit erheben, daß friedliche Übereinkommen und Vereinbarungen getroffen werden, welche, insoweit dies der menschlichen Kraft zusteht, das Wiederkehren einer solchen riesigen Katastrophe verhindern. Dieser Schrei wird so stark, so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, welcher die praktische Lösung anstrebt, ehrlich untersuchen und an seiner womöglichen Verwirklichung mitwirken, um so mehr, falls der Krieg, wie wir vertrauensvoll gewärtigen, solche politische Zustände schaffen wird, welche die freie Entwicklung sämtlicher Völker, der großen so wie der kleinen, ermöglichen. Hierbei muß das Prinzip des Rechts und der freien Entwicklung nicht nur am Festlande, sondern auch mit Bezug auf die Meere zur Geltung gelangen."

Diese Stimme fand Widerhall bei allen Parteien des deutschen Reichstages. Es wird Deutschland nicht mehr am Wege stehen bleiben dort, wo es genötigt war, sich der obligatorischen Gerichtsbarkeit zu widersetzen. Sie fand Widerhall bei der Wissenschaft. Die allerersten deutschen Völkerrechtler begrüßen dies als eine feierliche ernste Ankündigung dessen, daß die auf den Haager Konferenzen vom Jahre 1907 unterbrochene Arbeit von neuem aufgenommen werden soll. Professor Philipp Zorn sagt über die Rede des Reichskanzlers, daß die kurzen, aber gewichtigen Worte des Kanzlers für die Welt eine feierliche Garantie bilden, ja der deutschen Politik außerordentlich wichtige neue Wege vorzeichnen. Es bedeutet dies einen neuen Grenzstein — sagt er — in der Geschichte Deutschlands und der Welt. Ebenso äußerte sich vor kurzem auch Lammasch. Alle, die wir uns für diese Frage interessieren, schreiben eine große Bedeutung den Worten des Reichskanzlers zu. Heute kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Deutschland auch die auf der zweiten Haager Konferenz am toten Punkte angelangte obligatorische Gerichtsbarkeit zu seiner Zeit mit deutscher Energie, mit Friedens- und Wahrheitsliebe befördern werde. Bethmann Holweg steht heute in der allerersten Reihe, der in seiner berühmten Rede feierlich die ehrlichste Mitwirkung anbot und hiermit vielleicht viele kleine Politiker zum Verstummen bringen wird, die sich in der „praktischen Pose" gefallend, — die edelste Kulturaufgabe, den Zweck und die Mittel der internationalen Verständigung für ein Spielzeug, in die Kinderstube gehörend, erachteten.

Ákos v. Timon,

o. ö. Professor an der Universität Budapest:

Die Theorie der heiligen ungarischen Krone und die Krönung.

I. Die Theorie der Heiligen Krone.

Die ungarische Nation betrachtet die Krone, das ist die Krone Stefans des Heiligen, als heilig; sie steht mit dieser Auffassung allein unter den in monarchischer Staatsform lebenden Völkern. Diese Auffassung faßte in der ungarischen Nation in jenen Zeiten feste Wurzeln, sie trat damals in den Vordergrund, als einerseits der Krönungsakt seinen rein kirchlichen Charakter verlor und zu einem verfassungsrechtlichen Akte wurde, und andererseits der öffentlich-rechtliche Begriff, das Mysterium der Krone sich ausbildete.

Die Krönung war in ihrem Ursprunge in Ungarn, so wie bei den mittelalterlichen Völkern überhaupt, eine kirchliche und keine staatsrechtliche Einrichtung,

keine Verfassungsgarantie. Die Bedeutung der letzteren gewinnt sie erst, als die ungarischen Könige anläßlich der Krönung nicht bloß den kirchlichen Krönungseid, das „iuramentum iustitiae et pacis“ leisten, sondern auch auf die Verfassung einen Eid ablegen, nämlich schwören, daß sie die Rechte, Freiheiten und Gesetze der Nation unverbrüchlich bewahren wollen. Dieser Verfassungseid ist seit den Zeiten König Andreas II. urkundlich nachweisbar. Von hier ab datiert die verfassungsrechtliche Bedeutung der Krönung; von diesem Zeitpunkte an können wir die Geltung des hochbedeutsamen staatsrechtlichen Grundsatzes beobachten, daß nur derjenige der rechtmäßig herrschende König von Ungarn sei, den die Nation mit der Krone Stefans des Heiligen gekrönt hat.

Im Zusammenhange hiermit gestaltete sich im Gemeindebewußtsein der ungarischen Nation der öffentlich-rechtliche Begriff, das Mysterium der Heiligen Krone aus, wodurch das ungarische Volk vor allen Völkern des Westens zum Begriffe des Staatswesens und der wirklich öffentlichen Gewalt gelangte; darum blieb auch der ungarischen Nation jene Phase der Verfassungsentwicklung erspart, die wir bei den westlichen Völkern mit dem Namen der ständisch-patrimonialen Monarchie bezeichnen und die in den Staaten des Kontinents seit dem siebzehnten Jahrhundert zur Ausbildung der absolutistischen Fürstengewalt führte. Es leuchtet ein, daß in der Ausbildung des öffentlich-rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone sich bis auf den heutigen Tag der eigentümliche Charakterzug der staatlichen Organisation des ungarischen Volkes widerspiegelt, der diese von den zeitgenössischen Staatsverfassungen des Westens unterscheidet.

Die ungarische Verfassung ist eine historische Verfassung, das Ergebnis einer mehr denn tausendjährigen stufenweisen Entwicklung; *ihre Wurzeln, ihre fundamentalen Normen reichen in die Urheimat zurück.* Kein anderer kontinentaler Staat kann auf eine ähnlich lange und gleichmäßige Verfassungsentwickelung zurückblicken, die den freien Mitgliedern der Nation die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten so beständig gesichert hätte.

Zeitgenössische Berichte bekunden es, daß das ungarische Volk von seinem ältesten historischen Auftreten an bis herab auf unsere Zeit sich durch den kräftigen Gemeinsinn, die kräftigere öffentlich-rechtliche Richtung charakterisiert und von den germanischen Völkern unterscheidet. Die ungarische Nation begeisterte sich nicht für ein Individuum oder für Individuen, sondern für Ideen, für die Gesamtheit. Die natürliche Folge hiervon war, daß bei den Ungarn das Prinzip der Individualität sich nie über das Staatsprinzip emporschwingen konnte und daß im öffentlichen Leben der Ungarn die privatrechtliche Richtung gegenüber der öffentlich-rechtlichen stets unterliegen mußte.

Es ist ferner eine unzweifelhafte historische Tatsache, daß das staatliche Leben und die staatliche Organisation der ungarischen Nation auch im späteren Verlaufe der mittelalterlichen Entwickelung trotz des Einflusses feudaler Staatsgedanken und Einrichtungen den öffentlich-rechtlichen Charakter nicht verlor, daß ins-

besondere das Königtum sich nicht zu einer privatrechtlich charakterisierten, persönlichen Oberlehnsherrlichkeit schmälerte, sondern sich gerade immer entschiedener zu einer auf öffentlich-rechtlichen Grundlagen beruhenden und konstitutionellen Gewalt entwickelte. Der kraftvolle Gemeingeist, der Gemeinsinn, den die ungarische Nation aus ihrer Urheimat mitgebracht hat, verhinderte es, daß an Stelle des die Grundlage des staatlichen Daseins bildenden öffentlichen Verbandes, der das Individuum, die freien Mitglieder der Nation an ein höheres Ganze, an den die Gesamtheit, die Staatsinteressen vertretenden König knüpft, der auf dem Individualitätsprinzip fußende Lehnsverband trete, der das Individuum durch Vertrag, auf privatrechtlicher Grundlage zum Untertan eines anderen, mächtigeren Einzelnen herabdrückt.

Die Rezeption der Grundprinzipien und Einrichtungen der westlich-feudalen Staatsverfassung erfolgte in Ungarn eben in öffentlich-rechtlichen Formen. Das Individualitätsprinzip trat wohl vermittels der Ausbildung der Besitzaristokratie in den Vordergrund, vermochte jedoch nicht dem öffentlich-rechtlichen Staatsprinzip die Herrschaft zu entreißen. Auch die Beschränkung der privaten Gewalten im staatlichen Interesse erfolgt nicht in privatrechtlich-feudalen Formen, wie in den Staaten des Westens, sondern unter Geltendmachung der Idee der öffentlichen Gewalt, die im öffentlich-rechtlichen Begriffe, in der Personifikation der Heiligen Krone zum Ausdrucke gelangt.

In der Blütezeit der von Stefan dem Heiligen begründeten Staatsverfassung gab es keine Gewalt im Staate außer der königlichen. Alle Gewalten und öffentlichen Rechte waren im Königtum vereinigt; die Erledigung aller öffentlichen Angelegenheiten ging auf die königliche Gewalt zurück. Das Königtum besaß in der Burgmiliz, die der unbedingten Verfügung des Königs unterstand, und den Einkünften, aus den Domänen und Burgländereien, sowie aus den nutzbaren Hoheitsrechten sichere Stützen seiner Macht. Diese beiden Machtquellen verliehen dem Könige Autorität und gewährleisteten die Vollstreckung seiner Verordnungen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß es seit den Zeiten Stefans des Heiligen die Institution des Königtums war, die die ungarische Nation zu einem staatlichen Ganzen verband und die staatliche Selbständigkeit, die Souveränität der ungarischen Nation zum Ausdruck brachte; aber die Staatsgewalt war keine zwischen König und Nation geteilte, sondern vielmehr eine über der Nation stehende, gewissermaßen persönliche Gewalt, die keine anderen Schranken hatte, als die Freiheitsliebe der Nation und die Gemessenheit der öffentlichen Pflichten.

Die großen Veränderungen, die während des 13. Jahrhunderts im öffentlichen Leben der ungarischen Nation eintraten, beraubten das Königtum mehr und mehr der materiellen Basis seiner Macht. Die Verringerung der Burgländereien und der königlichen Domänen hat die Abnahme der königlichen Heeresmacht zur Folge; und auch die Einkunftsquellen der königlichen Schatzkammer vermindern sich. Die

Städte streifen allmählich die engen Fesseln jenes Untertänigkeitsverhältnisses ab, in dem sie ursprünglich zum Königtum standen, und gelangen zu umfangreicher Selbstverwaltung. Durch die Verleihung der Immunitäten erwerben die geistlichen und weltlichen Herren die Gerichtsgewalt, später infolge der Ausbildung der Banderiatsverfassung auch die Heeresgewalt über ihre Hintersassen und entziehen so die nicht-adeligen Freien mehr und mehr der unmittelbaren Gewalt des Königs.

All diese Erscheinungen bekunden das Eindringen westlich-feudaler Staatsideen. Neben dem Königtum entstehen private Gewalten im Staate, die einen stets größeren Anteil an der Ausübung der öffentlichen Rechte beanspruchen. Sowohl die Rechtspflege, als das Heer- und Finanzwesen hört auf, ausschließlich der königlichen Verwaltung anzugehören, und nimmt einen privatrechtlichen Charakter an.

Als das Königtum solcherart von der Höhe seiner ehemaligen Macht herabgesunken und der Alleinherrschaft im Staate verlustig gegangen war; als die Gefahr bevorstand, daß auch das öffentliche Leben der ungarischen Nation unter dem Einflusse des Westens sich auf privatrechtliche Grundlagen stellen und auf diesen Grundlagen die ständisch-patrimoniale Monarchie, das ist die Negation der wahren Staatsidee, der wirklich öffentlichen Gewalt, sich erheben werde: da entwickelte der kraftvolle Gemeinsinn, die öffentlich-rechtliche Anschauungsweise der ungarischen Nation den Begriff der in der Nation wurzelnden, dem König und der Nation gemeinsam zustehenden öffentlichen Gewalt. Die Idee der öffentlichen Gewalt — der Statsgedanke — gewinnt, im Gegensatze zur persönlichen Gewalt des Königs, *in dem öffentlich-rechtlichen Begriffe der Heiligen Krone konkrete Gestalt* und bringt als weitere Folgeerscheinung *die Theorie der Heiligen Krone*, nämlich *das auf dem öffentlich-rechtlichen Begriffe, auf der Personifikation der Heiligen Krone beruhende staatsrechtliche System* hervor.

Die Auffassung des Staates als eines lebendigen Organismus, als einer Persönlichkeit ist ein Fundamentalsatz der neueren Staatswissenschaft. Der Vorstellungswelt der mittelalterlichen Völker und so auch des ungarischen Volkes ging diese Aufassung, wie der abstrakte Staatsbegriff überhaupt, ab. Auch später gelangten die Völker des Mittelalters zum eigentlichen Staatsbegriff und somit zum Gedanken der übertragenen öffentlichen Gewalt bloß vermittelst der staatsrechtlichen Prinzipien des antiken Rom; *die ungarische Nation hingegen fand jene Begriffe vermöge der Personifikation der Heiligen Krone vor allen Völkern des Westens.*

Das ungarische Volk sah den Staat, die im Interesse der Gesamtheit organisierte Gesellschaft, als organisches Ganze in der Heiligen Krone verkörpert. Es faßte die Heilige Krone einerseits als Wahrzeichen und Symbol der Staatlichkeit Ungarns auf, das nach außen, gegenüber den anderen Staaten die Souveränität,

die internationale Selbständigkeit der ungarischen Nation zum Ausdrucke bringt; andererseits personifizierte es sie als den Inhaber der in der Nation wurzelnden, dem König und der Nation gemeinsam zustehenden öffentlichen Gewalt. Diese ist durch ein Mysterium in der Heiligen Krone gegenwärtig.

Wir haben unanzweifelbare Belege dafür, daß der Begriff der Staatlichkeit und der öffentlichen Gewalt sich in Ungarn von jeher an die Heilige Krone knüpfte. In den Urkunden ist seit dem Ausgange des XII. Jahrhunderts beständig von Kämpfen für den König und die Krone, von der Treue oder der Treulosigkeit gegen die Krone, von den, der Krone erwiesenen Diensten die Rede.*) In allen diesen Ausdrücken tritt die Vorstellung zutage, daß über dem Könige als höhere ideelle Einheit die Heilige Krone stehe, die Zusammenfassung von König und Nation, deren Begriff identisch ist mit demjenigen des Vaterlandes, patria, dem Vorläufer des heutigen organischen Staatsbegriffs.

Das Mysterium, die Persönlichkeit der Heiligen Krone bildet bald das Fundament der Staatsverfassung. Jeder Faktor des Staatslebens tritt in unmittelbare Beziehung zu ihr und erhält von ihr seine Funktion. Sie ist einerseits die Quelle alles Rechts und aller Gewalt; an sie wenden sich andererseits die für die Gesamtheit, den Staat geleisteten Dienste und Pflichten. In den Urkunden des XV. Jahrhunderts sprechen die Könige schon in erster Reihe von den Rechten der Heiligen Krone, sie leiten ihre Hoheitsrechte und ihren Anspruch auf die Treue der Untertanen in der Regel aus dem Rechte der Heiligen Krone und der dieser geschuldeten Treue ab. Die königlichen Decrete betrachten sogar die königlichen Hoheitsrechte kirchlichen Ursprunges (ius supremi patronatus) als Rechte der Heiligen Krone.

Die höchste Staatsgewalt ist keine an die Person des Königs, des Fürsten gebundene Gewalt, wie nach der Auffassung der west-europäischen Völker, sondern die Obrigkeit der Heiligen Krone (iurisdictio Sacrae regni Coronae); die staatlichen Hoheitsrechte sind keine königlichen Majestätsrechte, keine persönlichen Herrscherrechte mehr, sondern Rechte der Heiligen Krone (iura Sacrae regni Coronae); die der Heiligen Krone als einer ideellen Persönlichkeit zustehen und erst von dieser auf den König übergehen. Das Staatsgebiet ist das Gebiet der Heiligen Krone; die königlichen Einkünfte sind Einkünfte der Heiligen Krone (bona vel peculia Sacrae regni Coronae); jedes freie Besitzrecht stammte von der Heiligen Krone als der Wurzel (radix omnium possessionum). Demgemäß ruhte das ungarische Donationalsystem, im Gegensatze zur feudalen Besitzverfassung des Westens, nicht auf privatrechtlicher,

*) Siehe die diesbezüglichen Belege: Akos v. Timon, Ungarische Verfassungs- und Rechtsgeschichte. — Zweite vermehrte Auflage, Berlin 1909.

sondern auf öffentlich=rechtlicher Grundlage: die Schenkung war ausschließlich ein öffentlich=rechtlicher Akt des Trägers der Heiligen Krone. Es gilt daher der Rechts=grundsatz, daß das ungarische Schenkungsgut einzig die Belohnung öffentlicher Verdienste (laurea virtutis) sei und in rechtlicher Weise nur durch der Gesamtheit geleistete Dienste, wie bereits die Goldene Bulle es ausdrückt: iusto servitio erworben werden könne.

Aus dem Mysterium der Heiligen Krone folgt, daß in dieser die Nation sich mit dem König vereinigt. Alle, die ihr Besitzrecht von der Heiligen Krone her=leiteten, waren einst Glieder der Heiligen Krone (membra Sacrae regni Coronae) und nahmen als solche an der Ausübung der dieser zustehenden öffent=lichen Gewalten teil; seitdem die staatsbürgerliche Rechtsgleichheit eingeführt wurde, bildet die ganze ungarische Nation, das heißt sämtliche Insassen des Ge=biets der Heiligen Krone im Vereine mit dem königlichen Träger der Heiligen Krone, jenes einheitliche, öffentlich=rechtliche Ganze, jenen lebendigen Organis=mus, den die mittelalterlichen Quellen als den ganzen Körper der Heiligen Krone, totum corpus Sacrae regni Coronae, wir aber heute als Staat bezeichnen.

Die Entwickelung der Persönlichkeit der Heiligen Krone hat in Ungarn den reinen Begriff der wirklichen Staatsgewalt hervorgebracht, dieser Gewalt, die in der Nation, in dem zum Staate organisierten Volke wurzelt und kraft des Willens der Nation durch die Krönung auf den König übergeht. Die Persönlichkeit, das ist das Mysterium der Heiligen Krone und in Verbindung damit der Be=griff des totum corpus Sacrae regni Coronae, als der König und Nation zu=sammenfassenden organischen Einheit, die der eigentliche Inhaber der höchsten Gewalt ist, stammt also nicht aus dem Bereiche kirchlicher Vorstellungen; der öffentlich=rechtliche Begriff der Heiligen Krone stellt keine einfache Nachahmung des mittelalterlichen mysterium Christi vor. Wir haben es hier mit einer wirklichen staatsrechtlichen Konstruktion zu tun: sie ist die eigen=tümlichste Schöpfung der Verfassungsentwickelung der ungarischen Nation, die noch heute den Mittelpunkt und das Fundament des ungarischen Staatsrechts und der Staatsverfassung bildet.

Den Begriff und das Wesen der übertragenen öffentlichen Gewalt hat bereits Werböczy in seinem Tripartitum so klar und bestimmt formuliert, wie sie um diese Zeit nirgends im westlichen Europa, selbst in England nicht erkannt wurde. Als die Ungarn, sagt Werböczy, Stefan den Heiligen aus freiem Willen zum Könige wählten und krönten, wurde das Recht der Er=hebung in den Adelsstand, folglich das Recht der Schenkung, zugleich mit der Herrschaft und der Regierung von der Gemeine und kraft des Willens der Ge=meine auf die Heilige Krone dieses Reiches und demzufolge auf unseren Fürsten und König übertragen.

Dieser Satz Werböczys enthält aber nichts neues, sie formuliert nur ganz einfach die in der Nation lebendige und auch von den Königen gebilligte Rechts=

überzeugung, die verfassungsrechtliche Auffassung, daß der eigentliche Inhaber der höchsten Gewalt die Heilige Krone sei. So erklärt König Matthias in seinem 1464 an die Stadt Pozsony (Preßburg) gerichteten Einladungsschreiben zur Krönung, daß er aus dem Grunde trachte, die Heilige Krone sich aufs Haupt zu setzen, da die Machtfülle der königlichen Würde in ihr vereinigt sei.

Die auf uns überkommenen positiven Beweise stellen untrüglich außer Zweifel, daß die Personifizierung der Heiligen Krone und die auf ihr sich erhebende Staatsverfassung nicht die „Erfindung" Werböczys oder eines anderen Rechtsgelehrten ist — wie das einzelne ausländische Autoren behaupten wollen — sie ist das Resultat einer jahrhundertelangen Entwickelung der ungarischen Verfassung, welche Werböczys Tripartitum schon fertig vorfand und nicht einmal in genügender Weise und nach jeder Richtung hin beachtete, da doch der Zweck des Tripartitums nicht die Codification des ungarischen Verfassungsrechtes, sondern eher die des Privatrechtes war.

Wie das bisher gesagte beweist, haben wir den, von dem westlichen feudalen Staatsorganismus abweichenden Charakter des Staatsorganismus der ungarischen Nation in der Personifizierung, in dem Mysterium der Heiligen Krone zu suchen. Die Entwickelung der auf die Heilige Krone bezüglichen Rechtsprinzipien verhinderte es, daß der staatliche Verband, der die Grundlage für das Aufrechtbestehen der staatlichen Existenz bildet, seinen staatsrechtlichen Charakter völlig verliere und daß an seine Stelle ein, auf dem Prinzipe der Individualität beruhender Privatverband, der feudale Verband trete, sie hat es vielmehr versucht, daß der staatsrechtliche Charakter des allgemeinen Untertanenverbandes eine festere Grundlage erhielt, dadurch, daß die freien Glieder der Nation als Glieder der Heiligen Krone mit dieser, die als die Besitzerin der Staatsgewalt angesehen wurde, wie mit einer staatlichen Persönlichkeit in ein unmittelbares Untertänigkeitsverhältnis traten.

Durch die Ausbildung der Theorie der Heiligen Krone wurde das Königtum eine eigentlich öffentliche Gewalt und zwar eine konstitutionell beschränkte. Der ungarische Staat blieb wohl monarchisch, der König war nach wie vor souverän, aber die in der höchsten Staatsgewalt begriffenen Rechte waren inbetreff ihrer Ausübung zwischen dem König und der Nation, als den Gliedern der Heiligen Krone, geteilt. Der König, als Träger der Heiligen Krone, ist formell Inhaber der, in der Heiligen Krone enthaltenen Hoheitsrechte, seine Macht erstreckt sich auf alle freien Mitglieder der Nation, auf die Glieder der Heiligen Krone, die ihm gegenüber in untergeordnetem Verhältnisse stehen; die Glieder der Heiligen Krone hinwieder nehmen teil an der Ausübung der Rechte der öffentlichen Gewalt, die der Heiligen Krone zukommt. Die königliche Gewalt ruht wohl nach der neuen Staatsverfassung in bedeutend größerem Maße auf öffentlich-rechtlichem Grundlagen, als nach der Verfassung Stefans des Heiligen; dennoch hat das Königtum nicht mehr jene dominierende Stellung inne wie vormals: die in der

Heiligen Krone begriffenen Rechte stehen dem Könige nicht mehr ungeteilt zu, er teilt sie mit den Gliedern der Heiligen Krone.

Infolge der Ausbildung des staatsrechtlichen Begriffs der Heiligen Krone gewinnt jede Funktion der Staatsgewalt öffentlich-rechtlichen Charakter und konstitutionelle Formen. So erscheint zunächst die gesetzgebende Gewalt, die je länger, desto mehr als Äußerung des höchsten Staatswillens in den Vordergrund der Rechtsbildung tritt, als eine zwischen König und Nation verfassungsmäßig geteilte Gewalt. Bereits unter König Sigismund entwickelt sich der Rechtsgrundsatz, daß bleibende, allgemein gültige Rechtsnormen nur vom König und dem Reichstage gemeinsam geschaffen werden können. Nur wo der gesamte Körper der Heiligen Krone, nämlich der gekrönte König und die Glieder der Heiligen Krone, zugegen ist, kann ein Gesetz erbracht werden.

Die Kompetenz des Reichstages erstreckt sich ohne Einschränkung und Ausnahme auf alle staatlichen Angelegenheiten. Die Fülle der höchsten Staatsgewalt, der Souveränität, steht dem Reichstag im Verein mit dem königlichen Träger der Heiligen Krone zu, der einst auf den Reichstagen in eigener Person zugegen war und den Vorsitz führte, seit den Königen aus dem Hause Habsburg bis zum Jahre 1848 sich durch den Palatin und den Personal vertreten ließ.

Im Einladungsschreiben von 1462 sagt König Matthias I., daß „alle Angelegenheiten, die das gemeine Wohl des Landes betreffen, auf dem Reichstage mit dem gemeinen Rate der Nation verhandelt und erledigt werden sollen". Es ist hierin klar ausgesprochen, daß keinerlei staatliche Angelegenheit der Zuständigkeit des Reichstages entzogen und *kraft absoluten Herrscherrechts verwaltet werden könne*. Die auf dem Begriffe der Heiligen Krone beruhende Staatsverfassung kennt von Anbeginn bis auf den heutigen Tag keine absoluten Hoheits- oder Reservatrechte, auf die dem Reichstage nicht ein beschränkender Einfluß zustände. Der konstitutionelle Charakter der übertragenen Majestätsrechte schließt ein solches Reservatrecht vollkommen aus. Die in der öffentlichen Gewalt begriffenen Rechte rühren von der König und Nation vereinigenden und verkörpernden Heiligen Krone her und gehen durch die Königswahl und die Krönung, in neuerer Zeit vermöge der Thronfolgeordnung und Krönung auf den König über. *Darum sind die königlichen Hoheitsrechte durch die Gesetzgebung konstituiert und beschränkt.* Das ungarische öffentliche Recht kennt demzufolge nur durch die Gesetze konstituierte und durch die legislative Gewalt in ihrer Ausübung modifizierbare Hoheitsrechte. Diese staatsrechtliche Auffassung kommt in G. A. XI. § 2 v. J. 1741 zu genauem Ausdrucke: „Die Königin wird auch an ihrem Hofe in allen Dingen, die aus der ihr *gewährten höchsten Gewalt* fließen, sich nach ihrer hohen Einsicht und gemäß ihrem königlichen Amte der Unterstützung und des Rats ihrer treuen ungarischen Räte bedienen."

Wie wir sehen, wird in diesem Artikel von Maria Theresia selbst anerkannt, daß die königlichen Hoheitsrechte, die dem König zustehende höchste Gewalt, suprema potestas, im ungarischen Staate von der Nation stammt, eine von der Nation auf den König übertragene, dem König überlassene ist, die daher auf der Grundlage der Reichsgesetze ruht und nach deren Verfügungen ausgeübt werden muß.

Unsere Gesetze enthalten, von der Goldenen Bulle bis auf unsere Tage, unzählige Bestimmungen, in denen die königlichen Hoheitsrechte festgesetzt sind und deren Ausübung beschränkt ist. Eine ganze Reihe von alten Gesetzen regelt je die persönliche Gerichtsobrigkeit, das Begnadigungs- und Abolitionsrecht des Königs, dessen oberste Kriegsherrlichkeit, sein Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, das königliche Gesandschafts-, Schenkungs- und Münzrecht, ja sogar das oberste Patronatsrecht, das doch kirchlichen Ursprungs ist. Die jüngste Feststellung und gesetzliche Beschränkung der kriegsherrlichen Rechte enthält hinsichtlich des stehenden ungarischen Heeres § 11 des G. A. XII: 1867, der folgendermaßen lautet: „Vermöge der auf das Heerwesen bezüglichen verfassungsmäßigen Herrscherrechte Seiner Majestät wird alles, was die Führung, das Kommando und die innere Organisation des ganzen Heeres und somit auch des ungarischen Heeres als eines ergänzenden Teiles des ganzen Heeres betrifft, als durch Seine Majestät zu erledigend anerkannt." Es ist dies ein neuestes Beispiel der auf Grund des öffentlich-rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone konstituierten Hoheitsrechte, die bloß durch die Gesetzgebung abgeändert, erweitert oder eingeschränkt werden können, nicht aber durch einseitige Verfügung des Königs.

Wie die gesetzgebende Gewalt, ist zwischen dem Träger der Heiligen Krone und deren Gliedern auch die vollziehende Gewalt, besonders die Ausübung der Kriegs-, Finanz- und Gerichtshoheit geteilt. Diese Teilung bewirkte wohl einst unter dem Einflusse feudaler Staatsideen und Einrichtungen ein Überwiegen des Individualitätsprinzips und demzufolge eine Schwächung des die Staatsinteressen vertretenden Königtums; aber sie ging nie so weit, daß sie die in der Heiligen Krone verkörperte Einheit des Staates vernichtet und an deren Stelle, nach dem Beispiele der ständisch-patrimonialen Staaten des Westens, den Dualismus der Fürstenrechte und Ständerechte gesetzt hätte.

Die königliche Statthalterschaft des Palatins ist desgleichen eine eigentümliche Schöpfung der auf der Theorie der Heiligen Krone beruhenden Staatsverfassung, desgleichen wir in keinem europäischen Staate finden. In Abwesenheit des Königs ist der Palatin dessen Notstellvertreter. Der König kann einerseits die Ausübung der vollziehenden Gewalt niemand anderem als ihm übertragen; andererseits kann der König, sobald er die Staatsgrenzen verläßt, die vollziehende Gewalt nicht mehr selbst ausüben, sondern muß sie durch den Palatin ausüben lassen, der nicht sein Beamter, sondern der Beamte der Heiligen

Krone ist und daher die gemeinsamen Interessen des Königs und der Nation, d. h. diejenigen der Heiligen Krone vertritt. Er erhält seine Würde vom König und dem die Nation vertretenden Reichstage, auf dem Wege des Gesetzes.

Im Verlaufe der großen Kämpfe, die die ungarische Nation nach der Katastrophe von Mohacs um die Aufrechterhaltung der auf die Heilige Krone bezüglichen staatsrechtlichen Prinzipien von Zeit zu Zeit führen mußte, trat die verfassungsrechtliche Bedeutung des Palatinalamtes immer mehr in den Vordergrund. Es war die Aufgabe des Palatins, des Beamten der Heiligen Krone, die Interessen des gesamten Körpers der Heiligen Krone zu vertreten und demgemäß die Gegensätze zwischen König und Nation nach Recht und Billigkeit auszugleichen, den schädlichen Einflüssen landesfremder Räte zu wehren und die angestammte Verfassung der ungarischen Nation gegen jeden widerrechtlichen Angriff zu schützen. Darum hielt die Nation zähe an dem Amte des Palatins und an dessen ungeschmälertem Wirkungskreise hinsichtlich der vollziehenden Gewalt fest, bis im Jahre 1848 auf der Grundlage der verantwortlichen ministeriellen Regierungsweise der moderne konstitutionelle Staat zustande kam.

Seit der Verdrängung des verantwortlichen königlichen Rates gelangt im Palatinat jenes Erfordernis der Theorie der Heiligen Krone zum Ausdruck, daß die Nation, die Gesamtheit der Glieder der Heiligen Krone, an der Exekutive teilhabe und deren willkürliche Ausübung verhindere. Die Einwirkung dieses alten ungarischen Verfassungsinstituts zeigte sich noch bei der Errichtung des verantwortlichen Ministeriums, denn § 2 des G. A. III: 1848 bestimmt: „In Abwesenheit Seiner Majestät vom Lande übt in Ungarn und den Nebenländern der Palatin und königliche Statthalter, bei Wahrung der Einheit der Krone und des Reichsverbandes, die vollziehende Gewalt nach Recht und Verfassung mit voller Machtbefugnis aus, in diesem Falle ist die Person des jetzigen Palatins, des k. u. k. Erzherzogs Stefan gleichfalls unantastbar."

Die andere hochbedeutsame Einrichtung der ungarischen Verfassung, die berufen war, die Exekutive des Königs zu beschränken, ist die Selbstverwaltung und Autonomie der Comitate, die Errichtung der Institution des ungarischen Munizipiums. Auch diese ist ein Ergebnis des staatsrechtlichen Begriffs, der Personifikation der Heiligen Krone. Der Begriff der Comitatsgemeine (universita nobilium) entwickelte sich auf der Grundlage der Theorie der Heiligen Krone. Die Comitatsgemeinen üben, als adelige Gemeinen, gleich den englischen Grafschaftsgemeinen (counties) einerseits auf Grund der staatlichen Übertragung die Exekutive innerhalb ihres Gebietes durch ihre eigenen Organe selbständig aus, was wir heute als staatliche Selbstverwaltung (self-governement) bezeichnen; andererseits erledigen sie — innerhalb der Schranken der Gesetze — ihre inneren Angelegenheiten in selbständiger Weise: hierin besteht die eigentliche Autonomie.

Jedes Comitat stellt als adelige Gemeine, als Gemeine der Glieder der

Heiligen Krone (universitas nobilium) mit dem die Person des Königs repräsentierenden Obergespan an der Spitze den gesamten Körper der Heiligen Krone, den Staat im kleinen dar. Es hat teil an der Gewalt und als organisches Ganze in selbständiger Weise an dem Leben der Heiligen Krone. Das öffentliche Bewußtsein der Nation betrachtete die Comitate seit dem XVII. Jahrhundert als Bollwerke der ungarischen Verfassung, und die Geschichte bezeugt es, daß die Comitate ihre wichtige verfassungsrechtliche Mission bis auf unsere Tage mit Erfolg erfüllten.

Eben die allgemeine öffentlich-rechtliche Grundlage der politischen Freiheit, die Mitgliedschaft der Heiligen Krone hat in Ungarn die Ausbildung besonders bevorrechteter ständischer Korporationen und deren Beteiligung als selbständige staatsrechtliche Rechtssubjekte an dem Besitze der Staatsgewalt neben dem Fürsten verhindert. In Ungarn gab es und gibt es seit der Entwickelung des öffentlich-rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone nur ein einziges Subjekt der staatlichen Hoheitsrechte: die Heilige Krone. Von dieser gehen sie (das ist im obigen des näheren dargestellt) vermittels der Krönung auf den König über, der sie in verfassungsmäßiger Weise, nämlich unter Teilnahme der Glieder der Heiligen Krone ausübt. Es gab demnach in Ungarn nie der Person des Fürsten zustehende Herrscherrechte, wie wir solchen in den westlichen Staaten begegnen, wo ihnen die den ständischen Korporationen als besonderen Rechtssubjekten zustehenden Ständerechte gegenübergestellt waren.

Dieser, nach privatrechtlichen Begriffen konstituierte Dualismus des Besitzes der staatlichen Hoheitsrechte, der mechanischen Zergliederung des Staatslebens, war dem Staatsleben der ungarischen Nation stets fremd. Und da der König von Ungarn niemals persönliche, in privatrechtlichen Formen konstituierte Herrscherrechte, sondern bloß in der Nation wurzelnde und ihm von der Heiligen Krone überkommene Hoheitsrechte wahrhaft öffentlich-rechtlicher Natur besaß, so konnten diese Rechte nie mit den persönlichen Fürstenrechten des Herrn der österreichischen Erbländer, des späteren — und heutigen — Kaisers von Österreich verschmelzen, sich nie mit den letzteren vereinigen, wie die Anhänger der Gesamtmonarchie noch in jüngster Zeit darzutun trachten.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war nie eine staatsrechtliche Einheit, und ist es auch heute nicht, sie ist keine über dem ungarischen Reiche und über dem österreichischen Reiche stehende Staatsorganisation. Sie besitzt als solche keine eigene Staatsgewalt, Souveränität, sie besitzt keine eigene Krone, sie hat keine eigene Gesetzgebung, wie es denn auch keine österreichisch-ungarische Staatsbürgerschaft gibt, noch je gegeben hat, die deren Grundlage gebildet hätte. Die österreichisch-ungarische Monarchie ist bloß eine Machteinheit, eine Machtorganisation, deren Grundlage das Bündnis zweier vollkommen selbständiger Staaten mit

gänzlich unabhängiger Verfassungsentwicklung bildet, zu dem Zwecke, daß einerseits die Identität der Person des Herrschers, andererseits die gegenseitige und gemeinsame Verteidigung gesichert sei. Hierin besteht das Wesen des von Deák geschaffenen, auf der richtigen Auslegung der Pragmatischen Sanktion beruhenden Dualismus, welcher der Monarchie als einer Machtorganisation die einzige sichere Basis bildet. Jedes Streben, welches einerseits auf die Auflösung der staatlichen Einheit des Reiches des Heiligen Stefan, der Länder der Heiligen Krone, andererseits auf die Schmälerung der Souveränität der Heiligen Krone abzielt, bedeutet den Zusammenbruch der großen Schöpfung Deák's, des Dualismus.

(Schluß folgt.)

Professor Dr. Ludwig Geiger,
Geheimer Regierungsrat:
Polen, Land und Leute nach neueren Dichtungen.

Während Politiker und Kulturhistoriker das Schicksal Polens aus der Vergangenheit deutend für die Zukunft zu bestimmen suchen, bemühen sich polnische Dichter, ihr Land zu schildern, wie sie es anschauen, und deutsche Verleger strengen sich an, diese bei uns bisher wenig beachteten Darstellungen auf den Markt zu bringen. Der Dichter, um den es sich hier handelt, ist W. S. Reymont, dessen Name zwar nicht mehr polnisch klingt, der aber doch ein Vollblutpole ist und im Laufe des letzten Jahrzehnts zwei große Werke zusammen von etwa 2000 Seiten geschrieben und in ihnen polnische Dörfer und Städte mit höchster Virtuosität und grausamer Realistik vorgeführt hat.

Ich brauche absichtlich das Wort: grausame Realistik. Denn dieser Pole, der instinktiv die Russen haßt, seinen Ingrimm jedoch nur versteckt zeigt, aber seine Wut gegen Deutsche und Juden ganz offen verkündet, geht bei aller Liebe für seine Genossen in keiner Weise sänftiglich mit ihnen um, sondern schildert sie gradezu in ihrer hohen Gewinn- und Genußsucht, in ihrer Vertiertheit, ihrer Lust, zu betrügen und Gewalttätigkeiten zu üben. Im Gegensatz zu unsern Landsleuten Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf, die, so verschieden sie auch voneinander sein mögen, doch einig darin sind, ihre Liebe zu den Bauern zu bekunden, und ohne das Schlechte zu verschweigen, das in ihnen steckt, doch redlich bemüht sind, das Gute, das in ihnen lebt, herauszuholen, entwirft Reymont ein Bild, das den Leser nur schaudern macht.

Das große Werk über die Bauern*) wird von dem Verfasser selbst nicht als Roman bezeichnet; Bauernspiegel es zu nennen, wie der Übersetzer getan, trage ich große Bedenken. Man könnte es als eine Darstellung von Land und Leuten einer großen Dorfschaft Lipce innerhalb eines Jahres bezeichnen. Die Schilderung beginnt im Herbst, läßt darauf den Winter folgen, den Schluß machen Frühling und Sommer. Für ein Dorf ist die Bewirtschaftung des Landes die Hauptsache, die Bebauung, die von dem Fleiß und der Tüchtigkeit der Bewohner, und meistenteils auch von der Gunst und Ungunst der Witterung abhängt. Sie werden in sehr anschaulicher, oft in breiter und wortreicher Weise vorgeführt. Einer Reihe von Großbauern stehen viele kleinere Bauern gegenüber, die nur über wenige Morgen verfügen, und eine große Anzahl Käthner, die nichts oder wenig besitzen.

Einen sehr wichtigen Gegenstand der Untersuchung und Darstellung bildet der Kampf der Alten gegen die Jungen: Der Alten, die ungern von ihrem Besitze scheiden, der Jungen, die auf ihre Jahre vertrauend und auf ihr Recht pochend, die Alten zum Abgange verdammen möchten. Manche Beispiele werden vorgeführt von älteren Frauen und Männern, die die Übergabe ihres Besitzes an ihre Kinder vorgenommen haben und von diesen entgegen den Versprechungen äußerst schlecht behandelt werden; andere solcher Alten treten auf, Weiber und Männer, die zähe an ihrem Eigentum festhalten, die erwachsenen Kinder mit äußerster Strenge behandeln, manchmal sogar von Haus und Hof treiben. Wilde gemeine Ausdrücke, Schimpfereien, Prügel sind an der Tagesordnung. Die Arbeit wird unterbrochen durch Feste, durch wüstes Trinken in der Schenke, durch Tanzen, das oft in Orgien ausartet, durch Liebeleien erlaubter und unerlaubter Art.

In der Mitte der Handlung — denn auch von einer solchen muß gesprochen werden, obgleich sie nicht die Hauptsache ist — steht die Familie des Großbauern Boryna: Der Alte, trotz seiner Jahre robust und kräftig, führt ein eisernes Regiment. Nachdem er schon mehrere Frauen begraben, vermählt er sich, nachdem er bereits die 60 überschritten hat, mit einer berückenden Dorfschönen Jagena, einer mannstollen Dirne, die vor ihrer Hochzeit mit vielen Burschen und verheirateten Männern geliebelt und sich vergangen hat und die von einer gradezu verzehrenden Sinnenlust ergriffen ist, sodaß sie selbst einen angehenden Priester in ihre Netze zu ziehen versucht und sich ihrem Stiefsohne Antek, dem sie schon vorher ihre Gunst zugewendet hatte, auch als Stiefmutter nichts weniger als unbarmherzig erweist. Nicht diese Liebelei, sondern der Widerspruch des Antek gegen seinen Vater, der sich in wildesten Gewalttätigkeiten äußert, nötigt den Vater, den Sohn aus dem Hause zu weisen. Und doch duldet er, nachdem Antek in einer fürchterlichen Schlägerei der gesamten Bauerschaft gegen den Förster und die Leute des Guts-

*) W. S. Reymont: Die polnischen Bauern. I. II. Herbst, Winter. III. IV. Frühling, Sommer. Der Bauernspiegel. Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul d'Ardeschah. 4. und 5. Tausend. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1916.

herrn, in der der alte Boryna halb tot geschlagen und so zugerichtet wird, daß er nach längerem Hinsiechen stirbt, daß die Schwiegertochter mit ihren Kindern zu ihm zieht, die sich nun aus einer verschüchterten zu einer überaus tätigen Frau entwickelt und ein strenges Regiment in Haus und Hof führt. Antek, der wegen seines Totschlags in Untersuchung abgeführt worden war, in der er mehrere Monate schmachtete, kommt dann seinem ferneren Schicksal entgegengehend, nach Hause zurück, neigt sich bald seiner Gattin zu, bald fängt er wieder seine Liebeleien an, bis er und das ganze Dorf von jener liebestollen Jagena dadurch befreit wird, daß sie durch ein bäuerliches Strafgericht so übel behandelt wird, daß sie an Körper und Seele schwer leidend, vom Schauplatz verschwindet. Im Grunde ist das kein Ende eines wirklichen Romans. Sondern nur der Abschluß des Schicksals einer der Hauptpersonen, alle die anderen Fäden, die angesponnen waren, werden nicht fertig gewebt; das Ganze ist eben nur ein Ausschnitt aus dem bäuerlichen Leben.

Die unzähligen anderen Figuren können hier nicht im einzelnen genannt, ihre Schicksale nicht gewürdigt werden. Es sind Säufer und Schwadroneure, Megären und verbuhlte Weiber, Raufbolde und wüste Fresser, Arbeitsschinder und Tagediebe, dreiste Bengel und nach Genuß lechzende halbwüchsige Dirnen, Diebe und Heuchler, Gewaltszwinger und Schleicher, Hetzer und Zuträger. Man muß gestehen: es ist ein schauerliches und wüstes Bild menschlicher Leidenschaft, eines gewaltigen Naturtriebes, trotziger Kraft, aber ein Nachtgemälde so grausam, daß kaum ein Schein echter Tugend und wirklicher Gutheit ab und zu aufleuchtet. Zwar macht sich die Hilfsbereitschaft geltend, z. B. in einer Szene, in der die Bauern eines Nachbardorfes herbeieilen, um zur Saatzeit die fehlende erwachsene männliche Bevölkerung zu ersetzen, da diese vollständig nach der Stadt in Untersuchungshaft gebracht worden ist wegen des angedeuteten blutigen Zusammentreffens mit den Leuten der Gutsherrschaft; daneben Mildtätigkeit wirklichen Bettlern gegenüber und auch solchen, die unverschuldet in augenblickliche Not geraten sind. Im Ganzen jedoch ist es eine mit außerordentlicher Kunst und Treffsicherheit vorgeführte verrohte Gesellschaft in ihrem ungebändigten Naturtriebe. Auch keine Spur wirklicher Kultur zeigt sich unter diesen Haufen, sodaß z. B. keines der Weiber Geschriebenes zu lesen vermag und auch die wenigsten Männer in dieser Kunst erfahren sind. Aber alle diese Personen bilden trotz vieler Eigenschaften, die den meisten gemeinsam sind, nicht einen Haufen gleichmäßiger Gesellen, sondern die außerordentliche Kunst des Autors gibt sich darin kund, daß er zu nuanzieren versteht und mit einer unvergleichlichen Geschicklichkeit Typen schafft, die sich zwar ähneln, aber nicht gleichen.

Das Buch wäre keine Bauernschilderung, wenn es sich darin bloß um persönliche Erlebnisse einzelner handelte; es ist vielmehr die Geschichte eines Dorfes und seines Verhältnisses zur Obrigkeit, zur Gutsherrschaft, zur Geistlichkeit, zu den Fremden.

Zur Obrigkeit in doppeltem Sinne. Zunächst zu dem selbst gewählten Schulzen, der ein Leuteschinder, Betrüger, ein sittlicher Lump ist, dessen gemeine Schuftereien allbekannt sind und ihn verächtlich machen, bis seine Diebstähle an der ihm anvertrauten Kasse ihn zur Niederlegung seiner Stelle zwingen und ihm eine gerichtliche Untersuchung zuziehen. Sodann das Verhältnis zum Gericht und zur Gendarmerie. Denn bei dem ewigen Prozessionieren der Kinder gegen die Eltern, bei den stets wiederkehrenden Schlägereien der Dörfler, die nicht selten blutig enden, werden die Gerichte vielfach in Anspruch genommen. Endlich zur Regierung. Sie will eine russische Schule einrichten, und trotz des furchtbaren Widerstandes, die die meisten diesem Plane entgegensetzen, weiß sie durch den faszinierenden Eindruck, den ein höherer Beamter auf die blöde Menge ausübt, die Schreier einzuschüchtern, die Widersprechenden umzustimmen, sodaß sie trotz der Verblüfftheit der Menge, die garnicht glauben will, einem solchen Beschluß zugestimmt zu haben, ihren Plan durchzusetzen vermag.

Ferner das Verhältnis zur Gutsherrschaft. Denn der Gutsbesitzer bringt es fertig, den Gemeindewald abholzen zu lassen, wobei er die Bewohner des Dorfes völlig übergeht und sich Arbeitskräfte von auswärts bestellt. Erst zum Schluß kommt er dazu, nicht etwa aus Gutherzigkeit oder aus Gerechtigkeit, sondern durch Schulden gedrängt, sein Eigentum unter die Dorfleute zu verteilen.

Auch das Verhältnis zur Geistlichkeit wird dargestellt. Die Bauern sind fromm, gewähren ihrem Pfarrer die schuldige Ehrerbietung, aber dieser ist kein Musterbild. Zwar seine Sittlichkeit ist unanfechtbar und auch Trunksucht und andere Laster sind ihm fremd, aber er ist kein wahrhafter Gottesmann. Zwar kommt er seinen priesterlichen Pflichten nach, hält den Gottesdienst ab, ist ein treuer Seelsorger, ein strenger gewaltiger Prediger, aber daneben weiß er seinen Vorteil zu wahren, teils durch das Erheben hoher Gebühren, teils durch eine außerordentlich rege Tätigkeit für seine Bienen, für sein Vieh und seine Felder. Er ist kein Gelehrter und kein Stubenhocker, der ausschließlich oder auch nur vorzugsweise bei seinen Büchern sitzt, sondern ein Mensch, der, ohne gradezu ein Lebemann zu sein, doch ein Weltkind ist, das in anregender Gesellschaft sich wohlfühlt, wobei er auch eine gute Kost nicht verschmäht, gern auf dem Felde schweift, wobei er selbst nicht bloß nach dem Rechten sieht, sondern derb und tüchtig mit anpackt. Und wie wenig Ehrfurcht er vor dem geistlichen Wesen besitzt, bekundet der Verfasser dadurch, daß er den angehenden Geistlichen Jascho, den Küstersohn, einen ganz jungen unverdorbenen, übrigens wunderbar geschilderten Menschen von weltlicher Neigung, ja gradezu von einer tollen Liebesbrunst zu der Verführerin des ganzen Dorfes erfüllt darstellt, aus der er weniger durch eigene Kraft als durch Zureden und Schläge der Seinigen gerettet wird.

Endlich das Verhältnis zu den Fremden. Zu diesen Fremden gehören Juden und Deutsche. Die wenigen Juden, die vorkommen, sind Händler, und der Besitzer der Schenke, in der alle Lustbarkeiten stattfinden, Geschäfte gemacht und dem

Branntwein mehr, als dem Beutel und den Sinnen mancher gut ist, zugesprochen wird. Dieser jüdische Schankwirt und die Händler, die das Vieh von den Bauern kaufen, werden zwar nicht mit Vorliebe dargestellt, aber auch nicht mit grimmigem Hasse verfolgt; vielmehr sieht der Verfasser in ihnen, wie es bei den dortigen Zuständen selbstverständlich ist, die Parias, die von niedrigem Schacher leben oder ihr Schankgewerbe zwar gewandt, aber mit betrügerischer Gewinnlust und allen erdenklichen Kniffen treiben. Und doch findet sich eine höchst bemerkenswerte Stelle in dem Buche (III. S. 380), die fast wie eine Verheißung der Verbrüderung zwischen Juden und Polen klingt.

Nichts von Gemeinschaft aber wollen die Bauern von Lipce und wohl auch der Verfasser unseres Buches von den Deutschen wissen. Es handelt sich dabei nicht um die Herrschaft der Deutschen oder um den Anschluß an die Deutschen, denn das Buch ist ja lange vor dem Kriege geschrieben, sondern um das gelegentliche Erscheinen deutscher Ansiedler und um deren Bemühen, heimisch in der Umgegend des Dorfes zu werden. Diese deutschen Ansiedler haben von dem Gutsherrn eine Meierei gekauft und suchen sich in ihr trotz des manchmal in Tätlichkeit ausartenden Widerspruchs der Dorfbevölkerung festzusetzen. Aber sie werden vom Unglück verfolgt und müssen schließlich schmählich abziehen, wobei sich der wütende Haß der Bauernschaft gegen die Deutschen mit lauten Worten Luft macht.

Aus diesen Andeutungen des fast überreichen Inhalts des vielbändigen Werkes möchte man glauben, daß in diesem großartigen Kulturbild, dessen gegenständliche Schilderung alles Lobes würdig ist, nur grau in grau gemalt sei, daß in die Trübe nirgends ein Lichtblick falle und daß die Roheit, Gewalttätigkeit und das Unrecht überall triumphieren. Das ist freilich zumeist der Fall, aber zwei Ausnahmen geben sich kund. Die eine besteht darin, daß die verworfene Jagena schließlich den Lohn für alle ihre Übeltaten empfängt, sodaß sich in gewisser Weise ein Triumph der Gerechtigkeit vollzieht, die andere macht sich dadurch geltend, daß wenigstens eine ideale Figur erscheint: der alte Rochus. Das ist eine merkwürdige Erscheinung, halb Bettler, halb Gast, bald Nichtstuer, bald ungemein tätig, nirgends ansässig und doch überall zu Hause. Er ist der gute Geist des ganzen Werkes. Er nimmt an den Händeln keinen Anteil, betrinkt sich nicht, besitzt keine unsittliche Neigung, bettelt nicht, sondern nimmt nur das ihm Gewährte als gerechten Tribut an. Er unterhält an den langen Abenden die staunend Zuhorchenden durch seine Erzählungen und durch seine weisen Reden, in denen sich Wahres mit Übertriebenem oder Falschem, Scherz mit Ernst mischt. Er redet überall zum Guten, versucht aufkommende Streitigkeiten im Keime zu ersticken, wirklich ausgebrochene Händel zu schlichten, er ist bemüht, die Strauchelnden zu stützen, den Gefallenen ins Gewissen zu reden, die Verstockten zu bekehren. Er ist tatkräftig, soweit es seine geringen Mittel und seine schwachen Lebensgeister erlauben, und spornt, wo seine eigenen Kräfte nicht ausreichen, andere zur Hilfe an, z. B. die Bauern der Umgegend bei der Männernot in Lipce. Wo er nur hin-

kommt, herrscht Friede und Ruhe; selbst die Aufgeregtesten und Stolzesten beugen sich vor seiner Autorität, die eben nur in seinem höheren Wesen begründet, nicht durch äußere Machtmittel bestimmt wird. Und grade dieser Mann, der Bringer des Lichts in der Finsternis, der einzig wirklich Gute inmitten der rohen und schlechten Mitwelt muß leiden; am Schluß des Werkes wird erzählt, daß er flüchtig werden muß, weil er, man weiß nicht aus welchem Grunde, von der Polizei gesucht wird, und sein Verschwinden läßt wirklich die einzig ideale Gestalt zu Grunde gehen.

Der Verfasser unseres Buches, der solches und unzähliges andere Entsetzliche und Grausame zu berichten weiß, ist nicht bloß ein Kulturschilderer hervorragenden Ranges, sondern ein Dichter. Er weiß dramatisch zu gestalten und den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, er versteht es trotz der Vielgestaltigkeit der Gestalten die Einheit festzuhalten, ihm ist vor allem die Gabe verliehen, Bilder zu prägen, die im Gedächtnis des Lesers bleiben.

Unter diesen Bildern ragen zunächst die Naturschilderungen hervor. Die vier Jahreszeiten mit ihren Schrecken, denn auch Frühling und Sommer sind von solchen nicht frei, aber zugleich in ihrer Lust und ihrem Segen werden herrlich dargestellt.

Außer den Schilderungen der Natur die der Liebe. Gewiß, es handelt sich hier nicht um sanfte Triebe, um sentimentale Anschauungen oder ideale Gesinnung. Bei diesen ungebändigten Naturmenschen gibt es kein Schmachten und kein Verzichten, kein Werben und kein Verhandeln, sondern nur stürmische Besitzergreifung im Rausch oder in Wollust seitens der Männer, gierige Hingabe oder selbstzuchtloses sich Aufdrängen seitens der Weiber. Treue gehört zu den Seltenheiten, und wo sie vorkommt, wird sie weniger aus wahrer Sittlichkeit geübt, sondern aus Pflicht, aus Gewohnheit oder aus Bequemlichkeit. Mädchenhafte Keuschheit oder frauenhafte Reinheit wagen sich nur schüchtern in dieser Gemeinschaft hervor, in der an Stelle der Kultur ausschließlich die Natur herrscht. Und doch bewährt sich in der Vorführung dieser tollen Liebesszenen, die zu natürlich sind, um schlüpfrig genannt zu werden, der begnadete Poet, der selbst in der von Liebestollheit zerfressenen Jagena eine wunderbare Gestalt geschaffen hat, der trotz aller Raserei eine gewisse Zartheit innewohnt, in der trotz aller Brunstbefriedigung eine unerfüllte Sehnsucht nach wahrer Liebe herrscht. Endlich die Schilderungen der Frömmigkeit. Auch hier keine weltentrückte Verhimmelung, kein Gottsuchen, kein Ringen um Erleuchtung, kein heldenmütiger Kampf gegen Zweifel und Unglauben. Alle Männer und Weiber, Greise und Kinder, sind gewohnheitsmäßige Katholiken, die ihre Messe hören, zur Beichte eilen, das Abendmahl nehmen; aber die Gewalt der Kirchenglocken, das Fortreißende, Imponierende der großen Gottesdienste, der gewaltige Eindruck der Wallfahrten, auch auf die Verstockten, die Einwirkung der polternden donnernden Worte des Priesters, der zur Buße und zur Tugend mahnt

und der sich nicht scheut, einzelne Frevler an den Pranger zu stellen, werden von einem wirklichen Poeten mit außerordentlicher Kraft behandelt.

Wenn man so für des Verfassers bedeutsame Qualitäten nicht Lobesausdrücke genug finden kann, muß man den Übersetzer aufs schärfste tadeln. Seine Übertragung ist so roh und plump, so undeutsch und so unkünstlerisch, daß man oft bedauert, nicht das Original zur Hand zu haben, um einzelne Stellen zu verstehen; sie mischt polnische Ausdrücke in ein hartes und ungelenkes Deutsch und gewährt absolut keinen wahrhaften künstlerischen Genuß.

•

Während in dem Bauernroman die Stadt nur als der Schauplatz des Gerichts und des Jahrmarktes erscheint, tritt sie in dem großen Kulturbilde Lodz als der Ort hastenden, unermüdlichen und unersättlichen Erwerbsstrebens hervor. Der Bauer klebt an seiner Scholle und will sie sich nicht entreißen lassen. Er will zwar Vorteile aus ihr ziehen, ist aber mit ihr durch innige Liebe verbunden; der Städter oder wenigstens der, der in dem zweiten Romane erscheint, ist nur in Ausnahmefällen mit der Stadt verbunden. Nur wenige sehen auf ihre Ausdehnung mit Behagen hin und erlangen dadurch eine innere Befriedigung. Die meisten vielmehr sind starre Egoisten, die nicht das Ganze, sondern nur sich im Auge haben und ein rasches Fortkommen, großen Reichtum verlangen. Während die Bauern sich mit einer schnellen Befriedigung ihrer Naturtriebe begnügen, verlangt der Städter raffinierten Genuß.

Diesen im einzelnen darzustellen ist die Aufgabe von Reymonts zweitem Roman.*) Während, wie oben gezeigt, in dem Bauernroman fast ausschließlich Polen auftreten, denen selten die Herrschaft streitig gemacht wird, und die Deutschen und Juden nur episodische Figuren sind, sind in dem der Stadt gewidmeten Roman Deutsche und Juden fast in gleicher Anzahl mit den Polen vertreten. Und während das erste Buch ein großes bäuerliches Kulturbild ist, in dem die Erzählung nebensächlich erscheint, ist der Städteroman eine festgeschlossene Erzählung, die nicht in Einzelheiten zerflattert und die wie jeder wirkliche Roman einen wirklichen Abschluß hat.

Es ist die Geschichte eines polnischen Mechanikers, eines genialen Zeichners Borowiecki, der erst bei einem Deutschen angestellt, später selbst in Verbindung mit einem Deutschen und einem Juden eine Fabrik begründet, dann, nachdem diese abgebrannt ist, mit der Tochter eines reichen Deutschen verheiratet, die Fabrik dieses Deutschen übernimmt, sie in mächtigen Schwung bringt, zu großem Reichtum und hohem Ansehen gelangt, aber im Genuß und im Besitz, in rastloser und aufreibender Tätigkeit keine innere Befriedigung findet, gequält von der Erinnerung an sein früheres genußsüchtiges Leben und gepeinigt von der Untreue, die

*) Lodz, das Gelobte Land, von W. St. Reymont, deutsche Übersetzung von A. v. Guttry. 6. Auflage, München, Georg Müller 1916.

er an seiner polnischen Braut, einem liebenswürdigen aufopfernden Mädchen begangen hat. Doch tritt diese Geschichte eines Einzelnen, die unendlich reich an Episoden ist: Geschäftskniffen, Liebeleien mit allen möglichen Frauen, durchaus zurück hinter der Darstellung der Stadt und ihrer Bevölkerung mit ihren mannigfachen Kämpfen. Denn was dem Verfasser hauptsächlich am Herzen liegt, ist zu zeigen, wie sich die Polen im Lebenskampfe befinden mit den Vertretern der beiden andern Parteien, der Deutschen und der Juden, und wie sich das Erwerbsleben einer mächtigen Stadt abspielt. Die rastlose Tätigkeit eines nach Hunderttausenden zählenden Gemeinwesens wird vorgeführt, in dem Redlichkeit und Brutalität, Genialität und Zurückgebliebenheit, List und feiner Betrug miteinander in ewigem Kampfe liegen. Wenn aber in dem Bauernbuch keine Tendenz vorwaltet, tritt in dem Stadtroman eine ganz bestimmte Absicht hervor. Sie besteht darin, zu zeigen, wie in dem Existenzkampf der Polen gegen Juden und Deutsche zwar augenblicklich der Sieg auf der Seite der beiden letztgenannten Parteien steht, wie aber die Polen zum endgültigen Triumphe ausersehen sind; denn nur sie allein, wenn sie auch gleich dem Haupthelden nicht durchweg Mustergestalten sind, obgleich sich unter ihnen wundervoll gezeichnete edle Frauen und tätige Männer hervortun, sind doch diejenigen, die ideale Triebe kennen, die das Gute wollen, vom nationalen Bewußtsein geschwellt, dem Polentum zum Siege zu verhelfen gedenken und dazu imstande sind. Die ihnen entgegenstehenden Deutschen und Juden sind zwar auch teilweise tüchtig, arbeitsam, nüchtern, fromm, obwohl es auch unter ihnen genug Sinnen- und Gewaltmenschen gibt, aber sie kennen nur eines, nämlich das Geld, und scheuen, um Schätze zu erwerben, vor keinem, auch nicht dem gemeinsten Mittel zurück. Ein solches schrankenloses Verlangen, womit natürlich die schwersten Schädigungen des Rechtes anderer verknüpft sind, erzeugt die ärgste Tyrannei. Was hier über das schamlose Geschäftsgebaren einzelner Juden, z. B. das Anzünden der Fabriken durch Bankrotteure, was ferner von dem Überfluten des Marktes mit schundmäßiger Ware, was hier von der Roheit deutscher Fabrikanten, ihrem schrankenlosen Ehrgeize, ihrer frechen Unsittlichkeit, ihrer Ausbeutung der Arbeiter gesagt wird, ist so furchtbar, daß man, wenn auch gewiß vieles der Wirklichkeit entnommen ist, doch von starken Übertreibungen des Autors zu sprechen geneigt ist.

Neben dieser Schilderung der Fabriks- und Handelstätigkeit werden die Vergnügungsstätten aller Art: Kneipen, Versammlungsorte der vornehmen Welt, wie Theater vorgeführt. Die Beschreibung eines Theaterabends, z. B. bei dem viele der Hauptpersönlichkeiten des Romanes anwesend sind, ist ein packendes Gemälde, in dem die Gewandtheit des Verfassers, die Vertreter der verschiedenen Kreise an einem neutralem Orte zu vereinigen, ihre Ansichten und Stimmungen darzulegen, zur hellsten Entfaltung kommen. Grade an jenem Abend verbreitet sich die Nachricht von einer Handelskatastrophe, und es ist ungemein packend, zugleich höchst lustig zu lesen, wie die Großkaufleute, obgleich sie im Innersten vor

furchtbaren Verlusten zittern, sich doch äußerlich dem Genusse hingeben, um nur die Konkurrenten nichts von ihrer Aufregung merken zu lassen. Man tut ferner an der Hand des außerordentlich begabten Verfassers tiefe Blicke in das Familienleben der drei verschiedenen Bevölkerungsschichten: Deutsche, Polen und Juden. Auch hier muß man freilich sagen, daß der Verfasser, wenn er auch das feste Zusammenhalten der Deutschen gelten läßt und die innigen Familienbeziehungen der Juden hervorhebt, doch mit größerem Nachdruck den starken Zusammenhalt der polnischen Kreise darzutun sich bemüht.

Grade diese Tendenz macht das Werk zu einer markanten Erscheinung, die auch dem Politiker zu denken gibt; es ist die Überzeugung der Polen von der Superiorität ihres Stammes und von der Inferiorität der anderen, es ist das Bewußtsein des endlichen Sieges, den sie über den zeitweiligen Herrscher und gegen die Eindringlinge, mögen sich diese auch noch so breit machen und auf ihre Bedeutung pochen, erringen müssen. Grade dadurch erhebt sich das Werk weit über den Rahmen eines gewöhnlichen Romans; es ist, wenn es auch vor einer ganzen Reihe von Jahren verfaßt worden ist, — die deutsche Übersetzung beider Werke, die Anlaß zu diesen Ausführungen bot, ist allerdings erst kürzlich erschienen, — ein höchst aktuelles Produkt, das den Politiker und den Kulturhistoriker ebenso lebhaft beschäftigen sollte, wie den gewöhnlichen Leser, der nur ein poetischs Werk genießen will.

Dr. phil. Rosa Heine: Deutschland und die Deutschen in der russischen Literatur.

2. Dostojewski.

Feodor Michailowitsch Dostojewskis Vater war Stabsarzt in einem Armenkrankenhaus in Moskau, in der Dienstwohnung dieser Anstalt kam der Dichter im Jahre 1821 zur Welt und brachte dort seine erste Jugend zu.

Die Jahre 1837—43 verbrachte Dostojewski auf der Haupt-Ingenieurschule. In diese Zeit fiel auch seine Begeisterung für Balzac, Hugo E. T. A. Hoffmann, Schiller u. a. Über Schiller schreibt Dostojewski im Jahre 1840 in einem an seinen Bruder gerichteten Brief: „Ich habe ihn auswendig gelernt, habe in seiner Sprache gesprochen und in seinen Bildern geträumt*)". Auch hatte Dostojewski die Absicht, die Übersetzung der gesamten Werke Schillers herauszugeben.

*) F. M. Dostojewski, Briefe. Piper, München 1914.

Dostojewski erlangte den Rang eines Oberleutnants im Jahre 1844 und nahm seinen Abschied, um sich ganz der literarischen Arbeit zu widmen.

Eifrig arbeitete er bis zum Jahre 1849, in welchem er mit anderen zusammen für die Zugehörigkeit zum Petraschewskischen Kreis zum Tode verurteilt wurde. Der Kreis Petraschewski hatte keine revolutionär-politischen Zwecke verfolgt; er wollte hauptsächlich theoretisch durch Verbreitung von Büchern sozialen Inhaltes wirken. Im allerletzten Augenblick vor der Hinrichtung wurden die Verurteilten begnadigt; diese Zeitstrecke in Erwartung des sicheren Todes gab Dostojewski eine besondere Prägung, ein etwas mehr vor allen anderen Menschen. Die Todesstrafe wurde ersetzt durch Degradierung, vierjährige Strafarbeit im sibirischen Zuchthaus und den Soldatendienst ohne Beförderung in einem sibirischen Linienregiment; auch wurde jede Veröffentlichung seiner Werke verboten. In diese Zeit des Zuchthauslebens fällt auch der Anfang der epileptischen Anfälle, eine gewisse Disposition dazu scheint er aber schon in seiner Kindheit gehabt zu haben. Der Zarenwechsel brachte Dostojewski seinen Adelsstand und die Freiheit wieder; 1859 kam er nach Petersburg. Von Gläubigern und epileptischen Anfällen geplagt, reiste Dostojewski ins Ausland, wo er sich in verschiedenen Städten vier Jahre lang aufhielt; unter anderen auch in deutschen Städten. Auch später reiste Dostojewski öfters für kürzere Zeit ins Ausland. 1876 begann Dostojewski „Das Tagebuch eines Schriftstellers" herauszugeben dieses setzte er bis zu seinem Tode fort. Im Jahre 1881 starb er in Petersburg.

Wenden wir uns nun zur Darstellung von Dostojewskis Meinung über Deutschland und die Deutschen.

Dostojewski gehörte mit seiner ganzen Seele Rußland an und fühlte sich nirgends außerhalb Rußlands wohl. So z. B. schreibt er in einem Briefe vom Jahre 1867 an den Dichter Apollon Maickow, daß er Rußland für seine Arbeit, sein Dichten und sein Leben brauche, außerhalb Rußlands sei er wie ein Fisch ohne Wasser, er verliere alle Kräfte und Daseinsmöglichkeiten. Aus dieser Unfähigkeit Dostojewskis, sich außerhalb Rußlands wohl zu fühlen, sind wohl auch die ärgerlichen Äußerungen über Berlin zurückzuführen, die im eben angeführten Briefe vorhanden sind, es heißt: „Wir verließen so schnell wie möglich das langweilige Berlin (wo ich mich nur einen Tag aufgehalten habe, wo die langweiligen Deutschen mich nervös und rasend gemacht haben)". Weiter heißt es: „Wie gemein sind doch diese Deutschen! Sie sind alle Wucherer, Schurken und Betrüger! Als die Zimmervermieterin sah, daß wir ohne Geld nicht abreisen konnten, steigerte sie uns!" Diese Worte Dostojewskis in Bezug auf die Zimmervermieterin sind sehr leichtfertig und wohl im ersten Augenblick des Ärgers gesagt, denn auch in Rußland macht man häufig genug die Erfahrung, daß die Zimmervermieterinnen nicht gerade die humansten unter den Menschen sind. Dann erzählt Dostojewski im gleichen Briefe von einem Besuch bei Turgenjew: „Vor dem Weggehen schüttete ich so ganz zufällig und ohne besondere Absicht alles aus, was sich in mir

in diesen drei Monaten an Haß gegen die Deutschen aufgespeichert hatte. „Wissen Sie, was es hier für Schwindler und Schurken gibt? Wirklich, das einfache Volk ist hier viel schlimmer und ehrloser als bei uns; daß es auch dümmer ist, unterliegt keinem Zweifel. Sie sprechen immer von der Zivilisation; was hat diese Zivilisation der Deutschen gegeben und worin übertrifft sie uns?" Turgenjews Antwort wurde schon angeführt. Man kann doch nicht umgehen, daran zu zweifeln, daß Dostojewski trotz seiner Behauptung, daß er „so ganz zufällig und ohne besondere Absicht" seine Ansichten über die Deutschen Turgenjew gegenüber in solcher Weise äußerte, es war zu jener Zeit für Dostojewski, wie auch für andere aus seinem Kreise kein Geheimnis mehr, wie Turgenjew sich zu Deutschland stellte, und in den Äußerungen Dostojewskis muß doch eine böse Absicht, Turgenjew „den russischen Verräter" zu ärgern gewesen sein, und nicht seine ehrliche Meinung über die Deutschen, denn sein Urteil war doch manchmal stark von seinem augenblicklichen Empfinden abhängig.

In dem publizistischen Werk Dostojewskis „Das Tagebuch eines Schriftstellers"*), heißt es an einer Stelle, daß die Russen den Franzosen 1870 Erfolg wünschten, da sie die Deutschen nicht von Herzen lieben, trotzdem sie sie verstandesmäßig verheren. Im gleichen Tagebuche heißt es: „Noch in Petersburg mit seinen Ostsee-Völkerschaften haben die Russen sich dem Einfluß der benachbarten Deutschen ausgesetzt, die Deutschen waren zwar nützlich, aber dafür paralysierten sie die russische Entwicklung, bevor ihr wirklicher Weg zum Ausdruck kam." Weiter an einer Stelle werden die Deutschen im Vergleich mit den Griechen, die Konstantinopel bevölkerten (es wird die Frage behandelt, ob es von Peter dem Großen klüger gewesen wäre, nach dem Süden seine Schritte zu lenken), als die Gröberen bezeichnet, die Griechen haben auch mit den Russen mehr Berührungspunkte als die den Russen „unähnlichen Deutschen", führt Dostojewski aus.

Im Tagebuch für dasselbe Jahr erzählt Dostojewski, wie er in einem deutschen Hotel sich über das fleißige, arbeitsame Dienstmädchen wunderte, welches trotz der schweren Arbeit für eine bescheidene Belohnung immer lustig und freundlich war. Der Fleiß, welcher sich durch Jahrhunderte in Deutschland einbürgerte, imponierte Dostojewski sehr, jeder verstehe es, an seine Sache heranzugehen, jeder verstehe, seine Sache vollkommen zu machen, zwar „nur seine Sache". Weiter kommt noch ein großes Lob auf den deutschen Postbeamten, der es verstehe, aus einem Wurm sich zum Menschen empor zu heben, während der russische kleine Beamte den umgekehrten Weg gehe. Die Eisenbahnschaffner, sagt Dostojewski, zeichnen sich in Deutschland außer ihrer Tüchtigkeit noch auch durch besondere Freundlichkeit und Aufmerksamkeit den Reisenden gegenüber aus. Im gleichen Tagebuch erzählt Dostojewski, daß er in Dresden 1870 die ins Feld gehenden Soldaten sah, er bewunderte sie aufs Höchste; auffallend war für ihn der Bürger,

*) Das Tagebuch eines Schriftstellers. 1876. Die russische Ausgabe vom Jahre 1888.

den man in jedem Soldaten herausfühlte, diese Leute, meinte er, wurden nicht ins Feld gejagt, sie gingen entschlossen und siegesgewiß, zugleich aber ohne Spuren von Drill, die Bewegungen waren frei und bewußt, nichts hölzernes, nichts korporalhaftes, und das sind die Deutschen, von denen die Russen seit Peter dem Großen den Korporal und den Stock übernommen haben, sagt erstaunt Dostojewski. Nun kehrten diese Soldaten als Sieger über die Franzosen wieder. Jetzt wären die Deutschen sehr übermütig geworden, unerquicklich sei dieser Übermut, für Dostojewski besonders deshalb, weil die Selbstzufriedenheit im Falle eines Erfolges bei den Deutschen alle Grenzen übersteige — die Selbstzufriedenheit soll ein allgemein deutscher Volkszug sein, welcher merkwürdig bei so einem Volke sei, einem Volke, welches sogar auf sehr vieles stolz sein kann, im Vergleich mit jeder anderen Nation, und es deshalb gar nicht nötig habe, so viel Kleinlichkeit zu zeigen. Der Übermut wäre so groß, daß die sich in Dresden aufhaltenden Russen Beleidigungen ausgesetzt waren, es hieß: „Mit den Franzosen sind wir fertig, jetzt kommt ihr dran." Die Erbostheit gegen die Russen sei im deutschen Volke ganz spontan zu Tage gekommen, trotzdem die Zeitungen auf die Politik Rußlands während des Krieges aufmerksam machten, auf die Politik, ohne welche die Deutschen nicht ihren Sieg errungen hätten. Es war zwar die erste Trunkenheit des militärischen Erfolges, aber schon daß man in dieser Trunkenheit sofort an die Russen dachte, schien Dostojewski merkwürdig. Er wußte zwar, daß die Deutschen immer und überall die Russen schon seit der deutschen Sloboda in Moskau nicht mochten, aber so etwas hat er doch nicht erwartet. Im Essay „Büßer"*) findet sich auch eine kurze Bemerkung über die deutsche Selbstzufriedenheit, es heißt: „Eine naiv triumphierende Selbstzufriedenheit, eine satte Gespreiztheit ist einem Russen nie eigen, nicht einmal einem dummen. Man vergleiche einen russischen Betrunkenen mit — nun, meinetwegen, mit einem Deutschen; der betrunkene Russe ist vielleicht gemeiner, als der betrunkene Deutsche, doch ist er zweifellos dümmer und komischer als der Russe. Die Deutschen sind ein vornehmlich selbstzufriedenes, auf sich stolzes Volk. Im betrunkenen Deutschen pflegen nun diese Grundzüge des Volkscharakters an Ausgeprägtheit proportional dem Quantum des getrunkenen Bieres zuzunehmen. Der betrunkene Deutsche ist ein zweifellos glücklicher Mensch und denkt nicht daran zu weinen, statt dessen singt er selbstgefällige Lieder und ist stolz. Er kommt stocksteif besoffen nach Haus, aber er ist dabei stolz."

Was die Schärfe und die Auffassungsgabe des deutschen Geistes anbelangt, darüber existieren, meint Dostojewski auch im Tagebuch von 1876, verschiedene Meinungen.

Bei den Russen sind immer mehrere Anekdoten über die Schwerfälligkeit und die Stumpfsinnigkeit der Deutschen im Gang, trotz der ganzen aufrichtigen Ver-

*) F. M. Dostojewski. II. Abteilung, Bd. 12. Literarische Schriften. Piper, München 1913.

ehrung ihrer Gelehrsamkeit. Dostojewski ist aber selbst der Meinung, daß es sich bei den Deutschen um eine zu ausgeprägte Eigenartigkeit handelt, welche zu hartnäckig ist, schon sogar zum Hochmut ausartet und welche manchmal bis zur Entrüstung erstaunt, diese Hartnäckigkeit führt zuweilen zu einer falschen Meinung über die Deutschen. Übrigens im Zusammenleben und besonders auf einen eben nach Deutschland angekommenen Ausländer mache der Deutsche einen etwas sonderbaren Eindruck, führt der Schriftsteller zum Schluß an. Im Tagebuch des Schriftstellers vom Jahre 1877 heißt es, daß der Deutsche schon 19 Jahrhunderte lang protestierte gegen Rom und seine Idee, zuerst gegen das antik-heidnische Rom, dann gegen das katholische; dieses ist der Germane, der blind glaubt, daß nur in ihm die Verjüngung der Menschheit und nicht im Katholizismus liegt. Nach dem Sieg über Frankreich ist der Deutsche seiner Triumphe sicher: Deutschland hat die Freiheit der Forschung und das Luthertum verkündet, aber ein positives Wort außer des Protestes sagte Deutschland noch nicht, es ist möglich, meint Dostojewski, daß „dieses große Volk“ sterben wird, falls es mit dem Protestieren zu Ende sein wird.

Die politische Lage Deutschlands übersah der geniale Bismarck und verfolgte den Sozialismus, ebenso wie auch den Katholizismus, sagt Dostojewski. Weiter spricht er von der Notwendigkeit für Deutschland, sich mit Rußland zu verbinden, und zwar nicht vorübergehend, sondern für ständig, die Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland ist keine heuchlerische, und diese muß befestigt werden im Bewußtsein der Nationen, welche sich „verstehen, achten und schätzen lernen sollten.“ Deutschland beansprucht für sich den Okzident und Rußland überläßt es den Orient; es werden dafür Beweise angeführt.

Wenden wir uns noch zu den bellestristischen Werken von Dostojewski. Die Flüchtigkeit und die Unfertigkeit dieser Werke konnte irrtümlich den Eindruck erwecken, daß Dostojewski ein Verleugner der Theorie der reinen Kunst war, und daß er nur in der Hauptsache journalistisch, für den Augenblick arbeitete, aber er sah selbst seine Mängel und wünschte sich andere Lebensbedingungen, in denen er wenigstens einen Roman in Ruhe, wie z. B. Turgenjew, durcharbeiten konnte, dieses spräche doch dafür, daß Dostojewski auch am künstlerischen Moment seiner Werke lag. Eine andere Bestätigung dieser Vermutung, daß Dostojewski sich auch um die künstlerische Gestaltung seiner Romane bemühte, sind die Zeilen seines Freundes, des Schriftstellers N. N. Strachoff*), in denen der Letztere behauptet, daß Dostojewski, je mehr er schrieb, desto mehr seine Entwicklung erreicht, und vor dem Tode sprach er sich direkt für die Formel „l'art pour l'art“ aus. Also auch wie bei Turgenjew sind bei Dostojewski manche Personen wie Farbflecken in einem Gemälde aufzufassen, so z. B. im Roman „Rodion Raskolnikoff“ ist eine deutsche Zimmervermieterin in Petersburg, die gutmütig, aber doch mit etwas

*) W. J. Pokrowski, F. M. Dostojewski, sein Leben und Werke I. Teil. Moskau, 1908 (russisch).

unterstrichenen, für die Russen typisch deutschen negativen Eigenschaften dargestellt. In Petersburg sind Pensionsbesitzerinnen und Zimmervermieterinnen oft deutsche Frauen und deshalb gehörte auch Amalia Iwanowna in den Rahmen des Romans hinein. Im Roman „Die Brüder Karamasoff" wird ein deutscher Arzt als sehr gütiger Mensch in ganz rührender Weise dargestellt, das gleiche auch im Roman „Die Erniedrigten und Beleidigten".

Anders scheint es sich zu verhalten mit dem Roman „Der Spieler", hier findet man eine Empörung gegen die deutsche Philisterhaftigkeit, welche mit starken Farben aufgetragen ist.

Es hat wenig Wert, weiter auf die einzelnen bellestristischen Werke Dostojewskis einzugehen, da sie nichts Abweichendes von dem schon angeführten bringen, und im übrigen haben die Tagebücher genügend Material zur Entscheidung unserer Frage geliefert.

Betrachten wir nun jetzt das Resultat unserer Untersuchung. In Dostojewskis System wimmelt es von Widersprüchen, Willkürlichkeiten und Verallgemeinerungen. Hier sei nur als Beispiel der Widersprüche Dostojewskis auf die menschenfreundlichen Ansichten des Starez Sosima „Die Brüder Karamasoff" einerseits, welche auch die Ansichten des Autors sind, hingewiesen und zum Vergleich auf die Zeilen im Tagebuch vom April 1876 und April 1877, da heißt es: daß „der lange Friede den Menschen vertiert und erbost", ein Blutvergießen unter Völkern ist zur Erfrischung der Brüderlichkeitsgefühle direkt notwendig. Ein anderes Beispiel für Dostojewskis Widersprüche ist, daß der Verteidiger der „Erniedrigten und Beleidigten" ein böser Antisemit war; man kann noch auf vieles andere hinweisen, aber dieser Kampf der Evangeliumsstimmungen mit denen des Dämons gehört in eine spezielle Untersuchung über das Schaffen des Künstlers und nicht in diesen Rahmen.

Trotz der Widersprüche kann man doch sagen, daß im Verhalten Dostojewskis Deutschland und den Deutschen gegenüber das Positive und für die deutsche Art Verständnisvolle und Gerechte dem Negativen und Leichtfertigen gegenüber überwiegt.

Es ist bezeichnend vor allem, daß Dostojewski darauf hinweist, die Deutschen und die Russen müssen ewige und nicht zeitweilige Verbündete sein und das Wichtigste ist, daß diese Nationen sich achten und schätzen lernen sollen. Falls ein bewußter Haß gegen Deutschland vorgelegen hätte, wären solche Äußerungen durchaus nicht möglich gewesen. Es ist überflüssig, hiernach Dostojewskis Worte zu interpretieren, es ist alles klar genug von ihm selbst ausgeführt.

Also wie der Westler Turgenjew so auch der Panslawist Dostojewski bringen keinen Beweis für einen tiefgehenden Haß der Russen den Deutschen und Deutschland gegenüber.

Dr. Hedwig Fischmann: Irlands Sänger.

Auf dem Wege der skrupellosen nationalen Entwurzelung, den der englische Imperialismus seit Jahrhunderten zielbewußt verfolgt, galt von jeher sein Hauptaugenmerk der Knebelung und Ausmerzung der alten keltischen Sprache und der in ihr überlieferten reichen Literaturdenkmäler Irlands. Hier war der Punkt, den Lebensnerv irischen Wesens zu treffen und zu durchschneiden. Von jenem berüchtigten Beschluß des Parlaments zu Kilkenny im Jahre 1367 an unter dem Sohne Eduards III., der den in Irland angesiedelten Engländern unter Androhung des Verlustes all ihres Besitzes den Gebrauch der irischen Sprache, das Halten von Minstrels und Barden an ihren Höfen verbot, bis herauf in unsere Tage, bis zu dem Wirken der „National Education" — wie sie sich in schneidender Ironie nennt — läßt sich Schritt für Schritt der Passionsweg verfolgen, der zur Abtötung irischer Sprache und irischen Geistes führen sollte. Weiß doch Englands eigener Sohn, Lord Byron, keine stärkere Bezeichnung, um das unerträgliche Joch türkischen Despotismus vor den Augen Europas zu brandmarken, als daß er die geknechteten Griechen „eine Art irischer Papisten des Ostens" nennt. Keine Waffe war zu grausam, keine zu kleinlich. Feuer und Schwert, Hungersnot und Verbannung waren am Werke, um aus Irland ein bloßes Westengland zu machen. Der gleiche Preis ward auf das Haupt eines Priesters, eines Barden und eines Wolfes gesetzt, der gleiche Haß galt allen dreien. Und mitten in ihrer Blutarbeit erachteten es Cromwells Soldaten für ebenso wichtig, jede Harfe, die in ihre Hand fiel, zu zertrümmern, mit dem scharfen Blick des Hasses in dem irischen Lied den immer neu belebenden Quell des nationalen Widerstandes erkennend.

Neben den Mitteln der offenen Gewalt und der Übermacht die vergifteten Pfeile des Spottes und der direkten Ableugnung: Irland habe keinen Anteil an der Kultur, an allen Künsten der Zivilisation besessen, vor jenem Tage des Heils, da sein Erlöser, da der Engländer die grüne Insel betreten habe — so formulierte eine Leuchte der Wissenschaft, Dr. Brinkley vom Trinity College, der Präsident der Royal Irish Academy seine Ansicht von irischem Wesen, eine Ansicht, zu der England ganz Europa bekehren möchte. Und in schöner Übereinstimmung damit äußerte ein anderer Gelehrter: je früher die Irländer erkennen würden, daß sie vor der Ankunft Cromwells bloße Wilde gewesen, desto besser würde es für alle Beteiligten sein. Ist hier in Wahrheit von jenem Irland die Rede, das in den Tagen des frühen Mittelalters die Stätte höchster Gelehrsamkeit, bildungsbeflissener Mönche, die „Insel der Heiligen" gewesen? Jenes Irland, das lichtspendende Apostel durch alle Länder Europas gesandt, durch Frankreich und Burgund, durch Deutschland und die Schweiz bis hinunter nach Italien und dem

Balkan, das seinen Namen auf ewige Zeiten mit den hervorragendsten Pflegestätten geistigen Lebens im Mittelalter am Hofe Karls des Großen wie in den Klöstern von St. Gallen oder Pavia, von Regensburg oder Würzburg, von Luxueil in Burgund oder von Skribentium im heutigen Bulgarien verknüpft hat in unauslöschlichem Ruhme? Jenes Land, dessen frühe Kunstbestrebungen ebenso durch die über die ganze Insel verstreuten runden Türme, Steinkreuze und die spezifisch sogenannten irischen Kirchen bezeugt wird, wie durch „das zahllose Heer der illuminierten Bücher der Männer von Erin"; das allein unter allen Völkern des Abendlandes unbeeinflußt von griechischen oder römischen Einwirkungen in seiner „splendid isolation" eine Literatur nach ihren eigenen natürlichen Linien entwickelt hat, die sich rühmen kann, die älteste in einer noch lebenden Sprache Europas zu sein? Fürwahr, stark und unhemmbar mußte der Quell der Sangeskunst einem Volke fließen, das all diesen Knebelungen und Leugnungen zum Trotz der Väter Sangesweise durch die Jahrhunderte bewahrt, das die Lieder, die Sagen und Märchen seiner Heimat herübergerettet hat bis in unsere Tage. Vieles ist uns verloren, vieles mag noch verschüttet unter den Trümmern seiner Entdeckung entgegenharren; doch was das neu erwachte und nicht wieder erloschene Interesse an der nationalen Dichtkunst und den großen Tagen der Vergangenheit, das auch in Irland zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Emporkommen der Romantik in impulsiver Kraft erwacht ist, ans Licht gefördert hat, das ist ein seltener Schatz, veredelt durch die Patina seines hohen Alters.

Aber noch ein anderer Unstern wirkte neben dem politischen Druck der Kenntnis und Anerkennung der Poesie Irlands im Auslande entgegen: die Assimilierung und Aneignung alt-irischen literarischen Guts durch die stammverwandten Gaelen Schottlands. Kein Macpherson, kein Percy ist den Iren erstanden. Und während die angeblich alt-schottischen Lieder Ossians in der geschickten Fiktion Macphersons einen Triumphzug ohnegleichen durch das literarische Europa antraten, der in den Schriften Herders und Goethes für uns seinen deutlichsten Niederschlag gefunden hat, ahnten wohl nur wenige, daß in der Sage und im Liede Irlands, daß in dem seit Jahrhunderten im Volksmunde lebenden Fenian-Zyklus der Urquell dieser Schöpfungen zu suchen sei und dem schottischen Ossian der irische Barde Oisin gegenüberstünde. Wie einstmals selbst der Name Scotia von dem Lande Erin hinübergeglitten war zu seinem heutigen Träger; wie die Doppeldeutigkeit des Wortes dann nur dazu beitrug, allen Glanz auf dem Haupte des glücklicheren Stammesgenossen zu sammeln: so versanken auch die Gestalten Finns und Oisins in dem Riesenschatten des schottischen Fingals und Ossians.

Und das gleiche Los, das hier den dichterischen Schöpfungen Irlands widerfahren ist, war auch vielen seiner Melodien beschieden: als schottische Volksmusik hat manche von ihnen ihren Weg über England nach dem Kontinent gefunden, die einst von wandernden Minstrels von der irischen Insel in das schottische Hochland gebracht worden ist, wo sie bei der nahen Rassenverwandtschaft der beiden Völker

eine schnelle Aneignung und häufig auch eine charakteristische Weiterbildung erfahren hat. Vielleicht das bezeichnendste, wenngleich keineswegs einzige Beispiel dafür bildet die seit altersher in Irland ungemein volkstümliche Melodie zu O'Dalys Lied „Eilin a Run" aus dem 14. Jahrhundert, von der Händel sagte, daß er für den Ruhm, der Schöpfer dieser Melodie zu sein, mit Freuden die beste seiner eigenen Kompositionen hingeben würde. Freilich Irlands Volk hatte, wie Hardiman, der verdienstvolle Sammler der alt-irischen Poesie, mit bitterer Resignation betont, andere, realere Güter zu verteidigen als seine Musik und seine Dichtkunst. Es ist nicht das geringste Ruhmesblatt des anglo-irischen Dichters Thomas Moore, daß er durch seine so ungemein populär gewordenen „Irischen Melodien", in denen er in glücklichster Weise die romantische Stimmung seiner Tage den alten nationalen Melodien zu unterlegen verstand, während sie selbst wieder von den Schwingen dieser unvergleichlichen Musik getragen wurden, zum erstenmal vor den Augen ganz Europas das Eigentumsrecht seines Volkes auf diese Schöpfungen geltend machte. Nicht länger sollten Irlands Weisen die Sprossen zur Ruhmesleiter eines fremden Volkes bilden, nicht den rücksichtslos geplünderten Wäldern der grünen Insel gleichen, die mit ihren entwurzelten, machtvollen Stämmen die Londoner Westminster-Halle wie die Bibliothek der Seinestadt krönen mußten.

Doch während sich alle äußeren Gewalten gegen die Poesie Irlands verschworen zu haben schienen, ward ihr im Sturme aller Jahrhunderte ein Nährboden von seltener Fruchtbarkeit in dem sangesfreudigen Eiland beschieden. Berichtet doch der irische Historiograph Keating, daß in jenen glücklichen Tagen des frühen Mittelalters fast ein Drittel aller Iren dem Sängerstand angehört habe. Von den grauen Zeiten des Heidentums bis tief ins 18. Jahrhundert hat sich hier in ununterbrochener Kette ein fester Bardenstand mit seinen besondern Rechten und Pflichten erhalten, hoch geehrt von vornehm und gering, von dem Wandel der Jahrhunderte wohl berührt und erschüttert, aber in seinen Grundfesten nicht entwurzelt. Und während durch die meisten Literaturen Europas ein jäher Bruch geht, der mit dem Zeitpunkt der Einführung des Christentums zusammenfällt; während fanatische Glaubenseiferer überall bestrebt waren, die alten nationalen Dichtungen der Heidenzeit zu vernichten und gänzlich auszurotten: blieb Irlands Poesie von dieser frommen Raserei verschont. Ja, die Apostel des neuen Glaubens gehörten vielmehr zu den eifrigsten Bewahrern der alten heidnischen Dichtungen ihrer Heimat und emsige Mönche widmeten in stiller Klosterzelle die gleiche Sorgfalt den nationalen Sagen wie dem Leben der Heiligen. So verdanken wir die älteste erhaltene Aufzeichnung von Sagen aus dem Cuchulain-Zyklus in dem „Buch des Dun Cow" einem geistlichen Kopisten, und wie innig die geistige Zusammengehörigkeit zwischen den Lehrern des neuen Glaubens und den alten Sagengestalten gewesen, das erhärtet die Tatsache, daß St. Patrick sie gleich zu seinen Eideshelfern anruft, indem er vor dem heidnischen Monarchen von Tara die Vision Cuchulains heraufbeschwört, ihn von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen. Fast

unmerklich gleitet die Literatur Irlands aus den Tagen des Heidentums in die christliche Ära hinüber und leise Retouchen, die von den mönchischen Kopisten an den alten Manuskripten vorgenommen wurden, tragen das ihrige dazu bei, den Unterschied zwischen den beiden Epochen häufig völlig zu verwischen.

Die Beteiligung der weitesten Kreise Irlands an der Dichtkunst — selbstschöpferisch oder doch wenigstens sie mit regster Anteilnahme begleitend, — das Auftreten gleichsam des ganzen Volkes als ihres Trägers hat mitbestimmend auf die Gestaltung ihres Gesamtbildes eingewirkt: die großen dominierenden Namen fehlen, die Poesie ist das Gemeingut aller. Wohl nennt und rühmt die Überlieferung eine stolze Reihe von Dichternamen bis zurück zu Amergin, dem Sohne des Milesius, des Ahnherrn der Kelten Irlands; wohl sind uns viele Dichtungen mit dem Namen ihres Schöpfers überliefert und zwar in den Tagen des grauen Altertums mit vager Sicherheit, von der Zeit St. Patricks mit immer stärkerer Beglaubigung: aber den eigentlich bestimmenden Charakter haben nicht sie der irischen Literatur aufgedrückt. Der köstlichste Schatz der nationalen Dichtung, die reiche Sagenwelt, sowohl diejenige der mythologischen wie der heroischen Zyklen mit ihrer reizvollsten Blüte, dem Red-Branch-Zyklus oder den Cuchulain-Sagen, ist nicht gebannt an e i n e n Namen, ist im edelsten Sinn des Wortes der ganzen Nation zugehörig. Jeder Barde schuf mit an ihrer Gestaltung, indem er die von der Überlieferung geheiligten Tatsachen treu bewahrte, aber innerhalb der großen äußern Umrisse seine Phantasie in freier Ausgestaltung der einzelnen Szenen sich ausleben ließ. Mit diesem gleichsam unpersönlichen Charakter der Poesie Irlands einerseits, mit den Grundzügen des irischen Temperaments andererseits, das, jäh umspringend, der ruhig fortschreitenden Entwicklung der erzählenden, wie der mit absoluter Naturnotwendigkeit sich entfaltenden Entwicklung der dramatischen Dichtung gleich fremd gegenübersteht, hängt es zusammen, daß auf dem Boden Erins weder das Epos, noch das Drama eine Heimstätte gefunden haben. Für beide waren viel versprechende Keime vorhanden. Der große Zyklus der Cuchulain-Sagen ist von einer inneren Einheitlichkeit und Homogenität, daß nach den Worten Eleanor Hulls, der Erforscherin dieser Dichtungen, es fast glaublich wäre, der ganze Zyklus sei in einem Hirn nach einem Gesamtplan erfunden und nur durch einen Zufall in der losen Form einzelner Sagen auf uns gekommen. Ferner erscheinen auch die zahlreichen sogenannten Ossianschen Dichtungen, die sich parallel mit den Prosaerzählungen des Fenian-Kreises entwickelt haben, durchdrungen und zusamengehalten von einem fortlaufenden Faden der Erzählung, von einem gemeinsamen Ideengehalt, der sie zu einer Art gaelischen Odyssee, die Schicksale und die Vernichtung der Fenians behandelnd, eint. Hier wie dort liegen die Bausteine zu einem großen, nie geschriebenen irischen Epos. Auch für das Drama, das bis ins 19. Jahrhundert hinein Irland völlig fremd geblieben ist, findet sich in der Ossianschen Poesie, in den dramatisch belebten Dialogen zwischen St. Patrick und Ossian eine erste Entwicklungsstufe.

Diese Gegenüberstellung von Heidentum und Christentum, symbolisiert in den Gestalten des nationalen Sängers und des nationalen Heiligen, birgt zweifellos einen Keim reicher Dramatik in sich. Aber die hier schlummernden Möglichkeiten sind niemals in die Wirklichkeit umgesetzt worden.

Irlands eigentliches dichterisches Machtgebiet ist neben der Sagendichtung, neben der bis ins 5. Jahrhundert zurückreichenden Fülle der Annalen die Lyrik. War doch gerade der sangbaren Lyrik in der melodiösen Sprache des Landes das glücklichste Medium beschieden, das nach dem unparteiischen Urteil von genauen Kennern beider Sprachen nur noch im Italienischen eine ebenbürtige Rivalin aufzuweisen hat. Wie seltsam und tendenziös nehmen sich daneben die abfälligen Aussprüche englischer Beurteiler aus, die sich nicht genug tun können, die Rauheit und Härte des gaelischen Idioms zu verspotten. Freilich, sie kennen nicht mehr die stolze Königstochter, die in den ragenden Hallen der irischen Könige und Großen gehegt und gepflegt wurde; sie beurteilen nur die unselige, dienende Magd in den Hütten der Armen und Ungebildeten, zu der die Entthronte dank englischem Despotismus nach der Verbannung oder Vernichtung der alten Geschlechter herabsank. Nur so läßt sich die in England weit verbreitete Erzählung aus der Zeit der Königin Elisabeth verstehen, nach der ein vom Teufel Besessener in Rom in allen Zungen gesprochen habe, nur nicht in der irischen; denn diese habe nicht einmal der Fürst der Hölle wegen ihrer Rauheit sprechen können. Und diese Erzählung wiederum, so lächerlich sie jedem ruhigen Beurteiler in all ihren Voraussetzungen erscheinen mag, soll auf den abergläubischen Sinn Jakobs I. einen so tiefen Eindruck gemacht haben, daß er von Stunde ab eine maßlose Antipathie gegen das unglückliche Land faßte, dessen Sprache nicht einmal der Teufel reden wollte.

Doch allen englischen Spöttern zum Trotz war in Irland eine stolze lyrische Poesie emporgeblüht. Zwei Töne sind es vor allem, welche die Grundmelodie ihrer Lieder bilden: Liebe und Vaterland. Beide in immer neuen Weisen zu feiern, wird der irische Sänger ebenso wenig müde, wie der irische Hörer ihnen zu lauschen. Und häufig verschmelzen diese beiden Ideale in eins: Irland wird die angebetete Geliebte, der der Barde huldigend sein Leben weiht. In das Gewand dieser Allegorie kleidet sich mit Vorliebe die Jakobitische Poesie, welche die Kämpfe für das Thronrecht Jakobs II. und seiner Nachkommen bei den irischen wie bei den schottischen Gaelen ausgelöst haben; hier fällt dann dem von den Irländern so treu unterstützten Thronprätendenten die Rolle des verlorenen Geliebten zu, um den seine Braut, Irland, trauert.

Doch neben diesen politisch gefärbten Liedern besitzt die irische Literatur auch eine reiche Fülle reiner Liebeslieder: Werbelieder, Frauenlieder, Dichtungen, die den Jubel des Glücklichen und die Klage des Unerhörten künden. Denn nicht umsonst heißt es in einem vielgesungenen Volkslied: „O, Lieb' ist die Seele des irischen Manns." Rein und herb ist der Hauch, der diesen Weisen entströmt, weit entfernt von der Schwüle der Troubadourpoesie, wie auch die Frauengestalten der

irischen Sagen — und Europa dankt dem Eiland einige seiner frühesten Liebesgeschichten — keusch und zart erscheinen, die Mitte haltend nach Eleanor Hulls Worten zwischen den titanischen Heldenweibern des Nordlands und den angekränkelten, üppigen Frauen der südlichen Romanzen. Als ein wahrer Frauenlob zeichnete sich unter den Barden Irlands besonders der blinde Sänger Carolan aus, „der letzte der Barden", wie er weniger nach dem Recht der Chronologie als infolge seines Lebens und seiner Persönlichkeit genannt wird, die das reinste Wesen des Bardentums widerspiegeln. Wie um einen toten König trauerte ganz Irland an seiner Bahre. Aber auch viele der andern Liebeslieder, deren Autoren meist unbekannt sind, haben eine große Volkstümlichkeit gewonnen, wie etwa das melancholische Lied von dem Mädchen mit dem schönen schimmernden Haar, das leidenschaftlich innige Frauenlied vom Braundorn oder die unendlich vielen Dichtungen, die mit liebevollen Zügen die Schönheit der Geliebten rühmen, mit Vergleichen nicht weniger kargend als die Poesie des Morgenlands.

Eine besondere nationale Note bringen in Irlands Liebeslyrik die zahllosen Sehnsuchtsklagen der unglücklichen Verbannten um die ferne Geliebte — ach, und ihre Schar wuchs und wuchs mit den Jahrhunderten! Ein Meer des Leides wogt in diesen Liedern, entströmt mit zwingender Urgewalt Dichtungen wie etwa derjenigen von „Uileacan Dubh", dem „Liede des Kummers", wie es mit Recht genannt wurde, oder den schwermutsvollen Versen von „Roisin Dubh", dem Liede von der dunklen Rose, das James Clarence Mangan im 19. Jahrhundert so wundervoll nachgedichtet hat. Die Seele der ganzen Nation, dieser „Niobe unter den Völkern", klagt und schluchzt in diesen Dichtungen. Es ist kein bloßer Zufall, daß unter den irischen Poesien die Elegie einen so breiten Raum einnimmt; sie ist in Wahrheit die der nationalen Stimmung adäquateste Dichtungsart. Sind doch Totenklagen, die sogenannten „caoines", von Klageweibern improvisiert, nach Rodenbergs Bericht noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in manchen Gegenden Irlands üblich gewesen. Oft und oft ertönten von den Lippen der Barden die Totenklagen um ihren verstorbenen Gebieter, um die zu früh entschlafene Herrin oder um einen dahingegangenen Meister des Gesanges. Aber Irlands Sänger hatten mehr als einzelne Tote zu beweinen. Ihre Klage galt den zahllosen Helden, die im Kampfe um die Freiheit gefallen, galt vor allem der einen großen Toten: dem freien Irland. Eine glühende Vaterlandsliebe pulsiert in den Liedern der Barden. Sie sind die Rufer zum Streite gegen den verhaßten Zwingherrn und sie stacheln den Widerstand ihrer Zeitgenossen immer wieder auf, indem sie von Erins einstiger Größe und seinem tiefen Falle singen. Scharf und schmetternd wie Trompetenschall klingt der Weckruf, mit dem Angus O'Dalys „Ode an die Milesier" die Großen des Volkes zum Kampf aufruft; aber wie eine Antwort müder Resignation tönt es aus O'Gnives „Untergang der Gaelen" uns entgegen. Es ist die gleiche Trauer, das gleiche Weh, das Jahrhunderte früher in Mac Liags erschütternder Klage um das verödete, seiner

Helden beraubte Kincora, die Burg des letzten starken und freien Irenkönigs Brian seufzt. Mit seinem Heimgang, dessen Barde Mac Liag gewesen und dessen Tod er in einer andern Ode beklagt, mit dem unseligen, allzu teuer erkauften Sieg von Clontarf, der die Blüte der Ritterschaft dahingerafft, hub Irlands Elend an. Aber durch alles Leid, durch den Schmerz des Exils, das soviel Söhnen Erins beschieden, strahlt ihnen leuchtend wie ein ferner Stern die Schönheit der heißgeliebten grünen Insel. In ihrer Schilderung haben die Barden Töne reinsten Naturgefühls gefunden. Macnamaras leidenschaftlicher „Hymnus auf die lichten Hügel des heiligen Irlands", das ihm, dem Weltenwanderer, fernhin entrückt war, steht hier an erster Stelle. Doch schon eines der frühesten, vielleicht überhaupt das früheste uns überlieferte Lied, eine Dichtung, die dem Barden Amergin zugeschrieben wird, ist ein Preis der unberührten Natur des glücklichen Eilands, wie es sich lockend den Augen seiner ersten Besiedler darbot. Und umgeben von dem ganzen Zauber des Südens, in Toscanas blühendsten Gefilden, gedenkt Donatus, der Bischof von Fiesole, einst Mönch von Glendalough, sehnsuchtsvoll der unvergessenen Reize seines Heimatlandes:

„Finibus occiduis describitur optima tellus . . ."

Wenn es Irlands Sängern vergönnt gewesen, in dem politischen Leben ihres Volkes eine so hohe Mission auszuüben; wenn es ihnen beschieden gewesen ist, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anzufachen und zu hüten — freilich, leider auch oft als Sänger eines Stammes, eines Geschlechtes die schwelende Flamme des Partikularismus, zu dem Irlands Nation nur allzu leicht geneigt ist und der im 17. Jahrhundert zu einem förmlichen Sängerkrieg zwischen Nord und Süd geführt hat, — so dankten sie diese Macht nicht zuletzt dem durch die Jahrhunderte festgefügten Gebäude ihres Standes und dem hohen Ansehen, dessen er sich von altersher unter den Iren erfreute. Wohl gab es Zeiten, in denen diese Schulen mit ihren bestimmten Klassen, die jeder in dem vorgeschriebenen Zeitraum von 9—12 Jahren durchlaufen mußte, bis er die höchste Stufe eines „ollamh" erklimmen konnte, mit der Unmenge des zu erlernenden Regelwerks, (wurden doch allein im 10. Jahrhundert 3—400 Metren in den Schulen gelehrt), in starre Verknöcherung auszuarten drohten; aber die sturmdurchtobte Geschichte der Insel, an der die Sänger kraft ihrer Stellung regsten Anteil nahmen, und das tief eingewurzelte, gesunde poetische Empfinden der Kelten bewahrte sie immer wieder vor der drohenden Gefahr der Stagnation, der die in einen viel engeren Horizont gebannten Meistersängerschulen Deutschlands anheimfielen.

So konnten die Iren eine nationale Literatur hervorbringen, von der einer ihrer Erforscher mit Recht rühmt, sie sei dank ihrer überquellenden Fülle der Schlüssel, der uns die Welt der Kelten erschließt. Und daneben war Irland, das arme, geplünderte, ausgehungerte Irland noch reich genug, auf seinem Boden eine zweite, eine anglo-irische Dichtung neben der irisch-keltischen emporsprießen

zu lassen, war reich genug, des stolzen Englands Literatur um strahlende Dichternamen, wie diejenigen eines Oliver Goldsmith, eines Swift, eines Thomas Moore oder um die Namen der Häupter des „Jungen Irlands“ zu bereichern. Denn wie einstmals die Insel nach einer alten Sage gesegnet ward, keine Schlange in ihrem Umkreis zu bergen, so ward sie gesegnet, eine Pflegestätte der Sangeskunst zu sein:

„Kein gift'ges Gewürm, keiner Schlange Brut
Kann hausen auf gaelischem Boden;
Nie fand der Barde, der Fremdling nie
Ungastlichen Willkomm in Erin.“

Dr. L. Roth: Vom Lebenswege eines Denkers*).

Eine farbenprächtige orientalische Legende berichtet: Wenn ein Weiser stirbt, dann kommen die Könige und legen ihre Kronen auf das Grab des Weisen; sie schmücken mit ihrem Diadem die Ruhestätte und verklären das Andenken des Mannes, der nach Weisheit und Schönheit gerungen hat. So erscheinen in diesem ersten Band der nachgelassenen Schriften Friedrich Jodls die Fürsten des Geistes, die Denker und Dichter der Vergangenheit, die der verstorbene Wiener Denker mit seinem großen Herzen einst erfaßt, und umstrahlen nun seine Gestalt mit Ruhm und Unsterblichkeit. Denn dieser wahrhaft schöne Band enthält in feiner Umarbeitung und besonders in vielfacher, künstlerischer Vervollkommnung die kleineren Schriften und Reden Jodls; fein ziseliert, mit vollendeter Meisterschaft der Beherrschung des Stoffes und der Form, die diese Sammlung in die vorderste Reihe jener Literaturgattung stellt, die wir gemeiniglich die populär-wissenschaftliche nennen, die aber in Wirklichkeit zu den schwierigsten Arten literarischer Darstellung gehört. Gewaltige Stoffe, zentrale Fragen des philosophischen, ästhetischen und kulturellen Fühlens in klare Momentaufnahme bannen; über Kant, Fichte, Schelling, Schiller, Goethe, Grillparzer, Strauß, Feuerbach, Spencer, also über Männer der verschiedensten Geistesrichtung und Köpfe von durchaus eigener Prägung sprechen und eine Fülle neuer Gesichtspunkte ausstreuen, zu jedem dieser Denker das „Pathos der Distanz“ finden und doch nirgend zur Manie seine eigene Auffassung erstarren lassen, das ist die eigentliche Kunst dieser Sammlung. Sie konnte nur veröffentlicht werden, weil sie das Problem aller Kunst, zumal der

*) Friedrich Jodl: Vom Lebenswege. Gesammelte Vorträge und Aufsätze, herausgegeben von Wilhelm Börner. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1916.

literarischen, löst: zwischen Form und Stoff ein völliges Ebenmaß zu finden. Die subjektive Auffassung wird hier nicht auf Kosten des objektiven Tatbestandes erkauft. Auch dort, wo Jodl nicht Anhänger eines Weltbildes ist, sucht er von der hohen Warte des Künstlers den angeschauten Gegenstand in völliger Wahrheit hervorleuchten zu lassen, Konturen zeichnet er, die eine Kontrastwirkung zwischen den subjektiven Anschauungen und dem Objekte schaffen, die sich dann zu künstlerischer Wirkung steigern. Ein Beispiel solcher künstlerischer Auffassung sind die Studien über Kant. Jodl ist kein Anhänger Kants. Sogar ein entschiedener Gegner des Weltbildes, das in Kant seinen Ahnherrn hat. Und dennoch sind die hier vorliegenden Kant-Aufsätze und Reden Kabinettstücke der Darstellungskunst. Er geht an seinen Gegenstand mit der Intuition des schauenden Künlers heran; die Gedanken des Systems leuchten ihm im Nebeneinander auf; objektiv läßt er die geschichtliche Umwelt Kants hervortreten, in wenigen Strichen steigert er die Vergangenheit zur vollen Lebendigkeit; der Leser fühlt: hier ist Leben, hier ist Wirksamkeit, denn die Kantschen Ideen sind aus geschichtlicher Notwendigkeit herausgeboren. Dann erscheint eine neue Wirklichkeit, ein subjektives, des Verfassers Gedankenbild, die Welt kann auch anders gedeutet werden; Philosophie, jede echte, ist die Möglichkeit der Welterklärung, so stehen Weltbilder gegeneinander, die Kontraste erhöhen sich, die Gegensätze wachsen ins gigantische, die Lebensfragen und unbegrenzten Hoffnungen, die letzten abschließenden Weltgedanken gewinnen in ihrer Gegensätzlichkeit immer mehr Gehalt. Die Antithesen werden nicht verschoben, sondern mit zunehmender Wucht auseinander gehalten; nur weil es mehrere Weltbilder gibt, gibt es eine Welt, die Vielheit philosophischer Welterklärungen verbürgt den Fortschritt. Das Nietzsche-Wort erhält hier tiefe Bedeutung: Nur wer sich ewig wandelt, bleibt mir stets verwandt. Diese echt künstlerische Art des Anschauens erhebt die Geschichte menschlichen Denkens in eine neue Sphäre. Es ist die unerschütterliche Überzeugung, wonach die Menschheit trotz aller Irrungen und Rückfälle gedanklich fortschreitet. Wie Aristoteles, als echter Grieche, des Glaubens war, daß die Welt in der Form — in der künstlerischen Gestalt — ihre Wesenheit habe, daß aller Stoff in sich die Entelechie, das Streben nach höchster Ausprägung trage, so sind diese Reden und Schriften Jodls vom Glauben getragen, daß die Menschheit im ewigen Ringen nach immer neueren Aussichtspunkten einer rationalen Beherrschung der Natur und Geisteswelt entgegen geht. Eine Überzeugung, die heute allerdings etwas wie jene feine Ironie des Propheten Jesajas klingt, der nicht müde wird in einer Zeit sittlichen Verfalls von der Größe einer kommenden Welt des ewigen Friedens zu singen, „in welcher der Leopard mit dem Böcklein, der Bär und das Kalb friedlich nebeneinander weiden werden". Aber der Reiz dieser Abhandlungen liegt für die Gegenwart nicht zuletzt in eben diesem Glauben, der heute so fremdartig klingt. Jodl hat ja an zahlreichen Stellen auch der vorliegenden Arbeit jenen falschen Darwinismus bekämpft, der unter dem Schlagworte „des Kampfes ums

Dasein" den rücksichtslosen Kampf und den Egoismus als den höchsten Sinn hinstellt. Wie hat er an die Stelle jener materialistischen Geschichtsauffassung, die schließlich in Ichsucht ausartet, die Würde des Menschen und den unendlichen Wert der Menschenseele gesetzt, die immer erneuter Vertiefung eine Religion des Menschentums kündet. In den Aufsätzen über Schiller erscheint noch einmal mit geläuterter Kraft jener vertiefte Idealismus, der die Menschheit durch die ästhetische Erziehung zur Selbsterkenntnis und sittlichen Reife führen soll! Und in „Fichte als Sozialpolitiker" weist er auf jene Bildungsmöglichkeiten der Menschheit hin, die die Fäden spinnen, aus denen die Taue werden, die die Schiffe feindlicher Nationen zu Trägern gemeinsamer Menschenkultur vereinigen sollen. Die falschen Begriffe des sozialpolitischen Handelns wurzeln in falschen Vorstellungen und Wertungen des Lebens. Durch das Tor der Wahrheit und Schönheit gelangt der Mensch in das Land einer reicheren Sittlichkeit. Dies eines der Grundmotive dieser Arbeit. Die psychologisch so wirksame Art, Kontraste hervorleuchten zu lassen, hat ihren Quellpunkt im Reichtum der Gedanken und in der Beweglichkeit eines reichen Gemütslebens. Die Geschichte der Kultur, die Entwicklung der Philosophie als höchste Vernunftoffenbarung, die Herausgestaltung künstlerischer Typen bilden das Beobachtungsgebiet seines Denkens. Als tiefem Kenner der Entwicklung der Ideen dienen ihm diese in ihrer Problematik zur Schilderung jener Spannungen, in denen das gedankliche Leben der Gattung verläuft. Er erfaßt ferner die geschichtlichen Typen mit innigem Gefühl. Zwischen dem Gedankengut und seinem Träger entdeckt er immer die persönliche Beziehung. Spinoza philosophiert ihm als Jude. Die ganze Tragik eines verkannten, reich veranlagten Menschenstammes klingt in Spinozas Denken in gewaltigen Akkorden aus. Die Gedanken sind etwas Über-Individuelles und kommen an den Denker heran, nach unbekannten Gesetzen ergreifen sie ihn als Gefäß, und diese individuelle Notwendigkeit steigert sich zu welthistorischer Geistigkeit, denn: der Gedanke einmal ausgesprochen, die Tat einmal gesetzt, gewinnen ein Sein für sich und wirken fort, unbekümmert um die Erzeuger, wie Kinder, die dem Elternhause den Rücken gedreht haben. So entstehen die hier angedeuteten Gedanken und formen sich zu plastischen Individualitäten, die überall Individuelles und Allgemeinmenschliches verbinden und so die Kernfragen alles geistigen, sittlichen und sozialen Lebens fruchtbar vorwärts führen. Und nicht zuletzt liegt die Bedeutung dieser Sammlung auch in dem Umstande, daß wir hier mitfühlen, wie und aus welchen inneren und äußeren Verhältnissen und Denknotwendigkeiten Jodl zu seinen Anschauungen kam, welche Bildungselemente und kulturellen Komponenten diese Denkergestalt aufnahm, um zu seinem reinen Optimismus, zum Glauben an den Sieg des Intellekts als unerschütterlicher Basis für Menschheitsbildung zu gelangen. Was hier der Literaturforscher an neuen Sehwinkeln erwerben kann, der Pädagoge und praktische Moralphilosoph an psychologischer Fundierung, das beweisen die wunderbaren Arbeiten über Goethe, Nietzsche und vieles andere, die Bereicherung der seelischen Gesamtlage aber scheint

mir das weitaus wichtigere zu sein. Denn eine glückliche Kombination eines künstlerischen Historikers, ganz eingestellt auf die Bedürfnisse der Seele, getragen vom Weitblick des Philosophen, das ist es, was diese Reden und Skizzen zu einem nimmer versiegenden und nie veraltenden Bestandstück dichterischer Größe gestaltet. Dieser Denker ist Idealist; das wollen wir betonen, um eine Vorstellung vom Wesen seiner Weltanschauung zu geben. Idealist, indem er an eine kontinuierliche Entwicklung der Weltvernunft, an den sittlichen Fortschritt, an die Geschichte als ein Sinnvolles, in den Formen der Wissenschaft, Kunst und Ethik sich Darstellendes glaubt. Idealist, da er als Psychologe behauptet, daß aller Fortschritt von der zunehmenden Vergeistigung, von der Intellektualisierung des Lebens abhängt; weil er meint, daß das Wachstum an geistigen Energien — die schöpferische Synthese des Menschen in stetigem Vorwärts neue Willensimpulse zum Guten schafft. Sein Idealismus ist im Sinne Spinozas und Goethes ein innenweltlicher und spricht sich in der Andacht zum Genius menschlicher Größe aus. Für uns erscheint er als ein Träumer mit mildem Lächeln, wie ein Prophet, der eine ferne Zukunft ahnt, Steine herbeiholt für einen Bau, den erst künftige Geschlechter aufrichten sollen. Und könnten wir heute der Führer entbehren, die mit kühnem Ruf hinweisen auf das Wunderland, das Kinderland? Denen, die vom Finstern ins Lichte streben, sei diese Arbeit empfohlen.

Arthur Silbergleit:

Russische Frauen.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Mit glockenhaft sich rundenden Gewändern
Und schauen tief in Schacht um Schacht hinein.
Wie träges, dunkles Wasser fließt ihr Sein,
Gekräuselt selten von der Sorge Stein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Von lerchen-, lenz- und lebensvollen Ländern,
Und ihre Augen glühn im Widerschein
Von Fluren, die in Sonnengunst gedeihn
Voll herber Früchte und voll süßem Wein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern,
Doch ihre schlanken, jungen Töchter schlendern
In den Alleeen, Arm in Arm zu zwein,
Und lassen sich von kecken Buhlen frein
Und lieben Prunk und Putz wie Papagein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Und ziehn im Festtagsschmuck mit bunten Bändern
Zur Kirche hin am wilden Wiesenrain
Und schlummern oft beim Wort des Popen ein
Im Sonnen- und Madonnenheiligenschein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Und haschen nach den schönsten Himmelspfändern.
Doch wenn die Wolken ohne Sternenschein,
Dann saugen sie der Nächte Schwermut ein
Und singen abenddunkle Melodein.

Sabbat.

Fahle sinnende Gesichter,
Sagensanfte Sabbatnacht.
Goldne Lieder, goldne Lichter,
Bunter Blumen Farbenschlacht.
Durch der Stuben schmale Pforte
Zieht Messias Sabbat ein,
Süßer noch sind seine Worte
Als der würzig süße Wein.

Und er stillt der Seelen Sehnen,
Schenkt den Ampeln neues Öl,
Sieht die Kerzen nur in Tränen,
Schluchzend um ihr Israel,
Aber, die im Joch sonst wimmern,
Jubelnd mit der Welt versöhnt,
Da die matten Ampeln flimmern
Und die Harfe Davids tönt.

Und sein schönes Antlitz spiegelt
In den Silberleuchtern sich,
Und der Truhen Traum entriegelt
Er Altjuda feierlich,
Er entrollt der Talmudrollen
Spruch- und Märchenkostbarkeit,
Und in Tempeln längst verschollen
Rauscht der Hohepriester Kleid.

Alle frommen Abendröten
Lagern vor ihm hingekniet.
Cymbeln, Harfen, Geigen, Flöten
Hymnen ihm im Hohelied;
Sonnen, Aare, Lerchen psalmen
Seinen Ruhm am Himmelsrund,
Und die Zedern und die Palmen
Rauschen ihm mit Dichtermund.

In die schönverschlungne Weise
Singt der edle Ghettogast,
Daß die Seele Judas leise
Starkes Heimatweh erfaßt.
Und er jubelt: „Traumhaft Traute,
Komm und werde meine Braut,
Lausche wieder meiner Laute,
Wenn dein Antlitz Zion schaut!“

Otto Karl Müller:

Sonnenkind.

Der Zug aus dem Felde fährt durch Deutschland. Bäume blühen. Aber die Mädchen und Frauen gehen in schwarzen Kleidern durch den Frühling.

In einem Haus am Berge wohnt ein Sonnenkind. Sein Haar ist blond. Die Augen haben braunen Schimmer. Sie träumen so gern am Fenster. Denn es liegt eine sehr schöne Stadt im Tale. Und das Kind hat viel Sonne und Sehnsucht in der Brust.

Es funkeln die Sterne ganz toll, weil das Sonnenkind mit seinem Soldaten durch den Wald wandert.

Die Luft strömt warm von den Kalksteinbergen.

Beide setzen sich ins Moos.

„Siehst du den Himmelswagen über uns?"

„Hörst du die Saale am Wehr?"

„Da — eine Sternschnuppe!" . . .

Die Nacht dichtet.

Grau sind die Wolken am andern Morgen. Sonne scheint nicht. Es regnet. Der Birkengang glänzt weiß und grün. Die Lungen atmen Duft von Holz und Harz. Der Wind durchweht das Haar. Über die gestorbenen Fichtennadeln gleiten die Glücklichen hin.

„Wie bist du groß und so braun geworden!"

„Wir wollen viele Blumen pflücken!"

Und der Soldat läuft mit dem Sonnenkind den Wald entlang. Es wird eine gar heiße Jagd. Er rüttelt ein Bäumchen, daß die Tropfen ins Gesicht schlagen.

Da findet er im Gebüsch einen Gotteskäfer. Den setzt er voll Freude dem Kinde ins Haar. Das bunte Ding fliegt aber zu ihm. Es fällt ins Gras. Er hebt es auf. Es läuft seinen Finger entlang. Auf der Spitze weiß es nicht Rat. Da schwirrt es nach der Sonne, die das Gewölk zerreißt.

„Mach 'mal deine Augen zu!" bettelt das Sonnenkind.

Er tut es.

Da schlürft es mit seinen roten Lippen Licht aus seinen Augen. Und doch ist seitdem ein schönerer Glanz in ihnen. Sie kommen zur Stadt. Die Kastanien zünden gerade ihre Kerzen an. Frauen stehen vor den Läden und warten schon lange auf Fleisch und Brot.

Da wird das Leid ihrer Liebe so winzig gegenüber der Kampfnot eines Volkes.

Der Soldat muß fahren nach Feindesland.

Und das Kind im Haus am Berge singt das Sonnenlied.

Marie Luise Becker:
Krankenschiff an den Dardanellen.

Dunkle Wolken stehn am Himmel.
Das Meer braust.
Graue Fetzen wischen über den bleichen Mond,
Es donnert in der Ferne.
Geschütze senden blutigen Feuerstrahl in die Nacht.
Boote kommen,
Schwingen auf den Wellen.
Die Boote tragen Bahren,
Bahren mit wunden Menschen.
Todwunden.
Wollen die Wogen die Beute verschlingen?
Leckt das Meer nach Blut,
Um der Erde die Opfer abzustreiten?
Läßt das Meer sie uns doch?
Die Boote erreichen das Schiff.
Schwingende Krane heben die Arme,—
Hoch in der Luft schweben die Bahren,
Segeln die Bahren im Sturm.
Graue Soldatenmäntel wehen
Wie Eulenflügel.
Die Krane senken sich.
Senken sich, tiefer — tiefer.
Meine Arme heben einen Wunden,
Betten einen Todwunden
Von der Bahre herab auf die Matratze,
Fort steigt der Kran in die Luft,
Neue Kriegsopfer zu holen.
Allah! Allah! wimmert der kranke Soldat.
Ich reiche ihm einen Becher.
Wasser ist eine heilige Gabe Gottes,
Murmelt er.
Trinkt mit durstigen, fiebernden Lippen.
Seine Augen sind dunkel
Wie Nacht und Kriegsgrauen.
— — — — — — — — — — — — —
Immer wieder strecken die Krane
Die langen, dürren Arme
Nach Kranken aus.—
Immer neue—
Immer neue Wunden.
Nacht — wie bist Du lang!
Krieg — wie bist Du furchtbar!
Hundert — —
Und hundert — —
Und hundert — —
Wann endet dieser schauervolle Weg durch die Luft?
Meer, stehe stille!
Beugt Euch, Wellen!
Tragt stumm und andächtig
So viel Jammer, so viel Weh!
So viel Wunden,
Die Menschen schlugen!
Sei eine sanfte Mutter, Meer!
Schweige, Sturm!
Es ist genug der Schmerzen — —
Es ist genug des Jammers!
Es ist genug an den Wunden,
Die Menschenhände schlugen!
Seid barmherziger als Menschen!
Meer und Sturm!
Seid menschlicher!
Meine Augen starren tränenlos
In so viel tränenlose Augen — —
Auf so viel Leid —
Auf soviel Zerstörung des Edelsten,
Was der Schöpfer schuf — —
Auf soviel blutende, zerrissene Menschenleiber!
Gott! Gott! wo bist Du?
Schufest Du darum den Menschen,—
Daß er blutig sein Ebenbild zerfleischt —
Grimmiger als ein Raubtier?
Meer, — stehe stille — —
Schweige — schweige — Sturm!
Menschen sind furchtbar — —
Uebt Ihr Gnade — —
Habt Erbarmen — —
Ihr! Ihr! habt Erbarmen!
— — — — — — — — — — — — —
Stiller wird es—.
Der Mond schaut herab. — —
Ein Dampfer kommt,
Legt längsseits an unser Schiff.
Man wirft eine Brücke hinüber.

Und über die graue schwankende Brücke
Von Schiff zu Schiff
Geht ein grauer schwankender Strom.
Menschen!
Liegt das Leben so schwer auf Euch?
Drückt der Krieg Euch so tief darnieder?
Menschen! Menschen!
Ihr geht gebückt,
Schwankend,
Kriechend — —
Menschen!
Aufrecht soll Euer Gang sein!
Das unterscheidet Euch vom Tier!
Aber Ihr senkt das Haupt — —
Ihr kriecht dahin wie Tiere — —
Euer Antlitz ist grau und starr — —
Euer Gewand ist grau — —
Wie die Erde seid Ihr,
Aus der Ihr kamt!
Wie kann ich euch helfen,
Daß Ihr Euch wieder aufrichtet — —
Daß Euer Antlitz wieder den Himmel schaut?
Sucht nicht die Erde!
Sucht nicht den Tod!
Leben sollt Ihr!
Leben — wie ich!
Trinkt — —
— — — — — — — — — — — — — —
Du — lehne Dich an mich — —
Sieh — ich bin Deine Schwester — —
Mensch — — wie bist Du!!
Ich will Dir helfen, Bruder!
Ich will Dir helfen,
Den Krieg tragen,
Der so schwer ist,
Daß er Dich zu Boden drückte.
— — — — — — — — — — — — — —
Hier im Schiffsgang willst Du entschlafen — —
Du kannst nicht mehr weiter? —
Komm — — wir tragen Dich — —
Unten ist eine warme Lagerstatt!
Stirb nicht!
Sieh! Unser Schiff führt Dich aus dem Feuer — —
Führt Dich in die Heimat,
Zu Weib und Kind — —
Halte dein Leben fest!
Sieh, ich helfe Dir!
Wir wollen gemeinsam gegen den Tod kämpfen,
Der umschleicht.
Ich bin Deine Schwester!
— — — — — — — — — — — — — —
Endloser — endloser Zug
Der grauen Soldaten
Tausende — tausende — —
Wann wird die Qual enden —
Euer Leid zu sehen?
Kann ich denn jedem helfen,
Der mich ruft?
— — — — — — — — — — — — — —
Komm, Deine Füße bluten — —
Erde klebt an Deinen Wunden — —
Komm, ich wasche Deine armen
Wehen Füße — —
Ich heile Deine Wunden — —
— — — — — — — — — — — — — —
Deine Brust blutet — —
Dein Leben strömt fort?
Nein — nein — wir helfen Dir — —
Morgen siehst Du die Heimat — —
Hier hat der Tod keine Macht mehr —
Hier darf er keine Macht mehr haben!
— — — — — — — — — — — — — —
Fließt der graue Strom noch immer
In den weißen Leib unseres Schiffes?
Gott! Gott! wo bist Du?
Warum läßt Du soviel Jammer geschehen?
Sitzest Du lächelnd im Himmelssaal
Und hörst nicht, die Dich rufen?
— — — — — — — — — — — — — —
Wo ist ein Gott,
Der Schmerzen lindert — —
Wo ein Gott — —
Der den Menschenarm aufhält — —
Wenn er Tod und Verderben
Auf seine Brüder wirft?
— — — — — — — — — — — — — —
Endlos — endlos — —
Wandelt ein Zug
Kranker — todwunder Helden — —
Von Schiff zu Schiff.
Schwer donnern die Geschütze.

Helene Hanna Kühn: Begegnungen.

Die Hand.

Sie fühlte, daß sie unter seinen Fingern wie Wachs wurde: durchsichtig bleich, schwebend leicht und voller Erwartung, Leben und Gestalt zu erhalten. Voller Bereitschaft, unter dem Willen seiner Hände ihre Form zu verändern, jede leiseste Regung seines Geistes durch eine hauchfeine Spur in ihrer Substanz anzuzeigen. „Überlasse mir deine Seele!" bat er. Aus jedem Blick, aus jeder Färbung seiner Stimme, aus jeder seiner Bewegungen sprach es zu ihr: „Entlasse dein Ich! Gib mir deine Seele!" Und sie fühlte schon fast, daß ihre Seele ihr entglitt und zu ihm hinüberfloß.

„Nicht denken!" bat er. Sie dachte nicht mehr. „Nicht streben!" Sie entsagte dem Streben. „Der Menschheit Schicksal vergessen!" Sie vergaß es.

Wie das Blatt einer Rose wurde sie, das, vom Sommerwind getragen, zwischen Himmel und Erde schwebt und nicht blühen noch welken kann. Die Zeit zerrann, aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monde. Sie lag noch immer als eine Wachsmasse in seinen Händen, gab jedem Hauch seines Willens nach und war noch immer ungeformt, unerlöst.

Ein Sommertag brachte ihr eine jener Stunden, die halb Traum, halb Wirklichkeit, halb Schlaf der Sinne, halb Wachen des Geistes sind. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Lager und hatte die Lider fast geschlossen. Plötzlich zuckte sie zusammen, denn vor ihren nur wenig geöffneten, auf die Decke des Lagers gerichteten Augen stand ein Wesen und sah sie an.

Dieses Wesen war eine Hand, die neben ihrem Körper auf der Samtdecke lag. Eine Frauenhand, gebräunt von der Sonne wie frisches Brot, mit stark gegliederten Fingern und einer festen, durch Knochen, Adern und Muskeln reich belebten Fläche. Diese Hand, die, von einem goldenen Sonnenstrahl beschienen, Leben und Wärme atmete, schien dazu geschaffen, ins Leben hineinzugreifen, dort, wo es bunt und ungebärdig ist, schien bestimmt, ein Pferd zu zügeln, einen Freundschaftsbund zu besiegeln, aber auch eine Wunde zu verbinden.

Sie lag und starrte auf die gebräunte Hand, die so plötzlich in ihre Traumwelt eingetreten, vor der mit einem Schlage die nebelhaften Schemen zerflossen waren, die so lange ihre einzige Gesellschaft gebildet hatten. „Meine Hand!" sagte sie, „meine eigne Hand!" Auf einmal stand ihr Ich wieder vor ihr, das Ich, das ihr in den letzten Wochen und Monaten fast versunken war, und das

doch so kraftvoll gewesen, so tapfer, so stolz. Das Ich, das unbedingt zu dieser Hand gehörte. Eine unbezwingliche Sehnsucht ergriff sie, eine Schöpferstunde zu erleben, eine Stunde, in der sie endlich wieder einmal fühlen durfte, wie das Glück und Weh der Menschheit sie durchbrauste. —

Am Abend nach jenem Sommernachmittag ahnten die beiden zum ersten Male, daß sie einander eines Tages zwei unbekannte, fremde Menschen sein würden.

Die Träne.

„Wird dir niemals bange um dich selbst?" fragte er. „Niemals!" „Hast du keine Furcht, dich einmal zu verlieren?" Sie lachte und hörte selbst, wie stolz ihr Lachen klang: „Ich halte mein Herz fest in meinen beiden Händen, drehe es ein wenig hin und her und zeige mir selbst und den andren immer nur jenes Teilchen, das mir gerade beliebt!" „Und du glaubst, du könntest niemals wider Willen eine Stelle deines Herzens entblößen, die du selbst noch nicht gekannt?" „Ich kenne es in allen Fältchen und Winkeln. Das gibt mir diese Macht über mein Herz!"

Er verbarg stöhnend das Gesicht in den Händen. Sie aber schritt lächelnd in ihre Einsamkeit zurück.

Ein Kranz klarer, stiller Tage umgab sie. Sie sah dem voll erblühenden, dem Gipfel seiner Schönheit zustrebenden Sommer zu. Mancher Gedanke reifte ihr an der leuchtenden Sonne jener Sommertage, manche Frage verstummte, alles Weh versank. Sie ging in goldne Julinachmittage hinein und fühlte, wie sich ihr Leuchten und Blühen mit dem Rhythmus ihres Ganges und der Ruhe ihrer Seele zu einer großen Harmonie verband. Diese Tage der Einsamkeit waren letzte, höchste Erfüllung aller Sehnsucht und machten sie traum- und wunschlos.

In einer Sonnenuntergangsstunde vollendeter Harmonie, als sie im Waldmoose saß, fiel plötzlich eine Träne auf ihre Hand. Sie wußte zuerst nicht, daß es eine Träne war — ein blitzender kleiner Wassertropfen lag da, in dem das Licht schimmerte. Aber da kein Regen, kein Tau vom Himmel fiel, da sie ganz allein war und eine feuchte Spur auf ihrer Wange spürte, so blieb kein Zweifel: es war eine Träne, die sie geweint. Mitten im vollen Frieden des Sommertages, mitten in ihrem wunschlosen, einsamen Glück, ohne einen störenden Gedanken, ein quälendes Begehren.

Vor dieser schimmernden Träne wandelte sich ihre ganze glückselige Ruhe in zitternde Unrast. Wußte sie doch nicht, welcher Quelle sie entströmt, welches tiefsten Glückes oder Schmerzes Bote sie war. Sie ahnte nur, daß die stolze Herrschaft über ihr Herz, deren sie sich gerühmt, eine Täuschung gewesen, daß

tief in ihrer Brust unbekannte, furchtbare Riesen gefangen saßen, in jedem Augenblick bereit, ihren Kerker zu sprengen und sich auf sie zu stürzen.

Von jäher Angst gepeitscht, rannte sie heim und schrieb ihm: „Nein, nein, du sollst nicht kommen!" Denn sie wußte plötzlich, daß ihr eines Tages mitten im sorglosen Spiel ihr Herz aus den Händen gleiten und zerschellen würde.

J. K. Ratislav:

Das Genie.

Eng umzirkt ist des irdischen Lebens Reise,
Von jedem Punkte wandern wir im Kreise.
Doch löst sich manchmal der Zusammenhang
Mit dem, was je in meine Seele drang.
Manchmal zerreißen alle Fäden
Ganz.
Mir ist, als spielt' ich mit der Menschheit Lose
Und wüchse weit aus mir ins Riesengroße.
Als rührt' mein Scheitel an den Firn der Sterne
Und dehnte eisig sich um mich die Ferne.
Oder
Als wär' ich Mittelpunkt von aller Kraft
Und hätt' in meiner Faust zusammengerafft
Die Freude, den Schmerz, die Liebe, den Haß — euch alle
Mich aber umgäbe mit endlosem Walle
In meiner Einsamkeit der Hauch der Ewigkeiten,
Der euch das Blut erstarrt.
Der euch zurückscheucht in den Gang der Zeiten,
In Tag und Nacht.
In solchen Stunden aber bin ich Gott.
Hohnlachend schleudre ich durch den Weltenraum
Euch tief, tief hinab.
Hinab zu meines Mantels Saum.
Bis eure Lippen stammeln: Gott! Gott!
Und eure Augen blöde schauen wie im Traum.

Ich weiß: ihr könnt mein Wesen nie ergründen,
Denn immer muß ich eurem Sinn entschwinden.
Und wandle immer doch in eurer Mitte
In Menschgestalt.

Franz Adam Beyerlein: Der lächelnde Wirt.

Fortsetzung.

5.

Im Sommer blitzte eine zaghafte Hoffnung auf, es möchte sich mit Lorenz Lorenzen zum Bessern wenden. Von je war die gute Jahreszeit erträglicher gewesen. Die langen hellen Abende verlockten nicht dazu, in einer Stube zusammenzukriechen, und überdies war es warm. Da brauchte man nicht dem Versucher den kleinen Finger hinzureichen, indem man gegen die Kälte und Nässe zunächst nur mal einen einzigen lütten Tee- oder Kaffeepunsch zu sich nahm. Auch an der Feldarbeit bezeigte der Bauer immerhin noch einige Teilnahme. In seiner vom Alkohol aufgeblasenen Überheblichkeit griff er zwar niemals ernstlich zu, aber er ließ sich doch auf den Äckern sehen, schaute wie ein großer Herr den Verrichtungen zu und hatte beständig etwas auszusetzen. Bei diesen Gelegenheiten sprach er statt des gewohnten Platt ein gestiefeltes und gesporntes Hochdeutsch, wie er es von seinen Dienstjahren bei den Schleswiger Husaren im Gedächtnis aufgespeichert hatte, und das traf sich recht gut, denn auf diese Art verstand der dänische Knecht von seinen Nörgeleien garnichts und lief nicht im Unmut davon. Sine aber wußte Bescheid. Letzten Endes war es Lorenz auch gänzlich einerlei, ob seine hinausgebollerten Anordnungen befolgt wurden; zwei Minuten später hatte er schon wieder vergessen, was er befohlen hatte.

Eine fast närrische, immer wachsende Zuneigung aber faßte er zum Garten. Hier war sonst Inkens Gebiet gewesen, und der Blumen- und Küchengarten waren unter ihren Händen wohl gediehen. Die leicht überblickbare, ein wenig beschauliche, ja mitunter fast ins Kleine sich verlierende Beschäftigung hatte ihr besonders behagt. Jetzt wurde Lorenz von ebendieser Eigenart angezogen. Die Feldarbeit entschlüpfte seinem Gesichtskreis in der Weite der Äcker, hier dagegen war alles ordentlich umzäunt. Er wachte eifersüchtig darüber, daß nur er in diesem Bereich bestimmte und ausführte, und hatte seine höchsteigenen Meinungen über die auszusäenden Blumen und die Beete, auf denen der Salat oder der Kohl gepflanzt werden sollte. Als dann der Samen aufgegangen war, konnte er stundenlang zwischen den Rabatten sitzen. Er hatte sich die buntesten Bauernblumen ausgesucht, Kresse, Rittersporn, Löwenmaul, Königskerzen und Federnelken, und schien sogar zuweilen inmitten des starken sommerlichen Duftes mit ihnen Zwiesprache zu halten.

Inken ließ ihn gern gewähren. Es geschah mehr als einmal, daß er nach einem Tage des Grabens, Bückens und Jätens, der einem andern nicht viel angehabt hätte, vor Müdigkeit am Abend sich nicht mehr dazu aufraffte, den besseren Rock

anzuziehen, um hinüber in die Seemannsbraut zu gehen. Denn im Werktagsanzug, wie die Knechte und Häusler, suchte er denn doch nicht das Wirtshaus auf. Dann pirschte sich jedesmal Klas Schmitt, der, von den Sonntagen abgesehen, in dieser Zeit wenig Zuspruch hatte, nach Feierabend heran und stieg um den Hof herum. Aber er fand die Türen gleichsam verbarrikadiert von den Frauenzimmern und mußte meist unverrichteter Sache wieder abziehen. Erwischte er freilich Lorenz noch irgendwo außer Haus, so war das Unheil nicht aufzuhalten. Er hatte den Bauer gegen Inken und Sine aufgestachelt und ihm eingeredet, ein rechter Mannskerl müsse mit seinem Willen stets gegen die Weibsleute auftrumpfen, und Lorenz, in dessen Schädel nur noch für wenig Gedanken Raum war, hatte just diesem bereitwillig ein besonders großes Quartier eingeräumt.

Neue Umstände traten hinzu und steiften Inken den Nacken. Pastor Friedrichs kam eines Vormittags wie zufällig vorüber, — er war aber von Boy Brahmsen geschickt. Lorenz saß just auf seiner Gartenbank und druselte in die Sonne hinein. Der Geistliche bot ihm die Tageszeit und bat um Erlaubnis, sich gleichfalls setzen und ein wenig verschnaufen zu dürfen. Inken beobachtete die beiden durchs Fenster. Wohl eine Viertelstunde redete der Pastor leise und dringlich auf Lorenz ein. Der Bauer hielt den Kopf geduckt und ließ das Gewitter über sich hinbrausen. Als aber Friedrichs sich erhob und ging, versäumte er es, ihm das Geleit bis zur Pforte zu geben, sondern blieb wie gelähmt auf seiner Bank hocken. Bis zum Mittag saß er so, immer vor sich hinstarrend.

Inken schickte schließlich die Magd vor die Tür, um ihn zur Mahlzeit zu rufen. Er kam schwerfällig trappend, stand eine Weile ratlos am Tisch, als begreife er nicht, was er hier solle, und ließ sich dann wuchtig in den Stuhl fallen. Er, der sonst in Gegenwart der Magd und der Frau sich stets hinter ein blödes, tückisches Schweigen verschanzt und nur selten auf eine wiederholte Frage eine halbe Antwort hervorgeknurrt hatte, brach jetzt mit einem Male los: „Hundertfünfzig Jahre — hat er gesagt — hätte der Bauer vom Süderenderhof im Kirchenvorstand gesessen, jetzt wäre es gut möglich, daß sich das änderte."

Er hieb die Faust auf den Tisch, daß Geschirr und Gerät tanzten und klirrten. Inken sprang auf, um die volle Suppenschüssel zu retten. Aber die Wut des Bauern hatte sich bereits wieder erschöpft. Weinerlich fuhr er fort: „Geb' ich denn ein Ärgernis? Skandalier' ich im Wirtshaus? Lieg' ich betrunken im Graben?"

Das hervordringende Schluchzen benahm ihm den Atem; mühsam stand er auf und warf sich in der Kammer auf sein Bett. Inken und Sine blieben stumm vor den gefüllten Tellern zurück; durch die Tür hindurch hörten sie sein Stöhnen.

Am Nachmittag hielt er sich im Haus. Er schämte sich vor dem freien Himmel und vor dem Garten und machte sich lieber an der Schreibkommode mit allerhand Rechnungswerk zu schaffen. Er war Kassenführer der Kirchgemeinde und Vorstand des Kriegervereins. Manches war da unerledigt liegen geblieben von dem wüsten Winter her und mußte nun nachgeholt werden. Inken betrat leise die Stube,

um sich einen Garnknäuel zum Stopfen zu holen. Sie fand den Gatten regungslos vor der Schreibplatte; er hatte die Arme breit hingelegt und den Kopf darein vergraben.

„Lorenz, Mann!" rief sie ihn an. „Was hast Du?"

Er hob das Gesicht auf und flüsterte: „Ich kann nicht mehr rechnen, Inken! Und, sieh nur, — kaum mehr schreiben!"

In der Tat zitterten seine Hände dermaßen, daß er nur langsam und gewaltsam Buchstaben an Buchstaben zu reihen vermochte.

Der Frau erstarrte das Herz. Aber geschwind hatte sie sich wieder gefaßt. „Du hast Dich heute zu toll aufgeregt", versetzte sie, „daher rührt es. Vielleicht solltest Du Dich besser wieder legen." Zur Hälfte glaubte sie sogar an das, was ihr auf die Zunge geraten war.

Der Bauer stand auf und schloß das Schreibwerk ein. „Du hast recht", sagte er und blieb in der Kammer bis zum Abend.

Als er vor Nacht noch in der Tür frische Luft schöpfte, wanderte Klas Schmitt mit der Zigarre auf dem Grasfleck hin und wieder. Er hatte Pastor Friedrichs am Vormittag einsprechen gesehen und ahnte, daß es eine geistliche Vermahnung gegeben habe.

„Der Wind geht doch noch nach Norden herum", fing er an. Aber der Bauer warf ihm kurz zu: „Scher Dich zum Teufel, Klas!" und trat ins Haus zurück.

Tags darauf war freilich alles wieder umgewandelt. Lorenz wachte leiblich frisch auf und machte sogleich die Probe, ob er wirklich Rechnen und Schreiben verlernt habe. Aber es ging wie am Schnürchen. Da schalt er mächtig auf den Pastor, den er schon mit seinen Verleumdungen heimschicken wollte, und der tückische Wirt triumphierte wieder einmal. —

Indessen es schien, als wolle das Schicksal auch diesen Fehlschlag parieren.

Noch liebte es der Bauer, Gesellschaft um sich zu haben, wenn er trank; er verlangte, lustig unterhalten zu werden, und vor allem schätzte er zu Beginn des Abends einige Runden Skat. Klas Schmitt gab den einen Partner ab, aber der dritte Mitspieler war schon immer schwer herbeizuschaffen gewesen. Gar in der Erntezeit war die Einkehr in der Seemannsbraut ganz gering, und nun sagte mit einemmale der Zollwächter Strack die gewohnte Gefolgschaft auf.

Lorenz gedachte ihn eines Abends abzuholen, aber er bekam den langen Menschen garnicht zu Gesicht. Dafür erschien desto leibhaftiger das kleine runde Mariechen und bereitete ihm einen schlimmen Empfang. Es hatte eine flinke Zunge und, wenn es in Eifer geraten war, keinen geringen Vorrat von anzüglichen Redensarten. Dem Wirt, der ein andermal vorsichtig sich anschleichend sein Glück versuchte, erging es noch übler. Er war bereits bis in den Flur vorgedrungen, da stellte sich ihm das entschlossene Weiblein, kaum mehr gehörig bekleidet, entgegen, warf ihm Hausfriedensbruch an den Kopf und bedrohte ihn zuletzt sogar mit dem Dienstrevolver ihres Gatten. Weniger die Pistole als die blitzenden Augen der

Frau schreckten den Eindringling, und er trat einen schleunigen Rückzug auf sein Gebiet an.

Es war kein Zweifel, Mariechen hatte ihren Riesen gerettet. Sine erzählte es in der Küche: „Hermann Strack setzt keinen Fuß mehr in die Seemannsbraut und bringt keinen Tropfen Bier oder Schnaps mehr über die Lippen."

„Wie lange wird das dauern?" erwiderte zweifelnd die Frau.

„Oh, es sind jetzt schon vier Wochen. Mariechen ist ihrer Sache ganz sicher."

Inken schüttelte den Kopf. Aber nach einer Weile ging sie hinüber zum Haus des Zollwächters und lugte zunächst einmal über den Wall. Die kleine Frau scheuerte im Garten ihr Küchengerät. Sie war von einer gewissermaßen giftigen Reinlichkeitssucht ergriffen; ihrem ungefügen Mann hatte sie von Beginn der Ehe anerzogen, bei der Heimkehr in einer bestimmten Ecke des Flurs die Stiefel auszuziehen und in große Filzpantinen zu schlüpfen, und jedem Besucher äugte sie auf die Schuhe, ob er nicht Schmutz auf ihre reinen Dielen schleppe. Augenblicks mißhandelte sie einen hölzernen Eimer. Sie nahm reichlich Wasser und grüne Seife dazu, und ihre Hände flogen flink mit der Bürste auf und nieder. Vom Kopf hatte sich wiedermal eine blonde Strähne losgelöst, der Wind blies sie ihr immer von neuem ins Gesicht und spielte ihrem ganzen wuscheligen Kopf bös mit, auch mit ihren Röcken trieb er Unfug, aber Mariechen blieb in der besten Laune. Sie schüttelte fröhlich die hartnäckige Strähne immer wieder zurück und trudelte leise zu ihrer Arbeit ein Liedchen. Zuletzt nahm sie ein glattes Stück Ziegel und polierte die Reifen des Eimers.

„O jeh", rief Inken, „Du schrappst ja das Eisen durch und durch."

Mariechen erschrak und richtete sich auf. „Du, Inken?" staunte sie. „Komm nur herein."

Als die Bäuerin vorsichtig über die Pfützen hinweg neben sie getreten war, fuhr sie fort: „Was gibt's denn also, ja?"

Inken schwieg verlegen.

Einen einzigen Blick hob die Zollwächterin von ihrer Arbeit empor und streifte scharf das Auge des Besuches. „Hm ja", sagte sie dann, „ich kann mir denken, Du willst wissen, wie ich Hermann Vernunft beigebracht habe."

Die Bäuerin antwortete leise: „Ja, das möcht' ich wohl wissen."

Da war es, als ob ein lustiger Teufel in die kleine flinke Person mit ihren bloßen drallen Armen führe; ihre Augen sprühten und ihre Lippen lachten mutwillig. Aber zwei Augenblicke später glitt ein zarter, verschämter Schein über die frischen Züge und dämpfte den frohen Brand. Sie neigte den Kopf über den Eimer und versetzte: „Ich — ich habe ihn ausgesperrt."

„Ausgesperrt? "

„Ja. Ich habe Hermann gesagt: ich will nicht mehr mit Dir zusammenleben, solange Du noch einen Tropfen Bier oder Branntwein über die Lippen

bringst. Natürlich hat er es versprochen. Aber gehalten?! Da hab' ich ihn ausquartiert. Er hat getrotzt und zehn Tage im Kohlenstall schlafen müssen, auf dem Feldbett selbstverständlich, denn ich werde doch das gute Bett nicht in den Stall stellen. Nicht? — — Oh, ganz sauber ist alles gewesen, die Wände gefegt und der Boden mit weißem Dünensand bestreut. Dann hat er es einmal mit Gewalt versucht. Aber das ist ihm schlecht bekommen."

Mariechen hatte sich in Eifer geredet. Die munteren Augen funkelten, diesmal vor Zorn, und ihre Hände zitterten. Mit gepreßter Stimme sprach sie weiter: „Ja, Inken, ich wußte, daß es um unser beider ganzes Leben ging. Ich hab' das Brotmesser genommen, und — nun, Du hast ihn ja gesehen."

In der Tat trug Hermann Strack seit mehr als Monatsfrist auf der linken Wange eine breite Schnittwunde; er hatte in etwas unsicheren Ausdrücken erzählt, ein unbekannter Stranddieb habe sie ihm im Handgemenge beigebracht.

Die kleine Frau reckte sich, hob die Arme wie zu einem Dankgebet empor und schloß, indem ein heimliches Jauchzen in ihrer Stimme widerklang. „Seitdem hab' ich gewonnen, Inken."

Die Bäuerin sank tief in sich zusammen. „Gott helfe Dir, Mariechen," versetzte sie, „auf daß Du Dir Deine Herrschaft bewahrst."

Langsam schleppte sie sich nach dem Hof zurück. Sie war müde und hinfällig wie eine ganz alte Frau. Die muntere Zollwächtersgattin hatte unbewußt an die Wunde gerührt, die vielleicht nicht die gefährlichste an Inkens leidvollem Dasein war, die sie aber nicht am wenigsten schmerzte. —

Danach, als bereits die ersten Blätter falb wurden, die Roggenernte schon unter Dach und Fach war und nur noch der Hafer gelbreif auf dem Acker stand, kam es zu dem großen Zwist zwischen dem Süderenderhof und der Seemannsbraut.

Es ging einigermaßen lächerlich dabei her. Klas Schmitt pflegte sich alljährlich im Spätwinter ein Jungschwein zu kaufen und es dann bis zum Herbst herauszufüttern, sodaß es gegen den Andreastag gerade fett genug zum Schlachten war. In diesem Jahre hatte Bertha den Handel übernommen; aber sie hatte keine glückliche Hand gehabt. Das Tier, eine quicke Sau mit listigen Zwinkeräuglein, verfehlte seinen Daseinszweck immer augenfälliger. Es schlang zwar mit einer fabelhaften Gier ganz unwahrscheinliche Mengen hinunter, aber nichts schlug ihm an: es wurde eher magerer als fetter. Der Wirt wollte den ewig dürren Fresser schlachten, da aber warf sich Bertha ins Mittel. Aus einem unersichtlichen Grunde war sie in einer albernen Zärtlichkeit zu dem unnützen Vieh entbrannt. Sie hatte es Lise geannnt und bestand nun darauf, daß es weiter gefüttert werden müsse. Eines Tages kam ihr zu Ohren, manchen Schweinen schade der beständige Aufenthalt im Stall. Sogleich öffnete sie ihrem Schützling die Tür und ließ ihn frei im Hofe der Seemannsbraut herumlaufen. Lise verspürte nicht eben viel Vergnügen dabei. Der kleine Platz glich mit seinem hartgestampften, teilweise sogar gepflasterten

Boden einer Tenne, nirgends gab es eine Pfütze oder Rinne, in die man mit Lust hätte den Rüssel versenken können. Infolgedessen strebte sie ins Weite. Bedächtig und gründlich knabberte sie die Strickschlinge durch, mit der die Pforte nach dem Küchengarten des Süderenderhofes festgelegt war, und ging drüben auf Entdeckungen aus.

Den Ziehbrunnen mit der seifigen Wasserlache davor versparte sie sich auf später und beschnoperte zuerst den Schweinekoben des Hofes, ohne jedoch eine Bekanntschaft nach ihrem Geschmack zu finden. Aber da waren ja die Gemüsebeete des Gartens, schöner, lockerer Boden und darauf üppig grünende Kohlpflanzen mit wundervollem Ansatz. Mit heller Wonne warf sie sich auf die willkommene Beute, und alsbald begann unter ihrem Rüssel und unter ihren Vorderläufen der Greuel der Verwüstung. Erde und Pflanzen flogen schwarz und grün durch die Luft. Lise arbeitete wie ein Pflug und grunzte vor Glückseligkeit.

„Inken!" zeterte mit einem Male Sine. „Inken, komm' schnell!"

Die Bäuerin kam aus der Vorderstube gelaufen. „Mein Gott!" schrie sie. „Schmitts Schwein! So ein Rabenvieh!"

Die beiden Frauen machten sich daran, dem Eindringling mit derben Stecken das Handwerk zu legen. Aber die Sau war nicht feig. Sie nahm die zwei Gegnerinnen an und plötzlich hatte sie Inken zu Boden geworfen. Sine jagte sie zwar mit wütenden Schlägen weiter, aber eine kurze Spanne Zeit sah das Gefecht nicht ungefährlich aus. In diesem Augenblick betrat Lorenz den Garten. Er erblickte sein Weib, das er trotz der langen Entfremdung in allen Ehren hielt und das er in seiner weichlichen Gefühlsduselei aus der Erinnerung der ersten Ehejahre heraus noch immer liebte, auf der Erde bei dem rasenden Tier. Da packte er in heller Wut, was ihm zunächst lag, eine Kartoffelhacke, und schlug blindlings zu. Sofort sprang das Eisen vom Stiel ab, aber der wuchtige Hieb hatte gesessen. Lise blutete auf dem Rücken nicht anders wie — nach der Redensart — ein Schwein und flüchtete eilends hinüber auf den rettenden heimischen Hof. Bei der Pforte rannte sie noch Klas Schmitt, der vom Lärm herbeigelockt worden war, jählings über den Haufen, daß er die Beine gen Himmel warf, hinter ihm aber tauchte Bertha auf. Wie ein Dämon, wie ein Erdzwerg stand sie da und schwang die Krücke.

„Ihr Mörder, ihr Mörder!!" kreischte sie, und die Stimme schlug ihr über. „Vor die Polizei müßt ihr, vor's Gericht!"

Und Klas, von wütendem Jähzorn, am meisten seines Sturzes wegen, fortgerissen, vergaß sich und schrie mit ihr: „Jetzt ist es aus. Du Verbrecher, du Saufaus, du Trunkenbold! Mit keinem Fuß betrittst Du mehr mein Haus!"

Da wurde Lorenz Lorenzen mit einem Male ganz weiß im Gesicht, und inmitten einer plötzlichen, fast verwunderlichen Stille sagte er laut und feierlich: „So soll es sein, so wahr mir Gott helfe!" —

Lorenz hielt sein Gelöbnis. Aber Inkens Sorgen wurden damit nicht geringer.

Eine furchtbare Unrast überfiel den Bauer. Inken, die selber ohne Schlummer lag, hörte ihn in den Nächten ruhelos auf seinem Lager sich wälzen. Bisweilen erhob er sich, kleidete sich leise an und verließ das Haus. Die Frau huschte ans Fenster und schaute ihm nach, wie er querfeldein über die Heide wanderte. Mit dem grauenden Morgen kehrte er dann zurück und lag ein oder zwei Stunden in einer todähnlichen Ermattung.

Eines Tages spannte er die Gäule vor den Pflug und begann die Brache zu pflügen, die den Winterroggen aufnehmen sollte. Er hatte weder Speise noch Trank zu sich genommen, darum lief Inken um die Frühstückszeit mit Brot und Kaffee hinaus. Aber nicht Lorenz pflügte auf dem Acker, sondern der dänische Knecht. Der Bauer hatte sich keuchend vor Erschöpfung am Rain hingestreckt und hielt die Augen geschlossen.

Inken ging mit dem Knecht die Furche wieder zurück, und als sie ganz am entgegengesetzten Ende angelangt waren, fragte sie: „Was hat der Bauer, Lars?"

Der Knecht zuckte die Achseln. „Alle so," versetzte er in seinem maulfaulen Deutsch, „Hogaard in Ribe auch." In Ribe bei Jens Hogaard, der hernach am Trunk zugrunde gegangen war, hatte er zuvor in Dienst gestanden.

„Ja, wie denn?"

„Gleich kaput, — aus."

Er hob die Pflugschar aus dem leichten Boden und ließ die Pferde kehrtmachen. Dann stieß er sie derb wieder in die Erde und wiederholte entschieden: „Aus, ganz aus, futsch."

Besser war es mit Lorenz, wenn er einmal im Dorfkrug eingekehrt war. Hans Rasmussen, der Wirt dort, war ein flinker Kerl, der Herz und Verstand auf dem rechten Fleck hatte. Er war als Koch auf einer Salpeterbrigg dreimal um Kap Horn gefahren und hatte ein schönes Stück Welt gesehen. „Es nützt nichts," sagte er, „wenn so einer ganz aufs Trockene zu sitzen kommt. Ich hab' erlebt, wie ein Zimmermann angefangen hat ganz fürchterlich zu toben, als er gleich gar nichts mehr bekam." Also brachte er Lorenz bereitwillig das erste und das zweite Glas und wünschte noch: „Wohl bekomm's!" dazu, aber beim dritten sagte er: „Nu is aber Schluß, mein Jung. Gesupen wird in meiner Wirtschaft nicht." Und dabei blieb es.

Die ganze Insel kämpfte auf Inkens Seite gegen Klas Schmitt. Die gastfreundliche Kümmelflasche, die in jeder Küche im Spind stand, für den Fall, daß ein Besuch kam und sich mit einem Kaffeepunsch stärken wollte, war verschwunden, sobald Lorenz Lorenzen einsprach. „Gott, o Gott," hieß es dann, „eben gestern ist er ausgegangen." Und Krämer Jansen, an den sich Lorenz schamhaft um eine ganze Buddel wandte, erklärte zungenfertig: „Ausverkauft, Lorenz, glatt ausverkauft. Und die neue Sendung ist beim Umladen in den Dampfer verunglückt; das Seil vom Kran ist gerissen. Sechzig Flaschen total kaput. Ein Unglück, Lorenz, ein großes Unglück!"

Wohl oder übel mußte der Bauer sich bescheiden. Die drei Herzstärkungen im Dorfkrug aber nahm er höchst gewissenhaft zu sich. Hans Rasmussen unterhielt ihn gut dabei von seinen Reisen, von dem großen Erdbeben im Hafen von Iquique, und wie er später mal in New York im tollsten Gewimmel seinen alten ausgewanderten Ohm Christian wiedergefunden hatte. Der Ohm rauchte nämlich aus demselben Pfeifenkopf wie Hansens seliger Vater, denn einstens hatte der Großvater seinen sechs Jungens die gleichen Pfeifenköpfe, alle mit dem schön gemalten Westerleuchtturm der Insel, geschenkt. Das konnte Lorenz immer wieder hören, und Rasmussen erzählte es sehr gern. So war allen beiden geholfen.

6.

Zu Beginn des Oktobers setzte nach einem wundervoll sonnigen windstillen September eine Zeit der Stürme und des Regens ein. Trotz der Kälte gab es sogar Stunden, in denen Gewitter aufzogen und der Donner in das wilde Wüten der Böen hineingrollte.

Unruhiger denn je schlich Lorenz in diesen Tagen durch das Haus. Die zwei Frauensleute und der Knecht enthielten sich jeglicher Ansprache, denn jedes Wort konnte ihm mißfallen und einen maßlosen Wutausbruch hervorrufen. Er, der fast nichts mehr aß, raste vor Zorn und stürzte den Tisch mitsamt allem Geschirr um, weil eine Brühe, von der er einen Löffel gekostet hatte, versalzen war. Er stieß wüste Drohungen aus gegen alle möglichen Leute, die er sich feind wähnte, am meisten aber immer noch gegen Klas Schmitt. Wegen des verwüsteten Kohlgartens hatte er in einem Prozeß von ihm Schadenersatz gefordert, und der Wirt hatte natürlich mit einer Gegenklage wegen des verletzten, übrigens längst wieder genesenen Schweins geantwortet. Es war entschieden worden, die Gegner sollten ihren Schaden wechselseitig aufrechnen, aber das war weder nach des einen noch nach des anderen Sinn. Beide wollten vielmehr etwas heraushaben, und besonders Lorenz versteifte sich darauf, Berufung einzulegen, obwohl der Anwalt es widerriet. Einen ganzen Nachmittag lang versuchte er es, dem Advokaten die besseren Gründe, aus denen eine Berufung unbedingt Erfolg haben müsse, in einem weitschweifigen Briefe darzulegen. Als ihm gemach das Tageslicht gebrach, gab er sein Bemühen scheltend auf, nahm die Mütze und lief ins Dorf zu Rasmussen.

Inken saß am Abend müßig in der Küche. Sie hatte die Lampe nicht angesteckt und sorgte im Finstern vor sich hin. Sine war nach dem Vieh sehen gegangen; obwohl es seit dem Michaelistage frei auf den Wiesen und Brachen lief, pflegte sie doch allabendlich die Schafe in die Nähe des Hofes zu treiben, damit sie unter dem Strohdach sich ins Trockene ducken konnten, wenn der Regen es gar zu bös trieb. Der Sturm riß ihr fast die Tür aus der Hand, als sie zurückkehrte. „Lorenz ist nicht hier?!" fragte sie sofort.

„Nein. Er ist bei Rasmussen, denk' ich."

Sine schüttelte den Kopf. „Im Krug war alles dunkel. Aber drüben am Wall stehen zwei. Der eine ist Klas Schmitt, er hat die Schürze um, der andere —?"

Die beiden Frauen drängten sich ans Fenster: — ja, das war Lorenz' Mütze, das seine blaue Jacke. Da hielt es Inken nicht. Sie stieß das Fenster auf und rief grell in das Unwetter hinaus: „Lorenz! Lorenz!"

Der Regen stürzte herein, und sie mußte den Flügel wieder schließen. Aber die zwei Männer am Wall trennten sich sogleich.

Ein paar Augenblicke später trat der Bauer in die Küche. „Was ist?" rief er mit vor Wut bebender, seltsam dunkler Stimme. Die Frauen schwiegen. Da warf er nach seiner Art die triefende Mütze auf die Diele und ging schweren Schritts in die Kammer, um sich seines nassen Zeugs zu entledigen.

Am Abendtisch, bei der Lampe, tat er sehr aufgeräumt. Er berichtete, daß Rasmussen zu einer Taufe über Land gewesen sei, aber auf dem Rückwege vom Krug habe sich ihm Klas Schmitt geradezu in den Weg gestellt. „Er ist doch ein nobler Kerl," fuhr er fort. „Freiwillig zahlt er mir zwanzig Mark, denn — haha! — er hat mir's gestanden: die Sau hat wohl zuviel Blut gehabt, jetzt erst, nach meinem Aderlaß, hat sie stilliegen gelernt und wird fett."

Nach einem langen Schweigen zwang sich Inken langsam zu der Frage: „Aber hinüber gehst Du doch nicht wieder?"

Lorenz schaute ihr schräg ins Antlitz. Er gewahrte ihre tödliche Angst, und selbst erleichtert durch die Aussicht, seinem Laster wieder einmal die Zügel schießen lassen zu können, empfand er Mitleid mit ihr. „Nun," antwortete er, „heute wohl nicht. Aber vielleicht morgen. Das will ja der Anstand, nachdem Klas doch so nobel gewesen ist."

Die Frau sank kraftlos in sich zusammen. Sine aber schob den Stuhl hart hinter sich, eine Weile schien es, als wolle sie etwas erwidern, — dann aber ging sie stumm hinaus.

„Was hatte sie denn?" fragte Lorenz verdutzt.

Inken neigte den Kopf.

Der Bauer hatte gute Laune und brummte nur: „Verrückt! Ein ganz verrücktes Frauenzimmer!" — —

Tags darauf wuchs der Weststurm zum Orkan. Die Mauern zitterten unter seinen Stößen, und von den Dünen her, die wohl an tausend Meter vom Dorfe entfernt lagen, spritzte der Sand an die Scheiben. Wer das Haus zu verlassen gezwungen war, mußte sich draußen gleichsam gegen eine Wand stemmen. Zoll um Zoll mußte er die Füße vorwärtskämpfen und aller Schritte sich umkehren, weil ihm der Wind die Lebensluft vom Munde wegriß.

In der Frühe gegen sechs Uhr war die Zeit der höchsten Flut gewesen, aber der Sturm ließ mit der Ebbe nicht nach. Zollwächter Strack, der trotz allem seinen Dienstgang längs des Strandes hatte ableisten müssen, berichtete, die Flut lecke bereits am Abhang der Dünenkette empor und steige noch zusehends.

Nach dem Mittagessen löschte Sine das Feuer. Der Rauch wurde von obenher wieder in den Schornstein gedrückt und erfüllte den ganzen Küchenraum. Die beiden Frauen flüchteten in das Südzimmer. Inken war von dem Wetter erschüttert; sie zuckte zusammen, wenn ein besonders rasender Stoß von rückwärts durch die Ritzen der Wände fuhr und auch auf der Leeseite an Schlössern und Türen rüttelte, und stöhnte immerzu vor sich hin: „Herr, Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!“ Aber auch die Magd hielt die Hände müßig im Schoß; der Strickstrumpf blieb zusammengewickelt, und die sonst so rastlosen Finger stachen nur immer wieder ein und dieselbe Nadel durch Gewebe und Knäuel.

Ueber Lorenz aber war mit dem Sturm ein fast übermütiges Hochgefühl gekommen. Behender als sonst schritt er im Zimmer hin und wieder, und jeder Angriff des Nordwests entlockte ihm nur ein prahlerisches Lachen. Lars, den Knecht, hörte man in seiner nach Osten gewendeten Kammer Harmonika spielen, die zwei einzigen Stücke, die er gelernt hatte, stets nacheinander, — den „tapperen Landsoldaten“ und das deutsche Flottenlied.

„Er soll aufhören!“ fuhr Inken endlich in die Höhe.

„Warum denn?“ rief Lorenz lustig. „Je mehr Musik, desto besser.“

Draußen herrschte ein graues ungewisses Licht. Je nach dem pfeilgeschwinden Ziehen der Wolken erschien die Heide bald hell, bald dunkel. Wenn eine Regenbö herniedergeschleudert wurde, war es, als lege sich eine Wand aus weißem undurchsichtigem Glas um das Haus.

Die Dämmerung sank schon herab, da gab es in der Nachbarschaft ein ungeheures Getöse. Gleich darauf wehte ein ungefüger großer Gegenstand über den Grasfleck vor dem Hof.

Lorenz patschte sich ausgelassen auf die Knie. „Seht mal, seht mal!“ rief er. „Das ist Hermann Stracks Laube.“

Er irrte sich nicht. Als ein Ganzes hatte der Sturm die Gartenlaube des Zollwächters losgewuchtet; nun tanzte sie in tollen Sprüngen über die Heide, bis sich die Streben und Nägel lösten und der seltsame hüpfende Würfel in sich zusammenkrachte. Bisweilen blinkte weit draußen noch eines der weißgetünchten Bretter auf.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

Kriegspädagogik.

Es wird in der Zeit nach dem Kriege eine reizvolle Aufgabe sein, festzustellen, wie der große Kampf die deutsche Wissenschaft angeregt hat. Auch in dieser Beziehung dürfte sich der Krieg als der große Schöpfer und Erneuerer erweisen. Auf manchen Gebieten militärischer Natur verlangen es die Umstände, daß die durch den Krieg gewonnenen Ergebnisse zurzeit noch geheim gehalten werden, vielfach jedoch spielen sich die geistigen Kämpfe in breiter Öffentlichkeit ab, und Forderungen beginnen sich durchzusetzen, die jedermann teilnahmsvoll verfolgen kann. Hingewiesen sei hier im besonderen auf die deutsche Erziehungswissenschaft. Es dürfte nicht das geringste Verdienst des Weltkrieges sein, daß er die Augen für die Wichtigkeit einer sorgsamen, der bestmöglichen Erziehung geschärft hat, denn sie ist das Mittel schlechthin, wodurch es uns gelingen wird, uns auch in Zukunft gegen eine Übermacht zu behaupten. Es darf mit Genugtuung festgestellt werden, wie gerade jetzt mitten in den furchtbaren Wettern des Krieges ein reiches Grünen und Blühen auf dem weiten Felde der Pädagogik herrscht, wie unzählige Hände daran sind, das stolze Gebäude zukünftiger deutscher Erziehung aufzurichten. Es handelt sich um eine Unmenge von Problemen, die der Krieg aufs neue zur eifrigen Diskussion gestellt hat. Selbst der Fachmann ist kaum imstande, sie und ihre Erörterung genau zu verfolgen. Daher ist es ein Verdienst, wenn Walter Janell im Verein mit W. v. Hauff, Georg C. Kik und Otto Nothdurft versucht haben, den ungeheuren, im Fluß sich befindlichen Stoff zu gruppieren und zu sichten und die wichtigsten Anregungen und Lösungen wiederzugeben. Wenn sie dabei selbst ihre Meinung am Schlusse eines Abschnitts niederlegen, so ist das dankbar zu begrüßen. Sie scheinen mir dabei nach dem Worte gehandelt zu haben: Prüfet alles, und das Beste behaltet.

Das Buch „Kriegspädagogik“ (Akademische Verlagsanstalt, Leipzig, 416

Seiten) bezieht sich in der Hauptsache auf unsere Schule, und zwar in der Regel auf die höhere. Es geht die einzelnen Fächer durch und hält genaue Umschau über das, was der Krieg bejaht oder verneint hat, was er verwirft und fordert. Für den Fachmann ist es äußerst interessant, an so vielen führenden Persönlichkeiten vorübergeführt zu werden, aber auch jeder andere, der teilnimmt an dem Geistesleben unserer Zeit, wird mit Interesse wahrnehmen, wie sich die mannigfaltigen Forderungen des Tages in den Gemütern deutscher Männer widerspiegeln. Man muß es den Verfassern lassen, daß sie sich mit außerordentlichem Fleiß ihrer Aufgabe unterzogen und vieles zusammengetragen haben, was nicht nur in der deutschen pädagogischen Fachpresse, sondern auch in Tageszeitungen und Zeitschriften niedergelegt worden ist. Es dürfte hier besonders von Interesse sein, zu erfahren, welche pädagogischen Forderungen dieser Krieg an unsere Zeit stellt. Soviel ist sicher, daß wir nach diesen Tagen des Kampfes nicht nur eine allgemeine menschliche, sondern auch eine mehr als bisher bewußt deutsche Erziehung treiben müssen. Diese Forderung wird sogar an den Religionsunterricht gestellt. „Wenn es einem Lehrer besser gelingt, in seinen Schülern den Wunsch zu wecken, so zu ihrem Gott zu stehen, wie Luther, Arndt und Bismarck, als wie Mose, David oder Jeremia, dann wäre es schädlich, wenn man es ihm verwehren wollte, weil Mose in den Zeittafeln etwas vor Bismarck steht." Für den Deutschunterricht klingen die Forderungen der Kriegspädagogik dahin aus, daß dieser Unterricht eine Kunde des deutschen Wesens werde. Sehr gut! Also Betonung der vaterländischen Gesichtspunkte! Enge Verbindung mit Geschichte und Erdkunde! Geschichte: „Die Gegenwart erschloß die geistigen Augen für das Vergangene." „Jetzt versteht und fühlt der Knabe und Jüngling unendlich aus der Geschichte, was vor dem Kriege keine persönliche Teilnahme in ihm hatte erzeugen können, jetzt geht ihm das Verständnis für Heldentum und persönliche Hingabe auf, Staatsgesinnung regt sich in ihm, jetzt lernt er die gewaltige, allumfassende Bedeutung der Wehrpflicht kennen, jetzt wird ihm Krieg und Schlacht deutlich." Der Geschichtsunterricht muß erstreben: historischen Sinn, historisches Denken, historisches Urteil und historischen Willen. „Kein Unterrichtsfach hat durch den Krieg so unmittelbare Förderung erfahren, wie die Erdkunde." Ganz besonders muß in Zukunft die Wirtschaftsgeographie getrieben werden; sie soll lehren, die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu verstehen. Gut so. Da ferner Ausgangspunkt wie Mittelpunkt Deutschland ist, so wird die „Erdkunde eine Verkünderin von deutscher Kraft und Tat" und eine Werberin für den Gedanken des „größeren Deutschlands". Schlecht erfüllen kann sich wohl die Fordernug des Verfassers, für Geschichte wie für Erdkunde eine Stundenvermehrung herbeizuführen. Dagegen ist eine Wochenstunde auf der Oberstufe entschieden zu wenig.

Bei den alten Sprachen tritt Janell für die Beibehaltung ihrer bisherigen starken Stellung ein, da sie einen notwendigen und wertvollen Bestandteil unserer Kultur bilden. Von den neueren Sprachen hält W. v. Hauff besonders das Englische von größter Bedeutung und zwar aus praktischen Gründen. Es soll durchs Sprechen erlernt werden. Bis zur Untersekunda genügt eine Sprache. Je nach den Umständen soll auch das Russische, Türkische oder Spanische berücksichtigt werden. In der Physik bedingen die kriegsbetonten Stoffe keine Änderung des Lehrzieles, doch wird der erzieherische Wert des Physikunterrichts in seiner Beziehung zu standhafter vaterländischer Gesinnung noch nicht richtig eingeschätzt. „Beim militärischen Geländezeichnen ist

in erster Linie das Ziel der Schule, in zweiter Linie die spätere militärische Verwendbarkeit zu berücksichtigen."

In durchaus ruhiger und zutreffender Weise sprechen sich die Verfasser noch über die Kapitel: Militärische Übungen, Schulzucht, Berechtigungen und Prüfungen, Schule und Haus, Schulfeiern, Lehrerbildung und Schulaufsicht aus und betonen, daß es dabei keiner grundstürzenden Neuerungen, sondern ruhiger Weiterentwicklung bedürfe.

Ein Anhang enthält interessante pädagogische Mitteilungen aus Frankreich und England, die auch der Nichtfachmann mit Teilnahme verfolgen wird.

Den Schluß des Buches bildet ein Verzeichnis von 50 Seiten, worin ein großer Teil unserer Kriegspädagogik niedergelegt ist. Als Auskunftsmittel dürfte dieser Nachweis manchem Suchenden gute Dienste leisten.

Die Kriegspädagogik ist noch nicht abgeschlossen. Aber das vorliegende Werk orientiert gut über die bisher lebendig gewordenen Strömungen. Leider bezieht es sich mit Absicht nur auf die höheren Schulen. Es wäre nur zu wünschen, daß es bald seine Ergänzung für die Volksschulen fände.

Rundschau der Kriegsliteratur XXII.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Es sei zunächst auf eine Sammlung hingewiesen, die in einer Reihe von Schriften „Die russische Gefahr" für Deutschland und seine Verbündeten zu beweisen sucht. Sie wird von dem bereits oft an dieser Stelle genannten Paul Rohrbach herausgegeben und erscheint im Verlage von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. Die in zwangloser Folge erscheinenden Hefte bieten Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte, sie verfolgen alle den Zweck, an Hand russischer Quellen und eines zahlreichen, nur wenig oder gar nicht bekannten Materials nachzuweisen, daß ein unwesentlich geschwächt aus dem Kriege hervorgehendes Rußland auch in Zukunft eine ständige Gefahr für seine westlichen und südwestlichen Nachbarn bilden wird, daß weitere Kriege dem jetzigen Kriege folgen werden, um Rußlands Ländergier zu befriedigen, die anscheinend immer größer wird, je mehr Quadratmeilen der russische Bär verschlungen hat.

Diesen Ausdehnungsdrang unseres östlichen Nachbarn behandelt im 1. Heft Richard Pohll „Rußlands Ländergier". — Der Verfasser schildert im ersten Kapitel dieser Schrift den aus dem russisch-japanischen Kriege bekannten General Kuropatkin an Hand seiner eigenen Schriften als Vertreter des russischen Eroberungsgedankens. Das zweite Kapitel bietet eine auszugsweise wiedergegebene Denkschrift Kuropatkins an den Zaren, in der eine historische Uebersicht über die Zunahme der Wehrkraft Rußlands und der Staaten Westeuropas und die Taten der russischen Armee in den letzten 200 Jahren dargelegt werden. Zweck dieser geschichtlichen Uebersicht ist der Versuch, den Nachweis zu erbringen: Rußland ist an seiner Westfront durch das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen bedroht. Rußlands politisches Ziel muß immer der Besitz der Dardanellen sein. Der Weg dorthin führt bekanntermaßen über Berlin und Wien; infolgedessen ist der Krieg mit Deutschland unvermeidlich. Daß Kuropatkin diesen Krieg als einen russischen Verteidigungskrieg ansieht, bedarf wohl weiter keiner Erläuterung.

Auf dieses „Endziel Rußlands" weist auch das 2. Heft von Axel Schmidt

hin, das u. a. ein interessantes ökonomisch-politisches Kapitel aus der Feder von G. Hermann über „Die wirtschaftlichen Grundlagen des Kampfes um die Dardanellen" enthält, in dem Hermann darlegt, „wie sich innerhalb Rußlands seit dem Ausgang der siebziger Jahre der Schwerpunkt der russischen Wirtschaft aus Nord- und Mittelrußland nach dem Süden verlegt und wie diese Entwicklung wächst und weiter zunehmen wird". Dort im Süden liegt also der Schwerpunkt der russischen Macht. Dort muß der Koloß getroffen werden, soll der Schlag von dauernder Wirkung sein. Da für den ganzen südrussischen Export die Dardanellen von äußerster Wichtigkeit sind, so läßt sich verstehen, wie viel Wert Rußland darauf legt, die Schlüssel für den Schwarzmeerhandel in die Hände zu bekommen, die in Konstantinopel verwahrt liegen. Auch die übrigen Kapitel bieten viele interessante Ausführungen, auf die näher einzugehen hier leider nicht möglich ist.

Das 3. Heft „Aus den Geheimprotokollen des Zaren" enthält die stenographische Niederschrift der Beratungen, die 1905 unter Vorsitz des Zaren im Schlosse zu Peterhof über die Einführung der ersten russischen Verfassung stattfanden. Diese „Geheimprotokolle" existierten nur in zwei Exemplaren, von denen das eine aus dem kaiserlichen Archiv entwendet und veröffentlicht wurde. Die wichtigsten Abschnitte dieses merkwürdigen, hochinteressanten Dokuments sind mit einem ausführlichen Kommentar in dem 3. Heft der Rohrbach'schen Sammlung enthalten. In diesen Beratungen, bei denen die Teilnehmer ganz unter sich zu sein glaubten, offenbart sich die Hohlheit und politische Gewissenlosigkeit der Kreise, die bis vor wenigen Wochen in Rußland die maßgebende Rolle gespielt haben, in der schlagendsten, klarsten Weise.

Das 4. Heft, das den Titel „Russische Selbstzeugnisse der Feindschaft" führt, hat den Herausgeber Paul Rohrbach zum Verfasser. Das Schwergewicht dieser Veröffentlichung liegt in dem die ganze Vorgeschichte des Krieges von der russischen Seite her aufhellenden Eingeständnis des Führers der russischen Liberalen, Miljukow, Serbien habe ein Recht gehabt, auf die russische Hilfe zur Erlangung seiner „nationalen Einheit" zu zählen, d. h. zur Zertrümmerung Österreich-Ungarns. Hiermit sind die Unvermeidbarkeit des Krieges und das russische Verschulden an seinem Ausbruche bewiesen. Außerdem enthält das Heft noch eine Reihe weiterer „Zeugnisse", die zum Teil von großem Interesse sind: so z. B. den Plan der führenden russischen liberalen Partei, der Kadetten, Ostdeutschland an Polen zu geben und dadurch indirekt an Rußland zu bringen. Ferner seien die Auszüge aus dem amtlichen Bericht des russischen Landwirtschaftsministers Kriwoschein über den Stand der Agrarreform unmittelbar vor dem Kriege erwähnt, aus denen die realen Grundlagen der russischen Gefahr klar und deutlich hervorgehen, nämlich die ungeheure Zunahme der Volksvermehrung und allgemeinen wirtschaftlichen Stärke, die für Rußland von der Vollendung der Landreform zu erwarten steht.

Mit dem finnischen Problem beschäftigt sich das 5. Heft: „Die nordische Brücke" von R. Norrlander und S. Sario. Die Verfasser zeigen, was Finnland während des Weltkrieges für die Verbindung zwischen Rußland und seinen Verbündeten im Westen bedeutet hat, und was es in Zukunft bedeuten wird, wenn es russisch bleibt. Finnland ist als Hauptpfeiler der zukünftigen russisch-englischen Verbindungsbrücke über Skandinavien und das Nordmeer in Aussicht genommen, es soll ein Hauptstützpunkt der großen englischen Zukunftspolitik sein, um

Deutschland auch von Norden her einzukreisen.

Im letzten bisher erschienenen Heft „Die russische Gefahr im deutschen Hause" wendet sich Professor Dr. Johannes Haller gegen die in Deutschland vorhandene „Russophilie", besonders gegen den bekannten Professor an der Berliner Universität Professor Hoetzsch, der durch seine politischen Mittwoch-Artikel in der Kreuz-Zeitung weiten Kreisen bekannt geworden ist. Wir können den Ausführungen Hallers in sehr vielen Punkten nicht beipflichten, obwohl auch wir im Osten die für uns größte und dauerndste Gefahr erblicken; nichtsdestoweniger ist auch dieses Heft lesenswert, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der Verfasser einen ruhigcren Ton bei der Führung seiner Polemik hätte wahren können. Seine treffenden Widerlegungen der Hoetzsch'schen Ansichten hätten dadurch keineswegs an Bedeutung verloren. Wir hoffen, noch später einmal Gelegenheit zu finden, des Näheren auf die Kontroversen Hoetzsch-Haller eingehen zu können. —

Wenn auch die jüngsten Ereignisse im „Zarenreiche a. D." manches, was in den vorliegenden Heften niedergelegt ist, überholt haben, so werden sie doch von dauerndem historischen Interesse und Wert bleiben.

* * *

In einer kleinen Schrift „Livland, Rußland und wir", die bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen ist, gibt Dr. Max Köhne zunächst eine knappe, warm geschriebene Uebersicht über die livländische Geschichte, der eine Schilderung von Land und Leuten folgt. Der Verfasser sucht darzulegen, daß das ehemals deutsche Land „um unserer Ehre, unserer Sicherheit, unseres Lebens willen" wieder deutsch werden muß.

Die „Deutsche Vorderasien-Gesellschaft" läßt im Verlage Eduard Gaeblers Geographisches Institut, Leipzig, eine neue Schriftenreihe „Länder und Völker der Türkei" erscheinen, die von dem bekannten Orientschriftsteller Dr. Hugo Grothe herausgegeben wird. Bisher liegen sechs Hefte dieser Schriftenreihe vor. Das erste Heft „Das arabische Element in der Türkei", das Ewald Banse zum Verfasser hat, versetzt uns in den südlichen Schauplatz Vorderasiens; mit knappen, sicheren Strichen zeichnet Banse die Hauptbewohner jener Gegenden nach Sinnesart und politischen Regungen, Bemerkungen, die angesichts der heißen Kämpfe, die dort zwischen Türken und Engländern ausgefochten werden, und im Hinblick auf die englischen Versuche, die Araber an sich zu ketten, von besonderem Interesse sind. — In dem Büchlein „Palästina. Volk und Landschaft" skizziert Major Franz Karl Endres, der sich in den letzten Jahren wiederholt als guter Beobachter orientalischen Lebens und als tüchtiger Schriftsteller des Orients gezeigt hat, Natur und Bewohner des heiligen Landes, wobei er dem jüdischen Element in jenen Gegenden eine vorurteilsfreie Betrachtung widmet. — Professor Dr. Enno Littmann schildert die „Ruinenstätten und Schriftdenkmäler Syriens" und gibt einen Überblick über die wechselvolle Geschichte dieses Landes an der Hand der noch heute mehr oder minder eindringlich redenden Zeugnisse von der assyrischen Zeit her bis zu derjenigen der muslimschen Herrscher des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. — Den Besitzstand deutschen humanitären Schaffens im Orient vergegenwärtigt Professor Dr. Goebel in der durch interessante Bilder geschmückten Arbeit „Die deutschen Krankenhäuser im Orient", und schließlich zeigt Dr. Karl Dieterich in der Schrift „Christlich-orientalisches Kulturgut der Türken", was diese nach der Eroberung Konstantinopels äußerlich und innerlich von

ihren Vorgängern am Bosporus, den Byzantinern, angenommen haben.

Das 22. Heft der in A. Marcus und E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" bringt eine Arbeit des Bonner Bankdirektors Julius Steinberg über „Deutschlands Kriegslasten und seine wirtschaftlichen Kraftquellen". In anregender und allgemein verständlicher Weise behandelt der Verfasser u. a. die Kriegskosten und Reichsschulden, Maßregeln zur Deckung, die Zunahme der mechanischen Kraftquellen, die Steigerung der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion, die Frage nach ertragsreichen Steuern und Reichsmonopolen. Der enorme Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens in den letzten Jahrzehnten wird an der Hand zahlreicher Beispiele aus Industrie, Handel und Landwirtschaft gezeigt und dargetan, daß unsere Kriegswirtschaft dank unserer großen finanziellen und wirtschaftlichen Kraftquellen eine vollständig gesicherte ist, und daß wir trotz der schweren Opfer, die uns der Weltkrieg auferlegt, vertrauensvoll in die Zukunft blicken können.

Zwölf interessante Aufsätze über „Überseepolitik oder Kontinentalpolitik" veröffentlicht Georg Wilhelm Schiele in J. F. Lehmanns Verlag in München. Sie beabsichtigen nicht, ein vollständiges Programm der Kriegsziele zu geben, die wir zu erreichen streben müssen, sondern sie wollen nur die eine Frage sicherstellen, ob Deutschland in erster Linie Überseepolitik treiben soll oder Kontinentalpolitik. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß wir zunächst unsere kontinentale Basis verstärken müssen; nur auf Grund einer starken Stellung auf dem europäischen Festlande werden wir in der Lage sein, auch erfolgreiche Überseepolitik treiben zu können.

Über die Folgen des U-Bootkrieges äußert sich der italienische Marinekritiker Giorgio Molli, der in seiner Heimat den Ruf einer ersten Autorität genießt — oder zum mindesten bis zum Kriege genoß; denn wer weiß, ob er heute noch als Autorität angesehen wird, wo er nicht alles durch die Ententebrille sieht. Der Verfasser beginnt mit einem kurzen historischen Rückblick, worin dargelegt wird, daß England seine Vormachtstellung zur See neben der Tüchtigkeit seiner Seeleute zum großen Teil unverdienten Glücksfällen zu verdanken hat. Sodann finden wir ausführliche Erörterungen über die maritimen Verhältnisse, von denen England heute abhängt, über die begrenzten strategischen Verwendungsmöglichkeiten der großen Schlachtflotte, über den sich fortgesetzt erweiternden Wirkungskreis der U-Boote. Ein interessantes Kapitel bildet eine Betrachtung der auf allerlei Spezialschiffe angewiesenen englischen Schiffahrt, deren wichtigste Tonnage für Handelszwecke in den langsam fahrenden sog. Tramps besteht, die man die Begründer des britischen Wohlstandes nennen muß. Wie hinfällig die Behauptungen Englands sind, es könne die versenkten Schiffe während des Krieges durch Neubauten ersetzen, ergibt sich untrüglich aus den Darstellungen des Verfassers, die uns zeigen, wie rettungslos die feindlichen Schiffe dem Verderben preisgegeben sind, wenn der U-Bootkrieg in ferne Meere getragen wird, wo für die Handelsschiffe bequeme Stützpunkte fehlen, und damit die Organisation einer rationellen Verteidigung zur Unmöglichkeit wird, trotz der Bewaffnung, von der jetzt so viel die Rede ist.

In der vom Verlage Friedrich Andreas Perthes in Gotha herausgegebenen „Kleinen Völker- und Länderkunde" ist aus der Feder des Grazer Staatsrechtsprofessors Dr. Otto Freiherrn von Dungern der zweite Band „Rumänien" erschienen. In kurzen, treffenden Worten wird hier

dem Leser, der sich schnell und doch eingehend über Rumäniens Land und Leute zu unterrichten wünscht, eine Fülle von interessantem Material geboten. Die Dungern'sche Darstellung wird unzweifelhaft viel dazu beitragen, die Kenntnisse über Rumänien zu vermehren und vor allen Dingen auch weiteren Kreisen das für uns wirtschaftlich höchst bedeutunngsvolle Land näher zu bringen.

Literaturgeschichtliche Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Richard M. Meyers nachgelassenes Werk.

Vor einigen Jahren, als der Streit um den Lehrstuhl Erich Schmidts noch in vollem Gange war, veröffentlichte der bekannte Literarhistoriker Heinrich Meyer-Benfey in der „Frankfurter Zeitung" einen Aufsatz über „Die gegenwärtige Lage der deutschen Literaturwissenschaft". Er brachte die Berliner Verhältnisse in Zusammenhang mit dem allgemeinen Niedergang der literarhistorischen Forschung, der nach seiner Ansicht seit den Tagen Wilhelm Scherers besteht. Scherer habe die deutsche Literaturwissenschaft „auf das tote Gleis geschoben". Die philologischen Verdienste der Schererschen Schule, der ja Erich Schmidt selbst angehörte, stellte Meyer-Benfey natürlich nicht in Abrede. Aber sie hat nach seiner Ansicht nichts hervorgebracht, was ihren Ruf auch nur einigermaßen rechtfertigen könnte. „Das Ergebnis der jahrzehntelangen Herrschaft dieser ‚historischen' Schule ist, daß wir nicht eine einzige Geschichte der deutschen Literatur haben, die den Bedürfnissen der Wissenschaft genügt .... Eben so wenig hat uns die Scherersche Schule eine Gesamtdarstellung einer einzelnen Periode oder einer Gattung der deutschen Literatur geschenkt ... Alles, was wir überhaupt an Geschichtswerken größeren Stils besitzen, stammt aus der älteren, vorschererschen Zeit." So klagte damals Meyer-Benfey. Nicht Literarhistoriker, so hieß es in seinem Aufsatz, hätten in den letzten Jahren die Literaturgeschichte durch Darstellungen gefördert, sondern Philosophen; Meyer-Benfey wies vor allem auf Eugen Kühnemanns Werke über Herder und Schiller hin.

Gelöst ist die Frage der Nachfolge Erich Schmidts noch immer nicht. Wir betrachten sie aber jetzt ruhiger; und so hat denn die Verschleppung dieser Angelegenheit doch einen Nutzen gehabt. Zuzugeben ist, daß wir erschreckend wenig Literarhistoriker haben, die imstande sind, eine lesbare, lebensvolle Darstellung gar nicht etwa der gesamten Geschichte unserer Dichtung, sondern nur eines engbegrenzten Zeitraumes, einer Gattung oder einer Persönlichkeit zu geben. Falsch wäre es aber, wollte man mit Meyer-Benfey die Scherersche Schule dafür verantwortlich machen. Die Fähigkeit literarhistorischer Darstellung (mit Absicht gebrauche ich immer wieder dieses recht anspruchsvolle Wort) beruht weder auf der Zugehörigkeit zu einer „Schule", noch kann sie durch eine „Schule" unterbunden werden. Sie beruht nur auf der Persönlichkeit. Wie oft diese allerdings nur durch äußere Umstände an ihrer freien Entfaltung behindert wird, läßt sich schwer feststellen. Sicher ist, daß Kollegs, Seminarien und Examina manchem Hochschullehrer die Möglichkeit ruhigen Gestaltens und zusammenfassender Darstellung seines Stoffes rauben. Liegen die Umstände einmal günstiger, dann gibt es meist für Fernerstehende Überraschungen. Ich will hier

an Theodor Siebs' prächtiges Werk über Hermann Allmers erinnern, das 1915 erschienen ist. Das ist sicherlich allen denen ganz überraschend gekommen, die nur von der sprachwissenschaftlichen Tätigkeit des Verfassers Kenntnis hatten; es hat aber gezeigt, daß an unseren Universitäten doch noch Männer wirken, die zu literarhistorischer Darstellung berufen und befähigt sind. So kommt in das düstere Bild, das Meyer-Benfey vom Stande der deutschen Literaturwissenschaft entworfen hat, doch etwas Licht.

Vielleicht nicht jedem zünftigen Literarhistoriker, gewiß aber jedem Literaturfreund, hat sich beim Lesen der obigen Abschnitte der Name des Mannes auf die Lippen gedrängt, dem dieser Aufsatz in der Hauptsache gewidmet ist. Hatten wir nicht, so mag seine Frage lauten, hatten wir nicht Richard M. Meyer? Hat Meyer-Benfey an seine „Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts" gar nicht gedacht, als er sein Anathema über die gegenwärtige Literaturwissenschaft Deutschlands aussprach? Noch mehr: Richard M. Meyer war doch einer jener Schüler Wilhelm Scherers; wie sollen Meyer-Benfeys Vorwürfe gegen diese auf ihn passen? Die Antwort ist leicht zu geben, wenn man in den oben angeführten Worten Meyer-Benfeys das Hauptgewicht auf die Worte legt: eine Literaturgeschichte, „die den Bedürfnissen der Wissenschaft genügt". Den Bedürfnissen der Wissenschaft zu genügen — welch unendlich weitgestecktes Ziel kann das sein! Aber sehen wir dieses Wort genauer an: was heißt das denn, den Bedürfnissen der Wissenschaft genügen? Doch wohl zweierlei: entweder es heißt, dem Stande der Wissenschaft entsprechen. Wenn nur über diesen „Stand" Einmütigkeit herrschte! Schließlich wäre das nichts als die alte Wendung: das Buch steht auf der Höhe. Fragt sich immer nur, wie lange. Oder aber, den Bedürfnissen der Wissenschaft genügen heißt, dem Gelehrten alles bieten, was er braucht. Ja, aber wozu denn? Wenn dem „Bedürfnis der Wissenschaft" Genüge getan ist, hat das Forschen eben ein Ende; so wie man sich befriedigt in die Sofaecke setzen kann, wenn man ein Rätsel gelöst hat. In dem Augenblick aber, in dem die Wissenschaft nun doch fortschreitet, ist es um das „Genügen" geschehen. Sinnvoll ist also diese Auslegung des Wortes noch weniger als die erste. Viel steckt auf keinen Fall hinter jenem Diktum Meyer-Benfeys. Jede wissenschaftliche Leistung muß natürlich ihrer Wissenschaft genügen; nicht sie abschließen, aber einen brauchbaren Baustein zum erhabenen Gesamtbau abgeben. Die scheinbar ganz geringfügige Sonderuntersuchung über den abgelegensten Gegenstand erhält Wert, wenn sie ihrer Aufgabe eingedenk bleibt, „immer zum Ganzen zu streben". Wie steht es aber mit der zusammenfassenden Darstellung in der Literaturgeschichte? Auch sie ist nicht ohne weiteres „ein Ganzes"; auch sie muß sich einem Ganzen „als dienendes Glied" einfügen, der Geistesgeschichte der Menschheit. Ja, selbst diese Geistesgeschichte ist wieder höheren Zwecken dienstbar. Worauf kommt es also bei dieser Sachlage für die Literaturgeschichtsschreibung an? Doch allein auf die Herausarbeitung geistiger Zusammenhänge und geistiger Eigentümlichkeiten, nicht auf die Aufspeicherung unendlichen Stoffes! Ein Werk, das diesem Grundsatz folgt, wird natürlich dem Gelehrten nicht als Nachschlagebuch dienen können. Es wird überhaupt nichts sein für alle die, welche von einer Literaturgeschichte nur gelegentlich Belehrung verlangen, als wenn die Literaturgeschichte ein Konversationslexikon wäre. Nur der wird von ihm Gewinn und an ihm Vergnügen haben, der das Werden unserer Literatur an seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen will,

nicht im kalt-objektiven Berichtsstil irgendwelcher Annalen, sondern „gesehen durch das Temperament" des Mannes, des Künstlers, der diese bunte Vergangenheit darstellt, wie er sie sieht. Die Literaturgeschichte als Kunstwerk, als Werk, das selbst in der nächsten Literaturgeschichte gewürdigt werden muß, das muß das Ziel sein. Dieses Ziel muß erreicht werden, wenn in unserem Volke die Kenntnis einer großen Vergangenheit verbreitet, der Stolz auf sie geweckt, und die Fähigkeit zu ihrem Verständnis angebahnt werden soll, wenn ferner die Gebildeten befähigt werden sollen, auf Grund geschichtlichen Wissens sich von modernen Erscheinungen nicht kritiklos blenden zu lassen, die mit dem Anspruch überwältigender Neuheit auftreten. Ein unmittelbarer Gewinn für die „Bedürfnisse der Wissenschaft" wird durch ein solches Werk freilich nicht erzielt; aber mittelbar hilft es der Wissenschaft doch. Denn es erzieht ein Geschlecht, das von ihr eine andere, eine bessere Meinung hat; ein Geschlecht auch, das weit fruchtbarer mitarbeiten kann an ihren Aufgaben.

Daß Richard M. Meyers „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert" bestrebt war, dieses Ziel zu erreichen, weiß jeder, der sie gelesen hat. Das Werk, das nun Otto Pniower bei Georg Bondi in Berlin aus Meyers Nachlaß herausgegeben hat, „Die deutsche Literatur bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts", kommt diesem Ziel noch näher. Es ist ein Band von 647 Seiten (mit Annalen und Register 669 Seiten). Pniower fand ein Manuskript Meyers vor, das, wie er berichtet, „bis zur Lebensskizze E. Th. A. Hoffmanns (S. 629) reichte. Dessen Hauptwerke hatte der Verfasser noch aufgezählt, da entsank ihm die Feder. Auf den Wunsch des Verlegers habe ich selbst, damit die jüngere Romantik einigermaßen abgeschlossen werde, die Charakteristiken Hoffmanns, Heinrich von Kleists, Fouqués und Eichendorffs hinzugefügt." Damit ist der Umfang des Werkes angegeben. Entstanden ist es wohl aus Universitätsvorlesungen; die letzte Feile hatte Meyer nicht angelegt. Ich wage die Vermutung, daß wir das Buch noch nicht besäßen, wäre Meyer nicht gestorben. Einschneidende Änderungen hat der Herausgeber begreiflicherweise unterlassen; daher machen sich Ursprung und Unfertigkeit noch geltend. Nicht übermäßig störend; aber wenn sie bei der sicher bald erforderlichen Neuauflage beseitigt werden, ist's ein Gewinn für das Werk und die Leser.

Auf den Ursprung weisen die Quellenangaben hin, die sich besonders im ersten Teile finden. Wenn Scherer oder Grimm angeführt werden, so schadet das nichts. Ein Name wie Baeseke bedeutet aber für den Laien eine unnütze Belastung. Der Mangel einer letzten, glättenden Redaktion zeigt sich darin, daß gelegentlich auf Ereignisse der neuesten Zeit angespielt wird (so muß z. B. der Abschnitt über die „Jungfrau von Orleans" während des Krieges geschrieben sein), daß aber an anderen Stellen längst vergangene Dinge dargestellt werden, als gehörten sie der letzten Zeit an (so die Angabe, der „Faun Molon" des Malers Müller sei „erst jetzt ganz kürzlich wiedergefunden"). Anderes der Art sei angeführt, obwohl dem Herausgeber bei erneuter Durcharbeitung diese Dinge kaum entgehen werden: S. 68 heißt es: „Wir erinnern an „Merigarto" (S. 45)"; S. 45 ist aber bloß von einem „Stück gereimter Erdbeschreibung" die Rede; der Name Merigarto fehlt. S. 106 muß aus „Benoit des St. More" ein „Benoit de Sainte More" werden, S. 234 aus Robert Blume Robert Blum. Druck- oder Schreibmaschinenfehler, wie dieses, ist wohl auch S. 304 „Guzman

von Alfarche" statt „Alfarache". S. 366 liest man zu Pyras „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe" in Klammern die erläuternde Bemerkung: „Auch der Scherz, Namen durch Weglassen der Vokale ‚unkenntlich' zu machen, kam aus England herüber." Soll diese Bemerkung Sinn haben, dann muß auch „G*ttsch*dianische Sekte" gedruckt werden, wie der Titel wirklich lautete. Endlich sei noch die stilistische Härte „für und mit Posa geschwärmt" (S. 552) und das ungenaue Zitat „die Wollust suchen (statt „malen") und den Teufel dazu" (S. 239) erwähnt.

Man könnte ja auch noch einige Urteile Meyers herausgreifen und sie als anfechtbar bezeichnen. Man braucht ihm nicht zuzugeben, daß das Sonett, wie er S. 9 sagt, die „idealste aller Strophenformen" ist; man braucht den Einfluß der Alliterationsdichtung auf Ottfried nicht so hoch zu veranschlagen, wie er es (S. 34 f.) tut; man kann trotz Meyer die Möglichkeit offen lassen, daß der Pfaffe Konrat die Kaiserchronik verfaßt habe; man braucht ihm auch nicht zuzugeben, daß es sich in den Spervogelstrophen um drei Dichter (Spervogel, Heriger und Kerlinc) handele. Auch daß Stranitzky in Schweidnitz geboren ist, ist nicht so unumstößlich sicher. Aber was macht das? Diese Dinge sind eben Ansichtssache; und überwältigende Wichtigkeit für das Ganze besitzen sie nicht. Meyer hat seine Ansicht; ist der Leser imstande, ihm kritisch zu folgen, um so besser. Von einem angehenden Literarhistoriker muß ohnehin erwartet werden, daß er sich auf Gesamtdarstellungen nicht verläßt, sondern selbst nach den Quellen hinuntersteigt. Der Literaturfreund aber, für den ein solches Werk (es ist ja sogar eine Volksausgabe und kostet broschiert nur 4,50 Mk., gebunden 6,— Mk.!) in erster Reihe bestimmt ist, wird an seiner Seele keinen Schaden nehmen, wenn auch nicht alles so stimmt, wie es bei Meyer zu lesen ist.

Die Hauptsache ist vielmehr auch hier das Wie. Eine Literaturgeschichte muß anschaulich sein. Um dieses Ziel zu erreichen, machen manche Verleger aus den Werken wahre Bilderbücher. Auch Meyers Literaturgeschichte enthält Bilder; aber nur ein paar Bildnisse sind es: Luther, Leibnitz, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul. In desto höherem Grade ist alles vorhanden, was geeignet ist, „innere Anschauung" zu erwecken: Plastik der Sprache und übersichtliche Anordnung. Die Einteilung der ersten sechs Kapitel ergab sich von selbst: Germanische, althochdeutsche, frühmittelhochdeutsche, frühneuhochdeutsche Zeit und Zeitalter der Reformation. Dann aber: Neuaufbau der Literatur; der Weg zu Goethe; Lessing, Herder, Wieland; Goethe; Schiller; zum Schluß die Romantik unter der Kapitelüberschrift „Fortschreitende Universalpoesie". Diese Überschriften sind wirklich richtunggebend, nicht zufällig. Meyer weiß den Stoff zu bändigen, nicht, indem er viel ausscheidet, sondern indem er wirksam zusammenfaßt. Er arbeitet gleichsam mit Leitmotiven. Man muß es verfolgen, wie das Wort „curiositas" (Wißbegierde) dazu benutzt wird, faustisches Streben vom Ausgang des Mittelalters an zu bezeichnen, bis schließlich alle diese Anklänge zusammengefaßt werden in der Entwicklung von Goethes Faustdichtung. Oder man muß beachten, wie Lavater ganz aus dem Gesichtspunkt der „Ungeduld" heraus erklärt und zur Anschauung gebracht, also „dargestellt" wird. Anschaulich und keineswegs gesucht wirkt Meyers Art, Fernliegendes mit Gegenwärtigem in Verbindung zu bringen; etwa die Verwandtschaft des Fastnachtsspieles mit der modernen Revue zu betonen. Einwände werden sich vielleicht machen lassen; aber der Vergleich ist

so gut und so schlecht wie jeder andere. Die Hauptsache ist: jeder gewinnt durch ihn eine Vorstellung, die im Grunde genommen doch richtig ist.

Der Leser von Meyers Werk braucht sich die „disiecta membra poetae" nicht unter den Rubriken „Drama", „Epos", „Lyrik" zusammenzusuchen. Meyer ging von den Persönlichkeiten aus, nicht von den Gattungen. So erreichte er es, daß die Vergangenheit lebendig wird. Zu statten kam ihm dabei sein feines Gehör. Er nahm die Literatur nicht mit den Augen auf, sondern mit dem Ohre, wie es denn auch sein soll. So möge er denn noch nach seinem Tode empfängliche Menschen dazu erziehen, ihr Ohr zu schärfen, Zusammenhänge zu begreifen, für das Schöne und Große sich zu begeistern. Möge es ihm aber auch beschieden sein, nicht durch seine Urteile im einzelnen, wohl aber durch seine Darstellungskunst zum Vorbild junger Literarhistoriker zu werden. Dann wird durch Richard M. Meyer, den Schüler und Verehrer Wilhelm Scherers, ein Aufschwung der Literaturwissenschaft herbeigeführt werden; und ein solcher Aufschwung wird es zu einer Unmöglichkeit machen, daß wieder einmal in künftiger Zeit die Literaturgeschichte gering geachtet wird, daß wieder einmal der Lehrstuhl eines Literarhistorikers an Deutschlands größter Universität unbesetzt bleibt.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Bertha Badt.

Zwischen den Schlachten.

Am 15. Januar 1915 hielt Annette Kolb in Dresden einen Vortrag über „die internationale Rundschau und den Krieg"; in einem, wie sie selbst erzählt, eher spärlich und zumeist mit Damen besetzten Saale; einen Vortrag, den sie unter Tumult, Drohreden und wütendem Zischen abbrechen mußte. Auch die Zeitungen des verbündeten Mitteleuropa ließen es sich bei aller Fülle des Stoffes, der sie just in diesen Tagen bedrängte, nicht entgehen, die Rednerin als eine vaterlandslose Deutschenfeindin hart anzulassen.

Warum?

Wie das kam, und wie es nicht hätte kommen sollen, das erzählt sie uns jetzt in ihrem Buche „Dreizehn Briefe einer Deutschfranzösin" (Verlag E. Reiß, Berlin). Werden wir das Verdammungsurteil der Dresdner wiederholen? oder wird es uns gehen, wie jenem ostpreußischen Offizier, dem sie ihre Worte vorlas: „Ich bin ja mit jedem Ihrer Worte einverstanden," sagte der ältere Offizier, „aber, was glauben Sie, was Ihnen alles an den Kopf fliegen wird, wenn Sie das sagen!"

Was aber sagt sie den Leuten? Ach — eigentlich nichts Neues, gar nichts Neues. Binsenwahrheit von gestern; Binsenwahrheit von übermorgen; verfehmtes Wort von heute.

Wir erinnern uns der Verfasserin von früher her. Da war sie eine der anmutigsten Erscheinungen unter den schreibenden Frauen Deutschlands; fast die einzige, die nicht Frau war, sondern — Dame. Im allerverwirrendsten und reizvollsten Sinne des Wortes. Launisch, biegsam, absurd manchmal und immer gescheit. Diese dreizehn Briefe aber hat nicht die Dame geschrieben, sondern die Frau, sondern der Mensch, der leidet und zuckt und stöhnend sich windet. Mit ihrem Herzblut bezahlt sie das Recht zu diesem Buche. Als die Tochter eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter war sie sich bis jetzt im schönsten Sinne als die

Bürgerin zweier Welten erschienen und hatte ihre edelste Lebensaufgabe darin gesehen, Versöhnerin und Vermittlerin zwischen diesen beiden Reichen zu sein. Als sie auf dem Montmartre stand und von dem silberleuchtenden, immergrünen Paris Abschied nahm, da gedachte sie des deutschen Waldes im Spessart und eines versteckten Schlößchens darinnen, das die Schweden verschonten, und dessen Architektur die gleichen edlen und zarten Formen trägt, wie Frankreichs edelste Denkmäler; sie gedachte der alten Verschwisterung der Kulturen und hoffte auf eine neue. Sie dachte daran, daß Spitzweg in Paris erst zu jenem Maler geworden ist, dessen Deutschheit wir lieben, und, daß der Baum deutschen Wesens niemals zu wahrhafter Reife gedieh, als mit einem Pfropfreis von fremdem Stamme. Und wenn man ihr in Paris sagte: „Eh bien non! vous êtes par trop — Allemande“, und in England: „she really is too German“, so betrachtete sie das als einen Ehrentitel; empfand sich als die Bürgerin eines Zukunftsstaates, dessen Glanz mit heraufzubringen ihr bestimmt war. Und als die Gefahr der Zukunft sah sie nicht — trotz der Sturmzeichen — den Kampf bis zur Vernichtung zwischen Germanen und Romanen, sondern die Einsamkeit: Germanen ohne Romanen, Romanen ohne Germanen. „Weil ihnen außerhalb ihrer Gemeinschaft gleicherweise keine aufsteigende Linie mehr bevorsteht.“

Und jetzt? Die am glücklichsten waren vor dem Kriege, die sind jetzt am unglücklichsten geworden, so hat Lili du Bois-Reymond, eine ihr innerlich Verwandte, kürzlich gesagt. Annette Kolb liebte Deutschland und liebte die Trikolore; nun ist sie doppelt heimatlos geworden. Die Leute schließen ihre Fenster; jeder weiß, wo er hingehört; scharf und wie geschliffen fällt seine Tür ins Schloß. Von diesem Tage an wurde sie eine Ausgestoßene. Und doch gilt es ihr, die Treue sich selber zu bewahren. Gemein wäre es, zu fordern, daß einer, der seiner Abstammung nach zwei Nationen angehört, heute die eine oder die andere verleugnete. Und so wurde sie, deutsch im Herzen, im Deutschland von heute zum Advocatus Diaboli. Vielleicht hatte es Houston Stuart Chamberlain leichter als sie, die nirgends daheim, in dieser inneren Not bis an den Rand der Verzweiflung sich getrieben fühlt.

In dieser äußersten Qual begann sie zu sprechen. Als könnte sie dadurch eine Lichtung brechen durch das finstere Gestrüpp, das sie umgibt. Über die Entstehung des Krieges, wie sie sich ihr darstellt; über den unheilvollen Einfluß der Presse in jedem Lande, die aus erdichteten Greueln wirkliche schafft; über das Licht in der Ferne, den einzigen wirklich Neutralen, die tragisch rührende Gestalt des Papstes, des Hirten ohne Herde. Es ist ihr diesmal nicht um die geschliffene Form zu tun; abgebrochen und stoßweise ringen ihre Worte sich los. Aber Ströme Blutes brechen darunter hervor, grellrot und herzwarm.

Und dann kam das Erlebnis in Dresden, das rätselhafter wird, je näher wir es beschauen. Denn sie will ja niemanden beirren in seinem Patriotismus. Sie versteht so gut, wie unsere Gedanken alle draußen sind bei den Gatten und den Söhnen; sie versteht das harte Muß des deutschen Lebenskampfes; und beneidet uns fast um die Ungeteiltheit unseres Gefühls. Sie aber, sie will ja nur im Namen des kleinen Häufleins der doppelt Heimatlosen sprechen, der Halbromanen in Deutschland, der Halbgermanen in Frankreich, deren geteiltes und zerhämmertes Herz von einer verdoppelten Liebe und keiner geminderten zerrissen

wird. Ihnen gibt die Mischung des Blutes das schmerzvoll bezahlte Recht zur Verdoppelung ihrer Seelen.

Ist es wirklich nur dieses Häuflein, von dem und zu dem sie spricht? Nicht ihr, uns liegt es ob, die Frage zu Ende zu denken. Gehörten wir nicht alle einmal zu jener Schar? Sahen wir nicht bewundernd die Schönheit fremder Gärten und verpflanzten sie in eigenen Boden, stolz und nimmermehr errötend, daß wir es taten — denn wir sahen ja gerade in dieser unermüdeten Lernfähigkeit die Blüte deutschen Wesens? Möchten wir Goethes Iphigenie, die selbst Maurice Barrès als „la Grecque Germanisée“ bewunderte, möchten wir Schlegels Shakespeare missen? Können wir diese Bruderschaft von einst vergessen — müssen wir's? Der Alldeutsche, der die „Zehn eisernen Gebote“ schrieb, „Wir lieben den Krieg ... Wir danken dem Krieg,“ er sagt Ja; und Lissauer sagte einmal Ja — ob er's heute noch sagt? „Nein!“ aber sagt mit manchem Waffengefährten der französische Dichter, der seinem deutschen Freunde und Übersetzer Ernst Stadler im Schützengraben gegenüberlag. „Nein!“ sagte der junge englische Gelehrte, der den Tod des jungen deutschen Gelehrten Wilamowitz in rührend schönen Versen beklagte. Und „Nein“ sagte jener französische Soldat, der an Romain Rolland schrieb: „Nous ne pouvons survivre à tant de tristesse qu' à force d'amour.“

Nein! so sagt auch Annette Kolb, und die Dresdener Herren, die dieses Nein mit Zischen beantworteten, leisteten, wie mir scheint, dem deutschen Namen keinen guten Dienst. Denn sie sagt ja nur, was unsere Vorväter — die Edelsten — dachten; und was unsere Kindeskinder — die Würdigsten — denken werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

April 1917.

Inhalt.

Strand) 11!>
TlMer'Rundfchau (Assaf Ciffrin) 116
vi« MonaUlchrift „R-r!> und so»" erscheint a» l. jede« m«u»^
Vre« pro Ouarlal « Heft«) 6 MarK, «nzelbefte L Mar».
«Ne Vuchhsndlunqen und PostiMtalten nehme» lederM «estellung«, an.

Inseraten >^nnakme
ckurod unser« <Z»cnsktsstel>e. Lerlia ^V. 10. l^utzomikvr 5s; ckurek uiu«m V».
Sreslsu III; lerner elnrck eti« k'irms kiuelolk ««,ss unet ckis d»K«lllt«l
^nnonesn-IZxpeckitionen.
losertlorupreig, pro 4S mm Kreits Xeils (liuckolk Uo,ss', «orms!>2eil«um««»
>1o. ö> 70 ?k.

EmeömHeM>nalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hunderteinundsechzigster Band
41. Jahrgang : 1917 . April - Juni

Schleiche Buchdruckerei,^^ Kunst- und Verlagsalistatt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
« F. Steina««. »«rttzvid Suttrr. «rM'sch«K.K,Sosl>uchhandl, <k«l»v ^ gaNtlbaich,
Stockholm Christiania Aonstantinopel
«.«. Fritz«, I^idrslrl« »«x^I». Jaeob vybwad Buchhdlg, Internat, Buchhandl, Otto ««il.
str dl« Vrovinz«n in Sch««d«n und In DSn«marK: «rorg Ehr. Urft»» «achsal,«r, «openhag«».
svr dl« Scho»Iz: «lad««. «ntiq«. «. vuchhandlung Her«. V»ur, Zürich I.
H«n«ralvertreKng ftir Holland: van«t«««« und «,!,»> Haag, Buit«nhosZ6.

Inhalt des 161. Bandes:
April / Mai / Juni 1917

Schlesisckie Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Bildnis und eigenhÃ¤noiae Unterschrift Sr. Exzellenz des Herrn Geheimen Rates,
frÃ¼heren Ungarischen Unierrichtsmimsters und PrÃ¤sidenten des Verwaltunqsgerichtshofes
Baron Julius Wlassies.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Der englische Staatsbegriss.

Die englische Staateauffassung ist seit sechs Iahrhunderten eine starr mechanische. Wenn die Deutschen, zum ersten Male in der Geschichte, mit den Briten die Klinge kreuzen — und dies gleich auf Leben und Tod —, so ist ihr organischer Staatsbegriff schon seit Iahrhunderten dem englischen Mecha» nismus und Materialismus schroff entgegengesetzt. Wille zur Macht, heißt der englische, Wille zum Staat, heißt der deutsche Staatsbegriff. Den Engländern war der Staat von jeher eine Maschine zur Erzeugung von individueller Glück- seligkeit, den Deutschen ein Organ zur Bewältigung sittlicher Aufgaben. Der typische Vertreter der englischen Staatsauffassung ist der tiefste Denker, den England hervorgebracht hat, Thomas Hobbes, den man mit vollem Recht als einen Radikalen im Dienste der Reaktion bezeichnet hat. Bis auf den heutigen Tag ist der von Hobbes auf den kürzesten Ausdruck gebrachte englische Staatsbegriff der für das britische Imperium entscheidende.

Zwischen mechanischer und organischer Weltanschauung pendelt nämlich das menschliche Denken, wie ich anderwärts dargetan habe, seit Demokrit und Aristote- les im philosophiegeschichtlichen Rhythmus hin und her. Hat der Pendelschlag seine äußerste Spannweite in einem führenden mechanistisch-materialistischen System erreicht, wie bei Epikur und Lukrez im griechischen und römischen Alter- tum, bei Hobbes im siebzehnten, bei de la Mettrie und Holbach im achtzehnten Iahrhundert, so neigt sich das philosophische Denken sogleich wieder nach der entgegengesetzten, organisch-teleologischen Richtung. Meist sind es die extremen Vertreter des Materialismus selbst, welche — auf dem Höhepunkt ihres streng und schroff durchgeführten Systems angelangt — plötzlich umschlagen und die Rückwärtsbewegung zur organischen Weltanschauung antreten. Der mechanistische Materialismus stellt nämlich das unentrinnbare Gesetz oder die Kausalität, der teleologisch gerichtete Organismus den unausweichlichen Zweck in den Vorder- grund der Betrachtnng. Ist die Welt nun ein gesetzmäßig oder ein zweckmäßig verlaufender Prozeß? Ist die Gesetzmäßigkeit des von Kant so genannten Natur- mechanismus nur ein notwendiger Spezialfall der universellen Weltzweckmäßig» keit (Leibnitz, Schelling), oder ist umgekehrt die offenkundige Zweckmäßigkeit einiger Naturgebilde, insbesondere der pflanzlichen und tierischen Organe, ein nur zu- fälliger Spezialfall, gleichsam Spielart oder Variante der mit ausnahmsloser

Gültigkeit auftretenden allgemeinen Naturgesetze? Die englischen Philo-
sophen schlagen sich in ihren hervorragendsten Vertre»
tern, vom dreizehnten Iahrhundert ab (D u n s Scotus und
Wilhelm Oecam) bis in unsere Gegenwart hinein auf die
Seite des von den Nominalisten begünstigten Mechanis-
mus, während die deutschen Philosophen seit Leibnitz in
ihren gewaltigsten Systems ckz opfern der organisch-teleo-
logischen Weltauffassung zuneigen.
Der folgerichtige Mechanismus, wie ihn am herbsten und schonungslosesten
Hobbes zu Ende gedacht hat, begnügt sich nicht damit, das gesetzmäßige Zu-
sammengreifen der Körperwelt und der sie beherrschenden Naturkräfte auf eine
strenge Mechanik der Atome oder der Korpuskeln zurückzuführen. Er erhebt
seit Baeon vielmehr den Anspruch, auch die Innenseite des Weltprozesies, das
menschliche Bewußtsein, in eine Mechanik der Vorstellungen aufzulösen, wie
die englische Assoziationspsychologie seit Hobbes sie bietet. Es wird endlich
der letzte Schritt gewagt: auch das menschliche Znsammenleben und Zu-
sammenwirken in Sprache, Sitte und Recht, in Religion und Moral, in Familie,
Gesellschaft und Staat soll naturalistisch erklärt und in eine Mechanik mensch-
licher Willensbetätigungen umgewandelt werden.
Richtig verstanden nnd in ihrer tiefsten Wurzel erfaßt, laufen die Fragen
nach dem Wesen der Welt, nach der Natur des menschlichen Denkens und nach
der Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates durchaus parallel.
Metaphysik, Psychologie und Soziologie haben auf eine und dieselbe Frage
gleichlautend zu antworten. Und diese Frage betrifft das Verhältnis der Viel-
heit zur Einheit, des Zufalles zur Notwendigkeit, der Willkür zum Gesetz, des
Chaos zum Kosmos. In der Metaphysik lautet das Problem: Wie ordnet sich
der scheinbar wirre Knäuel von kleinsten Körperchen (Atomen oder Korpuskeln)
durch mechanischen Druck und Stoß zur gesetzmäßigen Einheit des Alls? Wie
kommen Körperchen ohne Bewußtsein dazu, sich dem Gesetz von der Erhaltung
der Energie mit unbeirrbarer Regelmäßigkeit unterzuordnen? Und wie oer»
halten sich endlich die vielen Naturgesetze zur offenkundigen Einheit des Welt-
zusammenhanges? In der Psychologie verläuft die Fragestellung ganz parallel.
Wie wir in der Außenwelt Trillionen von Körperchen vorfinden, welche mit
geheimen, uns zwar bekannten, aber von uns nicht verstandenen Zanberfäden
miteinander unleugbar verknüpft sind, so haben wir in der Welt des Bewußt-
seins Millionen von vereinzelten Empfindungen, Erinnerungszellen, Wahrneh»
mungen, Vorstellungen, Phantasiebildern und Begriffen, welche eben so wenig
chaotisch durcheinanderwirbeln, wie die Atome, sondern nach strengen psychologi-
schen oder logischen Gesetzen sich ordnen, gruppieren und ineinandergreifen. So
wenig wie die Außenwelt plan- und sinnlos, also zufällig sich abspielt, eben so
wenig herrscht in der Innenwelt unseres Bewußtseins Willkür und Wirrwarr.

Hier wie dort beobachten wir vielmehr strenge, feste, unverrückbare Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Nur nennen wir jenes Bündel von Ordnung Naturgesetze, dieses hingegen logische oder Denkgesetze (Kategorien). Wie wir uns dort fragen mußten: Wie verhält sich die unzählbare Vielheit der Körperchen zur Einheit dee Weltgesetzes von der Erhaltung der Energie, so scheint sich uns hier die analoge Frage unabweislich aufzudrängen: wie verhalten sich die zahllosen Empfindungen, Vorstellungen usw. zur Einheit des Ich? Wie geht es zu, daß sich das scheinbare Chaos der Atome zum Kosmos der ewigen Naturgesetze abklärt? lind wie ist es endlich zu verstehen, daß sich in uns das scheinbare Chaos Millionen» förmiger Empfindungen zu strenger, logischer Gesetzmäßigkeit zusammenfindet und letzten Endes in die Ich-Einheit einmündet? Und endlich: Ist dieses Ich eine Konstante, wie Kant in seiner „transcendentalen Einheit der Apperception" annahm, oder eine Variable, ein Bündel von Vorstellungen, wie Hume und Mach uns begreiflich zu machen suchen?
In der Soziologie endlich, der Wissenschaft von den Be» ziehungen unter Menschen, erhebt sich eine gleichlautende Fragestellung: wie ordnet sich das soziale Chaos zum Kosmos? Wie regeln hunderte Millionen von Menschen, von denen jeder dem anderen innerlich widerstrebt, zu jener gesetzmäßigen Ordnung ihres Zusammenlebens und Zusammenwirkens, wie es in Recht und Sitte, in Religion nnd Moral, letztens und höchstens im gewaltigsten Kunstwerk des Menschengeistes, im Staat, zur Darstellung gelangt?
In den Naturgesetzen haben wir Menschen nämlich dem Universum, in den Denkgesetzen der inneren Welt des Geistes, in den Staatsgrundgesetzen endlich haben wir den Beziehungen der Menschen untereinander Verfassungen gegeben.
Wie verhalten sich nun die Atome zum Universum, die Vorstellungen — gleichsam Atome des Denkens — zur Einheit des Ich, endlich der Bürger, dieses soziale Atom, zur Einheit des Staates? Man sieht hier den durchgängigen Parallelismus der Begriffskomplere: Welt, Geist und Staat in der gemeinsamen Fragestellung: wie stellen sich die Teile zum Ganzen? Wie verhält sich die Vielheit zur Einheit?
Vertreter einer starr-mechanischen Weltanschauung, wie sie in England seit Hobbes heimisch sind, werden dieses Bündel von Fragen einheitlich beantworten: Druck und Stoß, Zu- und Abnahme der Bewegung fügen die Teile zum Ganzen, pressen die Vielheit zu einer Einheit zusammen und stellen solchergestalt rein mechanisch den Gleichgewichtszustand in Natur, Geist und Staat her. In der Physik handelt es sich um eine Mechanik der Atome, in der Psychologie um eine Mechanik der Vorstellungen, in der Soziologie endlich um eine Mechanik des Trieblebens oder des Willens. Das Beharrungsgesetz beherrscht die natürlichen Verbindungen in der Körper- und Geisteswelt ebenso, wie die künstlichen Verbindungen unter Menschen im Staat. Dem Trägheits- oder Beharrungsgesetz in der Welt der Atome und Vorstellungen entspricht der Selbsterhaltungstrieb —

dieses soziale Beharrungsgesetz — in der Soziologie. Überall die gleichen Erscheinungen: was in der Physik Attraktion (Anziehung) und Repulsion (Abstoßung) heißt, das finden wir in der Chemie wieder als Affinität (Verwandtschaft) und Verbindungswiderstand, in der Psychologie als Ähnlichkeits- und Kontrastassoziation, in der Soziologie endlich als Sympathie und Antipathie, als Altruismus und Egoismus, als Arterhaltung und Selbsterhaltung. Die Naturgesetze bestimmen das Gleichgewicht in der Körperwelt, die Denkgesetze oder die logischen Kategorien stellen die Ordnung in der Welt des Bewußtseins her, die Staatsgrundgesetze regeln die Beziehungen unter Menschen. Alle diese Ordnungsfunktionen sind zähl-, wäg» und meßbar, und nur soweit sie es sind, nennen wir sie wißbar. Daher die strenge Forderung der mechanischen Weltauffassung, alle Erscheinungen des Daseins den Gesetzen von Zahl und Maß zu unterwerfen, so daß nach Hume Wissenschaft nur soweit vorhanden ist, als Mathematik in ihr enthalten ist. Ienseits des Meß- und Zählbaren gibt es für die mechanische Weltanschauung seit Hobbes kein Wissen, sondern nur ein Glauben, Meinen oder Fürwahrhalten.

Ihren schärfsten Ausdruck findet diese konsequente Mechanisierung alles Daseienden in der Natur, Geist und staatlichem Zusammenleben in der Hobbesschen Gleichsetzung: Denken — Rechnen. Wie Moleschott das Denken eine Phosphoreszenz des Gehirns, Karl Vogt gar eine Ausscheidung des Zentralnervensystems, gleich dem Verhältnis des Urins zu den Nieren, genannt hat, wie Feuerbach den Ausspruch tat: der Mensch ist, was er ißt, und Taine sich mit Claude Bernard zur Behauptung verstieg: Tugend und Laster seien eben so natürliche Produkte der Gesellschaft, wie Vitriol und Zucker natürliche chemische Produkte darstellen — in genau demselben Sinne stellt Hobbes die Gleichung auf: Denken gleich Rechnen. Nur gebrauchte Hobbes, im klassischen Zeitalter der sich ausbauenden Geometrie lebend, eine mathematische Redefigur, wo die andern, unter der Vorherrschaft biologischer Studien, sich physiologisch-chemischer Vergleiche bedienen. Aber der Gedankengang aller dieser naturalistisch gerichteten Denker ist ein durchaus analoger: Vergleichen und Unterscheiden sind die Grundfunktionen unseres Bewußtseins. In die Sprache der Zahlen übersetzt heißt dies: Zu- oder Abnahme von Bewegung (Attraktion und Repulsion, Integration und Differenzierung). Psychologisch ausgedrückt, heißt dies: Zu- oder Abnahme in Stärke- oder Deutlichkeitsgrad der Vorstellungen. Soziologisch gefaßt: Zu- oder Abnahme im Stärkegrad der sozialen Beziehungen unter Menschen. Verliert die Natur ihr Gleichgewicht, so stürzt das ganze Sonnensystem zusammen; verliert die menschlick^e, zum Staat verdichtete Solidarität ihr Gleichgewicht, so entstehen Revolution und Anarchie; verliert der Geist sein Gleichgewicht, so heißt sein Refugium: „Irrenhaus". Den Katastrophen in der Natur entsprechen die mentalen Störungen in der Welt des Geistes und die sozialen Störungen in Staat und Gesellschaft.

Der englische Staatsbegriff
Ludwig Stein
Katastrophen in der Natur suchen wir, soweit es in unseren Kräften steht, durch vorschauende Palliativregeln vorzubeugen: gegen Überschwemmungen schützen wir uns durch Dämme, Deiche und Wälle, durch Aufschüttungen, Nivellierunngen und Stromregulierungen; gegen Seuchen durch hygienische Schutzmaßregeln; gegen mentale Störnngen durch Diät und gesunde natürliche Lebens» weise; gegen Revolntionen endlich durch eine weise Politik, welche gleichsam eine Hygiene des sozialen Körpers darstellt. Wie die Menschen in kluger Voraussicht Schutzmaßregeln gegen allerlei Unbill der Natur getroffen haben, so haben sie sich im Staat eine dauernde Schutzvorrichtung gegen anarchische Ubergriffe der Einzelnen geschaffen. Der Staat ist somit für die Vertreter der mechanischen Weltanschauung ein künstliches Geschöpf (auim»I aitikiei«Ie), das Menschen in Nachahmung natürlicher Lebewesen bewußt gebildet haben, um sich gegenseitig in Schach zu halten. „Die Knnst ahmt nicht bloß die Tiere nach, sondern auch das vornehmste derselben, den Menschen." „Iener große Leviathan (biblischer Name für Krokodil), welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen Schutz und Wohl erfunden worden ist." (Hobbes.)

Der Staat eine Maschine — das ist das stehende Bild der mechanischen Staatsauffassung. Schon bei einer Uhr, die sich selbst bewegt, sagt Hobbes im Vorwort seines Buches „über den Bürger", vollends bei jeder etwas verwickelten Maschine kann man die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinander genommen werden und der Stoff, die Gestalt und die Bewegung jedes Teiles für sich betrachtet wird. Ebenso muß bei den Rechten des Staates und bei der Ermittlung der Pflichten der Bürger gegeneinander der Staat zwar nicht aufgelöst, wohl aber muß er wie ein aufgelöster betrachtet werden, d. h. es muß die menschliche Natur untersucht werden, wie weit sie zur Bildung des Staates geeignet ist oder nicht, und wie die Menschen sich zusammentun sollen, wenn sie eine Einheit werden sollen. Hobbes setzt hier nur den englischen Nominalismus von Duns Scotus und Wilhelm Occam fort und überträgt ihn ins Soziologische. Schon Ab^lard hatte den Satz aufgestellt: omni» pars ontnialiter prior est «no toto.

Wie gestaltet sich nach alledem die Vielheit der Bürger zur Einbeit des Staates? Der soziologische Nominalismus der Engländer antwortet: Erst müssen die Teile vorhanden sein, nnd aus ihrer Zusammensetzung — nach einem vorbedachten Plane, notabcne — geht die Einheit der Maschine hervor. Die Maschine Staat ist eine von Menschen erfundene und künstlich zusammengestellte Schntzwehr gegen den Naturzustand, „wo jeder zwar ein Recht auf alles hat, aber doch nichts genießen kann, während im Staat ein jeder sein beschränktes Recht gebrauchen kann". „Außerhalb des Staates schützt man sich durch eigene Kraft, im Staat durch die Kraft aller." (Hobbes.) Denn im Staat ist die vereinigte Macht aller Willen Subjekt geworden. Das Subjekt des Machtzen-

trums: Staat ist die Maschine. Der Souverän: Staat ist eine
Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit, ein Not- und
Zwangsstaat, ein atomistischer Mechanismus, den die bete liurusiue künst-
lich zusammengestellt hat, um dem sonst unvermeidlichen Krieg aller gegen alle
zu entrinnen. Der Staat ist hier ein fein ersonnenes Regulierungssystem der
Einzelegoismen. Im Naturzustand gilt namlich die Parole: Kouio Koiuiui lupus,
erst im staatlichen Kulturzustand die Devise: Koroo Koiniui Seus. Der Aus»
gangspunkt aller sozialen Beziehungen unter Menschen heißt: Krieg, aber ihr
Endpunkt ist der Friede. Die Furcht hat die Menschen schon im «tatu« naturalis
zum patriarchalischen oder despotischen Staat als dem einzigen Ausweg getrie-
ben, dem bellum omuiuiu contra omues zu entrinnen. Auf dem Wege eines
stillschweigenden Staatsvertrags schließen die vorgeschrittneren Individuen
(Bürger) des statu« civilis ein gegenseitig bindendes Übereinkommen des In-
haltes, daß jeder auf seine Urfreiheit im Naturzustande, die so weit reiche wie
seine Macht, in der Voraussetzung verzickxte, daß alle anderen auf die ihrigen mit»
verzichten. Aus Furcht also im Naturzustande, aus Überlegung im Kulturzustande
treten die einzelnen Willen zusammen und summieren sich im Staat zu einem
Gesamtwillen. Der künstliche Körper: Staat hat die Bestimmung, durch arith-
metischen Ausgleich der Interessenkollisionen seiner Bürger die allgemeine Har-
monie herzustellen. Das Machtzentrum des Staates ist demnach die mechanische
Summation, gleichsam die Addition von Machteinheiten. Wie bei der Maschine
die einzelnen Maschinenteile dem ganzen vorangehen, so gehen bei der Maschine
Staat die Individuen oder Bürger in ihrer Zusammenlegung der Einzelwillen
zum summierten Gesamtwillen dem Ganzen zeitlich und logisch voraus. Der
„politische Körper" oder die „öffentliche Person" Staat entsteht, wenn man
einen Blick auf das Ganze der sozialen Gesetzmäßigkeit richtet. „Souverän" heißt
diese „öffentliche Person", sofern sie handelnd auftritt. Nach der mechanischen
Auffassung ist eben der Staat wie alle begriffliche Einheit nicht das Frühere,
sondern das Spätere, nicht Zweck, sondern Mittel, nicht das herrschende, sondern
das dem allgemeinen Wohl dienende Prinzip, nicht Grund, sondern Folge des
menschlichen Zusammenschlusses. Der Gemeinwille im Staat fetzt sich aus der
mechanischen Addition der Einzelwillen seiner Bürger zusammen, nicht aber leitet
sich umgekehrt — wie beim aristotelischen 5<Z>vv ^X:?'.xö> — der Einzelwille
aus dem staatlichen Gemeinwillen ab. Das methodische Verfahren ist dort die
Induktion, hier die Deduktion. In der mechanischen Weltanschauung geben die
Teile dem Ganzen, in der organischen geht umgekehrt das Ganze den Teilen
zeitlich, begrifflich und der Würde nach voraus. Der letzteren ist der Staat
oberstes Prinzip, gleichsam ein politisches Ariom, dem ersteren hingegen ist er
Resultat, sei es der bloßen Fnrcht, sei es der schlauen Berechnung.
Der Staat beginut für die mechanische Weltanschauung der Engländer erst
in dem Augenblick, da die Mehrzahl, der Zahl nach, einwilligt, ihn zn bilden.

Durch diese Einwilligung der Majorität verwandelt sich die Menge in
einVolk. Den Unterschied zwischen gestaltloser Menge und organisiertem Volk
hat Hobbes klar und scharf gekennzeichnet: Die Menge, als ein Sammelwort,
bezeichnet mehrere Dinge: eine Menschenmenge ist also soviel, wie viele Menschen.
Da das Wort eine Zahleinheit ist, so bezeichnet es auch ein Ding, nämlich eine
Menge. Die Menge ist keine natürliche Person. Wenn aber dieselbe Menge
Mann für Manu ausmacht, daß der Wille eines einzelnen Menschen oder der
übereinstimmende Wille der Mehrheit von ihnen als der Wille aller gelten solle,
so wird sie dann eine Person, denn sie ist nun mit einem Willen begabt und kann
deshalb freiwillige Handlungen jeder Art vornehmen . . . Sie heißt dann
Volk, nicht Menge.
Das Volk aber besteht nach Hobbes nicht v or der Begründung des Staates,
denn vorher ist es keine Person, sondern eine Menge einzelner Personen. Unter
Volk versteht Hobbes „eine Einheit mit einem Willen, der einer eigenen Handlung
fähig ist, was von der Menge nicht gesagt werden kann. Das Volk herrscht
sonach in jedem Staate, selbst in der Monarchie, denn da äußert das Volk seinen
Willen durch den eines Menschen". Der Staat ist hiernach eine Person, deren
Handlungen durch die gegenseitigen Verträge aller mit allen Handlungen der
Volksgenossen autorisiert sind. Aber diese Person ist ein mechanisches Kunstwerk,
ein politischer Automat, von klugen Menschen ersonnen, um durch ein einziges
Machtzentrum die isolierten und einander entgegenstrebenden Machteinheiten
wettzumachen. Wie gewerbefleißige Menschen, so führt Hobbes aus, durch Be»
obachtung der Materialien, durch Vergleichung von Gestalt und Proportion der
Bauwerke, an Stelle der armseligen Hütten der Vorzeit, die Kunst ausgebildet
haben, gut zu bauen, so haben die politischen Architekten auf dem Wege eifrigen
Nachdenkens über die besten Staatsverfassungen die Kunst ausgebildet, wie die
Menschen am zweckmäßigsten zu regieren sind. Die Menge verhält sich nach alle-
dem zum Volk wie ein Haufe undisziplinierter Freischärler zu einem geschulten,
von Generalstabsoffizieren geleiteten Armeekorps. Dort führen die Instinkte
zum Untergang, hier die Überlegung zum Sieg. In seinen „Briefen vom Berge",
dem politischen Evangelium der französischen Revolution, findet Rousseau die
knappste Formel für den uns beschäftigenden Gedankengang: „Was macht den
Staat zu einer Einheit? Die Vereinigung seiner Mitglieder. Woher rührt diese
Vereinigung? Aus der Verpflichtung, die sie bindet." Was ist die Grundlage
dieser Verpflichtung? Die verpflichtende Kraft der Rechtsordnung ist, richtig
verstanden, das eigentliche Thema seines oontrat »o<?!«!. Nicht wie der Staat
geschichtlich entsteht, sondern wie die in ihm geltende Rechtsordnung logisch gerecht-
fertigt werden kann, das ist der tiefste Kern der Rechtsphilosophie Rousseaus.
Und wie Hobbes zwischen Menge und Volk eine scharfe Grenze zieht, so Rousseau
zwischen volonte ßsnsrale und voIout6 S« tous. Im Nationalgefühl z. B.
sei der Gesamtwille am deutlichsten ausgeprägt. Hobbes und Rousseau gelangen

nur scheinbar zu entgegengesetzten Resultaten. Im letzten Grunde fordern sie gleicherweise einen Despotismus behufs Aufrechterhaltuna, und regelrechter Funktionierung der Maschine Staat; nur verlangt der Aristokrat Hobbes den Despotismus einer Einzelperson, des absoluten Monarchen, nach dem Vorbilde des Sonnenkönigs, mir seinem Wahlspruch: „l'^tut «'est moi', während der Genfer Rousseau an Stelle des Einzeldespotismus der Person einen Massendespotismus des Souveräns Volk setzt. Hobbes hat Untertanen im Ange, deren Sonderwillen vom staatlichen Gesamtwillen mechanisch gedrillt und automatisch beherrscht wird, Rousseau freie Bürger, welche als Teilhaber der politischen Gewalt dem Staate ihren Willen aufprägen. Dort setzt sich die Menge in ein Volk um, das alle Einzelwillen im Interesse der Selbsterhaltung, am besten einer Einzelpersönlichkeit, überträgt, weil diese den großen Vorzug der Stetigkeit, Einheitlichkeit und Willensfälngkeit in sich vereinigt, so daß der Inhaber der Staatsgewalt nicht bloß das Haupt, sondern die ganze Seele des Volkes in sich darstellt; hier treten alle Volksgenossen ihre Rechte an die Gemeinschaft ab (< ontrat sor-in! 1. ß.). Aber beiden ist die Rechtsordnung nur ein Instrument des Nutzens, ein Werkzeug der Gesellschaft zur Förderung des allgemeinen Wohls. Dieses allgemeine Wohl kann arithmetisch nach der allgemeinen Formel „tue »reatest Kappioess nt tlie Freatest unmder" festgestellt werden (Bentham, Mill). Der Staat ist also Kunstprodukt, nicht Naturprodukt; er entsteht im eigentlichen Wortsinne des griechneben u^/«".xüz (klug, erfindungsreich, listig), als politischer Automat, als genial konstruierte Wohlfahrt srechenmaschine im Sinne der epikureischen Nützlichkeitstheorie. Ursprung wie Rechtfertigung des Staates ist öffentliche Wohlfahrt, die »nlns iinKImg. Und aus diesen Nütz» lichkeitserwägungen heraus machen die Menschen durch Zusammenlegung (mechanische Addition) ihrer Einzelwillen zu einem Gesamtwillen, sei es durch Einzelpersonen, wie bei Hobbes, sei es durch eine volonte' ^^.^^ wie bei Rousseau, den ^taat. Die kürzeste Formel der mechanischen Staatsanffassung lautet daher: Tie Individuen allein sind Grund und Zweck des Staates.

Das ist die Wurzel des englischen Staatsbegriffes. Nicht das Ganze, sondern der Einzelne ist Sinn und Zweck des Staates. Mit diesem, im englischen Volkbl.wußtsein tief verankerten Staatsbegriff hat Lloyd George, der Revolutionär im Dienste der Reaktion, radikal gebrochen. Zuerst ging die Magna Charta in die Brüche. Dann wurde die Habens Corpus-Akre eingesargt. Zuletzt ging das stolze ,,mv Ilou«e i» mv < ustle'' in die Brüche. Das U-Boot ist darauf und daran, das ,.rnle tde vsve«" illusorisch zu machen. Der englische Staatsbegriff kracht in allen Fugen. Der Wille zur Macht verwandelt sich in einen Unwillen über die Ohnmacht. Die verbeißene politische Götterdämmerung der Entente mündet in eine anarchische Götzendämmernng. Bald heißt es: „Rette sich, wer kann!"

Zur Bedeutung des U-Bootkrieges Graf Baudissin
Exz. Admiral Graf Baudissin:
Zur Bedeutung des U-Bootkrieges.
Wenn sich jemals ein prophetisches Wort in denkbar ernstester Form in Wahrheit und Wirklichkeit umsetzte, so ist es dasjenige unseres Kaisers, daß unsere Zukunft auf dem Wasser läge. Auf dem europäischen Kontinent von Feinden rings umgeben, in einem riesenhaften Ringen, wie es die Welt noct' nie gesehen, daheim ein ganzes Volk, in Schützengräben, richten sich gleichwohl alle Blicke auf das Wasser, auf des Deutschen Reiches Wehrmacht zur See, dessen jüngstes und erstaunend entwickeltes Kind, das U-Boot, und instinktiv empfindet die ganze Nation, daß dort nicht nur unsere Zukunft, sondern die Entscheidung über dieselbe zu suchen ist. Unter solchen Umständen verlohnt es sich, in einer kurzen Zusammenfassung festzuhalten, was unsere Volksseele fast instinktiv als richtig empfindet, und diejenigen Erkenntnisse, wie wir es nennen wollen, herauszuschalen, welche vom Standpunkt der Seekriegführung mit zwin-gender Notwendigkeit auf den U-Bootkrieg hinleiten.
Die erste Erkenntnis, welche zugleich den Grundstein für Leitung, Durch-führung und Beurteilung des Krieges bildet, ist diejenige, daß der gewaltige Kampf, in welchem wir stehen, wie auch die übrige Welt daran beteiligt sein mag, ein Ringen auf Leben nnd Tod zwischen dem Deutschen Reiche und dem englischen Weltreich ist, und zwar um nicht mehr, aber auch um nicht wenig.r, als die wirtschaftliche Gleichberechtigung in der Welt, wie sie sich aufbaut auf gesichertem Besitz und gesicherter Schifffahrt.
Betrachtet man kurz, wie sich die beiden kriegführenden Mächte zu dieser Erkenntnis stellten, so ist es bekannt, daß weite Kreise unseres Volkes der Mei» nung waren, daß man die Gleichberechtigung mit händlerischen Mitteln, anstatt mit heldischen, besitzen und sichern könnte. Anders läßt es sich nicht bezeiel'uen, wenn die Ansicht vertreten wnrde, daß man Kriege auch durch Handelsbilanzen ersetzen könne, und daß wir mit der unsrigen unsere Gegner mir jedem IaKre mehr auf die Knie zwängen, während gleichzeitig die Schaffung einer Wehrmacht zur See als bedenkliche Kriegsgefahr betrachtet ward.
Demgegenüber wurde auf der anderen S?ite der Standpunkt vertreten, daß es der fast beispielslose Erfolg unserer Arbeit, also umgekehrt gerade die Handels-bilanz wäre, welche die Kriegsgefahr mit jedem Iahr näher rücke, nnd daß Gleichberechtigung ohne Macht sich als Wahn erweisen würde, es sei denn, man begnüge sich mit dem Gnadenbrot, das von des Reichen nnd Mächtigen Tisehe fällt. —
Während derselben kritischen Zeitperiode hat England getreu seinen bewäkr-

ten Traditionen und mit dem ganzen Zielbewußtsein eines darauf gezüchteten
und geschulten Herrenvolkes seine Weltmachtstellung unablässig ausgebaut, und
zwar mit einem Militarismus, der jeden kontinentalen weit hinter sich läßt.
Nicht nur durch die bekannte Vermehrung seiner schwimmenden Streitkräfte,
sondern vor allem auch durch eine planmäßige Verstärkung seines eisernen Welt-
gürtels an Stationen und Stützpunkten. Alles mit dem stets und rücksichtslos
verfolgten Ziel, jeden Gegner rechtzeitig zu Boden zu schlagen, was der Reihe
nach keiner Nation erspart geblieben ist, die seine wirtschaftliche Alleinherrschaft
bedrohen oder eine Bedrohung auch nur im Geringsten unterstützen könnte. Da
die Maßnahmen bezüglich der Stationen sich vielfach allgemeiner Aufmerksamkeit
entzogen, verlohnt es sich, sie kurz zu berühren.
Beginnt man mit der großen Heerstraße des Handels nach dem fernen Osten
zum dreihundert-Millionen-Indien und vierhundert-Millionen-China, so ist be-
kanntlich Gibraltar mit einem künstlichen Hafen versehen, seine Armierung wurde
verbessert; dasselbe mit Malta; auf Ägypten, mit Alexandrien nnd dem Suez-
kanal, wurde die Hand gelegt. Damit war das gesamte Mittelmeer auf Gnade
und Ungnade in englischer Fanst. Denn wie hoch man auch den Verkehr inner-
balb seiner Grenzen bewerten mag, der zudem jeden Augenblick gestattet oder
verboten werden konnte, so ist es doch, verglichen mit der großen Welt, nur
ein Binnenmeer, dessen beide Zugänge nunmehr in englischem Besitz waren.
Damit gewann zugleich die alte Dardanellenfrage ein anderes Gesicht, denn selbst,
wenn Rußland die Türkei vergewaltigen und die Dardanellen in Besitz nehmen
sollte, so war es damit in der großen Welt immer noch nicht, vielmehr war der
Schlüssel zu dieser mir aus türkischen unmittelbar in englische Hände über-
gegangen.
Verfolgt man den Weg weiter durch den Suezkanal, welcher im Iahre 1889
noch von der Kaiserin Eugsnie, als der Vertreterin der Vormacht des Orients,
eröffnet wurde, so gelangt man nach Aden, welches zu einem Gibraltar des Roten
Meeres ausgebaut wurde, nach Ceylon, das nebst Indien alle Bedürfnisse von
Stationen vollauf befriedigte, nach Singapore. Während bis hierher Europa
und die kürzeste Verbindung nach Indien im Vordergrunde stand, gelangt man
nunmehr an die Front nach dem Stillen Ozean, welche sofort verstärkt wurde,
sobald die Vereinigten Staaten sich der Philippinen bemächtigten nnd Iapan
als neue Weltmacht am fernen Horizont auftauchte. Singapore wurde zum
Hauptstützpunkt ausersehen und ausgebaut, Hongkong wurde verstärkt, gegenüber
der Insel nahm man ein ausgedehntes Gebiet in Besitz, um gegen etwaige Land-
angriffe gesichert zu sein, und als wir Kiautschou in Besitz nahmen, verlangte es
die englische Auffassung vom Gleichgewicht an Ort und Stelle, sofort Weiheiwei
mit Beschlag zu belegen. Von Singapore nach Süden wurde Australien nach
Maßgabe der dortigen Verhältnisse verstärkt, und wo in der Südsee hanseatischer
Geist und deutsche Unternehmungslust neues Leben schuf, ob hier oder ob wir

am Iangtsekiang auch nur eine Anlegebrücke für unsere Dampfer wünschten,
überall war uns die englische Bulldogge mit ihrer Spürnase auf den Fersen.
Indessen, es war denkbar, daß der kürzeste Weg nach Indien vorübergehend
gesperrt würde, und so mußte auch der alte Weg um das Kap der guten Hoff-
nung gesichert sein, bei welchem die Denkbarkeit bestand, daß die Buren sich
der Kapkolonie bemächtigen könnten. Zudem reich an Minen, war ihr Schicksal
besiegelt; sie wurden vergewaltigt und vereinnahmt, womit auch dieser Weg ge-
sichert und zugleich der ganze Indische Ozean zu einem englischen gestempelt
wurde.
Gegenüber besaß man am Atlantischen Ozean die Falklandsinseln, welche
den Weg um das Kap Horn und die Magelhaensstraße beherrschen. Auf sie wurde
nicht viel verwendet, und doch lM der Verlauf des Krieges gerade an ihnen
bewiesen, wie wichtig selbst so entlegene Stützpunkte werden können, da sich hier
die englischen Streitkräfte versammelten, welche zum Kampf mit unserem Kreuzer-
geschwader bestimmt waren. Auf den westindischen Inseln nahm man auf ameri»
kanische Empfindlichkeit Rücksicht, dafür baute man die Bermudasinseln aus,
sobald der Panamakanal, dessen Verkehr sie bis zu hohem Grade beherrschen, zur
Wirklichkeit werden zu wollen schien. Tatsächlich blieb von der ganzen Welt nur
die Westküste von Amerika, von Kanada bis zur Reichweite der Falklandsinseln
übrig, was aber nicht verhindert hat, daß unser kleiner Kreuzer „Dresden" auf
chilenischem Grund und Boden einfach auf Befehl vernichtet wurde.
Das war die englische Auffassung von der Gleichberechtigung in der Welt,
mit welcher man am denkwürdigen 4. August 1914 in den Krieg mit uns eintrat,
nachdem es gelungen war, auf dem europäischen Kontinente diejenige Einkreisung
zu sichern, welche zur Ergänzung des Seekrieges und zur wirtschaftlichen Ein-
schnürung unerläßlich war.
Legt man sich hiernach die Frage vor, was in unserer Macht lag oder liegt,
einen solchen Riesen unserm Willen gefügig zu machen, so muß eine zweite Er-
kenntnis Platz greifen, die gleichfalls der großen Welt und ihrer Geschichte zu
entnehmen ist, nämlich' diejenige, daß man England auf dem Kontinent nickt
besiegen kann, daß dies vielmehr nur möglich ist, in der Welt, auf dem Wasser
und auf den Großbritannischen Inseln selbst, soweit man auf diese unter Um»
gehung des englischen Übergewichtes gelangen kann, wofür unsere Luftschiffe
den Weg zeigen.
Linienschiffe werden durch das Brandenburger Tor nicht einziehen, solange
die Welt besteht, so wenig wie wir zu Fuß nach London und auf den Trafalgar-
Square gelangen. In dieser Form, also im Sinne des zum unmittelbaren Herz-
stoß befähigten Landkrieges die Entscheidung zu suchen, war von vornherein ein
Ding der absoluten Unmöglichkeit. England konnte, wie man sein Verfahren
auch sonst beurteilen mag, den Krieg nicht anders führen, als wie es ihn
geführt hat, indem es zunächst versuchte, unsere schwimmenden Streitkräfte anf

allen Meeren zu vernichten, was bei seinem Übergewicht und dem geschilderten Weltgürtel nur eine Frage der Zeit sein konnte, wie heldenhaft sich unsere Kreuzer schlagen mochten und tatsächlich geschlagen haben. Wir waren so gut wie vogelfrei, während England überall zu Hause war, selbst für die größte maritime Machtentfaltung und selbst für den Fall, daß wir irgendwo unsere Streitkräfte versammelt oder gar vermehrt hätten. Indem es zweitens unsere Kolonien nahm, die auf Selbstverteidigung nicht eingerichtet waren, in denen wir im Gegenteil die Schutztruppen verminderten, und welche wir nicht verstärken konnten, da wir die Verbindungswege nicht beherrschten. Indem es drittens alle Ozeane von unseren Handelsschiffen rein fegte, und indem es schließlich unseren Handel, soweit der englische Arm nur reichte, vernichtete, was erbarmnngslos und selbst in solchen englischen Kolonien geschehen ist, in denen man auf deutsche Mitarbeit tatsächlich angewiesen war. Das waren die Wege der Seemacht, und mußten es sein, aus dem einfackxen Grunde, weil sie die gleichen sind, auf denen man das ganze Weltreich aufgebaut hatte.
Von diesen Plänen ist England von der ersten Stunde an bis zur jetzigen auch nicht um einen Fingerbreit abgegangen, und steht im Besonderen seine Beteiligung am Landkriege durchaus im Dienste der Seemacht, und zwar um den Krieg zu verlängern und Zeit zu gewinnen, ohne welche sie zur vollen Wirkung nicht gelangen konnte, wie die Tatsachen beweisen, daß wir noch jetzt nach zweieinhalb Iahren ein Stück Ostafrikas besitzen und weder erschöpft noeb ausgehungert sind, was zu erreichen der alleinige Zweck des kontinentalen Krieges war. Vergegenwärtigt man sich die Erfolge, so muß man anerkennen, daß sie zurzeit, was ausdrücklich betont wird, den Einsatz zu lohnen scheinen. England bat fast alle unsere Kolonien in Besitz genommen, Ägypten einverleibt, den Suezkanal, welcher streng neutral bleiben sollte, zu einer englischen Militärstraße gemacht, es hat die Inseln besetzt, welche vor den Dardanellen den Schlüssel zn diesen bilden, und einen etwaigen ruffischen Besitz vollkommen illusoriseb macken. Es hält zurzeit beträchtliche Gebiete von Mesopotamien besetzt, schließlich einen Teil von Nordfrankreich mit Calais. Alles Erfolge, sofern man sie als endgültige betrachteu müßte. Ob demgegenüber das, was unser Landschwert errungen hat, als Kompensation in Betracht kommt, steht auf anderem Gebiet; die Gleichberechtigung in der Welt, um die es geht, läßt sich nicht damit gewinnen, vielmehr würde ein Austausch zu diesem Zwecke nur den Beweis liefern, daß wir zwar auf dem Kontinent unbeanstandet Sieger, in der Welt aber nur Austausckempfänger wären. Indessen noch zu einem anderen Zwecke brauchte die Seemacht Zeit, und zwar, um alle kontinentalen Mitbewerber, gleichgültig, ob Freund oder Feind, wirtschaftlich soviel wie möglich zu ruinieren. Hatte man die eigenen Ausgaben, was man als Tatsach« wobl hinstellen kann, auch erheblich unterschätzt, so standen ihnen für die künftige Friedensbilanz vervielfacht die Ausgaben aller Mitbewerber als Gewinn gegenüber. Anch durste man mit allem Recht boffen,

mit den Schätzen Indiens und einigen Kontinenten in der Hand sich ungleich schneller zu erholen, wie die Gegner.

Hat man auch diese Erkenntnis voll und ganz in sich aufgenommen und sich vor allem zu derjenigen durchgerungen, daß alle Sieg« auf dem Kontinent und selbst das Niederringen aller Königreiche England nicht treffen können, daß vielmehr jeder Tag und jede Schlacht mittelbar die englische Friedensbilanz nur verbessert, so spitzt sich die Frage nunmehr dahin zu, was in der Welt und auf dem Wasser geschehen kann.

Die Welt ist bei dem Fehlen des uneingeschränkten Verkehrs kurz abgemacht; sie schrumpft zusammen auf die ägyptische Frage nach dem alten Satze, daß Ägypten das Genick von England darstellt. Wir lassen es dahingestellt, aus naheliegenden Gründen, ob und inwieweit dies in den Kreis der Berechnungen zu ziehen ist. Wohl aber muß darauf verwiesen werden, daß Ägypten schwerlich uneingeschränkt in unseren Besitz gelangen kann, daß wir demnach mit ihm uns nicht auf unsere eigene Kraft und unsere eigenen Beine stellen würden, was an sich mit dem Begriff Weltmacht unvereinbar ist.

Um so einfacher ist die Lösung auf dem Wasser. Einem Grschöpfungs- und Hungerkrieg kann nur ein Absperrungskrieg entgegengesetzt werden, einen anderen Weg gibt es nicht, und da wir bei unserer geographischen Lage unter dem Hinzutritt des sonstigen englischen Übergewichtes an die Westküste von Groß»britannien nur mit U-Booten mit Sicherheit gelangen können, so ergibt sich ohne weiteres, daß diese nicht nur unerläßlich, sondern auch unersetzlich sind.

Hiermit gelangt man an einen Wandel in der Seekriegführung und im ganzen Kriege überhaupt, den man mit einigem Recht als einen weltgeschichtlichen erster Ordnung bezeichnen darf, und für den uns dermaleinst noch alle Völker, insbesondere diejenigen neutralen Staaten danken werden, die bisher und bis auf den heutigen Tag sich englischem Ioch beugen mußten.

Zur Durchführung des Hunge.rkrieges war eine Vernichtung unserer Schlachtflotte nicht unbedingt erforderlich. Bei unserer geographischen Lage genügte es, sie in der Nordsee einzuschließen und alle in Betracht kommenden Ozeane und Länder derartig zu vergewaltigen, daß wir von jedem Verkehr und jeglicher Versorgung abgeschnitten wurden. Freilich mußte man in den Kauf nehmen, daß ein derartig ausgedehnter Plan selbst englische Kräfte fast restlos beanspruchte, und daß man spätere Aufgaben späterer Zeit überlassen müsse. Daher der mangelhafte Einsatz von Kräften an den Dardanellen und die Auslieferung des Stillen Ozeans an Iapan, was beides unsrer Schlachtflotte zuzuschreiben ist, insofern als diese die englischen Kräfte band und an freier Betätigung hinderte. Indessen auch zur Absperrung Englands hat unsere Schlachtflotte, was vielfach verkannt wird, erheblich mitgewirkt; nach englischen Angaben wurden 7—8 Millionen Tonnen durch die Kriegführung verschlungen, während nur drei Millionen den U-Booten zugestanden werden. Dies alles aber hatte zur Voraussetzung,

daß man die Alleinherrschaft auf dem Meere behielt, und durch sie den unbedingt
gesicherten Schiffsverkehr. Fiel dieser zusammen, oder wurde er auch nur wir»
kungsvoll durchlöchert, so brach damit der ganze Plan zusammen, denn schließlich
war auch die Alleinherrschaft nur Mittel zu dem Zweck der eigenen gesicherten
Versorgung, und diese wiederum die Grundlage zur Durchführung eines Hunger»
krieges gegen andere.
Daß dieser Wandel eingetreten ist, ist die historische Tatsache, und so sehen
wir denn, wie an die Stelle des Hungerkrieges plötzlich der Landkrieg auf dem
Kontinent tritt und diesem eine Bedeutung beigelegt wird, welche er Ursprung»
lich in englischen Köpfen nicht hatte. Anfangs nur eine Ergänzung zur wirt-
schaftlichen Abschnürung, ist er zum alleinigen Heil geworden mit dem Augenblick,
in welchem man erkannte, daß man die Seewege nicht mehr beherrscht, vielmehr
als Seemacht mit eigenen Waffen getroffen wird. Daher die im übrigen voll»
kommen unenglische allgemeine Wehrpflicht und die Umwandlung des ganzen
Landes in Waffen- und Munitionsfabriken, daher auch die Flut von Verfügungen,
Beschränkung von Einfuhr, Lebensmitteln und Maßnahmen aller Art, welche voll-
kommen undenkbar wären, wenn noch der alte Satz zu Recht bestände, daß der
Seekrieg nährt, der Landkrieg aber zehrt, mit anderen Worten, wenn man noch
frei wie in guten alten englischen Zeiten über alle Ozeane verfügte.
So ist es denn nicht ausgeschlossen, daß in der Seekriegsgeschichte späterer
Zeiten dem kleinen U-Boot die Rolle der Schleuder zugesprochen wird, die einen
Riesen Goliath zur Strecke brachte.
Geheimer Rat, Minister a. D, Präsident des Verwaltungsgerichtshofes:
Der Sturm des jetzt wütenden Weltkrieges hat kein Wort so oft empor»
gewirbelt, als dasjenige der Neutralität, und welcher Art auch die Zerstörung
sei, die dieser furchtbare Orkan auf dem Gebiete des internationalen Rechts ver-
übte, so gibt es keinen Rechtsbegriff, über welchen die glühende Leidenschaft des
Krieges rücksichtsloser dahingestürmt wäre, als die für das Kühle, für die Iso-
lierung inmitten der Wellenschläge bestimmte Neutralität.
Der allgemeine Glaube hält dafür, daß der große Weltkrieg jegliche Satzung
des internationalen Rechtes erschüttert habe, daß aber keine darunter so sehr
gelitten habe, als jene der Neutralität. Vergessen wir nicht, daß die gesamten

Die Neutralität im

i.

Großmächte, mit Ausnahme Amerikas, am Weltsriege als kriegführende Parteien teilnahmen. Die Rechte der Neutralen hatten keinen Beschützer in Großmachtstellung. Die kleinen neutralen Staaten besaßen nicht jene Kraft, um zum Schutze ihrer Rechte gemeinsame Schritte zu unternehmen. Man kann sagen, daß die nordamerikanische Union, obschon unter dem Schutze der technischen Formalität der Neutralität, der Buchstaben der Konvention, dennoch bloß ein „sogenannter" neutraler Staat war. Im Wesen war sie ein hilfeleistender Beistand der einen Kriegspartei. Leicht war es auf diese Weisse für die Ententestaaten, den Rechtskreis der neutralen Staaten mit Füßen zu treten. Insbesondere England, der „Beschützer der kleinen Staaten", erreichte den größten Rekord im Verletzen des Rechtskreises der neutralen Staaten. Dennoch suchte bei jedem Vorkommen einer größeren Verletzung die Presse jedes Staates nach dem Schutzschild des internationalen Rechtes. Selbst in England, welches auch die durch ihn selbst vorgeschlagenen internationalen Rechtsprinzipien im Stiche läßt, beruft man sich ununterbrochen auf die Satzungen des internationalen Rechts.

Als die neutralen Staaten gelegentlich auf den Schaden hinwiesen, den die von den Engländern verkündete Blockade dem neutralen Handel verursacht, führte Grey in einer seiner Reden aus, daß, wenn die Neutralen das Recht Englands, den Handel des Feindes mit Hilfe der neutralen Staaten zu lähmen, negieren, so verkünden sie mit dieser Negierung ganz entschieden, daß sie ihre Neutralität aufgeben. i

Im englischen Oberhause wurde auch einer Auslegung Ausdruck gegeben, wonach die internationale Rechtssaßung, die die Rechte der Neutralität schützende Regel, nur dann zur Anwendung gelange, wenn daraus England einen Nutzen ziehe. Dieser Ton ist nicht das Wort des Rechtes, sondern jenes der Gewalt. Ein Ausbruch der Gewalttätigkeit des die Seemacht monopolisierenden Englands. Es war gewiß keine bedachte diplomatische Äußerung — aber sie stand nahe zur Wahrheit. England schließt die meisten Verträge. England ist mit einem Strom internationaler Verträge überflutet. Aber wie leicht es die Verträge schließt, ebenso leicht erkennt es deren bindende Kraft ab.

Iene, welchen die Geschichte des internationalen Rechtes bekannt ist, wissen, daß zur Entwicklung des rechtlichen Inhalts der Neutralität eben das Verhalten Englands die meiste Ursache abgegeben hat, weil es die Rechte und Pflichten der Neutralität ganz anders interpretierte, wenn es selbst kriegführende Partei war, und anders, wenn andere Krieg führten und England das den neutralen Staaten zugesicherte Recht des Verkehrs, des Handels und des Weltumsatzes selbst aus» nützen wollte. Wenn wir die vielen Verletzungen sehen, deren die neutralen Staaten im Weltkriege teilhaftig geworden sind, so ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn man die Frage anfwirft, ob denn die Neutralität überhaupt Rechte und Pflichten besitzt? Ob denn die Neutralität nicht etwa nur ein negativer Zustand sei, der dem Rechtsbegriff fern steht? Iedenfalls wird es das

gebildete Publikum, wenn je, so heute, interessieren, diese Frage näher zu beleuch»
ten. Der Krieg besitzt die Kraft der Gelegenheitsbelehrung, denn was immer
auch zu Friedenszeiten die vortrefflichsten Geister über Neutralität schreiben
mögen, das große gebildete Publikum achtet es nicht. Heute aber, wo es sich
um Gut und Blut handelt, ist es nicht nur für die Fachkreise, sondern auch für
die breiteren Schichten der Gesellschaft von Interesse, ob die Neutralität auch
heute nur das bedeute, was sie im Altertum und im Mittelalter bedeutete; denn
soviel ist gewiß, daß die Neutralität Iahrhunderte hindurch nichts anderes war,
als ein negativer Zustand, welcher keinerlei Rechtsfolgen mit sich zog. Daraus,
daß ein Staat am Kriege nicht teilnahm, entstand weder Recht, noch Pflicht.

II.

Es ist nicht der Zweck dieser Studie, die gesamten, auf die Neutralität bezug»
habenden Rechtssatzungen zu besprechen. Mein Ziel ist viel eher, über den
Rechtszustand der Neutralität im Kriege ein allgemeines
Bild zu geben, und ich werde bestrebt sein, auch auf die Reformrichtun-
gen des gegenwärtigen Rechtszustandes hinzuweisen.

Das gegenwärtige internationale Recht bekleidet den Zustand der Neutralität
mit Rechten und Pflichten. So wie es bestrebt ist, den Krieg als Rechtsverhält-
nis zwischen den Kriegführenden mit Regeln zu umgürten, ebenso will es ein
Rechtsverhältnis schaffen zwischen den kriegführenden Parteien und den neutralen
Staaten. Ein Rechtsverhältnis, worin die neutralen Staaten womöglich in eine
solche Lage gelangen, daß der Krieg nur auf die kriegführenden Parteien beschränkt
bleibe, daß der Krieg für sie den Charakter der „res iuter alios Aesta" trage.
Ein Rechtsverhältnis mit dem Leitprinzip, daß der neutrale Staat an den Feind-
seligkeiten keine Teilnahme habe, und daß umgekehrt der kriegführende Staat
den neutralen Staat von Feindseligkeiten unberührt lasse. Die heutige rechtliche
Auffassung hat sich dorthin entwickelt, daß sie selbst die ehemals in Mode gewesenen
Stufen der Neutralität anzuerkennen nicht geneigt ist. Wenn ein neutraler
Staat am Kriege in irgendeiner Form teilnimmt, so verliert er bereits die ,'us
der Neutralität folgenden Rechte. Das heutige internationale Recht fordert von
den Neutralen, daß sie sich jeder kriegerischen Handlung enthalten. Es bestimmt
die Pflichten der neutralen Staaten, es bestimmt aber auch deren Rechte, welche
die kriegführenden Parteien und auch die neutralen Staaten untereinander in
Ehren zu halten haben. Eine vollkommene und unvollkommene Neutralität kennt
das heutige Recht nicht. Es erkennt hingegen die Daseinsberechtigung der bewaff-
neten Neutralität an. Ein Überschreiten der Grenze der bewaffneten Neu-
tralität ist es aber, wenn sich der neutrale Staat nicht mehr auf den Schutz seines
Gebietes beschränkt, sondern in irgendwelcher Richtung als Angreifer auftritt.
Zur Vorsicht mahnt das heutige internationale Recht bei Bestimmung des Be»
griffskreises der „wohlwollenden Neutralität", weil diese leicht in Feindseligkeiten

umschlagen kann. Insolange sich das Wohlwollen im Rahmen diplomatischer Verhandlungen äußert, ist die „nvutralitö bieuveillsute" anzuerkennen, ja die Vermittlung macht das gegenwärtige internationale Recht geradezu zum Recht jeden neutralen Staates. Im jetzt wütenden Weltkriege haben wir leider öfters zu hören vermocht, daß England die Vermittlung nicht nur zuruck-gewiesen, sondern zu wiederholten Malen erklärt hat, daß es jenen neutralen Staat, der unter den damaligen Verhältnissen vermitteln wollte, als seinen Feind betrachte. Er kann Sympathie oder Antipathie bezeugen, aber eine Parteinahme, die sich in Taten äußert, darf der neutrale Staat nicht einnehmen. Im Allgemeinen ist das Prinzip des „quoS uui justuiu, «Neri »equuin" vor Augen zu halten. Wenn er dem einen irgendeinen Vorteil bietet, so hat er denselben auch dem anderen zu bieten.

Die vollkommene Indifferenz, die vollkommene Unparteilichkeit wäre ein unmögliches Verlangen. Die Sympathien von Nationen können nicht unter» drückt werden. Man rührt in den Kreis der innerlichsten individuellen Freiheit, wollte man auch die Sympathien mit Strafmitteln ausrotten. Deshalb verletzt der neutrale Staat keineswegs die Pflicht der Neutralität, wenn er auch seine Sympathie gegenüber einer der kriegführenden Parteien zum Ausdruck bringt. Nur muß man mit der Kundgebung der Sympathie vorsichtig umgehen. Wenn die Sympathiekundgebung bereits zur offenen Aufreizung wird, wenn eine wirk» liche Preßkampagne entsteht mit dem Ziele, auf die allgemeine Meinung des neutralen Staates so einzuwirken, daß dieselbe gegenüber einer der kriegführen-den Parteien aufgereizt werde, und besonders, wenn der Leiter dieser Presse-kampagne der Diplomat einer der kriegführenden Parteien ist, so ist es die gou-vernementale Pflicht des neutralen Staates, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln die Aufreizung in die gehörigen Schranken zu zwängen. Dem heutigen Rechtszustande gemäß verletzt aber selbst die Aufreizung, die Sympathiekund-gebung in Volksversammlungen nicht die rechtlichen Pflichten der Neutralität.

III.

In dem jetzt wütenden Weltkriege haben die Ententemächte alles verübt, um die neutralen Staaten gegen die Zentralmächte zu stimmen. England hat sein Augenmerk in erster Linie auf Amerika gelenkt. Bei Ausbruch des Krieges war es sein erster Gedanke, das deutsche Kabel zu zerschneiden, damit verläßliche Nachrichten seitens der Zentralmächte dorthin nicht gelangen können. Das große Publikum Amerikas, mit Ausnahme der Deutschen, Iren, Ungarn, sympathisierte mit den Ententemächten. Ia diese Sympathie ist in manchen Kreisen zum Deut-schenhaß umgeschlagen. Bloß die amerikanischen Baumwollproduzenten waren zu Beginn mit der englischen Kriegführung unzufrieden, denn diese versperrte ihnen den europäischen Kontinent und trieb die Südstaaten beinahe an den Rand des Ruins.

England schmuggelte mit großer Schlauheit und Geschicklichkeit in die amerikanische Presse das Schlagwort ein, daß Deutschland die Mvnroedoktrin bedrohe, weil die deutsche Macht Kanada und Südamerika in ihre Gewalt bekomm?n wolle, daß Deutschland im Allgemeinen die Freiheit zu unterdrücken, die kleinen Nationen zu vernichten beabsichtige, während England, der Beschützer der kleinen Völker, so edel war, nur wegen Verletzung der belgischen Neutralität zu den Waffen zu greifen. Besonders die Morgan»Presse entfaltete eifrige Tätigkeit. Natürlicherweise tat die Presse Morgans alles, um den gegen die Deutschen genährten Haß zu steigern. Auf die Ungarn dehnten sie ihren Haß nicht aus. Ia, sie führten das Lesepublikum fortwährend damit irre, daß die Ungarn einen Separatfrieden schließen usw.

Amerika verblieb nicht bloß bei Äußerungen der Sympathie, sondern es ließ, wie allgemein bekannt, jenes international gesicherte Recht, wonach die Bürger neutraler Staaten Kriegsmaterial der kriegführenden Partei liefern können, in einem solchen Ausmaße zur Anwendung gelangen, daß seitens des Deutschen Reiches und Hsterreich-Ungarns die diplomatische Mahnung berechtigt war, daß dieses Vorgehen, obschon es mit den Buchstaben des internationalen Reckes zu decken ist, zum wirklichen Geiste der Neutralität im Gegensatz stehe.

Die Londoner „Nation" erkennt selbst in einem ihrer Artikel an, daß Amerika tatsächlich nur im technischen Sinne neutral war. Dem Wesen nach war es der Mitkämpfer der Entente hinter der Front. Amerika hat auch seinen Geldmarkt England zur Verfügung gestellt. Es gestattete, daß England seinen Bedarf an jeglichem Kriegsmaterial in Amerika decke. Dieses gut englisch gesinnte Blatt sagt selbst, daß die Verlängerung des Krieges nur Amerika zu verdanken sei. Die wahre Sympathie Amerikas — führt die „Nation" aus — äußerte sich am meisten darin, daß man jegliche am Seerecht seitens England gemachte Neuerung nnd die an den neutralen Staaten verübten Rechtsverletzungen in Washington ruhig hinnahm und höchstens mit akademischen Argumenten dagegen Einspruch erhob.

Es gab zwar einen Fall, wo Amerika nicht so handelte, wie es England verlangte. Aber da konnten wir es sehr fühlen, daß der Grund hierzu nicht im Entgegenkommen gegenüber den mitteleuropäischen Staaten, sondern darin lag, daß Amerika nicht so etwas unternehmen wollte, was als „Präzedenzfall" einst seine Interessen schädigen könnte.

Im allgemeinen begleiten uns in dem jetzt wütenden Weltkriege die Sym» pathien der neutralen Völker nicht. Das Verhalten Rumäniens und Italiens noch vor ihrem Verrat ist bekannt. Auch die der Regierung nahestehenden meisten Blätter waren in beiden Staaten ententefreundlich. Auch in Dänemark konnte man Schleswig-Holstein nicht vergessen, und von den Lippen nicht nur eines dänischen Publizisten hörte ich gelegentlich ihres Budapester Besuches, daß die große öffentliche Meinung auch dort ententefreundlich sei. In Dänemark halten

die oberen Schichten fast ausnahmslos zur Entente. In Schweden haben bereits angesehene Stimmen ihrer Sympathie für die Zentralmächte Ausdruck verliehen. Sven Hedin ist ein entschiedener Freund der Deutschen, die vornehmen Handelskreise aber sympathisieren schon infolge ihrer großen geschäftlichen Verbindungen entschieden mit England.

Ich las die Äußerung des Admirals und gewesenen Ministerpräsidenten Lindman, der sich über die schwedische Stimmung folgendermaßen aussprach: Die große Mehrheit — so sprach er — ist deutschfreundlich. Von den politischen Parteien sympathisieren nur die Sozialdemokraten mit der Entente. In Schweden gibt es sogenannte Aktivisten — sagt Lindman —, die neben Deutschland in den Krieg treten wollten. Diese sind aber Schwärmer, Dichter, Schriftsteller, und zwar solche, die keinen großen Widerhall haben. Sie haben im Parlament keine Vertretung. Übrigens könnte dieses nicht ganz ernst zu nehmende Aktivistenprogramm im Falle der Verwirklichung zum Ergebnis haben, daß Dänemark nicht mit Schweden gehen würde. In Holland sympathisieren die oberen Kreise eher mit den Zentralmächten, aber das große Publikum, besonders zur Zeit der Hereinströmung belgischer Flüchtlinge, wurde gegen Deutschland gestimmt. Holland wacht am eifersüchtigsten über die strenge Einhaltung der Neutralität. Sowohl Schweden wie Holland waren infolge der Seesperre und der englischen eigenmächtigen Bannwarenliste vielen Vexationen ausgesetzt, ja sogar ihr Postverkehr ruhte häufig längere Zeit. Nicht in einem Falle bemühten sie sich aus Notwendigkeit, solchen Vorgehensregeln anzuschmiegen, welche England gegen das internationale Recht forderte. England quälte mit den schwarzen Listen alle neutralen Staaten zu Tode, es bestimmte die Fahrtrichtungen, es schrieb den holländischen, schwedischen und dänischen Schiffen bei Ausladung ihrer Frachten vor, was und wohin sie befrachten dürfen — ansonst sie auf englische Kohle nicht rechnen können.

Wie sehr auch die gründliche Änderung des Neutralitätsabschnittes des internationalen Rechts wünschenswert sei, so kann man die Äußerungen der Sympathie nicht für eine Verletzung der Neutralitätspflicht erklären. Die neutralen Staaten haben im Kriegsfalle einen großen internationalen Wert. Ie mehr Staaten neutral bleiben, um so leichter sind die Leiden des Krieges zu ertragen, wenn aber bereits die kräftigeren Sympathieäußerungen den Begriff der Neu» tralität brächen, würden wir eine derartige Indifferenz und Unparteilichkeit fordern, die der menschlichen Natur zuwider ist.

IV.

Das gegenwärtige internationale Recht unterscheidet vom Gesichtspunkte der Neutralität aus zwischen dem offiziellen Staat und den Bürgern des Staates. Es untersagt dem offiziellen Staat viele Handlungen. Es untersagt zum Beispiel das Beistellen von Hilfstruppen, von Geldmitteln. Es gestattet nicht, daß

Waffen, Munition usw. vom Staate geliefert, daß Kriegsschiffe der kriegführen-
den Partei verkauft werden. Diese Verbote erstrecken sich im allgemeinen nicht
auf die Bürger des Staates. Es ist jedoch Pflicht des neutralen Staates, über
diesen Rechtskreis seiner Untertanen zu wachen, denn es können mit demselben
die größten Mißbräuche getrieben werden. Es ist eine nahezu einstimmige For»
derung des heutigen internationalen Rechts, daß jeder Staat womöglich bemüht
sei, durch seine nationale Gesetzgebung jene Pflichten zu bestimmen, welche die
Bürger des Staates gerade im Interesse der Neutralität zu erfüllen haben. Dies
haben auch viele Staaten getan. Mehrere Staaten pflegen bei Kriegsausbruch
eine sogenannte Neutralitätserklärung abzugeben, in welcher sie sozusagen ein
Programm jener Rechte und Pflichten geben, welche sie als neutrale Staaten
auszuüben wünschen, und worin sie auch ihren eigenen Untertanen gewisse
Schranken setzen können. Natürlich können diese Äußerungen an dem Wesen
des Rechts» und Pflichtenkreises des neutralen Staates nichts ändern. Eine
Neutralitätserklärung ist übrigens gerade nicht nötig. Ein Staat, der im Laufe
dcs Krieges allzu häufig Neutralitätserklärungen abgibt, erregt eher Verdacht.
In Bukarest erschien während des Krieges beinahe wöchentlich irgendeine Nach-
richt über die feierliche Erklärung der Neutralität. Der Rechtszustand der Neu«
tralirät hölngt nicht von der Abgabe oder dem Ausbleiben einer Erklärung ab.
Der Zustand der Neutralität tritt ein, sobald der Krieg ausbricht. Das heutige
internationale Recht fordert, daß die kriegführenden Parteien die neutralen
Staaten mit jeglichen Feindseligkeiten verschonen. Es ist ein allgemeines Prin-
zip, daß man neutrales Gebiet zu Kriegsoperationen weder zu Lande, noch zu
Wasser, benützen dürfe. Alles dies ist aber nur das Resultat einer längeren
Rechtsentwicklung, denn ehemals kannte man nicht einmal das Wort der Neu-
tralität. Grotius nennt „vaeSii in bello" jene Staaten, welche an den Kämpfen
anderer Staaten nicht teilnahmen, den Kriegen anderer Staaten fernblieben.
Auch Binkershoek gebraucht den Ausdruck Koste«".
Im Altertum und Mittelalter half es nicht viel, wenn ein Staat erklärte,
er wolle am Krieg nicht teilnehmen. Geffken, aber auch andere, die über die
geschichtliche Entwicklung der Neutralität schrieben, bemerken, daß die miteinander
im Kriege stehenden zwei Gegner die übrigen nach Belieben als Freund oder
als Feind betrachteten. Sie hielten es für sehr natürlich, in das Gebiet des
Staates, welcher sich in den Krieg nicht einmischen wollte, einzumarschieren, dort
militärische Operationen vorzunehmen, zu requirieren usw. Andererseits hatte aber
auch der sich in den Krieg nicht einmischen wollende Staat keinerlei Pflichten.
Er und seine Untertanen mochten tun, was sie wollten. Sie konnten Hilfsgelder
sammeln für die eine Partei, sie konnten der anderen schaden usw. Aus der
beabsichtigten und geäußerten Nichteinmischung folgte weder ein Recht, noch eine
Pflicht. Wie erwähnt, tappten sowohl Grotius, wie auch Binkershoek nur im
Dunkeln. Hierfür spricht die Behauptung Grotius', wonach für die Nichtteil-

nehmer am Kriege das passive Verhalten nur jener kriegführenden Partei gegen-
über bindend sei, welche für eine ungerechte Sache kämpft. Binkershoek, der in
der Geschichte des internationalen Rechtes die positive Schule gegenüber der
Schule Grotius' des rationellen Rechtes vertritt und eher der praktischen Rich-
tung huldigt, erkennt diesen Zusammenhang nicht an. Die bitteren Erfahrungen
des Kriegslebens haben jedoch den Rechtsgedanken der Neutralität in den
Bordergrund gestellt. Ie häufiger ereignete es sich, daß die kriegführende Partei
ihre Heere auf feindliches Gebiet führte und hier die Heere des Feindes ver<
folgte. Das wirtschaftliche Leben der neutralen Staaten litt viel unter der
Tyrannei der kriegführenden Mächte. Sie litten in den Kriegen des Festlandes;
aber besonders die kleineren Seestaaten verspürten das Tyrannisieren der krieg-
führenden großen Seestaaten, welche den Handel der neutralen Staaten lähmten.
Darum wurde im achtzehnten Iahrhundert bereits über die Rechte der Neutralen
mit größerem Nachdruck gesprochen. Lesen wir die Schriften Buttels, so können
wir uns überzeugen, welchen Fortschritt diese gegenüber der Zeit Grotins' bedeu-
ten, wo noch nicht einmal das Wort „Neutralität" vorkommt.
Das Gewicht der Ereignisse drängte die rechtliche Herausbildung der Neu»
tralität mit lebender Kraft in den Vordergrund. Auch die Wissenschaft beginnt
sich mit den Rechten der neutralen Nationen intensiver zu befassen. Besonders
die ausgedehnte Gefährdung des Seehandels der neutralen Staaten machte eine
Fürsorge notwendig. Wie war der Gang der Entwicklung? Antworten wir
in einer kurzen Skizze anf diese Frage, denn das Lebendigmachen des
geschichtlichen Teils bildet die nötige Grundlage zum
Verständnis unserer weiteren Auseinandersetzungen.
Das „6onso!a,to Sei ölaro" war sozusagen das allgemein« Recht Europas
im fünfzehnten und sechzehnten Iahrhundert. .
Das „Oonsolato Sei Älare" ist der älteste Coder des Gewohnheitsseerechtes
und entstand noch im dreizehnten Iahrhundert. Die italienischen Städtestaaten
führten ununterbrochen Kriege. Das wirkliche Schlachtfeld war die See. Hier
konnten sie sich gegenseitig am meisten schaden, denn der Seehandel bildete das
Lebenselement ihres wirtschaftlichen Daseins. Im Hintergrunde der Kriege
bewegten sich in der Regel reine Handelsinteressen. Das Hauptinteresse war der
möglichste Schutz der beförderten Güter. Die kriegführende Partei konnte unter
eigener Flagge seine Güter nicht schützen. Darum beförderten sie die Güter
unter neutraler Flagge. Die kriegführenden Parteien brachten ihre Güter auf
neutrale Schiffe. Die natürliche Folge davon war, daß sich die kriegführende
Partei auf die neutralen Schiffe warf, weil sie die feindlichen Güter dort zu
finden vermutete. Aus dieser durch einige Satzungen aufgeklärten Situation
entwickelte sich sodann die Theorie des Beuterechts, die auch heute noch unvoll-
kommen ist und der vollständigen Entwicklung noch ferne steht.

Dem „Oou«ol»to Sri Alaie" zufolge bleibt die feindliche Ware auch unter neutraler Flagge feindlich. Iedoch die feindlich« Flagge verwandelt die neutrale Ware nicht in eine feindliche. I^e Mviiion ve «ouvre M» ia iuarciiänSise, ie spvillol l ue «ouös^ue pss I» marcKkuSise.

Diese Satzung wurde durch die französische Ordonnance vom Iahre 168t geändert; denn Frankreich wurde im allgemeinen vom Prinzip geleitet, daß auch die sich auf einem neutralen Schiffe befindliche feindliche Ware und die auf einem feindlichen Schiffe befindliche neutrale Ware zu beschlagnahmen sei (roi,« 6'enllsmi «onS»<iue^«eIIe S'ami). Dieses Prinzip wurde auch durch die späteren Ordonnancen bekräftigt (1692—1704). England befolgte die Regeln des „Oollsolato Sei Hlku-e". Hieraus folgte, daß die auf neutralen Schiffen sich befindende sämtliche feindliche Ware beschlagnahmt werden konnte. Diese Verfügung stimmte daher mit der Bestimmung des ,,s?on«oI«to Sei Nare" insofern überein, daß sie die feindliche Ware am neutralen Schiffe beschlagnahmen ließ, sie unterschied sich aber von derselben darin, daß sie auch die neutrale Ware am feindlichen Schiffe beschlagnahmte.

Seit Ende des siebzehnten Iahrhunderts befolgte nahezu ganz Europa das Prinzip „vsvire lidre luareKsiiSise libre, navire enuemi maroKauSise euneiui". Das damals bereits die See beherrschende England, nachdem es die spanische Flotte vernichtete, die französische Herrschaft hingegen im achtzehnten Iahrhundert ihre leitende Rolle verlor, und auch Schweden nach der Schlacht bei Pultawa in den Hintergrund gedrängt wurde, isolierte sich von dem allgemein angenommenen Prinzip und verblieb auch weiterhin auf dem Standpunkt des ,,OollsoIato Sei 51»i-e". Ich würde aber kein treues Bild der damals herrschenden Zustände geben, wollte ich verschweigen, daß sich auch England nicht vor besonderen Abmachungen starr hinter das ,,^on«oI«to Sei 5lare" verschanzte, sobald dies seine Interessen erheischten. In diesen Verträgen kehrte es vom Wege der Grundprinzipien des „<?ons»I»tn Sei ^laie" ab.

Dem englisch-französischen Handelsvertrag vom Iahre 1713 gemäß (31. März, 11. April) war die Flagge maßgebend. I^e» vsisseanx lidre« reuSioot I«» m»iedkiuSises libre» (XVII. Artikel). Auch die bewaffnete Neutralität stellte sich später auf diesen Standpunkt. Ich erwähne noch, daß die heute gültige Rechtssatzung, wonach die neutrale Ware auch am feindlichen Schiffe frei ist, in dem am 1. Februar 1778 geschlossenen französisch-amerikanischen Vertrage zum bestimmten Ausdruck gelangte. Dieses Prinzip wurde von einem Teil der Gesetzgebung des achtzehnten Iahrhunderts, so zum Beispiel vom preußischen Landrecht (§8 9, 213, 214 I) anerkannt.

Für Drangsalierungen blieb aber auch so ein weites Feld frei, denn die großen Seemächte dehnten den Begriff der „Kriegsbannware" vollkommen eigenmächtig aus. Eben deshalb waren die kleineren Seemächte bestrebt, bezüglich der

Kriegsbannware besondere Verträge zu schließen. Während des Siebenjährigen
Krieges blieb der neutrale Handel infolge der ununterbrochenen Eigenmächtig-
keiten nahezu vollständig gelähmt. Gegenüber den großen Seemächten traten die
kleineren Staaten mit der Forderung auf, daß die neutrale Flagge auch die
feindliche Ware decke. Die Klagen wurden stets häufiger. Das Wort des inter-
nationalen Rechtsgefühls wurde immer lauter. Schließlich ist die bewaffnete
Neutralität vom Iahre 1780, deren Spitze sich gegen England richtete, ein
wahrer Wendepunkt in der Herausbildung des Neutralilätsrechtes. England
übte in den Kriegen gegen die nordamerikanischen Kolonien eine derartige Tvran»
nei am neutralen Handel aus, daß dagegen ein energisches Auftreten unvermeid-
lich wurde. Ob am Zustandebringen desselben das größte Verdienst der Zarin
Katharina II. gebührt, oder ob diese Idee vom Minister Ludwigs XVI., vom
Grafen Vergennes, stammt (I^a Siploiuatie kraii<Mse et Ia li^ue Se neutre»),
ist wahrhaftig eine Frage zweiten Ranges; das Wesen der Sache ist jenes, daß
eine ganze Reihe von Staaten („bewaffnete Neutralität") gegenüber England
Stellung nahm. Katharina gab ihre Erklärung vom 28. Februar 1780 über die
bewaffnete Neutralität heraus. Dieser Erklärung gemäß ist das neutrale Eigen-
tum auch unter feindlicher Flagge frei. Auf Bannware bezieht sich dies natürlich
nicht. Die neutralen Staaten haben das Recht freier Schiffahrt von Hafen zu
Hafen und auch am Gestade der kriegführenden Staaten. Diese Erklärung sagte
auch aus, daß die Blockade für die neutralen Staaten nur dann bindend sei,
' wenn sie eine effektive ist. Auch bezüglich der Kriegsbannware ist die Äußerung
wichtig, daß mit Einschluß des Schwefels und Salpeters nur jene Gegenstände
Bannware sein können, welche direkt und ausschließlich Kriegszwecken dienen.
Mit Bestimmtheit besagt die Erklärung, daß bezüglich des Begriffes der Kriegs»
bannware der zwischen Rußland und England am 20. Iuni 1766 geschlossene
Vertrag (Artikel X, XI) maßgebend sei, welcher auf jede kriegführende Partei
auszudehnen ist. Die Deklaration sandte Katharina II. den Londoner, Versailler
und Madrider Höfen. Auf Grund dieser Deklaration entstand der Bund der
„ersten bewaffneten Neutralität" (Rußland, Dänemark, Schweden, Holland,
Preußen, Osterreich, Portugal und das kleine Sizilien). Dies hießen auch Frank»
reich und Spanien gut. Dieser große Schritt gab zwar dem Schutze der neu-
tralen Staaten einen Stoß, aber der Frieden von Versailles im Iahre 1783 machte
dem Bunde der bewaffneten Neutralität ein Ende, und so hatte dieser eben so
keine dauernde Wirkung, wie eine solche auch die zweite bewaffnete Nentralität
(1800) nicht erzielte, welche Rußland, Dänemark und Schweden zustande brachten,
und welcher sich auch Preußen in seiner mit Rußland geschlossenen Konvention
anschloß. Die Entwicklung der Bewegung verhinderte die französische Revo-
lution und besonders das Verhalten Napoleons, der das internationale Recht
mit Füßen trat. Die von den Engländern durchgeführte Seeblockade von der
Mündung der Elbe bis Brest (Mai 1806) und die von Napoleon effektuierte

sogenannte kontinentale Seesperre, mit welcher das gesamte Meeresufer Englands blockiert wurde, zeigen das Bild jener Zeit.

Wenn ich noch die großen Verdienste der Schweiz und der Nordamerikanischen Union (besonders die Washingtoner Neutralitätsproklamation vom 22. April 1793) erwähne, welche im Interesse der Befestigung der Neutralitätsrechte von großer Bedeutung sind, und wenn ich noch den Versuch Monroes (1823) im Interesse der Regelung der neutralen Rechte und Pflichten hervorhebe, so können wir sagen, daß bis zur Pariser Deklaration vom 16. April 1856 kein wichtigeres Ereignis geschah. Am Wiener Kongreß beschäftigte man sich mit dieser Frage nicht. England verhinderte dies. Die Pariser Deklaration hat zwei Grundprinzipien ausgesprochen: 1. die neutrale Flagg« deckt die feindliche Ware, ausgenommen die Kriegsbannware, 2. die neutrale Ware, ausgenommen die Kriegsbannware, kann auch unter feindlicher Flagge nicht beschlagnahmt werden.

Zwecks Vergleichung betone ich schon hier, daß der heute als gültig zu betrachtenden Rechtsnorm gemäß die neutrale Ware unter neutraler Flagge — wenn sie nur keine Kriegsbannware ist — nicht konfisziert werden kann, es kann aber auch die feindliche Ware unter neutraler Flagge und die neutrale Ware unter feindlicher Flagge nicht konfisziert werden.

Die Pariser Deklaration, die das Resultat der Verständigung Englands und Frankreichs ist, sichert, wie wir aus diesen beiden Satzungen ersehen, die Freiheit des Privateigentums auch im Seekriege, insofern es keine Kriegsbann^ ware und keine feindliche Ware unter feindlicher Flagge ist.

Ich erwähne noch, daß die Pariser Deklaration das Seeräubertum einstellte und aussprach, daß die Seeblockade eine effektive sein muß, d. h. die Seeblockade ist nur so gültig, wenn sie von Kriegsschiffen effektiv durchgeführt wird. Dies wurde von England im heutigen Kriege ganz vergessen. England erklärte die Nordsee als Kriegsschauplatz, ohne daß der Pariser Deklaration entsprechend die Blockade eine effektive gewesen wäre. Der Pariser Deklaration schlossen sich die meisten Staaten an, und sie wurde auch von jenen Staaten befolgt, die die Unterschrift verweigerten (Nordamerika, Spanien). Es wurde aber immer mehr die Notwendigkeit lebhaft verspürt, daß die Rechte und Pflichten der Neutralen nicht ohne eine systematische Regelung bleiben können. Die Haager Konferenz vom Iahre 1897 hat es auch ausgesprochen, daß die Regelung der Neutralität unum» gänglich notwendig sei. Das „institut <!u Sroit international" veröffentlichte auch eine Arbeit (Annuaire XXI, 1896), welche aber nicht für ganz gehalten werden kann. Die Haager Konferenz vom Iahre 1907 beschäftigte sich mit dieser Frage bereits eingehender, und das Ergebnis derselben waren zwei Vereinbarungen (V und XII) über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Fest» lands» und Seekriege.

Große Tragweite versprach die Londoner Konferenz zu haben. Die Haager Konvention vom Iahre 1907 verweist in ihren Bestimmungen über die Aufstellung

des internationalen Prisengerichtes darauf, daß dieses Gericht gemäß den Regeln des internationalen Rechtes zu verfahren hat. Diese Regeln sind aber sehr zweifelhaft und ungleichmäßig. Deshalb berief England die übrigen sieben Großmächte, ferner Spanien und Holland, zur Beratung nach London. Die Beratung war eine sehr eingehende und währte vom 4. Dezember 1908 bis 26. Februar 1909. Das Ergebnis derselben war die auf das Seekriegsrecht bezügliche Deklaration, welche in neun Kapiteln Bestimmungen über die Kriegs-seesperre, über die Kriegsbannware, über das neutralitätsfeindliche Unterstützen neutraler Prisen, über die Vernichtung, über den Flaggenwechsel, über den feindlichen Charakter, über die Begleitung, über den Widerstand gegenüber Durchsuchung und über die Schadensersatzleistung enthält. Sie besteht aus insgesamt 91 Artikeln.

Maurus Revai:

Der Weg zum Frieden.

Wenn wir jetzt, in den Tagen des verschärften Tauchbootkriege?>, noch Friedensmöglichkeiten erörtern wollen, müssen wir in erster Reihe mit de» Frie-densbedingungen der Entente und vor allem mit der Friedensrolle des Präsidenten Wilson ins reine kommen. Es ist unzweifelhaft, daß die letztere alle Kriterien eines tragischen Konfliktes aufweist. Denn während Präsident Wilson in seiner an den Senat gerichteten Friedensbotschaft in der Rüstung eines weltbeglückenden Ritters des ewigen Friedens auftritt, der von phantastischen und utopischen Elementen behaftet, den Kriegführenden in Hinsicht ihrer Lebensinteressen eine ganze Reihe ausgleichender Konzessionen zumuten will — schlägt er bei der ersten Gelegenheit, da er einer abweichenden Auffassung eines kontroversen Rechts gegenübersteht, sofort, ohne den Versuch eines Ausgleiches, jenen Weg ein, der das ihm anvertraute Land schier in einen Krieg verwickelt, mit dem das Land nichts gemein hat, den weder seine Ehre, noch seine Existenz erheischt, der keine seiner wirklichen Interessen zu schützen hat, aus dem es keinerlei Nutzen ziehen kann, den selbst Wilson nur als Prestige»Sache hinzustellen vermag, der aber diesen Krieg, um dessen Beendigung derselbe Präsident Wilson vor kurzem mit dem ganzen Gewicht seiner Stellung in die Schranken getreten ist, nur verhäng-nisvoller gestalten nnd verlängern kann. —

Über die „Friedens' -Botschaft des Präsidenten Wilson haben sich die maß-gebenden Faktoren der Kriegführenden noch vor der „KriegS"-Botschaft geäußert.

Diese Äußerungen sind darin einig, daß die Botschaft weder bei der einen, noch bei der andern der Parteien Beruhigung hervorrief. Dies hat seinen natürlichen Grund, denn, indem die Botschaft allen etwas Angenehmes sagen wollte, befriedigte sie keinen. In ihrem Bestreben, einen Ausgleich zu finden, unterließ sie es, bis auf die Wurzel des Konfliktes zu dringen. Was übrigens in der Lage des Präsidenten Wilson natürlich war. Er wollte den Schein der Neutralität wahren, denn er glaubte vielleicht, in der Toga der Neutralität der Sache eher nützen zu können. Es ist uns nicht offenbar, ob Präsident Wilson über die wahr» haften Umstände des Krieges im klaren war, ob sein sonst helles und philosophisch angehauchtes Urteil von der suggestiven Kraft einseitiger Unterweisung nicht gefälscht wurde. Ob er sich wohl lossagen konnte von den Banden des Blutes und den durch die Überlieferung genährten und das Urteil jedenfalls störenden Empfindungen? Wir sehen das eine, daß er, bestrebt, den Schein der Neutralität zu wahren, in seinen neueren Auslassungen alles sorglich mied, was als eine Kritik der Parteien aufgefaßt werden konnte. —

Die Note, die die Entente-Mächte auf Wilsons Aufforderung veröffentlichten, und in der sie ihre Kriegsziele in nicht mißzuverstehender Klarheit der Welt bekanntgegeben haben, hätte den Präsidenten zur Feststellung derjenigen Wahrheit berechtigt, die ans der Note mit unzweifelhafter Brutalität hervorgeht, daß dieser Krieg nichts anderes ist, als ein wahrhafter und eingestandener Raubzug der Entente gegen die Zentralmächte. Und wenn es noch Zweifel dar» über geben konnte, auf welcher Seite die Urheber des Weltkrieges zu finden sind, so hat die Antwortnote der Entente die Zweifel selbst der vorurteilsvollsten Beobachter zerstreut, denn die Entente hat in dieser Note und den sie begleitenden Erläuterungen alle ihre Ansprüche, Absichten und Ziele klargelegt und eingestanden, daß sie sich zur Verwirklichung ihrer Ziele schon längst vorbereitete, und daß dieselben unter den Ententemächten auch schon vor dem Kriege Gegenstand von Besprechungen und Vereinbarnngen waren. —

Wie kann nun heute wer immer mit klarem Verstande den Gedanken hegen, daß vielleicht eine der Mittelmächte oder deren Gesamtheit diesen Krieg verursacht hätte, wo doch aus dem Inhalte unseres Friedensangebotes klar hervorgeht, daß das Kriegsziel der Mittelmächte einzig und allein die Verteidigung ihres Daseins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit ist. —

Die eine der kriegführenden Parteien hatte mit einer dem furchtbaren Ernste des Krieges angemessenen Aufrichtigkeit ihre positiven und negativen Bedingungen zur Beendigung des Krieges festgestellt; sie verpflichtet sich, in den zu vereinbarenden Friedensbedingungen den Rechten des Eroberers zu entsagen, und will, sich bis zur Sicherung der eigenen Grenzen mäßigend, ausschließlich darauf bedacht sein, die eigene Existenz und Entwicklungsfreiheit zu sichern, sie erklärt, es wäre nicht ihr Ziel, andere Nationen zu vernichten, auch jene nicht, die sie völlig besiegte. Die andere Partei will demgegenüber — sie bezeichnet es ja als

Der Weg zum Frieden
Maurus Reva
Kriegsziel und Friedensbedingung s— die völlige Vernichtung des siegreichen
und ihr militärisch überlegenen Gegners. Ist nach alledem noch ein Streit möglich
über die Frage, wer diesen Krieg verursacht hat? Sehr richtig ist die Feststellung
Bonar Laws, daß nur der den Krieg verursacht haben konnte, der die Hoffnung
hatte, aus demselben Nutzen zu ziehen und sich bezahlt zu machen. Es mußten
die empörend unverschämten Kriegsbedingungen der Entente kommen, damit die
Mittelmächte etwa mit einigermaßen erhöhten Ansprüchen an den Friedenstisch
herantreten. —
Wer das Ende dieses Krieges will — und wir glauben, daß es diesseits
und jenseits der einmütige Wille von Volksmillionen ersehnt — wer der Sache
des Friedens dienen will, — und wir müssen wohl voraussetzen, daß Präsident
Wilson mit anerkennenswerter Zähigkeit dies erstrebte —, der muß den Um»
ständen der Entstehung und den Zielen dieses Krieges Rechnung tragen und bedin»
gungSlos zugeben, daß dieser Krieg seitens der Entente schlechthin als wahrer
Raubzug eingeleitet wurde. Daß es unter den Ententemächten welche geben
kann, die bei Kriegsausbruch nicht dieser Überzeugung waren, die vielleicht durch
begreifliche nationale Bestrebungen, vielleicht durch treues Festhalten an übernom»
menen Verpflichtungen, vielleicht durch eine ihre Widerstandskraft übersteigende
Zwangslage in den Krieg verwickelt wurden — mag wohl sein, doch ändert
auch dies nichts an der Tatsache, daß diese Mächte — vielleicht jetzt schon im
Vollbewußtsein der wahren Sachlage, vielleicht noch nicht — bedauernswürdige,
alles opfernde Beteiligte einer beispiellosen Weltaktion sind, deren Zweck es ist,
daß eine oder mehrere andere Mächte ihre Raubgier stillen und eine so große
Machtfülle erreichen, um sodann auch noch einen oder den andern unter den
heutigen Waffengefährten über den Haufen rennen zu können. —
Unglaublich ist es daher, daß dieser Krieg so beendigt werde, wie es sich im
Geiste des Präsidenten Wilson spiegelt: es gäbe keinen Sieger (sollen die Mittel»
mächte ihre Siege rückgängig oder ungeschehen machen, sollen sie sich im weiteren
Kriegsverlauf neuer Siege enthalten?), da es aber doch einen gibt, so möge er,
wie es sich einem guten und artigen Knaben geziemt, allen Rechten und Ergeb-
nissen des Sieges entsagen, während die mutwillige Range, die auf Diebstahl
und Raub ausging, sich eines Besseren besinne, diesmal weder Haus und Feld
seines Mitmenschen begehre, und sodann mögen sich beide hinsetzen, als ob nichts
geschehen wäre, und über die schönen und edeln Ideen verhandeln, die ihnen
Vetter-Lehrmeister der Philosophie dargebracht. —
Dieser Krieg kann nur mit den Mitteln des Krieges seinem Ende
zugeführt werden, indem man den Umständen und Beweggründen Rechnung
trägt, seien dieselben auch gewalttätig und verachtenswert, die ihn verursacht
haben. — i >
Aus den Schriften der Entente ist es unverkennbar, daß dieser Krieg aus-
schließlich um die Weltherrschaft Englands geführt wird. Die gegenwärtige

Kriegslage berechtigt zur Hoffnung, daß sie sich auch dann nicht ändern wird, wenn es den bevorstehenden unermeßlichen Kraftentfaltungen der Entente gelänge, auf dem einen oder anderen Kriegsschauplatz örtliche Erfolge zu erringen. Ohne übermäßig optimistisch zu sein, halten wir es für ausgeschlossen, daß die Entente ihre Ziele den Mittelmächten gegenüber verwirklichen könnte. Wenn sich nun diese Ziele nicht verwirklichen, so haben Frankreich, Rußland und Italien vergebens gekämpft, während England, der Anstifter, der Störenfried, der Brandleger, in der gleichen Weltmachtstellung aus dem Kriege hervorgeht, in der es bisher war, und den entschiedenen Nutzen zieht, daß es ihm gelang, die eigenen Verbündeten, die eigenen Genossen auf Iahrzehnte hinaus vom Weltverkehr des Handels und der Industrie zu entfernen, deren Wettbewerb loszuwerden. England hat dieserart seine eige.nen Verbündeten besiegt.—

Doch nehmen wir das Unglaubliche und Unmögliche an: es gelänge der Entente die Durchsetzung ihrer Friedensbedingungen. Wie stünde es in diesem Falle um die Sache der Verbündeten? Welchen Vorteil hätte Frankreich von der Aufteilung der österreichisch-ungarischen Monarchie? Welchen Vorteil hätte es davon, wenn die Balkanstaaten unter russischer Vorherrschaft weiter der Wetterwinkel Europas blieben? Welch«n Vorteil hätte es, wenn Deutschland geschwächt, aufhören würde, als Gegengewicht zu dienen gegen die moskowitische Übermacht? Welchen Vorteil hätte Frankreich, wenn England Belgien nunmehr offen in seinen Machtbereich einbeziehen wurde und dadurch Frankreich auch auf dem Festlande unvermittelt in Schach halten könnte? Welchen Vorteil hätte es von der Vernichtung der Türkei? Welchen Vorteil hätte die an der Spitze der Zivilisation marschierende Nation, wenn der Allslawismus sich über nahezu ganz Europa erstrecken würde und die Idee der Freiheit vom System der russischen Selbstherrschaft abgelöst würde? Welchen Vorteil hätte Frankreich, wenn das höchste Kriegsziel der Mittelmächte: die Freiheit der Meere, nicht verwirklicht würde, da diese in den Friedensbedingungen der Entente nicht enthalten ist und England, soweit es von ihm abhängt, sie niemals zugestehen würde, — hingegen aber die Freiheit der Meere ebenso im Interesse Frankreichs liegt, als in dem der für dieses Ziel kämpfenden Mittelmächte. —

Und schließlich den für Frankreich günstigsten Ausgang des Krieges angenom» men, was kann es mehr erreichen, als was es im Sinne der Friedensbedingungen der Mittelmächte in sozusagen vierundzwauzig Stunden erfüllt sehen kann: die Befreiung des französischen Bodens? Dies ist augenscheinlich das höchste Frie» densziel für Frankreich, und da es dieses, ohne einen einzigen Blutstropfen weiter vergießen zu müssen, sofort verwirklichen kann, ist es nicht ein Iammer, daß sich diese Nation, eine große Vergangenheit verleugnend und einem hehren Berufe entsagend, sich weiter zwecklos um Englands willen verblutet? —

Und Rußland? Wenn wir die Bedingungen der Entente in ihre Be» standteile auflösen und die ergänzenden Auslassungen der Entente-Staatsmänner

hinzufügen, so erkennen wir, daß Rußland hauptsächlich au der Verjagung der Türkei aus Europa, an dem Besitze der Dardanellen, an der Eroberung von Konstantinopel, und um all dies zu sichern, an der endgültigen Einbeziehung des Balkans in seinen Machtbereich ein Interesse hat. Es ist zweifellos, und dies wird auch vom Präsidenten Wilson besonders betont, daß ein so großes Reich wie Rußland das Recht hat, die Sicherung des freien Zugangs zu den Weltmeeren anzustreben. Doch wenn es schon die Dardanellen besäße, welchen Vorteil hätte Rußland davon? Sichert ihm dies den freien Zugang zum Weltmeer? Ist denn der Weg bei Gibraltar frei, ist er bei Suez nicht versperrt, und ist er selbst bei den Dardanellen frei? Als England, von seiner herkömmlichen Politik abweichend, darauf einging, daß die Dardanellen in russischen Besitz übergeben, und damit Rußlands Teilnahme an seinem, Englands, Kriege sozusagen erkaufte, hatte es jedenfalls den Hintergedanken, Rußland durch ein billiges und wert-loses Danaidengeschenk an sich zu fesseln. Hatte doch schon drei Tage nach Veröffentlichung der Entente-Bedingungen ein Mitglied des englischen Parla-ments, Hales, in einem vornehmen politischen Blatte offen ausgeführt, „Kon-stantinopel geht wohl in russischen Besitz über, aber gleichzeitig müssen wir die asiatische Seite der Dardanellen besetzen und miiere
Lage an der Ostseite des Mittelmeeres erheblich verbessern". — Ist also Rußland hinsichtlich der Dardanellen nicht besser daran, wenn sie in türkischem Besitz für Rußland geöffnet werden, als wenn es die Dardanellen selbst besitzt, aber am jenseitigen Ufer die englische Weltmacht jede seiner Bewegungen bewacht? Und rechnen wir endlich mit dem verstockten Vorurteil eines Iahrhunderts ab und fragen wir ganz offen: Welchen Vorteil hat Rußland, wenn es über die kleinen Völker des Balkans eine gewisse Obermacht ausübt? Wenn es den Bosporus in der Tat in Besitz nehmen könnte, so wäre Rußland gezwungen, sich auch einen festländischen Weg über den Balkan zu sichern. Der Besitz dieses Weges, verbunden mit dem Einfluß auf die Balkanstaaten, bedeutet für Rußland sovieleFeinde, als esNationen und Länder auf dem Bal-kan gibt. —

Vor allem müssen wir mit jener Irrlehre des Allslawismus abrechnen, daß der Balkan das richtige Feld für slawische Bestrebungen wäre. Auf dem Balkan gibt es sozusagen keine Slawen. Die Bulgaren sind es nicht, die Rumänen, Griechen und.Türken auch nicht, verbleiben also die Serben im alten Serbien und in Montenegro. In dem Augenblick, da Rußland sein den Serben gemachtes Versprechen verwirklicht und ein Groß-Serbien entstehen läßt, hat es in diesem und in dem Unabhängigkeits- und Freiheitsdrange des serbischen Volkes seinen größten Feind. Rußlands Opfer auf dem Balkan können sich niemals aus-zahlen. Und überdies würde Rußland auf dem Balkan einem noch stärkeren Feinde gegenüber stehen: England. Noch weit entfernt von der Beute, ver» lautbaren die Engländer schon jetzt, daß die Besitznahme der Dardanellen durch

Rußland unbedingt die Ausbreitung des englischen Protektorats über Griechen»
land und die Ionischen Inseln nach sich ziehen muß. „Unsere Flagge muß f ü r
alle Zeiten über Griechenland und den hellenischen Inseln wehen." —
Und wieder müssen wir fragen, wo finden die Interessen Rußlands ihre
Erfüllung, wenn dieser Krieg, an dem es mit der Anspannung seiner sämtlichen
Kräfte teilnimmt, um an die See zu gelangen, gleichzeitig nicht auch die welt-
umgestaltende Freiheit der Meere zur Wirklichkeit macht? England ist ja dem
Zarenreiche in der Eroberung der Dardanellen nur unter der Bedingung behilf-
lich, daß ihm Rußland beistehe, die Freiheit der Meere von der Tagesordnung
fernzuhalten und seine maritime Weltherrschaft weiter zu behaupten. —
Welchen Nutzen kann das arme, verführte und mit seinen Selbsttäuschungen
auf abschüssige Bahn geratene Italien von der Verwirklichung der Entmte-
Friedensbedingungen erwarten? Was kümmert Italien die Wiederherstellung
Belgiens, Serbiens und Montenegros? Was die Wiedergabe der eroberten fran-
zösischen, russischen und rumänischen Gebiete? Welches Interesse hat Italien
daran, daß sich ein selbständiger böhmischer oder slowenischer Staat bilde, oder
daran, daß das osmanische Reich vernichtet werde? Und hauptsächlich, inwiefern
ist Italien an der von der Entente geplanten, auf dem Nationalitätenprinzip
beruhenden Reorganisation Europas interessiert? Im Sinne dieser Reorgani-
sation würde Italien nicht einmal soviel zufallen, als ihm Österreich-Ungarn
in großmütiger Weise freiwillig anbot, um einem Konflikte auszuweichen. Wenn
die Bewohner des Trento sich tatsächlich nach „Befreiung" sehnen sollten, —
wogegen allerdings sehr starke Zweifel aufkommen — so würde Italien höchstens
in den Besitz dieses kleinen Zipfels von Tirol gelangen. Auf Grundlage des
nationalen Prinzips würde aber Italien weder Istrien, noch den kleinsten Bruch-
teil Dalmatiens erhalten, deren Bewohner in der überwiegenden Mehrzahl Slawen
sind. Und auch im Sinne der Entente-Bedingungen muß Italien seinen adria»
tischen Ansprüchen, dalmatinischen und albanesischen Träumen entsagen, denn
nach dem auch durch Wilson unterstützten Wunsche der Entente hat jeder Staat ein
Recht auf freien Zugang zum Meere, und es kann doch nicht vorausgesetzt werden,
daß sowohl Österreich-Ungarn, als auch die zu rekonstruierenden Balkanstaaten
auf dieses Anrecht verzichten würden. Und wie könnte Italien ein Programm
der Beendigung des Krieges unterstützen, das die Sache der Freiheit der Meere
ganz ausschaltet, — Italien, das die längste Meeresküste besitzt, und das, diese
sozusagen als Vorwand vorschützend, unter dem Drucke Englands in den Krieg
eingriff. Italien könnte aus dem Frieden, der unter den Bedingungen der Entente
zustande käme, — wenn ein solcher Frieden überhaupt diskutabel wäre — keinen
Nutzen ziehen, wohl aber könnte es zufolge seiner Mittelmeerlage ein Bedeu-
tendes schöpfen aus den Ergebnissen eines Friedens, der die Freiheit der Meere
sichert und es Italien ermöglicht, seinen Beruf am Mittelmeer zu erfüllen, ohne

am Raubzug gegen Österreich-Ungarn oder die Balkanstaaten tatsächlich teil-
zunehmen. —
Es ist uns vielleicht gelungen, nachzuweisen, daß drei am Kriege teilneh-
mende Großmächte nicht dem eigenen Interesse dienen, indem sie
den Krieg fortsetzen und die von England entworfenen Friedensbedingungen sich
zu eigen machend, einzig und allein der englischen Weltherrschaft Vorschub leisten.
Es ist überflüssig, nachzuweisen, daß die kleineren Staaten, besonders die Balkan»
staaten lediglich russischer oder englischer Knechtschaft verfallen würden, falls die
Entente siegen sollte, und ihre späteren Bestrebungen, sich von diesem Ioch zu
befreien, würden für Europa einen ewigen Krieg heraufbe-
schwören. Denn gleichwie sich das befreite Bulgarien nicht als Brücke nach
Konstantinopel und den Dardanellen benützen läßt, eben so wenig könnte das zu
befreiende Serbien, Rumänien, Albanien and Griechenland (in Wahrheit wäre
ja auch letzteres zu befreien) sich in die englische Vormundschaft, in das russische
Ioch beugen. —
Im Falle des Sieges der Entente haben alle Mächte,
mit Ausnahme Englands, den Krieg verloren. Werden die
Friedensbedingungen der Entente verwirklicht, so wird England wirklicher Herr»
scher des Kontinents, der seinen Willen, sein Gesetz der Kulturmenschheit auf-
bürdet. Sollte die Entente siegen, so monopolisiert England und nur England
die Meere. Am Weltverkehr, der in den Händen Englands konzentriert wäre,
würden Frankreich, Rußland, Italien und die übrigen Staaten nur in dem Maße
und unter solchen Bedingungen teilnehmen, die der souveräne Wille Englands
zulassen würde. Die Staatsoberhäupter seiner heutigen Verbündeten würden zur
ruhmlosen Rolle der Geschäftsführer Englands herabsinken. —
England tat alles, um die Geister zu verwirren und über seine Ziele in
erster Reihe die eigenen Verbündeten irrezuführen. Nur der großen suggestiven
Kraft und Zähigkeit, die das um die Weltherrschaft kämpfende England ent-
faltet und auf seine Verbündeten überträgt, ist die große Verwirrung zuzu-
schreiben, die sich in dem Umstande kundgibt, daß diese Verbündeten den von
England entworfenen, ausschließlich Englands Weltherrschaftsinteressen dienen-
den, für sie selbst aber selbstmörderischen Friedensbedingungen zustimmen. Nach-
dem aber diese unsinnigen Bedingungen, die niemals verwirklicht werden können,
ans Tageslicht kamen, und die Völker der Entente unter dem leeren
Schlag Worte der Freiheit sich in die Ideologie des
Länderraubes einlebten, sich vom Frieden nur auf Grund dieser Ideo-
logie eine Vorstellung machen können, so wäre der Friedenssache der höchste Dienst
so zu erweisen, wenn es gelänge, die Völker der Entente ihrer künstlich genährten
Illusion zu entreißen und auf den richtigen Pfad zu leiten, der sie einerseits

ihren realen Interessen zuführt, andererseits ein wahres Pfand des nach menschlicher Voraussicht gesicherten Friedens sei. Wenn die Völker der Entente in diesem Kriege nur einen Raubzug zu erblicken und denselben nur mit den tatsächlichen Ergebnissen eines Raubzuges abzuschließen vermögen, so muß man ihnen bedeuten, die Beute dort zu suchen, wo sie vorhanden und erreichbar ist, wo sie in reichster und ausgiebigster Fülle in die Erscheinung tritt.

Die Länder der Entente werden in der nächsten Zukunft durch neuere, schlagende Beweise davon überzeugt werden, daß sie die Mittelmächte in ihrem Besitzstande nicht zu verkürzen vermögen. Die Mittelmächte können vom ihrigen nichts abgeben, denn sie führen ja diesen ihnen aufgebürdeten Verteidigungskrieg, eben um ihren Besitzstand ungekürzt behaupten zu können. Aber es bietet sich eine reichliche Beute beim überreichen England. Die Verbündeten haben jetzt Grund genug, England, den Anstifter, wegen ihrer unermeßlichen Verluste zur Verantwortung zu ziehen. Und an diesem Punkte gebührt Rußland, dem größten Verbündeten, der Vorrang. Rußlands rechtmäßige Interessen an dem freien Zugang zu den Meeren wurden nie in Frage gestellt. Hat doch Deutschland in den 90er Iahren des vorigen Iahrhunderts auch seinerseits diese Bestrebungen Rußlands unter» stützt, als Rußland dieselben vermittelst seines sogenannten paoifischen Programms verwirklichen wollte. Dies gelang Rußland nicht, und Iapan hat es verhindert, kann sein mit Hilfe Englands. Ietzt ist es Zeit, daß Ruß» land das fallengelassene indische Programm wieder aufnehme und den Zugang zu den Weltmeeren dort suche, wo er in der weitesten Ausdehnung vorhanden ist, wo er ihm nie mehr strittig gemacht und von englischen Pässen nicht versperrt werden kann, nnd wo dessen Ausnützung für Rußland von weltwirtschaftlicher Bedeutung ist. In den 50er Iahren des vorigen Iahrhunderts, als England es mit ganzer Kraft in seinen auf Konstantinopel gerichteten Bestrebungen behindern wollte, hat Rußland das indische Programm, den Zugang zum Indischen Ozean, aufgeworfen. Ist es nun nicht überaus einleuchtend, wenn Rußland heute zum alten Projekt zurückgreift, da es doch England, auch vermittelst der Opfer des Weltkrieges, nicht vermochte, Rußland in den Besitz von Kcnstantinopel nnd der Dardanellen gelangen m lassen — obgleich dies der Preis war für die Mitarbeit Rußlands. Es -wäre nur selbst» verständlich, wenn Rußland nicht nur den Persischen Golf, sondern auch ganz Vorderindien, dieses reichste Land Asiens, erobern würde. Mit dem Zehntel der militärischen Kraft, die es im europäischen Krieg vergebens vergeudet, kann Rußland Indien mit seinen unermeßlichen Schätzen sich zu eigen machen und Entschädigung finden für alle seine Verluste im europäischen Kriege. Aber es kann auch einen kulturellen Beruf erfüllen, wie sich ein solcher im Verlaufe seiner jahrhundertelangen Geschichte Rußland noch nie darbot. —

Der Weg zum Frieden
Maurus Revai
Es ist unzweifelhaft, daß die welthistorische Größe Englands auf abschüssige
Bahn geriet und dem Verfall entgegengeht. Auch England hat das historische
Schicksal der großen Weltmächte erreicht, sein Stern ist im Sinken. Selbst die
Perle des britischen Reiches, Indien, erscheint bereits als an die Weltmacht-
sphäre Iapans verfallen. Englands Sache geht in Indien zweifellos dem Ver-
fall entgegen. Iapan wird über China nach Indien gravitieren. Rußland könnte
also eine wahrhaft große, welthistorische Kulturaufgabe erfüllen, wenn es Indien
eroberte und gegen den drohenden Vorstoß der gelben Gefahr
der kaukasischen Rasse als Schutzwall dienen würde. Welch
ein Almosen wäre der Besitz der Dardanellen von Englands Gnaden, nur
in Abhängigkeit von diesem, — gegenüber dem Besitz von Indien, mit dem voll»
ends freien Ausgang zu sämtlichen Meeren! Die Durchsetzung seines Balkan-
programmes würde Rußland nur Feinde zuziehen, denn selbst seine jetzigen Ver-
bündeten wären zufolge der entgegengesetzten Interessen dann sofort Feinde,
während seine gegenwärtigen Feinde es in der Verwirklichung des indischen
Programmes unterstützen würden, zumal sie dadurch ein wertvolles Element des
Weltgleichgewichtes unterstützen würden gegen jenes England, das
die Welt Iahrhunderte hindurch mit dem verlogenen Schlagwort des europäischen
Gleichgewichtes narrte. Sobald Rußland den überflüssigen und fruchtlosen
Balkanansprüchen entsagt, kommt es ins beste Verhältnis zu sämtlichen Staaten
des Kontinents und kann seine furchtbare Macht zur Sicherung seines asiatischen
Besitzstandes verwenden. Denn in Asien hat Rußland seine richtigen Gegner. —
Der Weltkrieg beruhte auf falschen Voraussetzungen. Dies müssen die
kriegführenden Nationen erkennen und aus dieser Erkenntnis den richtigen Schluß
»ziehen. WennRußland seine Front ändert und statt der unerreich-
baren und minderwertigen Beute die Wiedergutmachung (reparatiou) von
England fordert, das es in diesen Krieg hineingefädelt hatte, dann kann auch
Frankreich nicht mehr auf dem trostlosen Standpunkte verharren, auf dem es zum
Vasallen Englands herabsinkt. Auch Frankreich muß aus der Um-
armung Englands befreit werden. Sollte aber die Anwesenheit
von zwei Millionen englischen Soldaten Frankreichs freien Entschluß behindern,
dann müssen die Mittelmachte ihm in der Losmachung vom Erbfeinde behilflich
sein. Und auch für Frankreich müssen Wiedergutmachungen (repsration«) und
besonders Bürgschaften (^argvtie») dafür geschaffen werden, daß es nie wieder
unter den Terror Englands gerate. Zwecks solcher Bürgschaften und Wieder»
gutmachungen sollen die von Franzosen bewohnten Gebiete Belgiens in den
Besitz Frankreichs gelangen. So würde sich das Nationalitätenprogramm der
Entente da verwirklichen lassen, wo die geopolitischen, ethnographischen und
kulturellen Vorbedingungen vorhanden sind. Es ist ja offenbar, daß jene drei
Millionen Wallonen, die in Sprache, Religion und Kultur vollends Franzosen
sind, im Verbande des französischen Staates ein viel glücklicheres Dasein fristen

könnten, als in jenem hibriden Gebilde, das seit Iahrhunderten keinen richtigen Halt besitzt und in seiner letzten Form, trotz der Neutralitätssicherung der europäischen Mächte, unfähig war, seine Neutralität und seinen Frieden zu schützen. Für Frankreich ist überhaupt keine wertvollere Bereicherung denkbar, als wenn es die abnehmende Zahl seiner männlichen Einwohner durch Millionen von starken, gesunden, der industriellen Produktion anerzogenen fleißigen und arbeitsamen Rassenbrüdern vermehrt. Wurde Frankreich vom Fieber der Revanche in den Krieg getrieben, so kann es für die im Elsaß lebenden 200 000 Franzosen reichlichen Ersatz, ja volle Befriedigung finden in der Eroberung des größten Teils des reichen Belgiens. Hatte aber das treue Festhalten an die Waffenbrüderschaft mit Rußland den Entschluß Frankreichs entschieden, so kann die Verwirklichung des indischen Programms Rußland in die Lage versetzen, Frankreich jene ungefähr zwanzig Milliarden zu sichern, die es diesem schuldet, und die in der gegenwärtigen Lage Rußlands auch dann gefährdet sind, wenn der Krieg nicht mit dem Siege der Mittelmächte endet. —
«
Aus den bisherigen Ausführungen erscheint es klar, daß es für die übrigen kriegsbeteiligten Länder ein wahres Glück ist, wenn das Kriegsgeschick die Entente der Möglichkeit verschließt, die neue Landkarte Europas zu bestimmen. Wäre doch Italien im Siegesfalle der Entente ein wahrhaftiger Tributär Englands, und es vermöchte schwerlich ein anderes Staatsleben zu leben, als das heutige Portugal. Nur wenn sich die neue Landkarte Europas im Sinne der Mittelmächte ausgestalten wird, kann Italien trotz Vertragsbruchs in die Lage kommen,, fein nationales Leben auch weiter in voller Ganzheit zu entfalten. Allerdings wird es nötig sein, für Sicherungen (Aaranties) zu sorgen, auf daß diese Nation, der einer der größten Schätze der Menschheit, die unersetzlichen Produkte der Kultur des Altertums und des Mittelalters anvertraut sind, diese Schätze in der Zukunft besser behüte und die in seinen Städten angehäuften Gemeinschätze der Menschheit nicht sündhaft dem vernichtenden Feuer der Waffen preisgebe. —
Auch das Lebensinteresse der Balkanstaaten knüpft sich daran, daß nicht die Friedensbedingungen der Entente, sondern die der Mittelmächte den Krieg entscheiden mögen. Nur in diesem Falle ergibt sich für sie die Möglichkeit der Wiedergutmachungen und Bürgschaften (rep^rations und ^r^uttes), denn im Siegesfalle der Entente würden sie ja in russische Gouvernements und eng» lische Kolonien umgestaltet werden. Nur der unzweifelhafte Sieg der Mittelmächte schafft den Balkanländern die Möglichkeit eines unabhängigen Staatslebens mit den „Garantien", die die Mittelmächte zur Sicherung der Zukunft hauptsächlich durch die Sicherung des Verkehrsweges der Donau auch im Interesse dieser Staaten feststellen werden. Nur im Falle des Sieges der Mittelmächte hört der

Balkan auf, der ewige Wetterwinkel Europas zu sein, da der russische und englische Einfluß für alle Zeiten vom Balkan entfernt wird. Nur der Sieg der Mittelmächte sichert den Balkanvölkern eine wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung und jene Verbindungen mit den Völkern des Kontinents, die geeignet sind, das Wiedererwachen des zufolge des Krieges niedergegangenen Wirtschaftslebens zu bewirken und die Grundpfeiler eines späteren Wohlstandes zu bilden. —

Wir waren bemüht, den Sinn des Friedensangebotes der Entente ver» folgend, die ihrerseits beantragten Wiedergutmachungen und Bürgschaften so zu gruppieren, wie sie in der Tat dem Frieden der Welt dienlich sein und den Krieg der Zukunft abwendbar machen würden. Nun folgt die Sühne (saoctiou), und diesmal hat der englische Verfasser der Ententevorschläge wahrhaftig recht: dieser Krieg darf ohne Sühne nicht enden. Wenn sämtliche Länder der Entente (mit Ausnahme Englands) im Sinne obiger Ausführungen — abgesehen von den unendlichen Leiden, dem Elend, dem Menschenverlust und dem sich auf Iahrzehnte erstreckenden Rückfall, die der Krieg verursachte, — aus dem furchtbaren Weltenbrand ihr nationales Sein retten nnd auch etwaigen Gebietsgewinn hervorbringen (Rußland und Frankreich), so kann es nur einen Verlustigen geben, England, das mit seiner unersättlichen Selbst» sucht, mit seinem alles über den Haufen rennenden Hochmut diesen Krieg verbrochen hat. Derjenige, der um seiner Macht, um seines Weltmonopols willen zehn Millionen Menschen verbluten ließ, der muß seine Schuld sühnen, denn sonst würde der Menschheit Glauben an Gott und Gerechtigkeit aufhören. Die Menschheit ist heute noch ganz betäubt, sie sieht die Ursach«n und deren Folgen noch nicht klar, sie steht noch unter dem Banne jener schrecksamen Lügen, mit denen sie Iahrhunderte hindurch hypnotisiert und gedoppingt wurde, aber früher oder später wird sie erwachen, und wenn sie da wahrnehmen müßte, daß es niemanden gäbe, der für die Heraufbeschwörung des Krieges, dieses furchtbaren Verbrechens, zur Verantwortung gezogen, die Schuld gesühnt hätte, so würden allein ans dieser Wahrnehmung die Sehnsucht nach Vergeltung und Keime neuen Krieges er» stehen. Der Sündenstifter muß also unbedingt seine Tat büßen, und nachdem England die Entscheidung des Krieges heraufbeschwor, so muß es sich auch der Entscheidung derWaffen fügen. Es kann sich nicht hinter verlogene Worte und scheinheilige Phrasen verstecken. —

Sind aber in der Seele der Völker die Vorbedingungen schon vorhanden zu einem Frieden, wie wir ihn zu entwerfen versuchten? Die Welt ist unzweifel-

haft von Friedenswünschen erfüllt, aber auch das ist unzweifelhaft, daß die Völker der Entente in Hinsicht ihrer Lage vollends irregeführt sind. Mit einem unbegreiflichen Optimismus glauben die Völker der Entente noch immer an irgend ein Wunder, das ihnen den „endgültigen Sieg" bringen soll. Dieser endgültige Sieg, niemals kann er kommen, und doch lockt er einer Fata Morgana gleich Volksmillionen zu immer furchtbarer werdenden Kämpfen nach sich. Das Heranreifen der Ententevolker zur realen Auffassung und Regelung der Sachlage erheischt noch ein großes Stück Aufklärungsarbeit. Denn dieser Krieg ist nicht nur der Krieg der Geschütze und Maschinengewehre, sondern auch ein Windiger Kampf gegen die furchtbaren Lögen, mit denen England die Welt betört, gegen die stupende Scheinheiligkeit, mit der England das ganze Erdenrund in sein Fangnetz lockt, mit der es das lebende Gewissen der Menschen einschläfert, ihren Klarblick verdunkelt. Und Englands Verantwortung für diesen Krieg muß schon aus dem Grunde in potenziertem Maße beleuchtet werden, da es gleich bei Ausbruch des Krieges die Möglichkeit der objektiven Berichterstattung verhinderte, eine geistige Blockade gegen die eigenen Verbündeten und die Neutralen errichtete, um eine Verwirrung in den Geistern hervorzurufen und die Erkenntnis der Wahrheit unmöglich zu machen. Nur so konnte man die Ententevölker mit den Lügen von den deutschen Weltherrschaftszielen, von der Unmenschlichkeit der Kriegführung, vom Geiste des Barbarismus, von der tyrannischen Behandlung der Bewohner eroberter Gebiete, von der beabsichtigten Unterjochung ganzer Völker, von den Greueltaten der deutschen Flotte usw. durchtränken. —

Der Weg zum Frieden führt vor allem über die Erkenntnis von Englands Kriegszielen, über die klare Einsicht dessen, daß die Fortsetzung des Krieges keinen anderen Zweck mehr haben kann, als die Sicherung von Englands bedingnngs» loser Weltherrschaft, und die Sicherung der völligen Niederringung des Kontinents. Nur wenn diese, auch durch die Geschichte bestätigte Wahrheit Eingang finden wird in den Geist der Völker, wenn sich die Menschheit die Folgen dieser Wahrheit zu eigen machen wird, nur dann wird der Weg sich öffnen zum Fri'eden, der den Völkern Europas gemeinsames Glück, gemeinsame Ruhe, den Staaten Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Entwicklungsmöglichkeiten sichern wird, zum Frieden, der in der Tat keinen Unterschied kennt zwischen Siegern und Be» siegten, und dem die Kraft innewohnt, die Wiederholung eines solchen Krieges zu verhüten. —

O. Sperber:
Ein englischer Kriegsgrund.
Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 hatte nicht nur ein neues „Deutsches Reich" geschaffen, sondern auch den Deutschen selbst den Beweis ihrer völkischen Stärke erbracht, welche das gemeinsame Wirtschaftsleben nach dem Kriege stärker pulsieren ließ.

Industrien wurden in das Leben gerufen und auch der Handel gewann langsam, aber sicher an Bedeutung. Bald genug überstieg die Leistungsfähigkeit der Industrie den heimischen Verbrauch, so daß der Handel sich gezwungen sah, im Auslande für den Überschuß deutscher Industrieerzeugnisse Absatz zu suchen. Starke Unterstützung fanden die Bestrebungen des deutschen Handels durch die, bis Mitte der achtziger Iahre des vorigen Iahrhunderts anhaltende, deutsche Auswanderung. Die deutschen Auswanderer wirkten als die tatkräftigsten und erfolgreichsten Pioniere des Handels und der deutschen Kultur in Überseeländern. Mit unverhohlenem Erstaunen und Ärger sahen sich darob die anderen handeltreibenden Nationen plötzlich einer starken deutschen Konkurrenz gegenüber. Ganz besonders unangenehm machte sich der neue deutsche Wettbewerb für England auf den amerikanischen Märkten fühlbar. England hatte den gesamten amerikanischen Kontinent bis dahin sozusagen immer als seine privilegierte Domäne betrachtet. England mußte auch bald ausfinden, daß es im offenen Wettbewerb dem neuen unliebsamen Konkurrenten nicht beikommen konnte, besonders da die vielen deutschen Ansiedler in den amerikanischen Ländern, aus alter Anhänglichkeit und auch aus rein praktischen Gründen, es vorzogen, deutsche Waren zu kaufen, und so ganz unbewußt immer mehr zu den wirklichen Pionieren des deutschen Außenhandels wurden. Der deutsche Kaufmann machte sich selbstverständlich die gebotenen Vorteile zunutze und setzte alles daran, um nicht nur seine auswärtigen Abnehmer zu befriedigen, sondern seinen Absatz stetig zu vergrößern. Die hinausgesandten deutschen Reisenden aber sammelten systematisch alle für die weitere Ausbreitung des Handels notwendigen Angaben und Einzelheiten, so daß die deutsche Konkurrenz täglich stärker wurde und der Handel sich ausbreitete.

Mit scheelen Augen sah England diesem Treiben des deutschen Handels zu. Anfangs versuchte England, durch große Kapitalanlagen im Auslande dem Absatz deutscher Waren einen wirksamen Damm entgegenzustellen. Bald mußte es aber erkennen, daß dies nicht möglich war, da englische Waren nur schwer mit gleichwertigen deutschen Ursprunges konkurrieren konnten. Da, plötzlich, wie ein Blitz ans heiterem Himmel, tauchte das Gerücht von der drohenden „deutschen Gefahr" für Amerika auf.

Die stimmungsvoll von England aus bearbeitete amerikanische Presse Nord-, Süd» und Mittelamerikas sorgte dann in sehr umfassender Weise dafür, daß das Gerücht der deutschen Gefahr lawinengleich anschwoll. Die Folge davon war, daß die Vereinigten Staaten für ihre Monroedoktrin, Brasilien, Argentinien und andere Länder sich aber in ihrer Unabhängigkeit durch Deutschland bedroht fühlten. Niemand kam auf den Gedanken, daß es sich dabei lediglich und ausschließlich um ein englisches Konkurrenzmanöver handelte, dazu bestimmt, einen unangenehmen Wettbewerber zu bekämpfen und zugleich die eigene Handelsherrschaft zu befestigen. Tatsächlich hatte aber Deutschland auch von diesem Zeitpunkte ab politisch wie wirtschaftlich gegen das von England gesäte Mißtrauen in Amerika anzukämpfen. Die fortschreitenden deutschen Industrien, in Verbindung mit Schiffahrt und Handel, waren jedoch weder in der Lage noch willens, auf die lukrativen Absatz« und Rohstoffmärkte zu verzichten, sondern arbeiteten mit verdoppelten Kräften daran, die bisher erworbenen Absatzgebiete sich nicht nur zu erhalten, sondern noch nach Möglichkeit zu erweitern. Mit der dem Deutschen im Auslande eigenen Anpassungsfähigkeit währte es auch nicht lange, bis diese Ziele erreicht waren. Das Ansehen des deutschen Kaufmannes und dessen Tüchtigkeit nahmen im Auslande sichtlich zu, so daß Engländer und Amerikaner sich häufig gezwungen sahen, Deutsche in ihre Dienste zu stellen, um überhaupt wettbewerbsfähig zu bleiben.

Dnrch die so unerwünschte deutsche Konkurrenz in Handel und Schiffahrt wuchs aber auch der Haß der Engländer gegen alles, was deutsch war, zusehends, und nichts wurde unversucht gelassen, um Deutschland nach Möglichkeit wirtschaftlich und politisch zu schaden.

Als nun Deutschland gar noch anfing, sich eine beachtenswerte Flotte zu schaffen, und diese zum Schutze seiner immer größer werdenden Auslandshandelsverbindungen ausbaute, kannte Englands Haß und Neid schier keine Grenzen mehr. Iede Hinterlist war gerade gut genug, um Deutschland zu schädigen, und Unsummen wurden von England ausgegeben, um die Auslandspresse in deutschfeindlichem Sinne zu beeinflussen. England fiel dies besonders leicht, da ihm sein Kabelmonopol die Kontrolle über den Nachrichtendienst in die Hand gab. Ebenso gelang es England, Frankreichs Presse und Nachrichtendienst zur Verbreitung antideutscher Stimmungsmache zu gewinnen.

Langsam, aber sicher entwickelte sich Deutschland wirtschaftlich wie politisch trotzdem weiter. Ehe es sich die deutschen Feinde und Neider so recht versahen, hatte Deutschland sich nicht nur bereits zu einem durch nichts mehr zu unterdrückenden Wettbewerber unter den Handelsmächten emporgerungen, sondern auch zu einer Weltmacht entwickelt, die früher oder später die bis dahin unangefochtene englische Hegemonie auf dem Weltmarkte, zur See und in der Politik auf das schwerste bedrohen mußte. Nicht, daß man in England befürchtete, Deutschland würde auf Ereberungszüge nach bewährtem englischen Muster ausziehen, wohl aber in

offenem Wettbewerbe England den Platz an der Sonne streitig machen. Diese
Gefahr wuchs zusehends, denn der zunehmende Handel und die deutsch« Industrie
verdienten Riesensummen, wodurch Deutschland wirtschaftlich ungemein gestärkt
wurde, so daß es sogar anfing, selbst auf dem internationalen Geldmarkte Englands
Stellung zu bedrohen. Viel gefährlicher aber erschien England noch die fort»
schreitende Bevölkerungszunahme Deutschlands, welche früher oder später zu
einer Überbevölkerung dieses und dadurch erzwungenen Massenauswanderuug
führen mußte. Mit dem Eintreten dieser aber erhielt dann die, von England
selbst erfundene „deutsche Gefahr" tatsächlich körperliche Gestalt. Aller-
dings würde die deutsche Gefahr durchaus nichts mit der gemein haben, die
England bisher immer als Schreckgespenst der Welt an die Wand malte, sondern
bedrohte in allererster Linie die englische Handelsmachtstellung auf den Welt-
märkten allein.

Man war sich in England durchaus klar, daß weder Deutschland, noch
dessen kommende Auswandererscharen über die Meere ziehen würden, um, nach
britischem Muster, fremde Länder zu erobern oder Völker zu unterjochen, sondern
lediglich, gleich ihren Vorgängern, die dafür geeigneten Einwanderungsländer
aufsuchen, um dort unter fremder Flagge ein friedliches Dasein zu führen, und
so dem deutschen Handel und Wandel abermals als Pioniere zu dienen. Darin
allein lag die von England so schwarz gemalte deutsche Gefahr, welche allerdings
auch die für den englischen Handel gefährlichste war.

Die südamerikanischen Länder der gemäßigten Zone würden dadurch zweifel-
los am meisten profitiert haben, genau so wie die Vereinigten Staaten von Nord»
amerika durch die deutschen Einwandererscharen in den siebziger und achtziger
Iahren des vorigen Iahrhunderts. Daß der Weltkrieg diese Aussichten für lange
Iahre hinaus vernichtet hat und jene dünn besiedelten Länder aus Mangel an
Einwanderern in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung aufgehalten und zum Still-
stand verurteilt werden, hat allein der Neid und die Eifersucht Englands ver-
schuldet.

Im offenen, ehrlichen Wettbewerbe fühlte sich das konservative, schwerfällige
englische Krämervolk nicht stark genug, diese deutsche Gefahr wirksam zu be-
kämpfen, weshalb man nach bewährtem Muster Intrigen und Politik heranzog.
Mit einer Energie und Geschicklichkeit, die man dem Lebemann und König Eng»
lands, Eduard VII., nie zugetraut hätte, brachte dieser eine Einkreisungspolitik
Deutschlands zustande, die lediglich der Durchführung englischer Sonderpläne
dienen sollte. Nur der ausgesprochenen Friedensliebe des Deutschen Kaisers
und seines Volkes ist es zu verdanken, daß der heute tobende Weltkrieg nickt
schon mehrere Iahre früher zum Ausbruche gekommen ist, durch den England
mit kalter Berechnung Deutschland nicht nur wirtschaftlich schwächen, sondern
vor allen Dingen dessen natürlichen Volkszuwachs zugrunde richten wollte.
Zielbewußt hetzte England Rußland und Frankreich immer und immer wieder

gegen Deutschland auf, um sie zu veranlassen, Deutschland den Krieg zu erklären und dasselbe zu Englands Vorteil zu zerschmettern. England wußte von vorn» herein sehr genau, daß es den beiden Gegnern nicht leicht werden würde, Deutsch- land niederzuzwingen, und alle drei nur ungeheuer geschwächt aus diesem Kampfe hervorgehen konnten. Dies war aber für England nicht nur erwünscht, sondern sogar Bedingung, denn ein erstarktes Frankreich hätte den englischen Sonderplänen wenig genützt, und ein noch stärkeres Rußland wäre ihm vielleicht noch gefähr- licher geworden, als das aufstrebende Deutschland selbst.

Englands Plan war daher und ist es noch, Frankreich und Rußland nebst Deutschland durch den von ihm heraufbeschworenen Weltkrieg so zu schwächen, daß es seine eigenen egoistischen Weltmachtgelüste auf den Trümmern dieser drei Reiche ungestört aufbauen kann. Die Rechenfehler, welche den englischen Poli- tikern dabei mit unterlaufen sind, beruhen in erster Linie darauf, daß sie die Einigkeit des deutschen Volkes, sowie die wirtschaftliche, militärische und maritime Stärke Deutschlands unterschätzt und ihre eigenen Kräfte überschätzt haben. Eng» land wird sich damit abfinden müssen, daß ein Volk wie das deutsche, welches in seiner Entwickelung erst das kräftige Mannesalter erreicht hat, sich nicht durch Intrigen englischer Krämerpolitik vor Erfüllung seiner Kulturaufgabe vernichten läßt. Das Germanentum steht heute in seiner kulturellen und sittlichen Kraft und Stärke viel zu hoch und gefestigt da, um schon heute vernichtet uud zum Untergange gezwungen zu werden.

» MMMM

Franz Eber:
Französische Kriegsvorbereitungen, besonders in den Jahren 1912 und 191z.

Erst vor einiger Zeit (Frankf. Ztg. 25. Nov. 1916, 1. Morgenbl.) ist auf die maritimen Kriegsvorbereitungen Englands und Frankreichs hingewiesen worden. Es wurde gezeigt, wie schon im Iahre 1912 England die Kräfte ver- teilt hatte: Frankreich konzentrierte sein Geschwader im Mittelmeer, England dagegen übernahm den Schutz der französischen Kanalküste*) (gegen wen anders

*) Vergleiche hierzu auch die Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgememen Zeitung" vom 16. Oktober 1914 und die „N. O. Halbmonatsausg. d. Korrespondenz»!, f. d. Orient" III. Jahrg. Nr. 7 vom 3. Jan. 1917, S. 2«7—68. Über die durch die Politik des Dreiverbandes i. I. 1912 verursachte Zuspitzung der Verhältnisse orientiert vorzüglich der kürzlich in der Franks. Ztg. er- schienene Aufsatz Herm. Oncken's «Das russische Kriegsziel und die Schuld am Weltkriege", Nr. 41, 1. Morgenbl. v. 11. Febr. 1917. worin auch interessante Aufschlüsse über die französische Politik gegeben werden.

als gegen Deutschland konnte diese Maßnahme gerichtet sein, da Frankreich seit fast zwei Iahrzehnten mit Rußland im Zweiverband lebte?) — und gleichzeitig wahrte sich dasselbe Großbritannien doch die Macht im Mittelmeere, da es mit Gibraltar und dem Suezkanal die Schlüssel zu diesem Meere in Händen behielt. Die Bedenken der Franzosen gegen diese Vergewaltigung suchte die „Times" in ihrer Nummer vom 16. September desselben Iahres in einem recht sophistischen Artikel zu zerstreuen (Näheres s. Franks. Ztg.).

Noch offener als diese maritimen Angelegenheiten wurden die militciri » schen Rüstungen in Frankreich diskutiert. Wenn man die systematische Arbeit gewisser Kreise auf diesem Gebiete verfolgen will, dann braucht man sich nicht etwa nur in der franzosischen Fachpresse und chauvinistischen Blättern um;n- sehen. Es genügt schon, illustrierte Zeitschriften aus den letzten Iahren vor dem Kriege zu durchblättern. Auch angesehene illustrierte Sonntagsblätter, wie die von dem Literaten Adolphe Brisson redigierten „^.nusles politiyues et Iitt6raires", beschäftigten sich in jeder zweiten oder dritten Nummer mit mili» tärischen Angelegenheiten, obwohl man, dem äußeren Charakter der Zeitschrift nach, dort außer allgemeinen politischen Dingen nur literarische und sonstige künstlerische Probleme suchen zu sollen glaubt. Ständige Rubriken über die Armee und die Marine (letztere im Register unter den „Keience?" verborge») behandeln nicht nur Geschichtliches, sondern wenden sich besonders seit 1912 mehr und mehr den aktuellen Fragen zu. So z. B. enthält der erste Halbjahres- band 1912 einen historischen Überblick über die Truppenschauen von 1801 bis 1896 (jener Revue von Chalons, an der der Zar teilgenommen hatte) ans der Feder von Leuten von Namen, wie Fr6d. Masson, Gabr. Hanotaur und Gg. d'E spar bös (Nr. 1499 v. 17. März, S. 245—47). Der zweite Halb» jahresband beschäftigt sich (anläßlich der Reise Poincarss nach Rußland) wieder mit den Vorgängen von 1896, indem er einen Artikel von Iules Claretie über den Besuch des Zaren in Paris und einen von dem Chefredakteur Ad. Brisson über die Revue von Chalons als „MA«s oublis«s" bringt; interessant ist der Schluß des letzten Artikels: „Wenn man die tapfere Haltung (vsillnnte allure) dieser Truppen betrachtet, durchdringt uns (d. h. die Franzosen) ein Stolz, und auch eine stechende Traurigkeit (poissnaot« trigtesse). Wir baben vor uns ein ganzes Volk, 80 000 Mann .... die Stunden verfließen, sie (die Truppen) fahren fort vorbeizumarschieren und geben den Eindruck einer unend- lichen Menge; und diese Menge ist nur ein Tropfen in dem großen Ozean der Heere Europas. Was bedeuten 80 000 Soldaten unter den Millionen Kämpfern? " (S. 151 in Nr. 1521 v. 18. August 1912.) Man beachte, wie hier kein Militär, sondern ein Literat verblümt für eine Vermehrung der französi- schen Heeresmacht eintritt. Klassisch ist der in demselben Artikel vom 18. August 1912 enthaltene Satz Brissons: „Der Franzose, ein geborener Chauvinist, fühlt sich geschmeichelt, wenn er die schönen Truppen, die

wohldisziplinierten, . . . betrachtet (I« rrangais, u6 «dsuviii, est Satte' K «outeoapler les Keiles troupes, dien üisoiplillee«.)". — In der Nummer 1525 vom 15. September beschäftigt sich Paul Cassou mit den „großen Manövern im Westen " in einem Aufsatz, der beginnt: „Ganz Frankreich interessiert sich im gegenwärtigen Augenblicke für die großen Manöver der Westarmee, die am 11. September begonnen haben . . . Die Bevölkerung bereitet unserer Armee einen enthusiastischen Empfang" (S. 242). Die oberste Leitung dieser in den Ebenen von Poitou und Touraine abgehaltenen Manöver, an denen ungefähr 80 000 Mann und 20 000 Pferde teilnahmen, lag in den Händen des General Ioffre, der ausdrücklich als „unser Generalissimus in Kriegezeiten" bezeichnet wird. Sein Generalstabschef war Castelnau, die Führer der beiden Parteien, der blauen und roten, waren die Generale Gallieni und Marion. Auf eine allgemeine Betrachtung über den mutmaßlichen Ver lauf dieser großen Manöver folgt ein besonderes Kapitel über die „Aviation", aus dem zu ersehen ist, daß jeder Partei — für damalige Begriffe größere — Luftkräfte zur Verfügung standen, nämlich je ein lenkbares Luftschiff und 24 Aroplane. Ein weiterer besonderer Abschnitt beschäftigt sich damit, daß zum ersten Male eine Division von Reservisten an den Manövern teil» nahm (unter der Führung des General G r o t h). Diese neue Maßnahme wird damit begründet, daß die französische Bevölkerung mit ihren 39 Millionen der deutschen mit 65 Millionen gegenüber im Nachteile sei. Doch behauptet Cassou, daß die Reservisten gegenüber einem erhöhten Friedenskonringenr nur ein Notbehelf seien. „Ich meine in Übereinstimmung mit allen Schriftstellern," äußert sich Cassou, „daß ein Volk in Waffen keine Armee sein kann," — ein interessantes Eingeständnis eines Republikaners über den Wert eines Volksheeres. — Die Bilder der vier Generale schmücken den Artikel.

Doch diese Äußerungen von Literaten haben der Redaktion der „Annales" (oder vielleicht einer höheren, einflußreichen Stelle?) offenbar nicht genügt. In der Nummer 1538 vom 15. Dezember 1912 teilt die Redaktion den Lesern als eine „deureuse vonvelle" mit, daß sie in der glücklichen Lage sei, einen bedeu» tenden Artikel des bekannten Oberstleutnants Rousset (wohl derselbe, der jetzt Militärkritiker des „Petit Parisien" ist) zu bringen. S. 523—24 enthalten unter der Überschrift* „Daus I'IZ^potdese ü'rm Loulliot Ü6u6rslis6. 1.» Situation Nilitaire Luropeenue" seine Ausführungen über das Krüftever» Kältnie im zukünftigen Kriege; dieser Artikel endet mit einem Appell an die Franzosen, daß es noch nicht zu spät sei, Versäumtes nachzuholen. — Der Zweck all dieser Artikel ist sicherlich der gewesen, die Leser langsam, aber sicher auf eine große Umwälzung auf militärischem Gebiete vorzubereiten, nÄmlich auf die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit.

Zu diesem Zwecke machte die französische Regierung nicht nur Militärkritiker, sondern auch Literaten mobil. In allen Zeitungen und Zeitschriften, auch den

nur für die Unterhaltung des gebildeten Publikums bestimmten, wird die Werbe»
trommel gerührt. Da durften auch die „Annales" nicht zurückstehen. Oberst-
leutnant Rousset äußerte sich in einem längeren Artikel (Nr. 1551 vom 16. März
1913, Seite 218—19) über „Une Se Salut". Auch eröffneten die „Murmle»
rwlitiques et litt^raire»" unter der Überschrift „Frankreich und die Armee" eine
Enquöte (S. 229): „In dem Augenblick, wo der Entwurf zu einem neuen
Militärgesetz einen so schönen patriotischen Elan hervorruft, scheint es uns von
Interesse, über dieses nationale Problem die Lebenden und Toten zu befragen "
Es folgen Ausführungen von Poincars, Iules Lemaltre und Fred.
Masson von der Academie fran^aise, von Aler. Millerand, Auszüge aus
Reden Charles de Freycinet's aus dem Iahre 1880, Gambettas aus
demselben Iahre und Aphorismen von Napoleon I., alle über Krieg, Diszi»
plin, Körpergröße (darin wird vorgebaut, indem auf die Widerstandskraft auch
körperlich kleiner Soldaten hingewiesen wird) und Ähnliches. Dem gleichen
Zwecke dient auch eine ausführlichere Würdigung von Henri Houssaye's
„I^s, ?atiie (Zuerriero", einer von Louis Sonolet nach dem Tode dieses
Militärschriftstellers herausgegebenen Sammlung von Aufsätzen. In der Num»
mer 1562 vom 1. Iuni 1913 (S. 466—67) würdigt das bekannte Mitglied
der Acade'mie fran?aise, der Vielschreiber Fred. Masson, Housiaye als
Militärschriftsteller*). Daran anschließend drucken die „Annales" ein Kapitel
aus dem obengenannten Werke Houssanes über „die Garnisonen des Ostens"
ab, worin geschildert wird, wie diese in steter Kriegsbereitschaft die Grenzen
Frankreichs bewachen. „Da unten zeigt der Felddienst gut das Bild des
Krieges. Ieder betrachtet aufmerksam, merkt sich und firiert sich in seinem

') Henri Houssaye, SM des Schriftstellers Arssne, geboren I3t3, schrieb in seiner Jugend
eine Reihe von Werken aus dem Gebiete der griechischen und römischen Geschichte und
Kunstgeschichte.
Dagegen sind seine spateren Schriften fast alle der napoleonischen Zeit gewidmet. Er ist so einer
der bekanntesten. Militärschriftsteller Frankreichs geworden! im Jahre 1904 wurde er Mtglied der
französischen Akademie, also einer der „Unsterblichen." Seine Werke erlebten viele Auflagen und
wurden zumeist in mehreren Zehnta »senden von Exemplaren verbreitet. So läßt sich der
Einfluß seiner Schriftsteller« etiva mit der Maltke's vergleichen, nicht aber mit der F. von Bernhard!'?,
dessen Werke vor dem Kriege außerhalb der Fachkreise nur geringe Verbreitung gefunden haben! es
war unseren Feinden vorbehalten, die Bedeutung dieses 'Fachschriftstellers erst weiteren Kreisen des
deutschen Volkes bekannt zu machen, indem sie einzelne Stellen aus seinen Schriften als hochbedeut«
sam und als die Meinung der Mehrzahl der Deutschen hinstellten. Unter anderem hat der Historiker
Paul Darmstädter (s. „Deutschland und der Weltkrieg", das bei B. G. Teubner erschienene
Sammelwerk, 2. Aufl. S. 385 Anmerkung) darauf hingewiesen, wie in Frankreich bekannte
Persönlichkeiten, wie General Lyautey, der jetzige Kriegsminister, den Krieg verherrlicht
haben; unter anderem sagte dieser schon damals als Generalresident von Marokko in hoher,
verantwortlicher Stelle stehende Mann in einer Rede am 12. Dezember 1912 in der Lools cks«
»eisnos« politiquss (siehe sein Werk „!' ^,kriqus <In Aorck" S. 37 ff.): „Der Krieg ist die
Gelegenheit zum Aufblühen der höchsten menschlichen Tugenden", und sprach das bezeichnende Wort:
«Der Pazifismus ist tot."

Gedächtnis alle Eigentümlichkeiten (secielents) des Terrains . . ." (S. 468
der „Annailes" und S. 401 des Buches selbst.) „O f t schließt ein Bataillons»
Chef, ein Kompagnie»Kommandeur, die Instruktionsstunde mit einem kurzen
Kommentar: „Dort ist Mars la Tour . . . Da, diese Linie von Bäumen, ist die
Route nach Metz . . . dort ist Gravelotte" etc. Auch wird von einem Bataillons-
Chef erzählt, der angesichts des „annektierten" Landes seinen Degen schwang und
mit lauter Stimme ausrief: „Olrasseurs! . . . 1^ Lorraine!" (S. 402). „Die
großen, stummen Lehren, die dieses ganze Land gibt, regen die Soldaten mehr
auf, als man denken sollte . . ." (S. 403)*). — An Houssane schließt sich unt.'r
der Rubrik „I>a vie militsire" wieder eine Betrachtung Roussets: „Die Vor-
feölle in den Kasernen" mit folgender Motivierung an: „Der Artikel,
den uns der Oberstleutnant Rousset schickt, vervollständigt durch eine Prüfung
der jetzigen Lage die nachgelassenen Schriften Henri Houssayes." Dieser Artikel
stellt dem Bilde Houssayes die damaligen Währungen in einem Teil der fran»
zösischen Armee gegenüber. Die Annahme des neuen Militärgesetzes hatte zu
den „bedauernswerten Ereignissen von Belfort, MS.ro n,
Rodez" geführt, zu Militärrevolten, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten;
der Allerweltshelfer General Pau wurde mit der Untersuchung der Vorgänge
bettaut. Rousset verurteilt natürlich das Vorgehen der Aufrührer als unpatrio-
tisch und anarchistisch. Daß sie von Sozialisten gefördert worden waren, Leuten
von der Richtung eines Ianrös und Gustave Herv6, welch letzterer jetzt ins
patriotische Horn bläst, das läßt sich aus diesem Artikel Roussets kaum Kerans»
lesen. Erst in einem späteren Artikel unter dem Titel „I^a s^lince cnntinue"
(S. 547—48, Nr. 1566 vom 29. Iuni) setzt sich Rousset mit Augagneur, Vaillant
und Iaurss auseinander. Er polemisiert darin gegen Iaur^s, der (statt der
Rückkehr zur dreijährigen Dienstpflicht) wünschte, daß jeder Franzose zwischen
17 und 20 Iahren einen Tag im Monat zu militärischen Übungen einberufen
würde. Rousset meint aber, die Erfahrungen der Balkankriege hätten die Unzu-
länglichkeit der Reservisten bewiesen**). Der Artikel schließt mit dem Satze:
„Die Kammer, die keine Zeit zu verlieren hat, sollte jetzt zu anderen dringenderen
Arbeiten übergehen" — man sieht, wie in Frankreich ein Militärkritiker der

*) Die Überhitzung der Gemüter führte tatsächlich am 27. November 1912 dazu, da« der
Brigade-General Blüm seine Grenzbrignde in Arraeourt mobilisieren ließ, und zwar, wie es hieß
infolge eines Mißverständnisses, das nicht aufgeklärt werden konnte.

**) Der Verlauf des Weltkrieges hat weniger dem Militärkritiker Recht gegeben, als dem
weitbliekenden Sozialisteuführer, der zu früh für Frankreich und die ganze Welt durch ein schändli-
ches Attentat aus dem Wege geräumt worden ist. Was wäre Wohl vom französischen Heere übrig
geblieben, wenn es keine Reservisten gehabt hätte? Die mehr oder weniger schnell ausgebildeten
blutjungen Mannschaften wären wohl ohne den noch bestehenden Kern von Reservisten außerstande,
immer wieder so außerordentlich verlustreiche, monatelang anhaltende Angriffe vorzunehmen, wie die
der letzten zwei Jahre in der Champagne, bei Arras, an der Somme n. a. m.

Kammer, also dem Parlamentarismus, Vorschriften zu machen und sie auf die Bahn des Militarismus zu drängen sucht.

Ein weiterer Artikel Roussets in Nr. 1570 vom 27. Iuli 1913 überblickt die Folgen des angenommenen Gesetzes der dreijährigen Dienstzeit. Darin heißt es wörtlich: „Ich füge hinzu, daß es (das Gesetz) einen großen Vorteil hat: nämlich den, daß man es vermeidet, dem Gefetz rückwirkende Kraft zu geben, was immer einen schlechten Eindruck macht. Die Einreihung der Iahresklafse 1913 wird es erlauten, am kommenden 15. November die Klasse von 1910 zu entlassen, die nur auf zwei Iahre einberufen worden war." (S. 82.) Wenn nicht ein Druckfehler vorliegt, wurde also die Iahresklasse 19 10, die nur zwei Iahre dienen sollte, erst im November 1913 entlassen, also nach drei Iahren! Es wird aber auch nicht gesagt, ob nicht die Iahresklassen 1911 und 1912, die den gleichen Zeitraum dienen sollten, auch schon nach zwei Iahren entlassen werden sollten. — Mit diesem Artikel Roussets schließt die Diskussion über militärische Fragen in den „Annales" für den Rest des Iahres 1913. Man ersieht daraus, welchen Zweck all diese Artikel gehabt haben; sobald die dreijährige Dienstzeit eingeführt war, konnte man für einige Zeit die Diskussion abbrechen. Fast zu durchsichtig ist dadurch gekennzeichnet, daß es sich um eine weitangelegte Propa» ganda einer höheren Stelle handelte.

Im vorstehenden haben wir versucht, nur an einem Beispiele zu zeigen, welch breiten Raum in einer französischen bürgerlichen Wochenschrift (die natür» lich auch unter dem französisch lesenden Publikum des Auslandes weit ver- breitet ist), die militärischen Begebenheiten schon in Friedenszeiten eingenommen haben*), und wie man dabei sogar in Detail fragen der Heeresorganisativn eingegangen ist, die in unserer Übersicht nur gestreift werden konnten. Daneben fehlt es aber auch nicht an» einer größeren Anzahl von Aufsätzen über die Marine und den Flugsport. Und all dies in einer illustrierten Zeitschrift, die in jeder Nummer, neben Romanen, die Abteilung „I^a Vie I^minine", sowie Musik« beilagen und einen besonderen Vergnügungsteil »I^e» jeux et leg ris" enthält. Wie groß muß das Interesse weiter Kreise des französischen Volkes an diesen Spezialfragen sein! Der Chefredakteur der „Annales", Brisson, hat in obigem Zitat den Nagel auf den Kopf getroffen; nurwenn man berücksichtigt, daß der Franzose ein „g e b o r e n er C h a u v i n i st" ist, kann man seine Vor- liebe für alles, was mit dem Heere zusammenhängt, verstehen. Denn in ihm spiegeln sich all die Erinnerungen an die Zeiten der „^wire", an jene Perioden, da die Heere Ludwigs XIV. und Napoleons die Grenzen Frankreichs erweiterten.

*) Ich würde es als einen kleinen Erfolg dieses meines Artikels ansehen, wenn er Berufene dazu anregte, die französische Zeitschriften-Literatur systematischer als bisher durchzusehen und, ähnlich wie es hier geschehen ist, zu rein sachlichen Aufsätzen zu verarbeiten. Eine genauere Durchsicht der Zeitschriften des feindlichen Auslandes aus der Zeit vor dem Kriege dürfte überhaupt noch viel interessantes Material zur Kenntnis der Zeitgeschichte und Psychologie der Völker zu Tage fördern.

Franz Eber Französische Kriegsvorbereitungen,
Wenn man auch die Bedeutung dieser Zeiten für die allgemeine Geschichte der Kultur nicht verkennen kann, so haben wir Deutschen, denen beständig von unseren Feinden Greueltaten vorgeworfen werden, keinen Grund, nicht immer wieder die Neutralen auf die Schattenseiten der französischen Kriegführung aller Zeiten hinzuweisen. Ludwigs XIV. Feldherr, M6lac, zog sengend und brennend durch Baden und die Pfalz. Und die zwei Iahrzehnte der französischen Republik und des Kaiserreiches Napoleons I., da die Franzosen als „Beglücker" und Ausbreiter ihrer Kultur in aller Herren Länder nach Belieben schalten und walten konnten, bedeuten für die betroffenen Länder selbst vielfaches Unglück aller Art, Verwüstungen etc. Die Taten der französischen Soldateska trüben das Bild der französischen „gloir«" in der Geschichte der letzten Iahrhunderte. Der immerhin noch einigermaßen vornehme Ton der Diskussion eines Blattes vom Schlage der „Annales" wird niedrig und gehässig, sobald man sich der Boulevardpresse zu' wendet. Welcher Auswüchse sie fähig ist, das hat sie seit Beginn des Weltkrieges zur Genüge bewiesen.
Wenn noch heute ein sehr großer, vielleicht der größte Teil Frankreichs willig alles glaubt, was ihm über die Deutschen aufgetischt wird, so liegt dies nicht nur an der großen Kritiklosigkeit der Menge und der Überschätzung der Presse in Frankreich. Schuld daran ist auf der einen Seite ein mißverstandener Patriotismus, der sich zum Chauvinismus ausgewachsen hat, und überhaupt eine Uberschätzung von allem, was französische Kultur und militärische Taten der gallischen Nation heißt. Wo gibt es in der ganzen Welt noch ein Volk, das die Be» freierin des Landes beständig durch Aufzüge und Einweihungen von Denkmälern feiert, obwohl ihre Taten schon fast ein halbes Iahrtausend zurückliegen, wie dies bei der Iungfrau von Orleans der Fall ist? Natürlich waren diese Demonstrationen nur ein Mittel zum Zwecke, nämljch um den Chauvinismus aufrecht zu erhalten und um zu zeigen, daß Frankreich eine zweite „Ieanne d'Arc" fehle, die das trauernde Schwesternpaar Elsaß-Lothringen befreien würde. Wie könnte man es sonst erklären, daß auch noch fast zehn Iahre nach Abschluß der «lltents coröigle immer wieder Denkmäler der Inngfrau von Orleans eingeweiht wurden, ohne daß man hüben und drüben daran Anstoß genommen hat, daß diese Nationalheldin Frankreich von jahrzehntelanger Unterwerfung unter Englands Herrschaft befreit hat? Auch hierin läßt sich verfolgen, wie die französische Regierung, je fester sie sich an England anschloß, desto mehr den chauvinistischen»antideutschen Strömungen die Zügel schießen ließ. Während um die Wende des Iahres 1W4 nnd 1905 die Demonstrationen der Patriotenliga anläßlich der Vorlesungen des Professors Thalamas nur wenig Beifall beim großen Publikum und Billigung von feiten der französischen Regierung fanden, konnte man beobachten, wie in den letzten Iahren bei derartigen Veranstaltungen französische Behörden offiziell vertreten waren. Während in Deutschland nach 25 Iahren die Sedanfeiern auf höhere Weisung ihres offiziellen Charakters ent»

besonders in den Jahren 1912 und 191z Franz Eber
kleidet wurden, gab es in Frankreich feit 1871 keine Regierung, die etwas dagegen gehabt hätte, daß auf einem der größten Plätze von Paris die Statuen von Straßburg und Metz demonstrativ in Trauerschmuck dastanden und an dem Iahres» tag des Falles dieser Festungen bekränzt wurden. — Auf der anderen Seite erfährt der französische Chauvinismus eine bedeutende Förderung durch eine in Frankreich weitverbreitete Unkenntnis Deutschlands und den Mangel an Be»
strebungen, dieses Land und seine Kultur näher kennen zu lernen. Bezeichnend dafür ist der Lesestoff der „Annales". Ist es nicht merkwürdig, daß man in den Inhaltsverzeichnissen der vier Iahrgänge 1910—13 der „Annales" unter dem Stichworte aller Groß- und Kleinstaaten ständig eine größere Anzahl von Artikeln verzeichnet findet, dagegen unter „^.IlemsSne" nur selten ein paar Hinweise zu finden sind? Die Nachrichten über Deutschland beschränken sich fast ausschließlich auf solche über Theateraufführungen deutscher Stücke in Frank» reich, wie z. B. „Faust"»Vorstellungen, und über einige wichtige politische Ereig» nisse. Dagegen vermißt man die in deutschen Zeitschriften derselben Pen'ode erschienenen allgemein orientierenden Artikel über Land und Leute, ebenso wie solche über künstlerische, soziale und technische Errungenschaften Deutschlands, fast gänzlich. Iedenfalls sucht sie der Leser vergebens in dem Iichaltsverzeich» ms über die einzelneu BÄnde der „Annales". Diese bürgerliche Ionrnalistik machte sich in erster Lime die Verherrlichung der französischen Kultur zur Auf- gabe, in zweiter aber die Kenntnis der mit Frankreich verbündeten Länder. Nicht zum wenigsten auf dieser Einseitigkeit baut sich der französische Chauvinismus und Haß deutschen Wesens auf, den der französische Sozialismus nur schwach in Friedenszeiten eindämmen konnte*), während er im Kriege ihm machtlos gegen- übersteht*), da eine gründlichere Kenntnis Deutschlands in Frankreich nie Wurzel gefaßt hat.

"j Erst kürzlich bat Pastor Soulier aus Paris im „^scksrlsncksoks ^nti-Oorl ig-Rssg" (siehe dessen Zeitungsbericht Nr. 212 j einen Vortrag gehalten, in d?m er als Beweis für Frankreichs Friedensliebe seinen Widerstand gegen das Dreijahrgesetz anführte. Mit Recht weist der „Vorwärts" (Nr. 68 vom 10. Meirz) darauf hin, daß dieses Gesetz aber angenommen wurde. Aus diesem Grunde hatte auch Jaurös' interessantes, auf gründlichen Spezialstudien beruhendes Werk »Die neue Armee" (deutsche Übersetzung bei Eugen Diederichs in Jena erschienen: mit einer schönen Einführung von E. Bernerstorfer versehen, wurde der zeitgemäße Abschnitt „Vaterland und Prole- tariat" im Mai 1916 neu herausgegeben) das traurige Schicksal, nur eine rein akademische Er- örterung zu bleiben.

Die belgische Frage.

Von einem germanischen Neutralen.*)

Offener Brief an den Herausgeber.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben an mich die Frage gerichtet, wie ich, der mit deutschen Ver» hältnissen und deutscher Politik einigermaßen vertraut ist, die „belgische Frage" und ihre wahrscheinliche Lösung beurteile. Sie messen einen gewissen Wert bei, mein Urteil zu hören, weil ich als Nicht-Deutscher, aber als Angehöriger einer germanischen Nation imstande sein könnte, die aktuelle Frage von einem Gesichtspunkt aus zu beurteilen, der frei von innerpolitischem deutschen Einfluß ist, aber doch die Selbsterhaltung Deutschlands als notwendige Voraus» setzung für die Selbsterhaltung des Germanentums gegen die unter anglo- sächsischer Führung geleiteten Vernichtungsversuche seitens lateinischer, slawi- scher und gelber Rassen hoch anschlägt.

Ich bemerke von vornherein, daß ich der Ansicht bin, daß die Zentralmächte die größten Voraussetzungen für eine siegreiche Beendigung des Weltkrieges als Erfolg ihrer Waffenmacht haben, sofern die Festigkeit und die Zielbewußtheit, die ihre Heerführer kennzeichnen, gleichfalls ihre Staatsmänner kennzeichnen wird. Mit anderen Worten könnte man diese Ansicht folgender- maßen zum Ausdruck bringen: Nicht nur der Krieg geht um Sein oder Nichtfein, sondern auch der Friede; nicht nur der Krieg ist dementsprechend grausam, sondern auch der Friede.

5

Belgien ist ohne Zögern oder Bedenken auf die Seite von Deutschlands Gegnern getreten. Die Ziele der Feinde Deutschlands, Belgien einbegriffen, richten sich, wie nunmehr offen und klar vor aller Welt angekündigt ist, gegen das Bestehen Deutschlands als selbständiger Großmacht. Hierdurch hat Belgien selbst dazu beigetragen, eine weltpolitische Lage herbeizuführen, die vor dem Kriege nicht existierte, und die jetzt die Wiederherstellung Belgiens in seine frühere staatliche Stellung, die es vor dem Kriege besaß, nicht ermöglichen dürfte.

Als ein gänzlich unabhängiges Land, das keine Sympathie oder auch keine Neigung für Deutschlands Feinde, vor allen Dingen für England, hätte, würde gewiß ein Belgien in Zukunft keine nennenswerte Gefahr für das Deutsche Reich bedeuten. Aber als ein Staat, dessen Selbständigkeit nur pro korva» bestehen

*) In diesen Tagen habe ich folgenden bemerkenswerten Brief von einem angesehenen germanischen Neutralen erkalten, der kürzlich auf Besuch in den Ländern der ZentralmSchte weilte. Dieser bedeutsame Brief zeigt, daß es auch ausserhalb der Grenzen Deutschlands Verständ- nis für die deutsche Sache gibt. Ludwig Stein.

und von England einen „wohlwollenden" Schutz genießen würde, und das dem-
entsprechend einem Einfluß Englands in seine Politik ausgesetzt wäre, würde
Belgien nach einem Friedensschluß unter einer solchen Staatsform direkt gegen
die Interessen der Aufrechterhaltung des Deutschen Reiches verstoßen. Genügende
Garantien hierfür können für das Deutsche Reich nur darin liegen, daß Belgien,
oder vielmehr dessen flämische und wallonische Teile, nach dem Kriege je an
Deutschland in einer Form angegliedert oder mit ihm verbündet werden, welche
jeden englischen Einfluß ausschließt.
Bezüglich des flämischen Teiles des früheren Belgien liegt ja das
Problem ganz klar und wartet nur auf seine Losung. Hierbei fallen in der Haupt-
sache rein deutsche Reichsinteressen mit einem nationalen Wunsch der flämischen
Bevölkerung zusammen. Durch die Erklärung des deutschen Reichskanzlers an
den „Rat für Flandern" in Berlin am 3. März d. I. sind gewissermaßen schon
jetzt die offiziellen deutschen Garantien dafür ausgesprochen worden, daß Belgien
nicht in seine frühere staatliche Stellung wieder eiingesetzt wird. Es ist wohl als
eine Ironie des Schicksals aufzufassen, daß eine Aufteilung Belgiens sich vollziehen
würde laut eines Nationalitätsprinzips, das erst seitens der Entente»
mächte proklamiert worden ist. (Siehe Note des Zehnverbandes an Wilson vom
30. Dezember 1916.) Somit dürfte es wohl schon jetzt als sicher angesehen
werden können, daß der flÄmische Teil des früheren Belgien von dem wallonischen
Teil getrennt wird. Mit dieser Wahrscheinlichkeit hat sich gewiß auch das neu-
trale und feindliche Ausland schon vertraut gemacht.
Etwas anders und vorläufig sehr kompliziert liegt die Frage, was mit dem
wallonischen Teil des früheren Belgien geschehen wird. Hier stehen die
Interessen des deutschen Reiches hinsichtlich eines Nationalitätsprinzips dem
Wunsch der Bevölkerung dieses eroberten Gebietsteiles entgegen. Man kann
sich wohl auch hier die Lösung des wallonischen Problems verschiedenartig denken.
Eine Ha u p t b e d i n g u n g, die die endgültige Lösung erfüllen muß, scheint
aber mit ariomatischer Sicherheit zu sein: dem wallonischen Teil des früheren
Belgien muß eine solche Staatsform gegeben werden, die in sich die vollste
Garantie dafür trägt, daß diesem Landesteile jeder Einfluß der eng-
lischen Macht entzogen wird.
Es begegnet uns hier ein Problem, das das größte Interesse beansprucht.
Wie ich die Lösung dieses Problems mit Rücksicht auf die Selbsterhaltung
Deutschlands als Voraussetzung für die Selbsterhaltung des Germanentums sehe,
soll hier etwas ausführlicher erläutert werden. Bevor ich aber auf das Problem
selbst eingehe, halte ich es für geeignet, auf einige durch den Weltkrieg herbei»
geführten Erfahrungen oder Umstände hinzuweisen, die mir als schwerwiegend«
Faktoren in der Lösung der wallonischen Frage einzugreifen scheinen.

Von einem germanischen Neutralen Die belgische Frage
Die Begriffe über die Faktoren, die zur Sicherstellung eines Landes und zur Gewährung seiner Zukunft beitragen, sind durch den gegenwäirtigen Weltkrieg in ganz durchgreifender Weise verändert worden. Am meisten hat die hohe, nm nicht zu sagen gewaltige EntWickelung der Kriegstechnik diese durchgreifende Veränderung der Begriffe veranlaßt. Einige Beispiele dürften in diesem Zusammenhang eine gewisse Klärung bringen. Ein Fort, das vor dem Kriege gegen jede artilleristische Einwirkung als absolut sicher galt, bricht jetzt in Stücke zusammen — vor einer einschlagenden Granate von der modernen schweren Artillerie. — Die stolze Hauptstadt des großbritannischen Reiches, die vor dem Kriege als gegen jede direkte Einwirkung feindlicher Waffen sichergestellt galt, hat es lediglich der Auffassung der deutschen Heeresverwaltung über den kulturellen Wert von Kunstgegenständen zu verdanken, daß ihre prachtvollen historischen Denkmäler, wie Westminster Abbey, Houses of Parliament, St. Pauls Cathedral, nicht durch Bomben deutscher Luftschiffe schon vor einem Iahre in Trümmer gelegt worden sind. — Die großbvitannische Flotte, die seit Iahrhunderten die englische Weltherrschaft verkörpert und dem Ausdruck „Rule Britanma" seine Berechtigung und Festigkeit gegeben hat, genügt nach den Er» fahrungen dieses Krieges nicht einmal, um die England von allen Seiten umspülenden Gewässer von feindlichen Seestreitkräften freizuhalten. Es sind hier nur einige orientierende Beispiele herangezogen, die klar genug zeigen dürften, wie die Entwickelung der Kriegstechnik eine Umwälzung in den Begriffen über die Sicherstellung eines Landes gegen feindliche Unternehmungen herbeigeführt hat. Es wäre kurzsichtig und von den schicksalsschwersten Folgen, zu glauben, daß nicht die Kriegstechnik ihren gewaltigen Entwickelungsgang weiter fortsetzen und damit auch eine umfassende Veränderung in den heutigen Begriffen über Kriegführung veranlassen würde. Es kann meines Erachtens nicht genug Rücksicht auf diesen Umstand genommen werden, wenn bei Beendigung dieses Krieges dazu geschritten wird, der Zukunft des Deutschen Reiches eine feste und sichere Grundlage zu bereiten. Hierzu gehört in erster Linie: die Heimatstätten der eigenen Industrie und Technik sicherzustellen. Ich richte hier, sehr geehrter Herr Professor, die Aufmerksamkeit auf die für die deutsche Großmachtstellung und ihre Behauptung so außerordentlich wichtigen Industriegebieteim westlichenDeutschland. Ihren Schutz fordert eine durch den Krieg herbeizuführende Lage, wodurch für die Zukunft feindliche Aufmarschgebiete und Luftflottenstützpunkte möglichst weit entfernt davon liegen. Es würde auf die Entwickelung der friedlichen heimatlichen Industrie in Westdeutschland nicht ohne hemmenden Einfluß sein, wenn nicht genügende Garantien gegen ein feindliches Unternehmen von Westen mit und durch diesen Krieg geschaffen werden. Auch im Interesse der deutschen Arbeiterklasse muß es liegen, daß die deiüsche Industrie, die im westlichen Gebiete ihren hauptsächlichen Sitz hat, sich ohne hemmenden Einfluß erwähnter Art weiter entwickeln kann. Schon solche Gründe,

die nur eine Verteidigung des eigenen Landes und den Schutz seiner Lebensinter-
essen bedeuten, scheinen mit genügender Schlagkraft dafür zu sprechen, daß auch
Wallonien unter deutscher Kontrolle bleiben müßte.
Aber auch andere Gründe werden Deutschland mit oder gegen seinen Willen
dazu zwingen, Wallonien gänzlich der Interessensphäre und der Beeinflussung
Englands zu entziehen. Es ist folgende wichtige Überlegung, die hierzu führt:
Nach den Erfahrungen dieses Krieges spielt nich« nur die Technik, sondern
auch die In d u str i e in der modernen Kriegführung eine ganz bedeutende Rolle.
Mit der zukünftigen Entwickelung der Technik wird diese Rolle der Industrie
noch größer und noch ausschlaggebender sein. Nach den Erfahrungen dieses
Krieges tragen auch die friedlichen Industriestätten eines Landes den Cha»
rakter militärischer Anlagen, weil sie sich in kurzer Zeit mit ihren Maschinen
und Drehbänken in ausgesprochene Kriegswerkstätten umwandeln lassen.
Diese Tatsache, die jetzt durch den Krieg unerschütterlich festgestellt wurde, wird
eine von den Ursachen sein, die Deutschland auch dazu zwingen werden, sich mit
und durch diesen Krieg vollsichere Garantien zu verschaffen, daß die umfassende
und hochentwickelte wallonische Industrie bezüglich ihrer Verwendbar-
keit für spätere Kriegszwecke nicht in der Zukunft dazu ausgenutzt werden
kann, Erzeugnisse hervorzubringen, die in einem späteren Kriege gegen Deutsch-
land als Kriegsmittel angewandt werden können.
«
Es fragt sich jetzt, welche Lösung der wallonischen Frage es gäbe, die den
oben angeführten schwerwiegenden Gründen Rechnung trägt? Ein selbstän »
diges Wallonien, etwa wie Belgien vor seinem Eintritt in den Weltkrieg,
würde England und Frankreich früher oder später Veranlassung und Möglichkeit
geben, das kleine Land in kriegerischen Absichten gegen Deutschland mannigfaltig
auszunutzen. Der Rachedurst der wallonischen Bevölkerung würde diese Arbeit
der beiden großen Westmächte erleichtern. Somit gibt es in unserer Überlegung
für die Existenz Walloniens nur zwei Hauptformen, welche den oben genannten
Bedingungen Rechnung tragen können. Dementsprechend kann Wallonien nur
an Frankreich oder Deutschland angegliedert werden.
Ein an Frankreich angegliedertes oder angehörendes Wallomen kann
nur als Ergebnis eines kommenden Friedensschlusses zur Tatsache werden, wenn
Frankreich sich selbst von englischem Einfluß löst, und zwar unter solchen Formen,
die jegliche Vermutung einer wieder eintretenden Freundschaft mit England aus-
schließen. Eine Übergabe Walloniens von Deutschland an Frankreich kann also nur
unter Gewährleistung einer bestehenden Freundschaft seitens Frankreichs gegen-
über Deutschland geschehen und unter solchen Formen sich vollziehen, daß Frank-

reich auf jeden weiteren, während dieses Krieges oft ausgesprochenen Anspruch auf Elsaß-Lochringen endgültig verzichtet. Von Frankreich selbst wird es also ab» hängen, falls Wallonien mit Frankreich unter einem natürlichen nationalen Ver- band vereint werden soll, oder falls sich Deutschland infolge einer von Frankreich nicht gewährleisteten freundschaftlichen Garantie gezwungen sehen wird, Wal- lonien aus Selbsterhaltungsgründen zu behalten.

Es wird somit festgestellt werden können, daß Deutschland nur unter solchen Bedingungen auf eine Besitznahme und eigene Kontrolle über die reichen und hochentwickelten Industriebezirke Walloniens verzichten kann, um dieselben in Frankreichs Hände zu übergeben, wenn Frankreich sich von England vollständig losgelöst hat und durch einen Friedensschluß in ein gewisses Freundschafts- verhältnis zu den Zentralmächten tritt. Die Wahrscheinlichkeit für eine solche Lösung der wallonischen Frage ist wohl mit der gegenwärtigen Auffassung in Frankreich nicht groß. Dagegen ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich mit der Zeit diese Auffassung in Frankreich ändern kann, nicht klein. Man wäre hier geneigt, das hochaktuelle Thema über die Möglichkeit eines Aufhörens der Zwangsallianz Frankreich—England zu behandeln. Das würde aber, hochgeehrter Herr Professor, zu sehr von der hier in Betracht kommenden wal- lonischen Frage entfernen und zu weit außerhalb des Rahmens dieses Briefes liegen. Es bleibt somit nur übrig, daß, wofern Frankreich unter annehmbaren Bedingungen Wallonien nicht mit sich vereinigen will oder kann, daß alsdann Deutschland mit oder gegen seinen Willen aus angeführten Gründen selbst diesen Fremdkörper in zweckmäßiger Form unter seine Herrschaft bringen müßte. — „Nicht nur der Krieg ist grausam, sondern auch der Friede."

Hochgeehrter Herr Professor! Welche Lösung die Geschichte für die wallo- nische Frage bereit hält, wird sich zeigen. Ich lebe aber der Überzeugung, daß das Volk Bismarcks sich wieder einigen und bezüglich Walloniens mit seinem Kaiser und feiner Regierung England zurufen wird: „Hände weg!"

*

Es kann vielleicht manchen wunder nehmen, daß es auch außerhalb der Grenzen Deutschlands Männer gibt, denen das Wohl Deutschlands tief ans Herz greift. Die Ansichten können ja darüber geteilt sein, ob nicht eine Äuße- rung, wie die vorliegende, einen gegen die Neutralität verstoßenden Akt dar- stellt. Darauf ist zu antworten, daß in dem gewaltigen Kampf, der in der Welt heute tobt, jedermann von innerem Rang sich sträubt, unberührt und apathisch zuzuschauen. Von selbst neigen sich die Sympathien der einen oder der anderen der kämpfenden Gruppen oder Völker zu. Nur unbeteiligte Regierungen die in den Krieg nicht eintreten wollen, können und sollen — als Ausdruck für

einen unpersönlichen Staatswillen — im wirklichen Sinne des Wortes neutral
sein. In dieser Beziehung dürfte wohl die Regierung des Landes, dem der
Unterzeichnete angehört, sich berühmen können, eine möglichst strikte Neutralität
im Weltkrieg innegehalten zu haben. Aber es gibt auch Regierungen, die eine
sonderbare Auffassung über die Verpflichtungen einer Neutralität an den Tag
gelegt haben.

Ihr aufrichtiger
Oermsnicns kiter.

Seichnet
die sechste ^Kriegsanleihe!

Die Kriegsopfer für alle Völker abzukürzen, hat Kaiserliche Großmut an-
geregt.

Nun die Friedenshand verschmäht ist, sei das deutsche Volk aufgerufen, den
verblendeten Feinden mit neuem Kraftbeweis zu offenbaren, daß deutsche Wirt-
schaftsstäirke, deutscher Opferwille unzerbrechlich sind und bleiben.

Deutschlands heldenhafte Söhn« und Waffenbrüder halten unerschütterlich
die Wacht. An ihrer Tapferkeit wird der frevelhafte Vernichtungswille unserer
Feinde zerschellen. Deren Hoffen auf ein Müdewerden daheim aber muß jetzt
durch die neue Kriegsanleihe vernichtet werden.

Fest und sicher ruhen unsere Kriegsanleihen auf dem ehernen Grunde des
deutschen Volksvermögens und Einkommens, auf der deutschen Wirrschafts» und
Gestaltungskraft, dem deutschen Fleiß, dem Geist von Heer, Flotte und Heimat,
nicht zuletzt auf der von unseren Truppen erkämpften Kriegslage.

Was das deutsche Volk bisher in kraftbewußter Darbietung der Kriegs»
gelder vollbrachte, war eine Großtat von weltgeschichtlich strahlender Höhe.

Und wieder wird einträchtig und wetteifernd Stadt und Land, Arm und
Reich, Groß und Klein Geld zu Geld und damit Kraft zu Kraft fügen — zum
neuen wuchtigen Schlag.

Unbeschränkter Einsatz aller Waffen draußen,
aller Geldgewalt im Innern.

Machtvoll und hoffnungsfroh der Entscheidung entgegen!

Bankier Georg Hermann Loewy:
Ein Glückwunsch zu Rudolf Havensteins
sechzigstem Geburtstag (10. Marz 1917).
Rudolf Havenstoin ist der dritte Präsident der Reichsbank. Als die Reichsbank 1876 gegründet wurde, war Dechend, der schon seit 1864 die Königlich Preußische Bank geleitet hatte, ihr gegebener Präsident; als Decheud 1890 starb, war sein gegebener Nachfolger Richard Koch, der seit Begründung der Reichs» dank ihrem Direktorium angehörte, seit 1887 ihr Vizepräsident war. Als Havenstein hingegen 1908 an die Spitze der Reichsbank berufen wurde, das Erbe Richard Kochs, des hervorragenden Iuristen und Volkswirtes, den am treffendsten die alte Ruperto-Carola in dem ihm von ihr verliehenen Ehrendoktor-Diplom als „»eillperqii6 öoctrinäin enin usu teliciter colljuvxit" bezeichnet hat, zu hüten, zu kräftigen und zu mehren, da war er, obgleich er fast acht Iahre lang die Kgl. Seehandlung, Preußens Staatsbank, mir Erfolg geleitet hatte und ihr Kapital unter seiner Leitung nahezu verdreifacht worden war, der Allgemeinheit ein unbeschriebenes Blatt; nur wenige kannten ihn näher; erfreulicherweise zählten zu den wenigen diejenigen, in deren Händen die Besetzung des Reichsbankpräsidenten»Postens ruhte.
Karl Helfferich — ob er wohl damals als Legationsrat in Konstantinopel geahnt hat, daß er dereinst in wichtigster Zeit an hervorragender Stelle in engster Fühlung mit Havenstein arbeiten würde? — skizzierte damals, im Ianuar 1908*), Havensteins Aufgaben mit den Worten:
„ . . . Der deutsche Geldverkehr bedarf einer Modernisierung von unten her, bei welcher außer der Reichsbank auch die privaten Kreditinstitute, die Sparkassen, die Genossenschaften, die öffentlichen Verwaltungen usw. ein großes Feld der Mitwirkung haben. Die Bargeld ersparenden Methoden der Zahlungsausgleichung müssen von den Höhen des Giroverkehrs auf die breitesten Schichten der Geschäftswelt ausgedehnt und ein größerer Teil unseres monetären Gold» bestandes muß zum Zwecke der Erhöhung der Elastizität unseres Geldumlaufes in der Reichsbank konzentriert werden. Nach all diesen Richtungen ist ein Ausbau des Systems erwünscht und notwendig; der Nachfolger Kochs steht hier vor großen und dankversprechenden Aufgaben."
Es ist bewundernswert, wie Havenstein diesen Erwartungen entsprochen hat; nicht in einem dieser Punkte hat er versagt. Wie er bald nach seinem
'j Bank-Archiv VIII. Seite 135.

Amtsantritt das Portefeuille der Reichsbank von Finanz- und Prolongations» wechseln säuberte, wie er gegen Kreditüberspannung, Überspekulation und Illiquidität mit Energie und Erfolg einschritt, wie er mit feinem Verständnis dem bargeldlosen Zahlungsverkehr immer neue Möglichkeiten eröffnete, wie er durch kluge Devisen- und geschickte Diskontpolitik, unbeirrt durch vielfache Angriffe, den Goldschatz der Reichsbank in sechs Friedensjahren verdoppelte, wie er zielbewußt für die finanzielle Kriegsbereitschaft rüstete, davon zeugen die Wochenausweise und Iahresberichte der Reichsbank von 1908 bis 1914, und das hat ihm in Fachkreisen, wenn auch bisweilen für Einzelmaßnahmen Widerspruch, so doch im allgemeinen weit überwiegend Zustimmung und Beifall ein» getragen. Dem deutschen Volke aber wirklich nähergerückt ist Havenstein erst während des Krieges. Wie Havenstein durch weitgehende Kreditgewährungen seitens der Reichsbank, durch Bereitstellung gewaltiger Mengen neuer Umlaufs» mittel, durch die Eröffnung der Darlehnskassen usw. die Panik des August 1914 bannte und Deutschland vor dem in allen anderen kriegführenden Staaten aufgetretenen Übel des offenen oder versteckten Moratoriums bewahrte, wie er durch beständige Verbesserung der Bargeld ersparenden Zahlungsmethoden und durch die bewunderungswürdige Sammlung der im Verkehr befindlichen Goldmünzen es verstanden hat, den Goldbestand der Reichsbank, der am 31. Iuli 1914 wenig über eineinviertel Milliarde Mark betrüg, auf weit über zweieinhalb Milliarden Mark zu erhöhen, wie unter seiner geschickten Leitung das deutsche Volk durch fünf Kriegsanleihen dem Vaterlande für die Kriegführung 47 Milliarden Mark aufgebracht hat, und nun sich anschickt, auch der sechsten Kriegsanleihe einen großen Erfolg zu bereiten, das steht vor aller Augen und hat Havenstein mit Recht zu einem der populärsten Männer Deutschlands gemacht. Havenstein ist kein Mann der vielen Worte, sondern ein Mann der Tat. Wer ihn kennt, weiß es, daß treueste Pflichterfüllung ihm über alles geht. Was er für richtig erkannt hat, das sucht er mit großer Energie, aber ohne Pedanterie, zur Verwirklichung zu bringen. So konnte die Reichsbank nnter seiner gleichermaßen großzügigen wie vorsichtigen Leitung einen grandiosen Aufschwung erfahren. Zu welcher Bedeutung sich die Reichsbank unter Havensteins Präsidium entwickelt hat, wird am besten klar, wenn man erwägt, daß die Umsätze, die im Iahre 1907, dem Iahre vor seinem Amtsantritte, 298 997 351 600 Mark betrugen, im Iahre 1915 — der Iahresbericht für 1916 liegt noch nicht vor — eine Höhe von 972 519 407 300 Mark erreicht haben. Havensteins größter Ruhm aber ist es, daß heute niemand in Deutschland, auch keiner von denen, die mancher von ihm getroffenen Einzelmaßnahme nicht zustimmen, einen anderen an der Spitze der Reichsbcink selben will als ihn und alle ihn für die Lösung der gewaltigen Aufgaben, die des Reichsbankpräsidenten während des weiteren Verlaufes des Krieges und vor allem bei der Überleitung vom Krieg zum Frieden harren, für den Geeignetsten halten. Wenn ich daher heute, wo Havenstein das siebente Lebensjahrzehnt

beginnt, meine Glückwünsche nicht nur in die Worte „aS inulws «.nnns" kleide, sondern auch den Wunsch hinzufüge, daß Havenstein diese multos anvos noch recht lange der Reichsbank widmen möge, so bin ich sicher, nirgends einem Wider» spruche, überall vielmehr lebhafter Zustimmung zu begegnen.

Karl von der Heydt:
Kriegs- und Friedensziele.
(Eine Ergänzung zum Aufsatz von Frhrn. v. Rechenberg.)*)

Daß wir in diesen Krieg nicht mit der Absicht zogen, die Weltherrschaft zu erringen, ergibt sich aus seiner Entstehungsgeschichte. Daß wir diese Absicht, hätte sie bestanden, militärisch auch nicht erreichen können, ist heute wohl für jeden klar. Selbstbehauptung ist unser Sieg.

Und wäre selbst die Weltherrschaft jetzt erreichbar, so wäre sie es nur für jetzt, d. h. für eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne, wenigstens wenn man darunter die Herrschaft der deutschen Rasse versteht. Unsere Basis ist zu schmal für solche Träume. Was können wir tun, um uns auf einem würdigen Platz auch für die fernere Zukunft zu behaupten? Das ist im innersten Kerne die Frage des Kriegszieles.

Die Antwort lautet, darin stimme ich Herrn v. Rechenberg zu: Nicht durch Annexionen. Die Annexion fremder hochorganisierter Völker würde uns schwächen, nicht stärken. Sie müßte Unterdrückung sein, und dabei leidet der Unterdrücker kulturell fast noch mehr, als der Unterdrückte. Sie kostet ihn seine beste kulturelle Kraft. Als warnendes Beispiel dienen Rußland und Großbritan» nien, jedes in anderer Weise: Rußland seufzt unter der allmächtigen Bürokratie, die sein Unterdrückerwerkzeug ist, und Großbritannien unter dem aller Meta» physik baren Kusine»«-Geist, der das seine ist, weil es sich nur in dieser Sprache mit den zahlreichen Unterdrückten verständigen kann. Rußland hat die mensch- liche Freiheit, die es im Mittelalter besaß, opfern müssen, England den Geist Shakespeares.

Also Ewigkeitswerte gegen Zeitwerte!

Und wir würden noch nicht einmal diese irdischen Kampfpreise erreichen können, füge ich zur Beruhigung derjenigen hinzu, die solch' Tausch nicht schrecken möchte. Hochorganisierte Völker, um die es sich in unserem Falle handelt, sind refraktär solchen Experimenten gegenüber.

Das gilt von Polen, das gilt von Belgien vor allem, von Nordfrankreich, von Serbien, von der Walachei. Bei der letzteren ließe sich vielleicht ein Frage-

*) .Nord und Md". Februarheft 1917, S. 131 ff.

zeichen machen; das muß der Landeskundige beurteilen. Von Litauen und Kur»
land, da trenne ich mich von Herrn v. Rechenberg, gilt es freilich nicht.
In Kurland sind Adel*), Besitz und Intelligenz rein deutsch, die lettisch«
Bevölkerung ist durch die Maßnahmen der Russen fast verschwunden. Den Plan,
dieses Land mit Deutschen, etwa den aus Rußland vertriebenen 5—600 000 deut»
schen Bauern (Zahl des Herrn v. Rechenberg) zu besiedeln, kann ich nicht für
utopiftisch halten.
Litauen scheint schwach bevölkert, der Volksstamm kann kaum als eine
Nation im modernen Sinne angesprochen werden, es bildet die Brücke zu Kurland.
Also auch da könnte der Versuch, deutsche Ansiedler unter voller Schonung der
nationalen Rechte der Litauer unterzubringen, m. E. gewagt werden, er müßte
es fast. Gelingt beides, so würde es um ein weniges unsere nationale Basis
verbreitern, freilich ohne daß das gegenüber den großen Zahlen, mit denen die
Weltmächte rechnen, irgend eine Rolle spielte.
Hier melden sich dann auch gleich die Befürworter einer Germanisierungs»
politik. (Eindeutschung ist das entsetzliche Wort, das sie dafür erfunden haben.)
Glücklicherweise gelingt es nicht, durch administrative Maßnahmen ein Volk
seiner Sprache zu berauben. Es vollzieht sich das wohl von selbst an einigen
Sprachgrenzen als säkulare Entwicklung aus wirtschaftlichen, mehr noch
aus kulturellen und sozialen Gründen, wenn z. B. die stärkere Sprache die Sprache
der Vornehmen wird. Aber solche Prozesse haben, weil viel zu langsam, kein
praktisches Interesse, und außerdem sind jetzt fast jeder größeren Sprachgemein»
schaft in der Presse, der Literatur, der politischen Agitation Wächter bestellt,
die diese Prozesse erfolgreich hemmen. Wie langsam sie selbst da verlaufen, wo
dies nicht der Fall, beweisen die Wengen im Spreewald.
Aber wenn und soweit die Verdrängung einer schwächeren Sprache durch
eine stärkere gelingt, ist der Vorgang doch immer zweiseitig. Nicht nur die stärkere
Sprache beeinflußt die schwächere, sondern auch umgekehrt: diese jene. Und die
Beeinflussung unserer deutschen Sprache durch eine artfremde — und das
bedeutet ihre Barbarisierung — wird sich keiner, der die Muttersprache lieb und
der Sinn und Ohr für ihre ganz persönliche Melodie offen hat, ihr wünschen.
Man denke nur, wie das Magyarische mit seinem Hackbrettrhvthmus das öster-
reichische Deutsch überfremdet hat!
Es ist ernstlich zu hoffen, daß die Ära der Germanisierungspolitik, wie
wir sie jahrzehntelang — als Versuch mit untauglichsten Mitteln — an den
Polen betrieben haben, durch die Errichtung des polnischen Staatswesens end»
gültig abgeschlossen ist!
Diesem gewaltigen Staatsakte stimme ich ebenso wie Herr v. Rechenberg zu,
aber ich möchte ihn vorsichtig noch keine „Lösung" nennen. Das polnische
Stürmer, Bark und Everth sind aber keine Balten I

Problem, d. h. die Frage, wie der Drang der Polen nach nationaler Einheit mit unseren staatlichen Lebensnotwendigkeiten (denn Birnbaum liegt etwa 150 Kilometer von Berlin) zu vereinbaren sei — wobei diese natürlich vorgehen müßten — ohne daß wir den guten Willen des neuen Staates verlieren, bleibt immer ein Problem und zwar ein sehr schweres und ernstes. Der jetzige Zustand ist ein kleineres Übel als jenes, wo Rußland von Wladiwostok bis Kalisch reichte, eine Bedrohung, wie sie kein Staat Europas auf sich lasten hatte; immerhin, ein Übel ist er noch. Aber Probleme sind Aufgaben, und kein Volk schreitet fort, dem feine Aufgaben gestellt sind.

Interessant aber gefährlich ist die Lösung, die Rechenberg für die belgisch« Frage vorschlägt.

Sie setzt ein uns völlig freundlich und „zahm" gewordenes Frankreich vor» aus, eine Annahme, die, heute wenigstens, auf nicht viele Anhänger rechnen kann. Ein irgendwie revanchelüsternes Frankreich, und ein anderes kennt ja unsere Generation nicht, dicht in der Flanke unseres Industriegebiets zu wissen, ist doch ein zu beängstigender Gedanke.

Es hilft uns darüber auch die Erwägung nicht hinweg, daß wir nun, als Besitzer Flanderns, (nach Rechenbergs Plane) diese gefahrdrohende Flanken» stellung wiederum flankieren würden, denn mit diesem Flandern würden wir nur eine schmale, also schlechte strategische Verbindung haben, und im Lande selbst würden wir fremde Eroberer, nicht, wie die Franzosen in Brabant, stammverwandte Freunde sein. Die mederländische Sprache ist nun einmal kein Dialekt mehr der hochdeutschen, sie ist seit Iahrhunderten über die Dignität eines nieder-ripuarfränkischen (nicht niedersächsischen, wie man merkwürdigerweise zur Zeil des Burenkrieges annahm) Idioms hinausgewachsen und eigene Schriftsprache mit eigener Literatur und Lebenskultur geworden. Außerdem ist die Aristokratie des Flamenlandes französiert; das ganze Volk durch die jahrelange militärische Besetzung uns wenig freundlich gesinnt. Die dort zu haltende Besatzungsarmee würde im Kriegsfall wie abgeschnitten sein.

Andererseits würde die in Frankreich herrschende antikirchliche und radikale Advokatenklique nicht rein erfreut sein über den Zuwachs einer überwiegend streng klerikalen Bevölkerung.

Man darf auch nicht unterschätzen, daß beide Nationalitäten in Belgien zwar nicht miteinander, wohl aber mit der Person des Königs, der ihnen nicht mit Unrecht als Märtyrer und Held erscheint, durch den Krieg eng verwachsen sind. Es wäre nicht nur unschön, sondern unklug von uns, uns der Rückkehr dieses Königs in sein Schloß in Brüssel zu widersetzen. Die Dinge liegen hier direkt umgekehrt, wie hinsichtlich Serbiens.

Nun spricht man von den realen Garantien für Belgiens Wohlverhalten. Der Reichskanzler selbst hat sie als unerläßlich bezeichnet. Ich muß gestehen, und da geht es mir ebenso, wie Herrn v. Rechenberg, daß ich nicht imstande bin,

mir solche Garantien vorzustellen. Was sind angesichts der heutigen Artillerie Festungen? und was würde es nützen, den Betrieb der Eisenbahnen in Händen zu haben? Besser als solche Stipulationen der Präpotenz ist noch immer die Annexion, und die ist ja schlecht. Eine Zollunion würde bedeuten, daß wir der belgischen Industrie ohne Dank Tribut bezahlen.

Es gibt keine andere Sicherung vor der belgischen Vexiertüre, die aufgeht, wenn sie zu sein sollte, und umgekehrt, als die Schaffung eines von Grund aus veränderten Verhältnisses zu Frankreich. Das ist zu wünschen, aber man wagt es kaum zu hoffen. Es ist wie der Stein der Weisen.

Endresultat dieser Betrachtung: Es wird nichts Wesentliches zu annektieren geben in Europa. Wir wollen uns die Rückgabe der besetzten Länder gut, sehr gut bezahlen lassen, in Geld, Kolonien und anderen Vorteilen. Für die Siche» rung unserer Zukunft bleiben wir immer auf die lebendigen Kräfte unseres Volkes angewiesen. Wir werden nicht nur stark, sondern auch sehr klug sein müssen.

Entscheidend kann für alle diese bangen Zuknnftsfragen der Gedanke des freien Meeres werden.

Wenn man erst erkannt hat, daß alle Rivalität der europäischen Nationen, auch die, die zum gegenwärtigen Kriege führte, Kampf ums Meer, nicht Kampf um Land ist, dann wird man Herrn Wilson auch zubilligen, daß er zwar ein rein amerikanischer Politiker — er will gar nichts anderes sein —, aber ein durchaus praktischer Politiker und beileibe kein weltfremder Professor ist*).

Seine Botschaft ist ja auch wohl sicher nicht seine Privatarbeit, sondern die wohldurchdachte und berechnete Leistung der ihn umgebenden führenden politi» schen Kreise. Wir können diesen Frieden, wie er ihn vorschlägt, im Grunde genommen fast ganz akzeptieren.

Und wenn wir seben, daß ein durch seine ganze Erziehung englisch vor» eingenommener Mann, der den deutschen Staatsaufbau und damit den deutschen Staatswillen nicht einmal versteht, vielleicht ohne es selbst zu wissen, unsere <Nedanken verkündet, verkünden muß, so ist das ein schöner Beweis dafür, wie richtig und parallel zum Willen der ganzen Welt (unsere verblendeten Feinde ausgenommen) unser Kriegswille gelagert ist.

Und auch unser Friedenswille.

Denn nur der Aufbau einer wirklichen Völkergemeinschaft Europas auf der Grundlag« der Meeresfreiheit kann die Frage lösen, die wir an den Anfang dieser Betrachtungen stellten: wie sichern wir unserem Volkstum einen angemessenen Platz in der Welt, auch für die weitere Zukunft, gegenüber den Riesenvölkern, mit denen der Erdball dann rechnen wird?

Solche Gemeinschaften folgen ganz von selbst der Führung des Starken, und das werden wir sein.

*) Das ist vor dem „Abbruch" geschrieben, wird aber gleichwohl aufrecht erhalten.

Professor Dr. Ludwig Frankel:

Die Persönlichkeit des jehigen griechischen Ministerpräsidenten außerhalb der Politik.

Darüber herrscht wohl bei allen leidlich urteilsfähigen Köpfen des heutigen Europa und darüber hinaus volle Klarheit, daß der wenigst beneidenswerte und zugleich wackligste Sessel eines Ministerpräsidenten auf der jetzigen Stufe des völkerrechtlich immer mehr verwirrenden Weltkrieges derjenige an den Ufern der harmlosen Kephissos und Ilissos ist. Aber so sehr auch die hitzigsten Streber unter der heutigen internationalen Diplomatie völlig frei von Mißgunst gegenüber dem kühnen bald sechsundsechzigjährigen Gelehrten sind, der, a^s sein König, Schüler und Freund rief, mutig aus reiner Vaterlandsliebe jüngst in die Bresche sprang, über die eigentliche Bedeutung, überhaupt über die Eigenart dieses seltenen Mannes weiß kaum jemand unter den derzeitigen Kollegen in den Großmächte» und Kleinstaaten»Kabinetten ernstlich Bescheid. Wir erstaunen nicht, wenn daher während der letzten Monate über den vorher in weitesten Kreisen der angeblichen Pächter „aktueller" Staatsweisheit Unbekannten in jener Hinsicht allerlei zu» sammengefabelt worden und davon das meiste irgendwie in die Tagespresse durchs gesickert ist. Fast nichts daraus darf auf tatsächlichen Wert Anspruch machen, mag es auch mit noch soviel Bewußtsein, zu den Eingeweihten zu gehören, vorgetragen werden. Dahin rechnen besonders die mannigfachen persönlichen „Erinnerungen", die seit dem Amtsantritt des „neuen Mannes" in der Tagespresse auftauchten, wie die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 288 vom 17. Oktober 1916, Abendblatt) ein Musterbeispiel von E. Bernhardt, aus dem Iahre 1906, brachte. Solche gutgemeinten, aber doch das Bild ins Anekdotische verschiebende Mitteilungen fördern blutwenig: und zwar um so geringer, wo, wie auch ebendaselbst, die weitkluge Zurückhaltung und wohlbedachte Verschwiegenheit des Abkonterfeiten ausdrücklich betont werden muß.

So haben wir denn allen Anlaß, in das frühere Wirken des sturmumbrande» ten Steuermannes hineinzuleuchten, dahin, wo ihm aktives politisches Schaffen noch fernlag. Der Athener Akademiker Professor Dr. SpiridionLambros, der, obwohl er sich bisher nie praktisch in der Politik betätigt hatte, den Auftrag König Konstantins, seines früheren Hörers und nachherigen Alltagsgenossen zum Gedankenaustausch, unter den heutigen allerschwierigsten Umständen ein neutrales Geschäftskabinett zu bilden, übernahm, gilt seit langer Zeit in Fachkreisen als eine wissenschaftliche Größe. Er ist geboren am 21. April 1851 auf Korfu, er ist also kein Epirote, wie jüngst durch die Zeitungen lief, als ein Motiv gesucht wurde, um ihn wider das dort immer lüsternere Italien einzunehmen. Wohl aber

stammt wahrscheinlich von seiner Abkunft die wohlbewußte starke Neigung für
Italienisches, welche zweifellos jetzt mancherlei eifersüchtige Gelüste des römischen
habgierigen Regierungsklüngels zunichte macht. Schon 1867—71 studierte er
zu Athen, dann, sofort nach dem Einsetzen des gewaltigen Bildungsaufschwungs
im neuen Deutschen Reich, 1872—75 in Berlin Geschichte, bald immer mehr
mit dem Schwerpunkt auf der Antike. In Leipzig promovierte der ganz in die
Bahnen deutscher Hochschulwissenschaft eingewöhnte junge Neuhellene zum Doktor
der Philosophie, arbeitete darauf auf mehreren an historischen Schätzen reichen
Bibliotheken Mittel» und Westeuropas und habilitierte sich 1878 an der National»
Universität zu Athen als Privatdozent für einheimische Geschichte. 1882—35 war
er dort daneben Direktor der Abteilung für Volksschulwesen im griechischen Kultus»
Ministerium und wurde 1886 außerordentlicher, 1890 ordentlicher Professor für
Alte Geschichte daselbst. Außer vielen Abhandlungen in in» und ausländischen
Organen seiner Wissenschaft veröffentlichte Lambros eine große Anzahl Werke
zur althellenischen Geschichte und Kultur in griechischer, lateinischer, französischer
und englischer Sprache. Davon seien hier nur angeführt: „Ooll«otioil <!«
roiukug Qreo« eo langne vultzaire et eu ver»" (1880), „Lollstkmtwi
Asturs sniiusIiuil l Ilbri «luv" (1885), im Supplementum Aristotelicum der
Preußischen Akademie der Wissenschaften eine Aufsehen erregende philologisch«
naturhistorische Leistung, „Latalojzue ok tde SreeK Wkmusoript« ok ölovnt.
^.tdos" (2 Bände, 1895—1901), eine längst fällige Aufgabe glanzvoll lösend,
„Latdesis OKronio» »nü «drooios ^tkenarum" (1902) u. a. Einer ganzen
Reihe der Belege seiner weitschichtigen und ausgedehnten fachwissenschaftlichen
Forscher- und Darstellertätigkeit gebührt für unsere Kenntnis und Erkenntnis
der astgriechischen Altertumskunde und Literatur der Rang grundlegender Bedeu»
tung. So gilt z. B. das angeführte Gesamtverzeichnis der griechischen Hand»
schriften in den Athosklöstern in jedem Betracht als ein Monumentalwerk. Wir
entnehmen einer Zuschrift eines sichtlich sehr sachkundigen Dr. M. B. an die
„Vossische Zeitung" Nr. 532 vom 17. Okt. 1916, erste Beilage, Seite 2, als Er»
gänzung folgendes: „Als Sektionschef für das Volksschulwesen im Kultusmini-
sterium hat Lambros Unvergängliches für die Volksbildung seines Vaterlandes
geleistet. Er hat auch (Ernst) Curtius und Gregorovius ins Griechische übersetzt. —
Lambros ist der erste griechische Gelehrte, der, die Errungenschaften der west»
europäischen Wissenschaft völlig beherrschend, die moderne Forschungsmethode in
sein Vaterland einführte."

Hier sei ein Hinweis auf einen gelegentlichen wissenschaftlichen Fund ein»
geschoben, der Lambros vor fünftehalb Iahrzehnten gelungen und seinen Namen
geradezu volkstümlich gemacht hat. Im Iahre 1872 entdeckte er in der Nachbar»
schaft der alten Hauptstadt Böotiens, des siebentorigen Theben, die einstige Stadt
Tanagra, welche durch die dort hergestellten Figürchen aus gebranntem Ton
weit bekannt war. Von seinem korfiotischen Landsmann und Forschgenosse»

Iorghis Anaphantis unterstützt, durchwühlte er bis 1874 ungefähr 10 000 Gräber aus dem 4. Iahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung; beinahe in allen stieß man auf Musterexemplare jener berühmten Tanagrakunst, darunter viele farbige Figuren, die jedoch oft bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen. Immerhin gelang es, mehrere Tausend dieser Figuren zu bewahren. Heute kennt man in der ganzen Welt die Nachbildungen dieser alten Originale, und das Wort „Tanagra" ist zahllosen Menschen als Inbegriff einer ganz bestimmt umrissenen Gattung von Terrakotten der antiken Koroplastik aus der Blütezeit althellenischer Kunst wohlbekannt, ohne daß sie eine klare Vorstellung von der Ursache dieser Bezeichnung besitzen oder gar wissen, daß diese neueste Berühmtheit Tanagras, auf den in der Nekropole auf dem dortigen Kokkalihügel veranstalteten Aus» grabungen der anmutigen Statuetten beruhend, größtenteils auf den gegenwär» tigen griechischen Ministerpräsidenten zurückführt. Seltsame Fügung! Gerade in den letzten Wochen stritten sich in der deutschen Kunsthauptstadt München Herr E. Echammer und Frau Trippe»Fürst um den Vorrang, wer von beiden daselbst auf seiner Miniaturbühne in Märchenverkörperungen mit niedlichen Figürchen echte „Tanagra-Spiele" darbiete (vgl. Generalanzeiger der Münch. Neuest. Nachrichten Nr. 564 vom ö. November 1916, S. 3), gewiß unberührt von einer Ahnung, daß der mittelbare Urheber unserer ganzen Tanagra-Neukunst eben jetzt in jenem sorgenvollsten Premierminister-Hause des kriegsergriffenen Europa waltet.

Ein deutscher Altertumsforscher, Reinh. Kekuls, war es, der in zwei gründ» lichen Abhandlungen (1878) „Griechische Tonfiguren aus Tanagra" in Bild und Wort am saubersten vergegenwärtigte. Ein deutscher Kunsthistoriker, Gottfried Kinkel, der bekannte Dichter und Achtundvierziger, hat dann als seine letzte poetische Gabe „Tanagra. Idyll aus Griechenland" (1883, aus dem Nachlaß) beschert, wo anschaulichst jener Boden vor uns sich ausbreitet. So knüpften deutsche Forschung und literarische Ausmünzung an den Arbeitserfolgen unmittelbar an, die der glückliche Archäolog Lambros erreicht hatte. Kein Wunder, daß der Name dieses hervorragenden Gelehrten modernen Stils weit über die Grenzen seines Vaterlandes in der internationalen Wissenschaft längst besten Ruf genoß und nicht erst neuerdings eine höchst ehrenvolle Rolle spielte. Seit 1904 gibt Lambros eine angesehene historisch»philologische Vierteljahrsschrift „Neos Hellenomnemon" in seiner geliebten Muttersprache heraus: ein Sammelbecken zahlreicher feiner Beiträge von da und dort. Der als schlagender und geistvoller öffentlicher Redner berühmte Mann hat sich diesen Namen besonders bei der weit über das junge Hellas hinaus warm begrüßten Erneuerung der Olympi» schen Spiele erworben, deren Geschäfte er seit 1902 als gewandter Gensral» sekretär geführt. Es ist ein Verdienst des unlängst verstorbenen ausgezeichneten Philologen August Leskien in Leipzig, des ersten Inhabers eines slawistischen Ordinariats an einer reichsdeutschen Hochschule, Lambros' reiche Kraft und

Wissensfülle bei der 14. Neubearbeitung von Brockhaus' Konversa-
tionslexikon zur Mitarbeit für vi« Artikel über hellenisch« Geschichte gewon»
nen zu haben. Es war bei Lambros' Amtsantritt, Ende Oktober 1916, gerade auf dln
Tag ein Vierteljahrhundert, daß Professor Leskien, damals als Vetter der Familie
Brockhaus Oberleiter der gewaltigen Enzyklopädie, zu mir, dem Redaktionssekretär,
freudestrahlend ins Büro tritt: „Gottlob, endlich haben wir ihn, Herr Doktor!"
„Wen denn?" fragte ich den sonst allezeit ruhig besonnenen Iubler. „Lambros
in Athen! Er schreibt oder, wo nur nötig, überarbeitet uns alles Hellenische."
So kann man denn in der jetzt im Umlauf befindlichen „Neuen revidierten Jubi»
läumSausgabe" des berühmten maßgeblichen Leipziger Nachschlagewerkes auf alle
Aufklärungen aus dem so viel durchackerten Felde griechischer Altertumskunde im
weitesten Sinne schwören — entstammen sie doch jener berufensten Feder. Einer
Feder übrigens, die den deutschen Stil eben so sicher meistert, wie der Mund ihres
grundgescheiten Inhabers unsere Muttersprache fehlerlos und dialektfrei gern, ja
am liebsten handhabt. Im „Brockhaus" Band 17, Seite 601 findet man die
einzige deutschgedruckte authentische Lebensskizze von Lambros; ich habe sie,
auf sein ausdrückliches Anliegen ohne eine Silbe Lob, vor einem Vierteljahrhundert
entworfen. Nun, heute können wir wohl begreifen, daß auch der beklagens- und
bewundernswerte seelenstarke Monarch des brutal drangsalierten Landes gedacht
habe: „Gott sei Dank, wir haben ihn!", und wollen ihnen beiden, den wackern
und tapfern Staatslenkern, aber auch uns selbst, die wir voll ernstester Teilnahme
ihr Abwehrringen wider überstarke Gewalttätigkeit besorgt begleiten, das Aller-
beste aus Lambros' vorher ungeahnter staatsmännischer Wirksamkeit wünschen.
Daran mag uns auch nicht die Angabe des Berliner Korrespondenten der Kopen-
hagener „Nationaltidende" vom 6. Dezember 4 916 irre machen, zu dem der bisherige
deutsche Gesandte in Athen, Graf Mirbach, unmittelbar vorher geäußert haben
soll: „Aber der jetzige Regierungschef kann nicht unser Freund genannt wer-
den" (?).

Hermann Stahn
Höhen, Hemmungen und

Dr. Hermann Stahn:
Höhen, Hemmungen und Hoffnungen islamischer Kultur.

i.

„Wir Türken und unsere Geschichte haben auch unsere Kultur gehabt, wie das deutsche Volk, aber leider — diese Kultur ist mit der Zeit etwas verdunkelt worden," so sprach am 23. Mai vorigen Iahres namens der türkischen Abgeordneten der Konstantinopeler Universitätsprofessor Seyd Hachim Bei im deutschen Reichstagsgebäude. Er war zu diesem Wort wohl berechtigt. Eine hochentwickelte Kultur gab es einst in den Ländern der heutigen Türkei. Auf dem Islam, der Religion Mohammeds begründet, strebte sie unter dem Kalifat der Omajjaden mächtig empor, erlangte unter den Abbasiden (750—j258) ihre großartigste Ent» faltung und fand auch später, nicht nur im spanischen Westen, sondern auch im türkischen Osten noch mannigfache Förderung. Unter uns war zwar bisher die Kenntnis dieser Kultur nur ein Sonderbesitz weniger, aber bei unserer aufrichtigen Freundschaft für die Türkei kann es nicht anders sein, als daß die Bekanntschaft damit immer tiefer und allgemeiner werden muß. Am meisten sind unserem Volke wohl noch die Werke islamischer Kunst vertraut. Wer auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt, von dem erwartet man, daß er etwas von jenem „maurischen" Stil weiß, der in der Alhambra zu Granada den großartigsten Ausdruck gefunden hat. Eine Fürstenresidenz von märchenhafter Schonbeit, weist sie in ihren stimmungsvollen Höfen und weiten Hallen, in ihrer Unmenge von Säulen und den mit reichem Stuck verzierten Spitz» und Hufeisenbögen, in ihren seltsam verschlungenen geometrischen Linien und Ranken (den „Arabesken"), wie in ihrer Farbenpracht die eigenartigen Züge islamischer Baukunst auf. Sie begegnen uns wie in diesem letzten, im 15. Iahrhundert vollendeten Meister» werk auch in monumentalen Schöpfungen früherer Zeiten, nicht nur auf spanischem Boden, wo noch der Hiralde zu Sevilla mit ihrer unübertroffenen Grazie und der Moschee von Cordoba besonders Erwähnung gebührt, sondern ebenso an anderen Stätten des Islam, in den Moscheen von Tlemsen (Marokko), Kairuam (Algerien) und Kairo. Waren die einzelnen Kunstformen auch großenteils Baudenkmälern einer älteren Kultur entlehnt, so wurden sie doch von den mohammedanischen Künstlern zu neuen Einheiten verbunden, eigenartig fortgebildet und zu einer Vollendung geführt, die uns zu aufrichtiger Bewunderung ihres Könnens nötigt. Neben der Baukunst gelangte das Kunstgewerbe zu höchster Blüte. Auch hier feierte die Vorliebe für Verzierung, die sowohl im linearen Ornament wie im Rankenwerk der Arabeske mit peinlichster Sorgfalt

bis ins Einzelste durchgeführt wurde, die glänzendsten Triumphe. Die Erzeug-
nisse der Kunsttöpferei, der Buch- und Glasmalerei, der Holz» und Metall-
bearbeitung, der Teppichweberei wurden in dem darin weit nachstehenden Abend-
lande aufs lebhafteste begehrt. Ansehnliche Leistungen weist auch die selbständig
erwachsene Dichtkunst auf, und zwar in der Lyrik, im Spruch und in der Erzäh»
lung. Die Zahl wirklicher Dichter, zu denen auch manche der Omajjadenkalifen
gehören, ist außerordentlich hoch. Birgt sich unter der eleganten Form auch
oft ein dürftiger Inhalt, so bekunden doch manche Dichtungen, wie die des
blinden Syrers Al Maarri, tiefe Einblicke in Welt und Menschheit. Mit der
Poesie suchte die Musik gleichen Schritt zu halten, und starke Einwirkungen
gingen von ihr aufs Abendland aus.
Neben der Kunst kam als weiterer Zweig islamischer Kultur die Wissen-
schaftzu reicher Entfaltung. Mächtig gefördert durch große und reich« Herren,
vor allem durch die drei Abbasidenkalifen Mansur, Harun und Mamun, erreichte
sie von 800 bis 1000 ihre höchste Blüte, fand aber auch später noch eifrige
Pflege, wie die Errichtung der Hochschule („Medrese") in Bagdad durch Nizam
Al Mulk, den ausgezeichneten Wesir des Seldschukensultans Melikschah beweist.
Dabei war Bildung und Wissen nicht das Vorrecht Weniger. Bis zu den unter-
sten Schichten konnte jeder lesen und schreiben. Großartige Bibliotheken standen
an allen größeren Orten zur Verfügung, in Bagdad z. B. lange nach der eigent-
lichen Lohn. Alle frische Tätigkeit lähmte der fatalistische Glaube von der unent-
sprechend dem auf das Praktische, Nützliche gerichteten Geist des Semiten, suchten
sich die Araber in erster Linie die philosophischen, mathematischen, medizinischen und
naturwissenschaftlichen Errungenschaften der älteren Kulturen (Griechenlands,
Persiens, Indiens) zu eigen zu machen und zu vermehren. Das sinnlich zu
Fassende und das logisch zu Begreifende fesselte die Aufmerksamkeit, weniger
dasjenige, was nur dem Gemüt, dem Ahnen zugänglich ist. Das tritt gleich
bei der vornehmsten aller Wissenschaften, der Philosophie, zu Tage. Während
sie in der philosophischen Spekulation kaum das überkommene richtig erfaßten,
zeigten sie für logisches Zergliedern große Begabung. Ihr Lehrmeister wurde
Aristoteles. Von den islamischen Philosophen gewann der zugleich als Arzt
berühmte Ibn Sina (Avicenna) mit seiner glücklichen Gabe geschickter Grnp-
pierung und faßlicher Darstellung räumlich und zeitlich den größten Einfluß.
Selbständiger war der anderthalb Iahrhunderte nach ihm im Westen der islami-
schen Welt lebende, naturalistisch gerichtete Ibn Roschd (Averroes). Noch mehr
als Avicenna hatte er unter der Feindschaft orthodoxer Theologen zu leiden.
Gleichwohl fanden beide viele Verehrer, und nicht nur im Islam. Auch die
christliche Scholastik schenkte ihnen die höchste Bewunderung. Die Übermittelung
der Geistesarbeit des alten Griechenlands an das christliche Mittelalter wurde
überhaupt das größte Verdienst der islamischen Philosophie. Mit besonderer
Vorliebe wandten sich die Iünger Mohammeds der Mathematik zu. Bald Wer

Euklid und die anderen Lehrmeister hinauswachsend, erwarben sie sich unvergängliche Verdienste in der Geometrie, Trigonometrie und in der Algebra, die, wie so viele andere Dinge, mit ihrem arabischen Namen schon von jener Vergangenheit zeugt. Es sind Verdienste, die auch uns heute noch zugute kommen, und ohne welche die Leistungen eines Kopernikus und Kepler undenkbar wären. In der Astronomie boten die in Bagdad und an vielen anderen Orten errichteten Sternwarten die Grundlage zur Verbesserung der astronomischen Tafeln des Ptolemäus, zu genauerer Feststellung der Bahnen der Sonne, des Mondes, der Planeten und zu vielen anderen Forschungen, die wir jener Zeit verdanken. In der Medizin blieb zwar dauernd der Grieche Galenos maßgebend, aber mit welchem Eifer man sich um sie bemühte, zeigt der „Kanon der Medizin" des Avieenna, ein Riesenwerk, welches das ganze Mittelalter hindurch an europäischen Hochschulen als erste medizinische Autorität galt. Während Fortschritte in der Chirurgie durch das Verbot der Zergliederung von Leichen verhindert wurden, erfuhr die Heilkunde durch die Begründung der Pharmazie eine wesentliche Bereicherung, sowie durch mancherlei praktische Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie, wo man mit Erfolg das Experiment einführte. Von den beschreibend:n Naturwissenschaften erzielten die Mineralogie und die Botanik Fortschritte.
Weite Reisen, die man in jener Zeit liebte, hatten umfangreiche Reisebeschreibungen und wertvolle Erweiterung des geographischen Wissens zur Folge. Ver» schiedene Wissenschaften ergaben sich aus dem Charakter des Islam. Die Not» wendigkeit, Neubekehrten zum Verständnis des Koran zu verhelfen, der nicht übersetzt werden durfte, erforderte ein sorgfältiges Studium der arabischen Sprache. So entstand eine außerordentlich gründliche Philologie. Ferner führte das Studium des Koran und der Tradition zu geschichtlichen Betrachtungen. Die Größe des Reiches und die rasche Folge wichtiger Ereignisse drängten zu geschichtlichen Aufzeichnungen. Es gesellte sich antiquarische Gelehrsamkeit hinzu, und so entstanden allerlei besondere Werke über einzelne Länder und Personen, aber auch solche universalen Charakters. Einen wirklichen Meister fand die Geschichtsforschung im 14. Iahrhundert in Ibn Kaldun, der nach dem Urteile unserer bedeutendsten gegenwärtigen Historiker tiefer als irgend ein anderer mittelalterlicher Gelehrter die Geschichte philosophisch durchdacht hat. Durch den Koran veranlaßt, kam auch eine überaus umfangreiche Rechtswissenschaft auf. Hatte doch Mohammed in seinen „Offenbarungen" auch zahlreiche Gesetze für das soziale Leben gegeben. Neben diesen Gesetzen galt späteren Geschlechtern als maßgebend, was als Brauch und Glaube im Leben Mohammeds und der ältesten Gemeinde erwiesen werden konnte, die Sunna (Gewohnheitsrecht). Um sie auch fernwoh» nenden Gläubigen zugänglich zu machen, wurde es nötig, sie in schriftlich fixierter Form als Hadith (Mitteilung) zu verbreiten. Bald brauchte man eine Schutzwehr gegen die vielen, fälschlich dem Propheten und der ersten Zeit zugeschriebenen Anschauungen, und so bekamen kritisch gesichtete Sammlungen, das Sahih

(Sammlung) des Buchari, des Muslim und noch vier anderer das Ansehen
kanonischer Schriften. Da für die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse mit der
Zeit der Koran samt den Traditionssammlungen nicht mehr ausreichte, trat in
Anlehnung an das romische Recht die juristische Spekulation hinzu. Durch her-
vorragende Rechtsgelehrte begründet, entstanden in der islamischen Welt vier
Schulrichtungen, von denen die in den türkischen Ländern eingebürgerte des Abu
Hanifa, nach dem Urteile eines angesehenen Forschers, „die höchste und menschen»
würdigste Entwicklungsphase darstellt, deren der Islam fähig ist".
Was aber immer an Wissenschaft und Kunst der Islam hervorgebracht hat,
ist bestimmt durch die tiefste Wurzel jener Kultur, die Religion Mohammeds.
Es war wirklich echte, tief wurzelnde, höheres Leben schaffende Religion, was
der Prophet von Mekka in die Herzen der Menschen zu pflanzen sich bemühte.
Was einer der besten Kenner religiösen Lebens aus neuester Zeit, Schleiermacher,
als das wesentlichste Kennzeichen der Religion aufgewiesen hat, das Gefühl
schlechthinniger Abhängigkeit von Gott, das macht den Kern der inneren Welt
Mohammeds aus. Ergebung („Islam") in Gottes Willen ist das Erste und
Letzte, das er verkündet. Es war ein echter prophetischer Drang, der ihn zum
Auftreten in Mekka bestimmte. Mit Licht aus Himmelshöhen leuchtete er hin»
ein in die Finsternis eines kurzsichtigen Materialismus und selbstgerechten Dies-
seitsglaubens der Mekkanischen Plutokratie wie des ganzen arabischen Volkes.
Der Monotheismus, den er predigte, war ein gewaltiger Fortschritt gegenüber
der Vielgötterei, die in seinem Volke im Schwange war. Die bahnbrechende
religiöse Erkenntnis hatte manche andere wichtige Einsicht zur Folge. Es ward
ihm klar, daß der Mensch Akte der Andacht braucht, und daß er im Hinblick
auf Gott sich Opfer auferlegen muß. Auch der immer mit der Religion verwachsenen
Moral kam seine religiöse Erleuchtung zugute. Energisch wandte er sich gegen
barbarische Gewohnheiten, wie z. B. die Sitte, neugeborene Mädchen zu begraben.
Nachdrücklich bekämpfte er die zügellose Unzucht. Dem wilden Vergeltungs-
prinzig gegenüber betonte er Versöhnlichkeit und Selbstbeherrschung. In Handel
und Wandel forderte er statt des unredlichen Treibens Rechtschaffenheit. Wäh-
rend der Einzelne bis dahin sich nur als Angehöriger seines Stammes fühlte,
machte er persönliche Verantwortlichkeit und persönliche Rechte geltend. So
bedeutet Mohammed mit seiner religiös-sittlichen Neugestaltung an seiner Stelle
zweifellos einen gewaltigen Fortschritt. Gewiß fühlen wir uns in mancher Hin-
sicht enttäuscht, wenn wir von dem mekkanischen Bußprediger zu dem medinensischen
Organisator kommen. Aber die Mängel, die der von Mohammed ausgeprägten
Religionsform verblieben, konnten überwunden werden, so sehr manche Elemente
einem Fortschritt auch hinderlich sein mußten. In der Tat kam der Islam all-
mählich auf den Weg zu einer inneren Entwicklung. Alle die verschiedenen reli-
giösen Ideen, denen die Iünger Mohammeds bei der Ausbreitung seines Reiches
begegneten, nötigten zum Meinungsaustausch. In Damaskus, der Residenz der

Omajjaden, war ein geeigneter Boden für die Auseinandersetzung mit dem Christentum. Die religiös duldsamen Herrscher dieses Hauses ließen dem Christentum so viel Freiheit, daß Iohannes Damascenus, der letzte bedeutende Dramatiker der morgenländischen Kirche, eine Apologetik des Christentums gegen den Islam verfassen konnte. In Basra im Irak finden wir schon etwa hundert Iahre nach dem Tode des Propheten kleine Kreise, in denen man Vergleiche zwischen Islam und Buddhismus anstellte, das Für und Wider der Prädestinationslehre erörterte und manche andere religiösen Fragen behandelte. Hier erstand dann auch die Mutazila, jene Richtung der Theologie, die der AutoriM der Überlieferung gegenüber das Recht der Vernunft betonte. Im Gegensatz zu der bald nach Mohammed entstandenen Meinung, daß der Koran ungeschaffen und ewig, Gottes authentisches, durch den Verstand nicht zu deutendes Wort sei, erklärten ihn die Mutaziliten zwar für geoffenbartes Gesetz, aber nur als den Inbegriff der Lehren eines gottbegeisterten Propheten. Sie vergeistigten den Gottesbegriff, indem sie die Worte, die von Gliedmaßen und Affekten Gottes redeten, als bild» liche Redeweise auffaßten. Da die Gerechtigkeit Gottes für sie bedeutete, daß er jeden Menschen für sein Tun verantwortlich macht und nach seinen Werken beurteilt, so verwarfen sie die Prädestination. Die ersten Kattfen aus dem Hause der Abbasiden waren dieser freieren Richtung durchaus zugetan, und unter Mamun geschah es im Iahre 827 sogar, daß der Koran durch Staatsdogma als erschaffen erklärt wurde. Begeisterte Iünger der Mutazila verbreiteten die neue Erkenntnis in allen Gegenden. So hören wir, wie ein Mekkaner, der in Bagdad erfahren hatte, wie man dort den in Mekka noch herrschenden Anthropomorphismus abgetan hatte, in seiner Heimatstadt die Schilderung seiner Erlebnisse mit den Worten beginnt: Ich habe einen neuen Islam angenommen! Neben dieser hoffnungsvollen Theologie regte sich die Mystik. Unter christlichem und buddhistischem Einfluß wandten sich weite Kreise gegen die äußerlichen Sittengesetze des Islam und priesen die Vereinigung mit Gott in inniger Liebe. Sie taten sich zusammen und trugen ein kennzeichnendes wollenes Gewand, nach dem sie Sufi genannt wurden. Auch die orthodox gerichteten Theologen konnten sich den neueren Strömungen nicht gänzlich entziehen. Darum suchte um 900 der auf die Tradition bedachte Aschari aus Basra eine Vermittlungstheologie zu schaffen. Höchsten Ruhm erwarb sich zwei Iahrhunderte später Al Gazali aus Korasan (gest. 1111). Nach einer ruhmreichen Lehrerlaufbahn an der angesehensten Hochschule des Islam in Bagdad hat er in stiller Zurückgezogenheit die geistigen Strömungen seiner Mitwelt einer strengen Prüfung unterzogen und Werke ausgehen lassen, die von allergrößter Wirkung auf das religiöse Leben waren. Vom Standpunkt der strengsten Orthodoxie bekämpfte er leidenschaftlich die den Glauben zersetzende Philosophie. Zugleich aber übte er eine vernichtende Kritik an dem Betriebe der religiösen Wissenschaft seiner Zeit, die zu einem Tummelplatz spitzfindiger Dialektik geworden war und gesetzliche Kasuistik mit den Interessen der

Religion vermengte. Dagegen forderte er in einem Werke mit dem stolzen Titel „Neubelebung der Wissenschaften der Religion" die Pflege eigenen religiösen Innenlebens. Im Bewußtsein der Abhängigkeit von Gott soll der schlichte Mensch wieder ein unmittelbares Glaubensleben führen. Den verknöcherten Formalismus islamischer Orthodoxie mit Gedanken des Sufismus beseelend, fand er zwar zunächst bei den hochmütigen Ulemas (Schriftgelehrten) heftige Opposition; doch es dauerte nicht lange, und er wurde als „Regenerator der Religion" anerkannt, den Allah gesandt hatte, um dem Verfall des Islam zu steuern. Gr war dem Islam, was Augustin der christlichen Kirche gewesen ist, eine Leuchte auf lange Zeit hinaus, freilich auch darin ihm ähnlich, daß er bei aller religiösen Tiefe nicht die Gabe besaß, Fesseln zu sprengen, die gesprengt werden mußten. So nahm die Kultur des Islam im Laufe der ersten Iahrhunderte eine glänzende, noch Großes verheißende Entwicklung, eine Entwicklung, die um so heller leuchtete, als sich über das christliche Europa zu jener Zeit gar tiefes Dunkel breitete.

H.

„Aber leider — diese Kultur ist mit der Zeit etwas verdunkelt worden," so fuhr der türkische Wortführer in seiner Reichstagsrede fort. Ia, gar sehr ist sie im Laufe der Zeit verdunkelt worden. De? Glanz islamischer Kultur fing allerdings bereits an zu erbleichen, als im elften Iahrhundert die ersten türkischen Stämme (Seldschuken) im Gebiet des Islam Fuß faßten. Wie kam es nur, daß die erst so hoffnungsvolle Entwicklung in ihrem Fortgang gehemmt wurde und schließlich verkümmerte? Zweifellos hängt der Rückgang der Kultur mit dem Verfall der polirischen Macht zusammen. Unter der Herrschaft der Omajjaden, von denen die meisten hochbegabte und kraftvolle Männer waren, und unter den ersten, großen Kalifen der Abbasidendynastie hatte die islamische Kultur zusehends Fortschritte gemacht. Aber bald entartete diese Herrscherfamilie. Mehr oder weniger unfähig zur Regierung des islamischen Riesenreiches, das sich zwischen dem Indus und Gibraltar, dem Kaukasus und Abessinien ausdehnte, suchten sich die späteren Kalifen durch schrankenlosen Despotismus zu behaupten. Dadurch wurde ein zunehmender Knechtssinn der Umgebung gefördert. Die Haremswirtschaft verlieh Sklaven und Eunuchen einen gewaltigen Einfluß. Anstatt auf Hebung des Landes bedacht zu sein, saugten die Regierenden es aus, um selber schrankenloser Üppigkeit, entnervendem Genusse zu leben. Zur Siche» rung gegen Aufstände umgaben sie sich mit Soldtruppen, die sie aus den kriegerischen Stämmen an der nordöstlichen Grenze durch Kauf oder Werbung gewannen. Infolgedessen hörte das Arabertum allmählich auf, die Stütze des Reiches zu sein. Die fremdländischen Garden fühlten sich bald als die' Herren im Reiche und gebrauchten ihre Macht auch gegen den Kalifen. Die Untüchtigkeit der Regierung wirkte natürlich verderblich auf die Beamten des Reiches.

Die Statthalter der einzelnen Provinzen, in deren Hände eine große MachtfüUe lag, herrschten willkürlich in ihrem Gebiet und suchten sich, ebenfalls mit Söldnern umgeben, nach Möglichkeit unabhängig zu machen. Das Bewußtsein von der Einheit des Staates ging der Bevölkerung verloren, und das Reich zersplitterte mehr und mehr. So sehr die entwickelte Kultur auch seinen politischen Niedergang aufhielt, allmählich wurde sie doch mit herabgezogen. Bei dem gräßlichen Widerspiel von Ränken und Empörungen, Mord und Blutvergießen aller Art konnten die Werke friedlicher Arbeit auf die Dauer nicht gedeihen. Wohl erwuchs der bereits sinkenden Kultur in dem mächtigen Seldschukensultan Melikschah ein entschlossener Förderer. Aber nach seinem Tode erlitt das Sultanat den gleichen Zerfall, wie das abbasidische Kalifat: Endlich kam das größte politische Unglück, der Mongolensturm. Schon die Heere Dschingiskhans fegten über das im Nord» osten (Nordpersien) gelegene islamische Reich Kwarizm dahin. Bald bekamen auch die seldschukischen Fürstentümer bis nach Kleinasien hin die wilden Zerstörer zu spüren. Hulagu, der Enkel Dschingiskhans, bereitete dann auch dem Kalifat ein schreckliches Ende (1258). Hingen noch manche erfreuliche Blüten am Baum islamischer Kultur, als der Mongolensturm einsetzte, nun wurden sie bald schonungslos hinweggefegt. Kahle Stümpfe nur blieben jetzt zurück, wo er einhersauste. Grausamste Vernichtung war das Los der unglücklichen Länder, welche die Bekanntschaft der Mongolen machten. Ganze Städte, blühende Landschaften wurden ein Bild unsäglichen Iammers. Wie in Bagdad, der einst so glänzenden Abbasidenresidenz, alle Schätze der Wissenschaft und Kunst zu Grunde gingen, so sanken auch anderwärts die Pflegstätten islamischer Kultur unter den Händen der blutdürstigen, zerstörungswütigen Horden in Trümmer. Das Leben der Bevölkerung wurde gelähmt, ihr Geist gebrochen. Und was unter dem Mongolen» ansturm des dreizehnten Iahrhunderts an arabischer Kultur in Vorderasien noch unzerstört geblieben war, das vernichtete ein Iahrhundert später Timur (Tamerlan), der furchtbare Welteroberer aus Samarkand. Wohl verliehen die Türken später dem Islam wieder Ansehen, aber eigentlich nur als kriegerische Macht. Sie suchten auch die aus alter Zeit vorhandenen geistigen Schätze zu nutzen, es entstand eine türkische Literatur, aber zu einer wirklich lebensvollen Wendung brachte es die einst so viel versprechende Welt des Islam nicht mehr. Wie kam das? Lag es etwa an einer Unfähigkeit der Türken zur Kultur?

Nein, der Islam, den die Türken übernahmen, trug bereits den verderblichen Wurm in sich, der ihn immer mehr zum Verdorren brachte. Was die islamische Kultur verkümmern ließ, das waren nicht allein die äußeren Erschütterungen, sondern in erster Linie innere Unzuträglichkeiten. Von größtem Nachteil war die dem Islam von Anfang an eigene Zusammenschmelzung von Politik und Religion. Sie hatte zur Folge, daß die religiösen Parteien meist politische wurden, und ebenso die politischen ein eigenes religiöses Programm aufstellten. So waren die Sekten immer eine Bedrohung des staatlichen Gefüges. Welche Unruhen

schuf nicht die ursprünglich politische Partei der Schiiten, die an dem Erbrecht Alis, des Vetters und Schwiegersohnes Mohammeds, festhielten, aber untereinander wieder mehrere Sekten bildeten, die sich ebenfalls gegenseitig heftig befehdeten! Standen doch im zehnten Iahrhundert die meisten großen Gebiete des ehemaligen Kalifats, Ägypten, Syrien, Arabien, Persien, unter schiitischen Herrschern.

Den allergrößten Schaden aber brachte der Kultur des Islam der bei Sunniten wie bei Schiiten immer mehr zum Siege gelangende religiöse Konservatismus. Trotz beengender Fesseln, die der islamischen Theologie schon im Anfang angelegt waren, kam sie, wie oben geschildert, doch im Laufe der ersten Iahrhunderte zu einer lebensvollen Entwicklung. Die freiere Theologie hatte freilich von ihrem ersten Auftreten an gegen die Orthodoxie schwer zu kämpfen. Diese schrieb Gott menschliche Glieder zu, erklärte den Koran als ein göttliches, wörtlich zu verstehendes Buch und sah Mohammed — sehr gegen dessen ausdrücklichen Willen! — als unfehlbar, sündlos und durch besondere göttliche Gnade mit übernatürlichen Eigenschaften ausgerüstet an. Diese Auffassung wurde von der Masse des niederen Volkes, namentlich der Landbevölkerung, die das Bedürfnis nach einer möglichst massiven Glaubensform hatte, zäh festgehalten. Bald nahm in diesen Kreisen die Heiligen- und Reliquienverehrung, der Engels- und Teufels» glaube einen gewaltigen Umfang an. Uralter Volksglaube bürgerte sich im Islam ein (ähnlich wie im Christentum). Das Gebet wurde als magische Formel mit pedantischer Feierlichkeit behandelt. Dieser Orthodoxie gegenüber durfte sich die freiere Theologie der Mutazila zunächst ungehindert entwickeln. Die Omajjadenherrscher sahen mit vornehmer Geringschätzung auf die Prediger der Sunna»Orthodoxie. Die ersten Abbasidenkalifen begünstigten die freiere Theologie offensicht» lich. Aber bald kam ein Umschwung. Der Abbaside Mutawakkil hatte sich im Iahre 847 bei einem Thronwechsel mit Hilfe der fremden Garden widerrechtlich zum Kalifen aufgeschwungen. Bald aber beunruhigte ihn die Sorge vor seinen Söldnern, und er suchte den Beistand des niederen Volkes zu gewinnen, indem er seine Gunst der Orthodoxie zuwandte. Heftig verfolgte er nun die Mutaziliten, ebenso wie er Christen und Iuden schwere Demütigungen bereitete. Seinen eigentlichen Zweck erreichte er trotz alledem nicht, vielmehr wurde er von seinem Sohne mit Hilfe der türkischen Prätorianer ermordet. Seine Nachfolger hielten es aber ebenfalls mit den Altgläubigen und wandten gegen die Mutaziliten immer strengere Maßregeln an. Die Inquisition wurde eingeführt, Todesurteile wurden gegen die Ketzer ausgesprochen, ihre Bücher verbrannt. Mit eiserner Hand legte sich die Orthodoxie auf alles geistige Freiheitsstreben und schloß alles ernste Denken von der Religion aus. Die Philosophie durfte nur als Hilfswissenschaft (Kalam) zur Darstellung der feststehenden religiösen Gedanken gebraucht werden. Der Gläubige war an den Buchstaben des Koran und die Tradition gebunden. Die Theologen durften nur Kommentare zu den heiligen Schriften schreiben.

Selbständig über Gott nachzudenken, war ihnen verwehrt. Die alten Formen vertrockneten immer mehr, galten aber in immer stärkerem Maße als unantastbar, als hochheiliges Gut, das keinen andern Glauben neben sich duldete. Dem ?nt-sprechend mußte das Verhältnis zum Christentum viel schroffer werden. Alle Auseinandersetzung mit Christen hörte auf. Man versagte ihnen schließlich alle Achtung und duldete sie nur um der Steuer willen. Der Sufismus führte zur Bildung von Derwischorden. Diese betonten die Äußerlichkeiten, die sonst schon nachteilig auf den Islam wirkten, noch weit mehr, bestärkten die Frömmelei, Heuchelei, den Fanatismus und den Aberglauben. Bei der engen Verbindung der Religion mit Moral und Recht und allen anderen geistigen Tätigkeiten verfielen auch diese dem beschränkenden Bann. Man sah nur auf peinliche Erfüllung der vorgeschriebenen Gebete in der Hoffnung auf das Ienseits mit seinem überschweng» lichen Lohn. Alle frische Tätigkeit lähmte der fatalistische Glaube von der unent-rinnbaren Vorherbestimmung. Das Familienleben verödete durch das Harems» wesen. In dieser Richtung bewegte sich die Entwicklung, als die Türken im Gebiet des Islam die Herren wurden. Sie wurde von ihnen, die mit der Reli-gion alle Sitten und Gebräuche übernahmen, nicht geändert, sondern nur noch konsequenter fortgesetzt — zu ihrem Schaden. Die Orthodoxie, die nach langen Kämpfen mit Hilfe der Regierenden zu vollem Siege gelangte, verdunkelte die einst so glänzende Kultur mehr und mehr. „Leider" — sagen nun weitblickende Türken selber.

III.

Doch wo in der Türkei die Erkenntnis der Irrwege sich Bahn bricht, da erwacht mit dem Verlangen nach einer neuen, besseren Zeit der Wille, vom Abend-land zu lernen. „Die junge Türkei kann Reformen nicht entbehren. Wir begrei-fen, daß die alten Überlieferungen nicht mehr am Platze sind. Wir fühlen die Notwendigkeit, in den Kreis der europäischen Kultur einzutreten", so erklärte der Wortführer der türkischen Abordnung, Vizepräsident Hussein Dschahid - Bei am 84. Mai im Garten des Reichskanzlerpalastes. In militärischer Hinsicht zu lernen, erschien zuerst als das Notwendigste. Und da hat Deutschland dem Osma-nenreiche bereits ausgezeichnete Dienste geleistet. In diesem Kriege vor allem beweist es ihm durch politische, militärische und maritime Unterstützung, was es ihm sein kann. Ietzt müssen es alle Einsichtigen dort erkennen, wie die Türkei an keinem andern Volke einen tüchtigeren Lehrmeister und einen aufrichtigeren Freund finden kann, als an den Deutschen. Schon ist in der Türkei für viele andere Gebiete beschlossen, bei Deutschland in die Lehre zu gehen. „Wir haben einige Verträge mit Deutschland auf Gegenseitigkeit abgeschlossen. Wir hoffen, daß das so auf gegenseitige Rechte gebaute Bündnis in Zukunft seine Früchte weiter tragen wird," hörten wir aus türkischem Munde. Von unserer Technik und unser« Wirtschaftsleben werden unsere türkischen Bundesgenossen nach dem Kriege gern

zu lernen bereit sein. Für die Iustiz und für das Unterrichtswesen sind Reformen
nach deutschem Muster in Aussicht genommen. Damit wird deutsche Wissenschaft
dort einziehen.
Wird aber damit die Türkei alles besitzen, was sie zur Herbeiführung einer
eigenen neuen Kultur braucht? Fehlt der damit eingeführten Pflanze, der Kul»
tur auch die Wurzel nicht, die sie zu wirklichem Gedeihen auf türkischem Boden
braucht? Sie braucht notwendig die Wurzeln, ohne die sie in Deutschland nimmer
zu ihrer jetzigen Höhe erwachsen wäre. Der Geist der Gewissenhaftigkeit und der
Tatkraft, der das neue, große Kultur-Deutschland geschaffen hat, ist uns durch
unsere Religion anerzogen, durch das Christentum, das sich bei uns vermöge
unserer natürlichen Anlage nach der Seite tiefster Innerlichkeit entwickeln konnte.
Darin vor allem ist die bewundernswerte Tüchtigkeit deutscher Männer und
Frauen der Gegenwart begründet, auch derer, die diesen Zusammenhang nicht
deutlich sehen. Daß unsere Kultur in der Türkei ohne solche Wurzeln in ihrer
Frische fortbestehen könnte, ist nicht denkbar. Der Versuch des Komitees „Einig-
keit und Fortschritt", aus Frankreich eine religionslose Kultur einzuführen, erwies
sich als verfehlt. Unmöglich ist es aber auch, unsere Kultur ohne weiteres auf
die Religion des Islam aufzupfropfen. Daß sich der Islam einmal als Kultur-
träger erwiesen hat, will nichts besagen. Denn es handelt sich heute ja leider
nicht um den Islam des achten Iahrhunderts mit seiner Weitherzigkeit, seiner
Schaffensfreude, seinem Wahrheitssinn und seiner Entwicklungsfähigkeit. Der
gegenwärtige Islam ist ein starkes Kulturhemmnis. Das hat die Geschichte deut»
lich genug gezeigt. Selbst wenn man in der Türkei eine Kultur nach europäischem
Muster ohne die Wurzel der Religion großzuziehen versuchen wollte, würde ihr
der Islam in seiner heutigen Art, mit seinem Konservatismus und Fanatismus,
mit dem Dünkel der Unfehlbarkeit und Erhabenheit über alles christliche Wesen,
mit dem alle emsige Tätigkeit lähmenden Glauben an die göttliche Borherbestim-
mung (Kadar) aller Einzelheiten des Lebens, mit der Behandlung der Frau und
des Familienlebens, mit allem, was ihm sonst an Schwächen anhaftet, doch nicht
?uft und Licht in dem nötigen Maße zuteilwerden lassen. Und doch braucht die
erstrebte Kultur noch mehr, eine Triebkraft im Innern der Menschen, wie sie uns
unsere Religion ist. Weitblickende Türken der Gegenwart stehen dieser Erkennt-
nis auch gar nicht fern. Eigentlich ist es doch zugegeben, daß gerade diese innerste
Triebkraft aller Kultur dem heutigen Islam fehlt, wenn der Vizepräsident der
türkischen Abgeordneten im Reichskanzlergarten sagte: „Unsere Iugend schicken
wir nach Deutschland, um ihr deutsches Wissen und deutsche Tugend anzugewöh-
nen." Wie sehr die Seele des Mohammedaners in Wirklichkeit nach einer besse-
ren Moral hungert, zeigt die weite Verbreitung, welche im neunzehnten Iahr-
hundert die Babi»Sekte des Mahdi-Enthusiasten Mirza Ali Mohammed dadurch
erlangte, daß sie eine tiefere Ethik pflegte. Ia, „deutsche Tugend" braucht man
dort! —

Es kann sich in der Türkei natürlich nicht um Mission in dem Sinne handeln,
wie einst in Reims Bischof Remigius zu dem Frankenfürsten Chlodowech sprach:
„Bete an, was du verbrannt hast; verbrenne, was du angebetet hast!" Dann
stände die mohammedanische Türkei, selbst wenn sie darauf eingehen wollte, rat-
los vor den schwierigsten Fragen. Sieht sie doch das Christentum in eine Menge
von Konfessionen zerspalten. Sollen sie etwa alle neben und wider einander nach
Herzenslust in der Türkei missionieren? Unmöglich kann sich der Türke, der
die haßerfüllten Kämpfe der rivalisierenden Kirchen innerhalb seines Reiches bis-
her nicht als etwas Erhebendes kennen gelernt hat, von einer solchen Mission
etwas versprechen. Er muß davon vielmehr eine zunehmende Zersetzung seines
Staates befürchten. Soll er aber eine Konfession vor der andern bevorzugen?
Nach welchem Maßstab soll er dann seine Wahl treffen? Auch wenn er nur auf
Deutschland sähe, schon hier haben wir ein buntes Nebeneinander von verschiede»
nen christlichen Konfessionen. Soll er der römisch-katholischen Kirche den Vorzug
geben oder der altkatholischen, einer der Reformationskirchen des 16. Iahrhunderts
oder einer der jüngeren Denominationen, die wir Sekten zu nennen uns gewöhnt
haben, die aber im Grunde mit dem gleichen Recht sich als Kirche bezeichnen dürfen
wie jene andern? Weiter ist zu bedenken, daß jede Konfession in Kultus, Ver-
fassung und auch in der Lehre Besonderheiten aufweist, die ihr mehr zufällig zu
eigen geworden sind, ohne von wesentlicher Bedeutung zu sein,
und die ihr oft lange anhaften, ehe sie in Vergessenheit geraten.
Erscheint es erstrebenswert, daß eine Konfession mit allen ihren nur auf
dem Boden ihrer Entwicklung begründeten Kuriositäten in die Türkei verpflanzt
wird? Nein, der Gedanke, den Islam mit Stumpf und Stiel auszutilgen und
durch eine bestimmte christliche Konfession zu ersetzen, ist unbillig. Dazu hat der
Islam zu viel geleistet. Dazu ist er dem Christentum viel zu sehr wesensverwandt.
Schon der Begründer des Islam hat ja einst vom Christentum überaus starke An-
triebe empfangen. Glaubte Mohammed doch anfangs, ehe das Zerwürfnis mit
den Christen und Iuden eintrat, seinen Arabern in arabischer Form das Gleiche
verkünde» zu sollen, was jene lehrten. Für Iesus empfand er hohe Achtung und
verehrte ihn als Propheten, wiewohl er das christologische Dogma ebenso wie das
trinitarische — mit teilweise berechtigten Gründen! — kritisierte. Und wie zur
Zeit Mohammeds ist der Islam auch in den nächsten Iahrhunderten noch stark
vom Christentum beeinflußt worden. So kann man ihn geradezu als eine arabische
Abart des Christentums bezeichnen. Er war einst von dem Christentum der Nesto-
rianer, Monophysiten und anderer Sekten, das Mohammed in Arabien kennen
lernte, nicht allzu verschieden. Und es gibt auch heute Formen von Christentum,
die sich nicht weit über den Islam erheben. So ist z. B. sehr zu bezweifeln, ob
ein religiöser Fortschritt darin zu sehen wäre, wenn ein lange geträumter Traum
in Erfüllung ginge und das russische Kreuz den Halbmond von der Hagia Sophia
in Konstantinopel zu verdrängen vermöchte.
»

Handelt es sich im Islam im Grunde nur um eine Abart des Christentums,
so kommt natürlich nicht eine Entwurzelung des Islam in Frage — wieviel wert-
volle Kraft ginge dadurch unnütz verloren! — sondern nur eine Veredelung, eine
Einverleibung besseren christlichen Geistes. Kann man aber einen solchen Geist
ins Auge fassen, ohne daß man aus der Menge der Konfessionen eine bestimmte
auswählt und alle ihre Eigenheiten mit in den Kauf nimmt? Ia, es gibt bei uns
ein interkonfessionelles, überkonfessionelles Christentum edelster Art! Das !st die
Frömmigkeit, die mit der Wissenschaft einen Bund für alle Zeiten geschlossen hat.
Es ist die Religion, die aus eigenem tiefsten Gegenwartsleben immer neu erwächst
und dabei sich bewußt ist, mit dem Begründer des Christentums aufs beste überein-
zustimmen. Dankbar der Neubelebung gedenkend, die sie zuletzt durch die großen
Idealisten vor 100 Iahren (Kant, Fichte, Schilling, Schleiermacher und Hegel)
gefunden hat, läßt sie aller Forschung in ihrer eigenen Vergangenheit, allen
Fragen in die Tiefen der Welt hinein bereitwillig Raum in der Gewißheit, daß
auf solche Weise menschliche Irrtümer immer mehr verschwinden, die Größe und
Herrlichkeit Gottes immer deutlicher zutage treten wird. Wie das im deutschen
Idealismus neu auflebende Christentum vor 100 Iahren nicht konfessionell ge»
richtet war, so hat es auch heute seine Anhänger unter den besten und klarsten
Geistern aller Konfessionen und wirkt durch sie auf weitere Kreise, auf unser
ganzes Volk Frömmigkeit erhaltend und Moral fördernd. Mit diesem Christentum
den Islam zu veredeln, ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die Gegenwart
uns weist. In diesem Sinne in der Türkei Mission zu treiben, sollte uns Deutschen
als aufrichtigen Freunden ein heiliges Anliegen sein!
Bei der Durchführung dieser Aufgabe wird es gelten, überall an die vor-
handenen Wahrheitsmomente anzuknüpfen und sie mehr und mehr in den Mittel-
punkt zu rücken — mit dem Bewußtsein, daß die Wahrheit überall anzuerkennen ist,
wo sie begegnet, und daß wir auch bei Iesus und überhaupt im Christentum nichts
anderes suchen als erhebende Wahrheit. Was äußere Formen, Symbole und
Verfassung anlangt, müßte die religiöse Neugestaltung so schonend wie möglich
vorgehen, konservativer zum Teil als der Protestantismus zur Zeit der Reforma»
rion, und bestehen lassen, soviel mit der Weiterbildung der Religion nur irgend
verträglich ist. Iede Religion hat ja äußere Formen nötig, aber sie brauchen nicht
überall die gleichen zu sein. So mögen sie sich in der Türkei bodenständig ent-
wickeln in Pietät gegen ihre Vergangenheit.
In ähnlicher Weise ist bisher schon weitblickende Missionsarbeit unter Kultur-
völkern geleistet worden. So macht es sich der Allgemeine evangelisch-protestan-
tische Missionsverein seit seinem Bestehen zur Aufgabe, unter Kulturvölkern reli-
giös-sittliches Wesen zu fördern durch Aussendung hochgebildeter Theologen, die
unter Anerkennung vorhandener Wahrheitselement« und dem Zugestehen volks»
gemäßer religiöser Formen christliche Wahrheit einzubürgern suchen. Von diesem
Bestreben zeugen uns in der Heimat z. B. die Übersetzung«« der beiden wichtigsten

kanonischen Schriften der konfuzianischen Religion, der Gespräche Kungfutses (Lunyü) und Mong Dsls, die 0. Wilhelm, ein Missionar des Allgemeinen evan» gelisch-protestantischen Missionsvereins in China, uns geschenkt hat. In der Weise, wie dieser Missionsverein es in China versucht, müßte auch in der Türkei eine religiöse Neubelebung angebahnt werden.

Soll sie ihr in wünschenswerter Weise zuteil werden, so muß diese allerdings selber Entgegenkommen zeigen. Sehr richtig bemerkt der bekannte Islamforscher C. H. Becker in seiner vorjährigen akademischen Rede zu Kaisers Geburtstag: Es tun sich in der Türkei zwei Entwicklungsmöglichkeiten auf. Wird der Werde- gang der neuen Bildung des Orients dem Zufall überlassen, dann wird von einem klaren Sieg des europäischen Kulturwillens nie die Rede sein können; „aber es gibt auch einen andern Weg, den eines bewußten und klar durchdachten Pro- gramms, wie er bei dem Vertrauensverhältnis zu Deutschland für die Türkei wohl gangbar erscheint". Und was Becker dabei im Hinblick auf das allgemeine türkisch« Bildungsproblem vom deutschen Schulmann sagt, das gilt auch für den deutschen Theologen: Er müßte dort mit dem Orientalen Hand in Hand gehen.

In allererst wäre natürlich zu beseitigen, was eine religiöse Neugestaltung von vornherein verhindern würde, d. h. die Türkei müßte jedem religiösen Empfinden volle Freiheit und daneben selbstverständlich auch Schutz vor grober Verletzung gewähren. „Die erste Voraussetzung einer Renaissance der orientalischen Bildung ist der freie Mensch im freien Staate" (.Becker). Die Türkei müßte dann jedoch auch die erforderlichen Kräfte zur Weiterbildung des Islam zu gewinnen suchen, auf die freiwillige Hilfe eingehen, die ihr zu diesem Zweck aus Deutschland geboten wird, aber auch von sich aus geeignete Persönlichkeiten berufen, besonders auf ihre Hochschulen.

In dreifacher Richtung wird sich die Lehrtätigkeit dieser Männer bewegen müssen. Zunächst gilt es, die Moslimen mit pietätvoller Hand und freiem Blick in ihrer eigenen religiösen Vergangenheit geschichtlich sehen zu lehren. Mit Recht hat I. Goldziher, der Altmeister der Islamforschung, bisher schon immer betont: «Zu einer höheren Stufe des religiösen Lebens werden die Bekenner des Islam sich erst durch die historische Betrachtung der Dokumente ihrer Religion erheben können." Sehr viel würde schon durch einen Rückgang auf den Urislam zu ge» winnen sein. Man würde dabei erkennen, wie die islamische Religion nicht nur durch Iudentum und Christentum, sondern auch durch Parsismus und Buddhismus beeinflußt worden ist und daraus manche Folgerung für die Gegenwart ziehen, z. B. wenn man sähe, wie erst unter Einwirkung des Parsismus die ursprünglichen drei Gebetszeiten auf fünf vermehrt worden sind, oder wie der ursprüngliche Islam ganz fern davon war, die Frau in der heutigen Weise einzuengen, oder wie in den ersten Iahrhunderten das heute allgemein anerkannte Verbot, in der Knust Menschenkörper nachzubilden, unbekannt war. Mit der Losung: Zurück zum Ur- islam! sind ja schon öfter schlimme Derirrungen der späteren Zeit bekämpft wor»

den. So wandte sich die wahhabitische Bewegung, die im 18. Iahrhundert drr
Türkei viel zu schaffen machte, unter Berufung auf die älteste Zeit mit Recht gegen
das Heiligenunwesen wie gegen die Vergöttlichung des Menschen Mohammed und
betonte, daß man zum Verständnis der Offenbarung keine Mittler brauche, son»
dern jeder zu selbständigem Forschen in den Urkunden der alten Zeit berechtigt
sei. Immer wieder siegte jedoch die Forderung des Idschma, der herrschenden
Lehrmeinung, die den Rückgang auf Koran und Hadith verbietet und den Gelehrten
von heute an die anerkannten Lehrbücher der Tradition bindet. Hier gilt es zu-
nächst Wandel zu schaffen durch Anbahnung einer freien Forschung.

Weiter ist es für den gebildeten Moslim und insbesondere für mohamme-
danische Theologen wichtig, mit der Geschichte anderer Religionen bekannt gemacht
zu werden, mit denen der Islam im Laufe seiner Entwicklung in Berührung kam,
in erster Linie natürlich mit dem Christentum. Solches Studium lehrt ganz be-
sonders, Wahrheit von Irrtum, Bleibendes von Vergänglichem zu unterscheiden.
Müßte es dem Islam vor allem helfen, wichtige positive Wahrheiten zu gewinnen,
so dürfte auch die dabei sich ergebende Kritik für ihn sehr heilsam sein. Durch die
Beobachtung paralleler Erscheinungen in andern Religionen würde die islamische
Welt z. B. allmählich von dem verhängnisvollen Mahdi-Wahn, jener Art Messias-
hoffnung geheilt werden, durch die bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer
wieder die Köpfe verwirrt wurden und die Türkei innerlich zerrissen worden ist.

Zuletzt wird es gelten, in die Religions» und Moralphklosophie unserer großen
Idealisten einzuführen. Das tut der Türkei um so mehr not, als das Osmanen-
reich bisher fast nur von Frankreich aus mit Kostproben modernen europäischen
Geisteslebens versehen worden ist, in der schönen Literatur mit Schriften aller
Schattierungen von F^nelon bis Maupassant, in der Philosophie mit der meta»
physik»feindlichen Auflläldrungsphilosophie des Positivisten Auguste Comte. So
möge die Türkei zu französischer Formkultur auch deutsche Seelenkultur kennen
lernen!

An Kräften, welehe sich der Türkei zur Verfügung stellen würden, um ihr
in dieser dreifachen Richtung weiterzuhelfen, fehlt es in Deutschland nicht. Es
müssen aber Männer sein, die mit gründlicher Gelehrsamkeit weitherzige Gesinnung
und tiefe Frömmigkeit verbinden. Es dürfen nicht bloße Stubengelehrten sein,
sondern sie müssen zugleich organisatorisches Talent und ein auf reicher Erfahrung
beruhendes Verständnis der Seele des Hochgebildeten wie des Schlichtesten im
Volke besitzen. Wenn die Türkei solche Männer beruft zur Pflege des innersten
Lebens, dann sind Früchte zu erhoffen, die alle Mühe reichlich lohnen. Dann wird
uns Deutsche mit der Türkei nicht nur Interessen», sondern Seelengemeinschaft
verbinden, und es wird dann ein gegenseitiges Geben und Empfangen anheben,
wie es unter rechten Freunden sein soll.

S

Curt Wigand
Zur Logik des Kapitalismus
Curt Wigand:
Zur Logik des Kapitalismus.
Die Zahl derjenigen ist klein, die die inneren Zusammenhänge im Wirtschaftsleben, die ökonomischen Konsequenzen alles Geschehens wirklich erfassen, d. h. wirtschaftlich denken und begreifen können, daß es isolierte Faktoren nicht gibt. Der Mehrheit trübt Mangel an Kausalitätstrieb den Blick, und ihr Empfinden weist die erforderliche Wandlungsfähigkeit nicht auf, trotz der durch den Wechsel im Wirtschaftsleben bedingten unausgesetzten Veränderungen der Existenzmöglichkeiten. Nach Überschreiten der Höhe des Lebens und damit gewöhnlich auch seines intellektuellen Kulminationspunktes lernt der Mensch nicht leicht mehr um; die große Menge verharrt neuer Erkennrnis gegenüber im Zustande geistiger Unbeweglichkeit. Ihre Nervenreagenz ist mcht verfeinert genug, um elastisch in das hineinzuwachsen, was mit wirtschaftlicher Notwendigkeit kommen muß, was die von der Eisenhand des Fortschritts diktierte Unabänderlichkeit bedeutet. Man denke an die Warenhäuser. Kein sozial Empfindender wird die Tragik der vielen tausende durch diese großen Etablissements vernichteten Enstenzen «erkennen. Aber die Entwicklung geht ihren Weg, unbekümmert um die Einzelgeschicke, ungeachtet dessen, ob ein größerer oder kleinerer Teil der Menschheit klagt oder sich bäumt. Der Einzelne vermag sich den Konseqnenzen des wirtschaftlichen Systems nicht zu entziehen. Wenn wir die relativ kurze Dauer des Industrialismus, innerhalb dessen sich der eigentliche Gr»ßkapitalismus entwickeln mußte, mit den Iahrtausenden handwerklicher Herstellungsweise vergleichen, so wundern wir uns kaum darüber, daß ein sehr großer Teil der heutigen Menschheit noch tief im patriarchalischen Empfinden wurzelt. Selbst zahlreiche Individuen, die mitten im großkapitalistischen Leben stehen, konnten die Logik des Kapitalismus als Grundlage ihres Empfindens noch nicht gewinnen. ES wird oft über die fortschreitende Amerikanisierung Europas geklagt. D. h. im Grunde nichts anderes, olls daß der Kapitalismus in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (wo, wie größtenteils auch in England, nahezu die ganze Nation homogen-kapitalistisch empfindet) seine vorläufig höchste Entwicklung erreichte, und daß „Amerikanisierung" gleichbedeutend ist mit der Anwendung letzter kapitalistischer Logik, mit dem Vollbegriff kapitalistischen Empfindens. Im kontinentalen Europa, zumal in Deutschland, steht das Handeln der noch nicht im wirtschaftlichen Gleichgewicht Empfindenden unter der Autorität ethischer Vorstellungen, die, aus früheren Wirtschaftsphasen stammend, heute notwendigerweise in der Luft schweben. Diese Leute können den Begriff unseres heutigen Handels nicht restlos und als organischen Bestandteil kapitalistischer Struktur erfassen. Zwar hat sich das „Ansehen" des Kaufmanns in Deutschland gewaltig

gehoben, aber im Herzen vieler Primitiver ist er immer noch eine Art maskierter Gauner, der „zuviel verdient". Selbst wenn man schon die unterste Stufe kommerzieller Erkenntnis verlassen hat und sich nicht mehr über den „Profit" als solchen aufregt, glaubt man sich doch genügend berechtigt, bei Preisstellungen, die „zu hoch" erscheinen, von Übervorteilung, Betrug und ähnlichem zu reden, indem man damit seine Auffassungsunfähigkeit für elementare Wirtschaftsbegriffe, wie Nachfrage, Angebot usw., dartut.

Die Gegenwart ist in diesem Punkt äußerst lehrreich, und es entbehrt nicht der Komik, daß gerade jetzt denjenigen die „Konjunktur" mit Schnelligkeit die Augen öffnete, die früher am patriarchalischsten geschmält und sich tapfer entrüstet hatten. Über Nacht kam ihnen die „Mehrwert"-Erleuchtung, und sie empfanden innige Genugtuung darüber, auch nicht den Schatten eines Grundes zu entdecken, der sie abhalten könnte, mit bewundernswertem „Einfühlen" das als eine Selbstverständlichkeit zu erkennen und in die Tat umzusetzen, was ungezählte Menschen so unhöflich sind, Wucher zu nennen. Es steht zu hoffen, daß der Krieg vielen den Star sticht, denn die durch den Krieg geschaffene Wirtschaft gibt erneut den trefflichsten Beleg dafür ab, daß die jeweilige Moral der gleichzeitigen wirtschaftlichen Ordnung der Dinge wert ist. Das, was z. B. diese Kriegskonjunktur schafft, kann nicht mehr ursprünglicher ethischer Kritik unterliegen, es sei denn, daß die staatlichen Machtfaktoren eine Art sozialistischen Korrektivs anstelle des liberalen Systems setzten, um dann nur noch konsequent eine Art kollektivistischer Produktion mit kollektivistischer Ethik als neues Prinzip gelten zu lassen.

Man hat den Deutschen oft Verträumtheit, Mangel an Wirklichkeitssinn und ähnliches vorgeworfen. Wo soviel überwältigendes Unverständnis zwischen den einzelnen Völkern herrscht, da ist keine besondere Verwunderung darüber am Platz, daß man bei uns den, den Engländern und Amerikanern innewohnenden, kapitalistischen Instinkt nicht verstand und, statt ihn im Lichte historischen Den» kens als Tatsache, als etwas notwendig Gewordenes hinzunehmen und mit ihm zu rechnen, sich nicht genugtun konnte, in Zorn zu geraten über die „Händler", die „Krämerseelen", die „Dollarjäger". (Daß der Angelsachse, als sehr wenig emotiv und deshalb unkünstlerisch, vorwiegend praktischer Vernunftmensch ist, sollte das Verständnis für seinen konzentrierten kapitalistischen Instinkt fördern.) Der Mangel an sachlich-kühler Denkweise kam auch hier wieder zum Vorschein, indem man in denselben Fehler verfiel, wie die uns jetzt zum größten Teil als Feinde gegenüberstehenden Nationen, die nicht müde werden, vom delttschen Militarismus und seiner Barbarei zu sprechen. Wohl vermerkt: ich denke selbstverständ» lich nicht daran, die angelsächsisch-amerikanischen „Händler" oder den Militaris» mus oder sonst irgend eine Phase als Idealzustand in Anspruch zu nehmen. Es soll lediglich vom Standpunkt völliger Voraussetzungslosigkeit wiederholt auf die Tatsache hingewiesen werden, daß wir, nun einmal im Kapitalismus ver-

strickt, auch nicht anders können, als unser ganzes Denken mit den wirtschaftlichen Faktoren, die in letzter Lim« alle Kultur bedingen, in Übereinstimmung zu bringen, um nicht nur in diesem Punkt ein gegenseitiges Verständnis aller höherstehenden Völker anzubahnen, sondern um vor allen Dingen uns selbst zu nützen, indem wir, neben höchster deutscher Geisteskultur, auch eine solche praktischer, rationeller Denkweise immer mehr pflegen. Das wird gerade nach dem Kriege von weittragendster Bedeutung sein.

Wie wenig kapitalistisches Empfinden uns daran hindert, warmherzige Idealisten zu bleiben, ja, auf Grund einer substantiellen Basis erst recht zu werden, geht aus einem Buche hervor, das vor kurzem erschienen ist und den Plan einer Organisation der Geisteskultur bringt, wie er bisher wohl noch nicht gedacht worden ist. („Fürsten ohne Krone. Fast ein Roman" von Heinrich Nienkamp, broschiert Mk. 4,50, gebunden Mk. 6,—, Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.) Ich beabsichtige nicht, hier eingehend über das Werk zu refe» rieren. Die Intellektuellen begeistern sich bereits für die Idee Nienkamps und des von ihm erstrebten Kulturbundes, der bald genug, unter Aufgebot eines ganz gewaltigen Kapitals, ins Leben treten dürfte. Inzwischen wird dies Buch von geradezu zwingender Eigenart als entflammende Mahnung zur Tat dieser Gründung seinen Weg machen und viele Hunderttausende hinreißen und sie erfüllen mit fester Zuversicht auf das Emporstreben und Siegen eines Kulturadels. Was die absolute Neuheit des Nienkampschen Gedankens ausmacht, ist seine zweckbewußt-kapitalistische Methode. Er schlägt die goldene Brücke zwischen dem Ultra-Kapitalismus, de? sich sozusagen selbst a<Z «bsurSum führen müßte, und der Dienstbarmachung eben dieses Systems zum Wohle der Menschheit. Frei ist er von der blinden Zwangsvorstellung, der gerade in Deutschland ungezählte Phantasten und Schwärmer zum Opfer fielen: die „Besserung" könnte je von einer Gruppe Fehlerloser, das Höchste Wollender ausgehen, oder: das ethische Streben aller Leidenschaftlosen würde genügen, um die Finsternis zu bannen und die Sonne edelsten Menschentums zu enthüllen. An diesem ideologischen Irrgarten geht Nienkamp festen Schrittes vorbei. Sein Verstand ist scharf nnd stark genug, um diejenigen Emotionen zu bändigen, die gerade sonst bei den Vertretern menschheitbeglückender Ideen oft eine so verhängnisvolle Rolle spielen. Er ist unerschütterlich objektiv und denkt zersetzend historisch, wenn er im Kapital nicht nur einseitig das zerstörende, amoralische Element, sondern im Entstehen des Geldes seine wohltuende Macht, die Morgenröte unserer ganzen Kulturentwicklung sieht. Erheblich gefestigt ist das Gebäude dadurch, daß Nienkamp von der Ungleichheit aller Menschen im Sinne biologischer Differenzierung über» zeugt ist, eine Binsenwahrheit, an der selbst zahllose Denker vorübergehen, und daß er nicht an die Macht und den Entwicklungseinfluß der Massen glaubt, son» dern an den Hochstieg durch schöpferische Gewalt der geistig Bevorzugten, durch Entfesselung der großen Charaktere, um die tausendfach vergrabene Energie der

Geistesstarken allenthalben zu heben nnd restlos zu verwerten. Hier setzt Nienkamp ein und zeigt den lichten Weg, den wir einzuschlagen haben. Er erscheint somit gleichzeitig als Prototyp des wirklich kapitalistisch Empfindenden und des intellektuellen Idealisten im Gegensatz zu den vom größten Irrtum menschlichen Denkens nicht loskommenden Gleichmachern. Sein Buch, seine Gedanken bilden einen Markstein deutscher Nerven- und Hirnkraft, sie bergen einen Zukunftsblick von weltgeschichtlicher Bedeutung. Kommende Generationen werden seine Idee noch tiefer und ihn als Wohltäter ohnegleichen erkennen.

Werner Kohler:

Theaterleben in Brüssel im dritten Kriegsjahr.

„Der gw«K de» Drama, überhaupt Ist, unl <m einem Beispiel
zu zeigen, ma» da, Wesen und Dasein de» Menschen sei.'

Schopenhauer: gur ÄsthetiK der DichtKunst.

Mattgolden liegt die Herbstsonne über den Boulevards und Avenuen der schönen Sennestadt. Ihre Strahlen glänzen und gleißen auf Säulen und Dächern des Iustizpalastes, dessen Monumentalbau wie ein Werk aus der Riesenzeit sich gigantisch zum Himmel reckt. In vier schnurgeraden braunen Linien dehnen sich die Baumreihen der Avenue Louise vor uns, bis sie in der Ferne schließ» lich mit den Baumkronen des Bois de la öambre verschwimmen. Es ist still hier draußen geworden nach dem Trubel der Sommertage. Leise rascheln die welken Blätter zu unfern Fußen. Die Wipfel der herrlichen Buchen zu unsern Häupten rauschen zwar noch im leise fächelnden Herbstwind, aber ein wehmütiger Hauch zieht durch den langsam sterbenden Wald. Noch kurze Zeit, und nur noch kahles Astgerippe streckt sich zum Himmel auf. Hin und wieder quält sich die Fähre über die trägen Wasser zur Robinson-Insel, auf der noch vor wenigen Wochen ein buntscheckiges Treiben sich abspielte. In vornehmer Ruhe liegt die Laiterie. Weder Verdis süßklagende Melodien, noch Strauß'sche tönen mehr aus ihrem Innern. Die prachtvollen Straßen, auf denen in Friedenszeiten die eleganten Autos und Gespanne der Brüsseler Aristokratie und Finanzwelt dahinjagten, sind verödet, Pferde und Wagen sind zum rauhen Kriegshandwerk gedungen, und ihre Besitzer fahren heute vielleicht über die Boulevards von Paris oder die Straßen und Plätze von London. Nur an schönen Sonntagnachmittagen, wenn die Herbstsonne noch einmal mit verklärendem Schein lächelt, erwacht das Bvis aus seinem Dornröschenschlaf. Da klingt helles Kinderlachen durch die Gehege, über die von einem leichten Wind getrockneten Wege huschen die eleganten Lackstiefelchen schöner Frauen, die mit ihren Kavalieren lustwandeln, schreiten deutsch« Offiziere und biedere Landstürmer. Da feiert auch die Laiterie noch rinmal

ihre Auferstehung. Während sich draußen der Abend mit seinen Schleiern um
die uralten Buchen spinnt und der Vollmond über den Wald einen märchenhaften
Glanz webt, strahlen hier die Kronleuchter in ihrem sich in den Spiegeln tausend»
fach brechenden Licht. Lautlos gleitet der Fuß über dicke Teppiche. Vornehm
dreinschauende galonierte Garßens nehmen dem Eintretenden Hut und Mantel
ab. An den Tischen plaudern und lachen schöne Frauen mit dunklen, leidenschaft-
lichen Augen unter den Federhüten, die schweren Pelze mit graziöser Nachlässig-
keit um die schmalen Schultern geschlungen. Ein feines, unaufdringliches Parfüm
schwebt durch den Raum, durch den reizende Mädchengestalten in leichtem Flirt
kokettieren. — O'est zoli, «'est cdic, e'est Ia vie. — Aber nur wenige Stun-
den, dann ist all dies Leben wieder verstummt, und draußen rauschen über dem
Wanderer nur die Kronen der Bäume ihr urewiges Lied von der Nichtigkeit
alles Seins durch den verlassenen Wald.
Dafür entwickelt sich, wenn die Blätter im Bois de la Cambre fallen, in
der Unterstadt, die sich im Sennetal hinstreckt, ein Leben anderer, nicht minder
begehrter und gesuchter Art. Thalia beginnt ihre Triumphe zu feiern. Alle
die vielen Theater und Theaterchen dieser lebensfrohen Stadt, der auch eine
mehr als zweijährige Okkupation nicht viel anzuhaben vermochte, beginnen ihre
Pforten nach kurzer Pause zur Winterspielzeit wieder zu öffnen, und trotz aller
Kriegsnot füllen die Zuschauerscharen allabendlich ihre Räume. Wer diesem
Treiben zusieht, möchte versucht sein, es lediglich als Leichtsinn zu bezeichnen.
Denn während hier die lautlos lauschende Menge vor dem Flimmer der Rampen
sitzt und dem Spiel der Künstler Beifall spendet, liegen draußen am Dserkanal.
in Flanderns feuchter Erde, bunderte von Söhnen dieser Stadt, um den letzten
Boden ihres Vaterlandes gegen den deutschen Feind zu schützen. Man sollte
meinen, daß vor dem gewaltigen Geschehen dort draußen und der traurigen, so
dicht vor Augen stehenden Gegenwart jede Freude am schimmernden Schein dahin-
schwinden müßte. Aber wer von dem Wert dramatischer Kunst, von ihrer er»
Hebenden Kraft überzeugt ist, sieht es anders an. Man muß hier mit einem
andern Maßstab messen. Brüssel hat von jeher das Leben geliebt und liebt es
noch heute, fast noch intensiver, noch stärker als in sorgloser Friedenszeit. Wer
aber das Leben liebt, liebt auch die Kunst. Beide sind unzertrennlich miteinander
verbunden. Diese ist nur die Idee, das Urbild von jenem. Was im Kunstwerk
des Lebens zufällig, accidentiell, ja zusammenhanglos erscheint, wird im Produkte
der Kunst ausgemerzt, hier hält uns der Genius den verdeutlichenden Spiegel vor
Augen und zeigt uns im Grunde, was jenes in Wirklichkeit sei. Was Wunder
also, wenn auch ernste und tiefe Menschen sich in der schweren Gegenwart von
der Kunst fesseln lassen, um für einige Stunden in dem schönen Schein der Bretter
die furchtbare ReaKiM des Lebens zu vergessen. Auch unsere Feldgrauen tun
es mit Vorliebe, und schon ihretwegen wollen wir es begrüßen, daß der Krieg
die Kunststätten nicht geschlossen hat.

im dritten Kriegsjahre
Werner Köhler
Auch an der Brüsseler Künstlerschaft ist der Krieg nicht spurlos vorüber-
gegangen. Die ganz Großen, deren Namen Weltruf besessen, sind zum größten
Teil nach England und Frankreich gegangen, wie denn auch Brüssels größte
Bühne, die eine der bedeutendsten Europas überhaupt ist, das ^d^tre RoMl
Se I». Uollvaie, noch immer seine Pforten geschlossen hält und sie nur zu wenigen
Gastspielen deutscher Truppen, zum Beispiel zur Aufführung von Beethovens
„Fidslio" und Wagners „Ring der Nibelungen", der „Meistersinger von Nürn-
berg" und des „fliegenden Holländers" zeitweise öffnete. Noch immer aber
beherbergt die lebensfrohe Senuestadt eine Schar von Künstlerinnen und Künst-
lern, deren wahrhaft großes Können wohl wert ist, von den Tausenden von
Theaterbesuchern gewürdigt zu werden, die allabendlich in die Tempel der Kunst
strömen.
So verschiedenartiger Natur die Stoffe zu sein scheinen, die in dieser Zeit
auf den weltbedeutenden Brettern dargeboten werden, so haben sie doch alle,
ob in tragischer, komischer oder schlechthin dramatischer Form, das eine Gemein-
same, daß ihr Thema das Problem der Liebe ist, das Thema fast ausnahmslos
aller französischen Schriftsteller überhaupt. Psychologisch fein zergliedernd oder
frivol behandelt, immer ist es die Darstellung dieser Leidenschaft, welche die
Menschheit zu allen Zeiten in ihrem Bann hält und dem Individuum höchste
Seligkeit und abgrundtiefen Schmerz bereitet. — Aber auch Stücke bekannter
deutscher Autoren, natürlich in französischer Übersetzung, werden gegeben, und
die deutsche Operette ist ein ständiger Gast auf der Brüsseler Bühne. Um im
allgemeinen den Geist der Muse zu prüfen, der von den Brettern herab zum
Publikum spricht, muß man einige der hiesigen Kunststätten durchpilgern.
Der erste Versuch, nach der Katastrophe von 1914 dem Publikum wirklich
erstklassige künstlerische Leistungen zu bieten, wurde, wenn man von großen deut-
schen Opernaufführungen absieht, Anfang dieses Sommers vom l'd^tre
Lourse auf dem Boulevard Anspach mit der Einrichtung einer Volksoper gemacht,
die für verhältnismäßig billiges Geld eine Reihe der bekanntesten Opern in bester
Besetzung bot. Ein Teil der Sänger und Sängerinnen, sowie die Mehrzahl der
Mitglieder des Orchesters entstammten der Klounaie, und die Zeit der Direktion
Lambons war eine Periode ernsten künstlerischen Schaffens. Leistungen wie
Madame Rambly als Carmen, Mademoiselle Valtös als Marguerite sowohl in
Gounods „Faust", wie in Meyerbeers „Hugenotten", sowie die der Sänger
Gemcot und Maas werden denen, die ihnen lauschen durften, unvergeßlich sein.
Seitdem hat das Brüsseler Kunstleben einen gewaltigen Aufschwung genommen.
Böse kritische Zungen sprechen sogar von einer kaninchenartigen Fruchtbarkeit.
Im Palais de Glace erklangen Verdis bestrickende Melodien aus der „Traviata"
und Rigolettos: „Ach, wie so trügerisch . . ." Vor einigen Tagen ist das rühm»
lichst bekannte ?K6Ätre des (ZaI6ries 8t. Hubert mit einer Vorstellung der
„Iüdin" wiedereröffnet worden. Das Personal, so zum Beispiel die Herren

Genicot und Maas, sowie Madame Etty, ist zum Teil vom Borsentheater hin» übergezogen, während in jenem zurzeit Ausseaus herrliche Stimme ertönt. Das Programm nennt als weiterhin vorgesehen: „Faust", „Carmen", „Othello" und Eugen d'Alberts „Tiefland".
Als für Brüsseler Verhältnisse selbstverständlich darf es gelten, daß zu einer großen Oper auch ein großes Ballett gehört. Die Schönsten der Schönen werden ausgesucht, um mit ihren körperlichen Reizen und ihrer Kunst das ästhetische Wohlgefallen der Theaterbesucher zu erregen.
Neben den großen Opernaufführungen weiß sich jedoch auch die leichte Kunst der Operette zu behaupten. In der Skala an der Place de Brouckere, dem Hotel Metropole gegenüber, singt Angele Van Loo, Ia petit« ^uMe, wie die Brüsseler ihren Liebling nennen, in der „lustigen Witwe", nachdem sie sich uns vorher in „I^e jour et nuit" und dem „Walzertraum" gezeigt hatte. Sie ist der Stern ihrer Truppe, vor dem alle Trabanten verbleichen. — In Vieux Lruxelles ging wochenlang allabendlich „5,a petite DueZiesse" in Szene, um von der noch beliebteren »I^a ölascotte" abgelöst zu werden, die den Direktoren noch immer volle Hauser und eine noch vollere Kasse verschafft.
Wirklich bemerkenswerte Leistungen sind jedoch auf dem Gebiete des Schauspiels zu verzeichnen, wobei die nachgenannten drei hervorragendsten Bühnen hauptsächlich in Bettacht kommen.
Mit Renards breiartiger „^ruoureuse" begann die Winterspielzeit des 1K6atr« Se la Roodouniere in der rue koss6 aux I»ups, einem Theaterchen mit kaum 250 Plätzen, in dessen intimen Raum sich die Zuhörerschaft fast wie eine einzige Familie fühlt. Ivonne Georges glänzendes Talent und des ausgezeichneten Dsluc zwangloses Spiel und künstlerische Leitung geben diesem Kunsttempelchen eine Bedeutung, die weit über den bescheidenen äußeren Rahmen der Bühne hinausreicht. Auf denselben Brettern sahen wir, brillant in Spiel und Darstellung, Sudermanns vieraktige Familientragödie „Magda", hörten wir die glänzenden, fließenden Verse Alfred de Mussets in der „Oktobernacht", die mit dem Herzblut des Dichters geschrieben sind. Trübe schwelt die Lampe in dem kleinen Studierzimmer, und um die Fenster heult der Wind wie in jener Nacht, da er auf die treulose Geliebte vergeblich wartete. Aber heute weiß ihn die Muse in Avonne Georges bestrickender Erscheinung, mit den dunklen, nachdenklichen Augen, durch die Gabe der Vergessenheit zu trösten, und ihm entschwinden im verzeihenden Verstehen jene glückschweren Stunden, in denen George Sand in seinen Armen ruhte. Auch desselben Dichters geistvolles Zwiegespräch am Pariser Kamin: „II kaut qu' une porte soit ouv«rre ou kerrnee" ging über diese Bühne, aber leider auch Tristan Bewards nur allzu frivoler „Hühner» hof". Auch des geistvollen Pariser Schriftstellers und Schauspielers Sachs Guitry's „One« I«» 2oaque»", die Komödie von den alten Männern und den

jungen Frauen, gelangte zur Aufführung. Immer aber, ob ernst, ob frivol, mit feinstem künstlerischen Verständnis und anmutiger Eleganz gespielt. Avonne George — Dsluc — zwei Namen von bestem Klang im Reiche mimischer Kunst, taten sich dabei hervor.

In der Schaubühne an der Porte de Namur, die Molares Namen über dem Eingang trägt, spielt man zurzeit allabendlich Marcel Prsvost's „?^«s viertes", was man in leidlichem Deutsch als „Die Halbweltfräuleins" ausdrücken könnte. Ein berühmtes Stück. Vor zwanzig Iahren ging es zum ersten Mal über die Bretter und erregte einen Sturm der Entrüstung oder Begeisterung in Frankreich und im Ausland, je nach der moralischen Verfassung der Urteilenden. Es ist die Geschichte von den jungen Mädchen aus guter Familie, deren Vermögensverhältnisse zerrüttet sind, und die nun nach einer möglichst glänzenden Partie streben, um sich wirtschaftlich zu versorgen, daneben aber ihren erotischen Neigungen nachgehen. Das gelingt der jüngeren Iaqueline auch sehr gut. Aber die feiner organisierte Maud bricht über der Entdeckung durch den wahrhaft Liebenden und Geliebten zusammen. Peinlich, höchst peinlich, und doch so wahr und so traurig wie das Leben häufig selbst. Zwei Glanzrollen — Mademoiselle Parker als Iaqueline und Reine Christian als Maud. Eine sehr anstrengende Leistung. Diese herzbeklemmende, im nervösen Spiel der feinen Hände sich ausdrückende Angst vor der Entdeckung, die verzweifelte Hoffnungslosigkeit und endlich der Zusammenbruch. Dies ganze, in packender Realistik dargestellte Spiel bedarf wirklicher Künstler.

Aber den größten Triumph darf das in der Nähe der Börse liegende Olympia-Theater feiern. Henri Batailles Stück von der großen Liebe: „!.a vi«r^e kolle". Eine der törichten Iungfrauen, von denen es im Evangelium heißt, daß sie kein Hl auf der Lampe haben, wenn der Bräutigam kommt. Die junge, süße Diane ist aus dem Frieden ihres vornehmen Elternhauses durch die Allgewalt der Liebe dem Advokaten Armanny, dem im Anfang der vierziger Iahre stehenden, verheirateten Manne in die Arme getrieben worden. Das Mädchen hemgt an dem Manne mit dem ersten Rausch unwiderstehlicher Liebe, er an ihr mit dem Bewußtsein der letzten Leidenschaft eines Lebens, das die Iahre zu überschreiten anfängt, in denen das Herz seine Herrschaft übt. Das Glück einer edlen Frau, die ihrem Gatten mit namenloser Liebe ergeben ist, geht in Scherben. Diane wird unschuldig schuldig, und in dem Augenblick, in dem sie erkennt, daß ihre große Liebe zugleich ein großes Unrecht ist, opfert sie ihr junges Loben. Eine echte Tragödie. Das Werk eines wirklichen Dichters. Atemloses Schweigen, dann donnernder Beifall. Aber nicht in dem Spiel Dianens voll kindlicher Hingebung und Einfalt, sondern in der herzzerreißenden Verzweiflung der verlassenen Flau liegt der Höhepunkt der Tragik dieses Stückes. Die Rolle des unglücklichen Weibes wurde von Mademoiselle Gady mit großer Kunst durchgeführt. Und dabei schluchzen in den Zwischenakten die Geigen Phantasien ans Verdis

„Troubadour" und aus „Mignon". Es ist ein Eindruck, den man nicht leicht vergißt. —
Für die deutsche Kolonie und die deutsche Besatzung Brüssels hat sich eine besondere Kunststätte aufgetan, das kleine ^usärr« RoM Su ?arc, gegenüber dem General»Gouvernement in der Kue Se la Hier gibt das deutsche Theater in Belgien seine Vorstellungen, und unlängst konnte man Tilla Durieur vom Kgl. Schauspielhaus in Berlin, leider zu Berliner Opernpreisen, in der Rolle der Medea und Hedda Gabler bewundern. Die einzige flämisch spielende Bühne ist zurzeit das Alhambra-Theater auf dem Boulevard de la Senne, dessen Aufführungen des „Iurbarons" großen Zulauf finden. Berechtigtes Aufsehen erregt in diesen Tagen das im 1K6Atre volnnt aufgeführte Werk eines jungen Brüsseler Dichters Fernand Crommelynck „I^e 8<'ulpteur Se Hlasques", das auch auf deutschen Bühnen in Szene gehen soll.
„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Das wird hier buchstäblich zur Wahrheit. Es dürfte fast beispiellos sein, daß an blutige Schlachten Gesang und Spiel Thaliens sich reihen. Für unsere Feldgrauen aber trifft es häufig zu. Wohl nirgends berühren sich die Gegensätze so dicht. Unter dem Zepter der deutschen „Barbaren" lächeln die Musen in der üppigen Sennestadt und finden ihr Publikum in Zivil und Uniform. Man sieht, daß trotz des großen Sterbens das Leben selbst sich nicht töten läßt.

Hanna Gräfin v. Pestalozza:

Einer Dichterin Glaube.

Noch immer blüht uns das Leben reich zu; noch immer wandeln Sterne bei der Nacht, steht die Erde jeden Morgen jung und rein da, und lassen Dichter ihre Herzen aufglühen. Keine innigere Fülle ist, als volles, hohes Menschen» herz; den suchenden Seelen wird es zum Baum des Lebens. Solche Fülle liegt in Ricarda Huchs Werk „Luthers Glaube". Solche innerste Belebung, auf» bauende Ruhe, frische, freie Werklust, fromme Lebensliebe führt es zu.
Dieses neue Buch Riearda Huchs ist eine der süßesten Früchte unter ihren Büchern. Wie eine Traube ist es, dunkelnd reif, schwer, üppig, der Saft voll mittäglicher Sonne.
Ein Kunstwerk, wie dieses, muß wohl großer sein, als der es schuf. Denn die Gnade half es ihm schaffen; dem Herzen, voll von seinem Gott, entstieg der herrliche Tempel. Hier ist ehrfurchtsvolle Erkenntnis und Liebe Gottes, des Menschen und des Menschensohnes. Hier ist Höchstes und Tiefstes an christlicher Weltauffassung und Weltüberwindung. Hier ist lichte Offenbarung

und atmendes Geheimnis. Hier ist Glaube als sicherstes Menschenziel und heil-
vollster Menschenweg. Luthers Glaube, des Mannes Glaube, zu welchem sie
verehrend aufblickt, will die Dichterin der Welt verständlich machen; Dienerin
an seinem Wort will sie sein, und siehe, es ist ihr eigener Glaube auch, der wie
Fittiche durch diese Blätter rauscht; es wird vollendetes Dienen. Es führt aber
auch die Gnade, welche solchen Glauben gibt, den Sänger empor zur Stufe
seines Königs.

Diesem König geschieht durch seinen Sänger volles Genüge. Denn mehr
Leidenschaft für sein Lied, mehr geniale Erspürung des Wesens dessen, dem zum
Preis es gesungen wird, kann keiner mitbringen. Luthers machtvolle Persönlichkeit
erbraust, sein Kampfesmut schwillt tönend an, tragisch verklingt dieses großen,
verschwenderischen Herzens Kraft. Von einem großen Dichter singt der Sänger,
von einem Vater der Menschen, von einem gütigen Weisen, von einem ringenden
Denker und gewaltigen Gläubigen. Sind denn also die Worte „Luthers Glaube"
eine bestimmte Anweisung auf das Recht, in diesen Blättern einen der besten
und gewaltigsten Deutschen, einen Schöpfer, Wegweiser und Wegbahner zu ver-
nehmen, so kann nur gesagt werden: das Versprechen wird eingelöst. Unser
Herz spricht: ja, das ist Luther! Demgegenüber muß bedeutungslos erscheinen,
ob die Darstellung des Lebensbildes Luthers, etwa der Abendmahlsstreit mit
Zwingli, zu einigen Einwendungen auf wissenschaftlicher Grundlage berechtigt.
Auch insofern ist dieser Punkt hinfällig, als es sich um ein von dichterischer Per-
sönlichkeit voll durchflutetes Kunstwerk handelt. Vor diesem steht gebannt unser
Herz und sagt ja!

Das drängt sich auf, daß die Dichterin ihre ästhetische Weltanschauung
ihrem Verständnis Luthers entgegengetragen hat. Eröffnet sie doch auch die
Reihe ihrer Briefe an den Freund, die Träger der Herzensbotschaft des Glaubens
sind, mit einer Verwahrung gegen F. Th. Wischers Darstellung, als wäre Luther
ein düsterer Eiferer, ein dem Schönen abgewendeter Geist gewesen. Das nennt
sie, diesen feinen und reichen Geist, welcher Antike und Gothik wundersam in sich
zusammenfaßte, gründlich mißverstehen. Und nun beginnt sie, ihr besseres, ihr red»
liches Wissen um das Herz des Großen dem Freunde mitzuteilen. Nun hebt
an ihr einzig tönend Lied. Zur Verherrlichung «ner gewissermaßen innerlichen
Ästhetik, eines Glaubens, den Gnade gibt, der frei, unwillkürlich aufsteigt und
auffliegt, der Zuversicht und Frieden, hold und hinreißend ist im Gegensatz zur
engen Moral, zur kleinlichen Werkegerechtigkeit, zur unzulänglichen menschlichen
Willkür. Die Briefe — diese so sehr persönliche Ausdrucksform — mit der
Überraschung und Zufälligkeit, Leichtigkeit und Anmut, womit sie die tiefsten
christlichen Probleme, mit denen Luther rang, und die er sieghaft löste, vorbringen
und womit sie scheinbar weit auseinanderliegende Erscheinungsformen der Um»
welt und Gegenwart vom Standpunkt des Christen durchdringen, ihr Wesen
erforschen, begünstigen den Eindruck, als führte die Dichterin vorwaltend ihre

eigene Sache. Ia, es ist in der Tat ein Bekenntnisbuch. Aber ein Bekenntnis-
buch reinen lutherischen Geistes. Es ist der Dichterin eigene Weltdurchdringung.
Aber eine unter Führung des erwählten Meisters; seinen Lippen entströmen die
herrlichen Worte bei dem Weg.

Der Dichterin Glaube ist Ziel und Weg, ist Tat und ist Mittel, ist Inhalt
und ist Form. Er ist die Empfindlichkeit, Gott im Sichtbaren und Unsichtbaren
zu vernehmen, ist die ehrfurchtsvolle Scheu vor den letzten Geheimnissen. Er
ist die Brücke hin über die Kluft zwischen Natur und Geist. Ist selig wirkendes,
schaffendes Wesen des Herzens; ist sein fein Stillehalten dem schaffenden Herr-
gott. Sieht und liebt in Christo das höchste Aufgehen des Selbstbewußtseins im
Gottesbewußtsein, die Spitze der Menschheit, das Haupt der sichtbaren und
unsichtbaren Kirche, den göttlichen Samen des Herzens.

Das rote Iuwel des Buches ist d'as vom Glauben volle Herz. Die Ge-
dankenwege der Dichterin im Suchen nach Gottes, der Menschen, des Menschen-
sohnes, der Sünde, des Teufels, des heiligen Geistes Wesen sind die Wege eines
sehr reichen Geistes. Ihn unterstützt die Gabe klarsten Ausdrucks.

Gott, Christus, Paulus, Luther, nicht Fremdlinge sind sie, sondern Ver»
ehrung trägt ihr Wort allzeit mitten in die Häuser, in die Straßen, an den
Tisch!. Sie werden heimisch im alltäglichen Leben. Die Entwicklungsgeschichte
des Einzelnen und einzelner Völker der Vergangenheit und Gegenwart, einzelner
Stände wird theozentrisch gesehen, ebenso Genie und Wahnsinn. Wo Not und
Armut und Leiden ist, da ist Christus. Leid macht geschickt fürs Reich des Geistes,
für dieses höchste und herrlichste Reich. Die Welt ist nicht da, um geliebt, noch
verachtet, sondern überwunden zu werden. Die Erkenntnis der Natur bringt Gott
nahe.

Natürlicherweise hat Riearda Huch, die in der dichterischen Gnade lebt, in
ihr Bekenntnis künstlerische und dichterisch« Erfahrungen aufgenommen, auch
sie unter dem Blickpunkt Gottes und des Glaubens. Alle aus Gott und dem
Glauben, aus dem quellenden Unbewußten und dem ordnenden Selbstbewußten
Schaffenden preist sie glücklich, aber ebenso die aus gleichen Quellen alltäglich
und klein Wirkenden. Das volle, verschwenderische Herz, das weder Schiller
noch Goethe hatte, das aber Luther besaß, preist sie. Nicht der Länge des Lebens,
sondern seiner roten, klopfenden Fülle gibt sie die Palme, sie, die eine rechte
Liebende des Lebens und rechte Hasserin des Todes ist. Sie,' die dem Reiche des
Geistes ohne Schwanken zugewandt ist und hinreißend dafür wirbt, findet Worte
der Duldung den Weltlichen, dem großen Haufen gegenüber. Sie hat gern alle
Formen des Lebens, die werdenden und gewordenen, die vorchristlichen und nach»
christlichen, die auch heute noch nebeneinander sind.

Ärmlich müssen alle Worte sein, die von diesem Buche aussagen. Uner-
schöpflich reich ist es. Nur eins kann im Grunde alle Worte rechtfertigen: wes
das Herz voll ist, des gehet der Mund über!

Dazu kommt, daß Ricarda Huch ausdrücklich mit ihren Briefen helfen will, zuerst dem Freund, dann dem einen oder anderen. Ich denke, allen. Denn vielleicht hatten fast alle ein wenig die Art dieses Freundes angezogen, diese selbst- - gefällige, selbstanbetende, selbstbewußte, kühle, enge Art, und sind deshalb der Hilfe sehr bedürftig. Was not tut, sind Flammen im Herzen, ist ein lust- volles Herz, das lieber einmal kräftig sündigt, als lau ist, das lieber doppelt sich aus seinem Fall erhebt, statt stillzustehen, das lieber in die Irre geht, statt nicht zu schreiten, das schaffen, schaffen will. Wollte sich wohl nicht jeder täglich vorsagen, was not tut?

Nur mittelbar werden die Antworten des Freundes vernommen, nämlich daraus, wie nun seine „Scheherasade", sein „Kanzler" in den Anfängen der Briefe an sie anschließt. Der Dichterin schönheitliebende Seele gab seinem Antlitz die schwermütige Schönheit des von Gott Abgesonderten; ihr wahrheitliebendes Herz will seine beglückende Wiedervereinigung mit Gott. In der Nacht ge- schrieben sind diese Briefe gedacht. Wie passen die Schatten der Nacht doch gut zum großen Geheimnis: Gott, Gnade, Glauben. Briefe sind es. Sind sie nicht die echten Herolde des Herzens und die echten Vogelsteller für Seelen? Die Briefschlüsse sind blinkendes Wortgeschmeide. Sonst ist die Sprache die unauf- fällige philosophischer Forschung; daneben werden alltägliche Redewendungen neu gewertet.

Johannes Schlaf:

Der Stand der Sonnenfleckendiskussion.

Die Anzeichen dafür, daß nachgerade in der öffentlichen Meinung die Auf» fassung Raum faßt, es müsse, um es trivial auszudrücken, an der Sache der von mir vertretenen geozentrischen Konsequenz des Sonnenfleckenphänomens „denn doch etwas sein", haben sich gerade in jüngster Zeit gemehrt. Nicht nur private Zuschriften bewiesen mir das, sondern auch öffentliche Bekundungen von Ge» lehrten. So hatte Prof. M. Schneidewin (Hameln) zwei Aufsätze „Gedanken über die geistige Bedeutung der Erdenmenschhett im Universum" und „Ein anti- kopermkanisches Gesetz in der Entstehung der Sonnenflecken?" in den Nummern der „Weferzeitung" vom 17. Dezember 1916 und 14. Ianuar d. I. veröffentlicht, die sich eingehender mit der Angelegenheit beschäftigten, und in denen der Verfasser u. a. ausspricht: „Ioh. Schlaf ist ein Mann, der nach seinen sonstigen Leistun- gen ... . nicht von vornherein abzuweisen ist. Zweifel an Lehraufstellungen, die jahrhundertelang für unumstößlich gegolten haben, sind, wenn sie aus aufrichtiger

Denkverlegenheit, welche sonst Sachverständnis beweist, hervorgehen, nicht zu verwerfen, der Mut, mit dem solcher Zweifel die absprechendsten Urteile auf sich zu nehmen bereit ist, verdient sogar Anerkennung, und größte Fortschritte der menschlichen Erkenntnisse wären ohne diese Dreistigkeit des Zweifelgeistes nicht zustande gekommen." Und weiter: „Ich halte dafür, daß nicht nur die Spezialität der Sonnenforschung, sondern auch die beste Vertretung der theoretischen Gesamt-astronomie sich zu ihrem genauen Gutachten über eine solche Erschütterung der aus allen Schulen mit in das Leben hinausgebrachten Tradition vom Weltbau herbeilassen muß . . . ."

Aber sehen wir zu, wie sich eine solche Stellungnahme durch den seitherigen Verlauf der öffentlichen Diskussion (die auch durch den Weltkrieg keine Unter-brechung erfuhr) rechtfertigt.

Das, auch für die Fachwissenschaft höchst auffallende, Sonnenfleckenphänomen besteht bekanntlich darin, daß so gut wie alle Flecke auf einem bestimmten Gebiet entstehen; nämlich so gut wie alle großen Flecke auf uns abgewendeter Seite der Sonne, so gut wie alle auf uns zugewendeter Seite entstehenden aber auf Ost-hälfte der letzteren; so gut wie alle Flecke somit auf Osthälfte der Sonne.

Die unmittelbar einleuchtende geozentrische Konsequenz dieser Erscheinung liegt darin, daß wir, hätte die Erde wirklich einen Umlauf um die Sonne, jedes Iahr ein halbes Iahr lang dergestalt an diesem bestimmten Fleckengebiet vor« beikommen müßten, daß wir die Flecken ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach gerade auf uns zugewendeter Seite, bzw. auf Westhälfte der Erdseite ent-stehen sehen müßten; da aber das Gegenteil der Fall ist, so kann die Erde un-möglich einen Umlauf um die Sonne haben. —

Um die Erscheinung aber doch noch heliozentrisch zu vereinbaren, machte Herbst 1913 in der „Frankfurter Zeitung" Prof. Meisel (Darmstadt) den sich selbst als Notausflucht darbietenden Versuch, die Möglichkeit einer jähr-lichen Verschiebung des Fleckengebietes um die Sonne herum darzutun; so daß dann das Fleckengebiet sich beständig, entsprechend der einjährigen Umlaufezeit der Erde, dergestalt immer vor letzterer her verschieben würde, daß wir allerdings die großen Flecke nie auf uns zugewendeter Seite, die auf Erdseite entstehenden nie auf Westhälfte der letzteren entstehen sehen würden.

Meisel gestand nämlich zwar zu, daß das Fleckenphänomen jede Rotation der Sonne als Ganzes um ihre Achse ausschließe, nahm aber an, die Sonne bestände aus verschiedenen Schichten mit verschiedenen Rotationszeiten; unter anderen aber hätte sie eine Innenschicht mit einjähriger Rotationszeit. In dieser, wäre anzunehmen, entständen an bestimmter Stelle die Flecke, um von ihr aus nach der Oberfläche zu gehen und dort an entsprechender Stelle zu er" scheinen. Dann aber würde sich das Fleckengebiet der Oberfläche ja in der Tat, entsprechend der jährlichen Rotation jener Innenschicht, um die Sonne herum verschieben, und die heliozentrische Anschauung wäre gerettet gewesen.

Ich konnte Prof. Meisel jedoch darauf hinweisen, daß diese Annahme in keiner Weise mit der einheitlichen Kohalsion der Sonnenmasse und mit dem Um» stand, daß das Innere der Sonne sehr dicht und schwer ist, sich vereinbaren läßt. Vielmehr schließen diese Umstände, wenn die Sonne überhaupt rotiert, mit jeder Notwendigkeit eine einheitliche Rotation ein; dergestalt, daß eine etwa ein-jährige Rotationszeit des sehr dichten und schweren Inneren, infolge der einheit-lichen Kohäsion, eine gleiche Rotationszeit der äußeren, leichteren und sehr leich-ten Materie bedingt.

Dann aber verhält sich die Sache so, daß die bekannte ca. LKtÄgige Um-drehungszeit der Oberfläche sich in keiner Weise mit der Annahme einer ein-jährigen Rotationszeit des Inneren der Sonne vereinbaren ließ. Andererseits aber schloß die 26tägige Umdrehungszeit eine jährliche Verschiebungszeit des Fleckengebietes vollkommen aus, wie auch letztere erster? vollkommen ausschließen müßte. Es kann sich also nur so verhalten, daß die Sonne überhaupt nicht rotiert, daß ferner das Fleckengebiet ein unveränderlich festes, und daß die L6tägige Umdrehungszeit der Oberfläche auf einer von außen her wirkenden Ursache beruht, welche die sehr leichte Oberflächenmaterie in eine umlaufende Bewegung versetzt und in ihr hält. (In meiner Abhandlung „Auffallende Un-stichhaltigkeit des fachmännischen Einwandes", G. Müller, München 1914, habe ich darauf hingewiesen, daß diese Ursach« in einem Prozeß von Kontraktion und Repulsion, also in einer vertikal erfolgenden Pulsung des Sonnenkörpers, besteht, und weiter in einem besonders starken kontraktiven Druck, den die Sonne von Ost, der Richtung ihres Umlaufes her, erfährt, und dem eine hier besonders starke Repulsion entgegenwirkt. Wie es denn ja auch einen so höchst auffallen-den und mit alldem so durchaus übereinstimmenden Umstand bedeutet, daß die Flecke gerade auf Ost hälfte der Sonne entstehen!)

Es kommen aber noch andere, höchst deutliche Umstände hinzu, die die Meisel'sche Notannahme so bündig wie möglich ausschließen.

Sollten die Flecke nVmlich wirklich aus dem Inneren der Sonne zur Oberfläche hinaufgehen, offenbar also in Gestalt gewaltiger explosiver Vertikal-stöße, so wäre es, zumal diese Stöße so ganz einseitig auf der gesamten Osthälfte der Sonne erfolgen würden, gänzlich ausgeschlossen, daß eine etwaige Rotation der Sonne durch sie nicht schon längst paralysiert wäre. Kurz: die Sonne könnte in diesem Falle ohnehin keine Rotation besitzen, und alles wÄre schon damit zu Gunsten der geozentrischen Konsequenz entschieden gewesen. —

Weiter aber! Wären die Flecke aus dem Inneren der Sonne zur Oberfläche hinaufgehende vertikale Srplosivstöße, so müßte offenbar ihr Ausbruch ein spontaner und sofort in seiner Wirkung auf die Oberflächenmaterie der gewal-tigste sein. D. h. die Flecke müßten sofort mit aller Entschiedenheit und in ihrer größten Ausdehnung erscheinen, um alsdann auch gleich wieder abzunehmen.

Statt dessen verhält es sich bekanntlich aber so, daß die Flecke für gewöhnlich aus kleinen, kaum merkbaren Unruhen der Oberfläche entstehen, und dann erst allmählich, in einem bis zu vier Tagen, als solche zu erscheinen, dann während ihres weiteren Vorrückens erst noch zuzunehmen, und danach erst wieder abzunehmen. Doch auch die Art der Eigenbewegungen der Flecke widerspricht der Meisel'schen Annahme ganz unvereinbar. Auch noch andere Umstände, z. B. die sehr ausgeprägten, gleichfalls erst später einsetzenden, Schlierenbildungen, welche die Flecke und die großen Gruppen zuweilen zeigen. Weiter auch der Umstand, daß in einer Gruppe oft erst noch viele, und oft ganz außerordentlich viele, kleinere Flecke hinzu entstehen; und zwar auf das offenbarste nur durch die gewaltige Unruhe, in die die Oberfläche rings um solch eine große Gruppe durch die Eigenbewegung derselben versetzt wird. Also alles, n?as man von dem Verhalten der Flecke weiß, beweist auf das unmittelbarste, daß die Flecke unmöglich auf die Weise entstehen können, wie Meisel das angenommen hatte. Vor allem aber war der Umstand, daß die Sonnenmasse in einheitlicher Kohäsion steht, und durch alle Umstände eine Achsenrotation der Sonne vollkommen ausgeschlossen ist, entscheidend. —

Es wurde mir denn damals auch von dem Sonnenforscher Prof. Epstein (Frankfurt a. M.) brieflich, von dem bekannten Astronomen Prof. Plaßmann (Münster i. W.) öffentlich in einem Aufsatz über das „Entstehungsgebiet der Sonnenflecke" („Hochland", September 1914), rundweg zugestanden, daß die Meisel'sche Annahme unhaltbar sei und eine jährliche Verschiebung des Flecken» gebietes in keiner Weise nachweisbar ist! — Bei gleicher Gelegenheit sprach Plaßmann unumwunden aus, das Fleckenphänomen gäbe der Fachwissenschaft ein „Rätsel" auf, dem sie gegenüberstehe nicht anders als „achselzuckend" der Arzt „einem hoffnungslosen Patienten"! —

Da nun aber einzig alles darauf angekommen wäre, eine jährliche Ver» schiebung des Fleckengebietes nachzuweisen, um das Phäinomen noch heliozentrisch zu retten, so war die Angelegenheit mit solchen offenen Zugeständnissen fachmännischerseits eigentlich bereits zu Gunsten der geozentrischen Konsequenz entschieden! —

Doch wurde noch ein anderer Versuch gemacht, es kopernikanisch zu retten. Offenbar kam nur noch einer in Betracht: nämlich das Phänomen nachträglich als solches zu beanstanden.

Es war Prof. Epstein, der den von vornherein, da das Phänomen durch vier der ausgezeichnetsten Forscher auf diesem Gebiet, Hofrat Schwabe, Dr. Ph. Carl, E. Stephani (durch diesen sogar photographisch!), Mrs. Maunder, gestützt war, allerdings nicht gerade besonders aussichtsreichen und dankbaren Versuch machte, diesen Nachweis zu leisten. Mit einem Aufsatz „Erde und Sonnenflecke" in XXIV, 3 von Plaßmanns „Mitteilungen".

Er hatte die Fleckentätigkeit von 1900 bis 1910 beobachtet und gefunden,
daß an und für sich die Rückseite der Sonne hinsichtlich des Entstehens der Flecke
vor der Erdseite nicht bevorzugt sei; damit aber erachtete er das Phänomen als
solches für nicht bestehend erwiesen.
Doch das war nur noch ein Mißverständnis. Denn das Phänomen besteht
ja nicht darin, daß die eine Seite der Sonne vor der anderen hinsichtlich deö
Entstehens der Flecke bevorzugt sei, sondern darin, daß die Flecke auf bestimm-
tem Gebiet entstehen: die großen auf Rückseite (die in solcher Hinsicht
also in der Tat vor der Erdseite bevorzugt ist; was im übrigen allein schon
für sich die geozentrische Konsequenz bedeuten würde!), die auf Erdseite ent»
stehenden aber auf Osthälfte der letzteren. Das aber wurde durch drei zahlen-
mäßige Tabellen, die Epstein seinem Aufsatz beigegebebn hatte, zudem lediglich
auf das bündigste und wünschenswerteste bestätigt! —
Ich legte das in einer Broschüre „Prof. Plaßmann und das Sonnenflecken»
phänomen" (Hamburg, Hephästosverlag, 1915) an den Epstein'schen Tabellen
eingehender dar, worauf mir die Fachwissenschaft nichts mehr erwidern konnte. —
Es ist demnach ersichtlich, daß die öffentliche Diskussion ihren äußersten
kritischen Punkt nunmehr erreicht hat! Da aber der außereinzige Notversuch,
das Phänomen noch heliozentrisch zu erklären, der überhaupt allenfalls noch
in Betracht gezogen werden konnte, von der Fachwissenschaft selbst, wie wir
sahen, bündigst preisgegeben werden mußte, so meine ich, kann über deren letzten
Ausgang bereits kaum noch ein Zweifel bestehen! —
Daß an der Sache also in der Tat „etwas ist", und wie gar sehr viel, ist
mehr als deutlich und offenbar. Von welcher kulturellen Bedeutung, mitten
in alle Unruhe und ernste Bedeutung des Weltkrieges hinein, es aber sein würde,
wenn jetzt die kopernikanische Anschauung kraft eines gänzlich unmittelbaren
äußeren Beweises, den wir nunmehr in dem Fleckenphänomen besitzen, für end-
gültig erledigt erkläxt würde, bedarf keines weiteren Wortes! . . .

Otto Karl Müller
Im Lande der Sonne

Otto Karl Müller:
Im Lande der Sonne.

Skizze.

Dornenkronen zerfetzten den Soldaten die Stirn.
Die Blutstropfen rannen herunter, dunkelrot wie reife Walderdbeeren. Aber die deutschen Helden schritten unterm Geleit von blonden Frauen zur Höhe hinan.
Sie gingen auf einer schönen breiten Straße. Die Linden dufteten. In den Blüten berauschten sich die Schmetterlinge. Blätter bebten vor Freude. Um die Stämme reigten Kinder mit blauen, raschen Augen. Schwalben flitzten vorbei. Lieder klangen. Vögel zwitscherten Gedichte. Blumen lauschten in Andacht.
Hand in Hand zogen die Soldaten mit den Frauen. Noch schmerzten die Dornenkronen. Aber sie verspürten bereits die tausend Wonnen eines neuen Lande«. ' ; ^' '
Am Waldrand droben hüpften Kinder von Rosenbusch zu Rosenbnsch. Sie sammelten die roten saftigen Blüten in ihren Kleidchen, schleppten sie zu den jungen Mädchen, welche am Hange saßen und Kränze dvaus banden. Die Frauen nahmen die Dornenkronen von den blutigen Häuptern der Männer und stillten die Wunden mit dem Duft der Rosen. Die Dornen schütteten sie zusammen. Sie wuchsen zu riesigen Haufen. Denn die Soldaten kamen zahlreich.
Aus Gräben und Erdlöck>ern, wo sie lange mit dein Getier gelegen hatten, vom Grunde des Meeres, ans den Lüften, wo sie adlergleich in den Wolken gewesen waren. Sie strömten herbei, ohne Unterschied, jung und alt, arm und reich.
Erst als es dunkelte, nahm das Wandern auf der Straße ab.
Die Kinder tanzten auch nicht mehr um die Linden. Längst hatten sich die Schmetterlinge in den Blüten satt getrunken. Am Waldsaum hörten sie ans, Rosen zu pflücken, und am Hange, Kränze zu binden. Alles haschte jetzt Glühwürmchen und warf sie unter die Dornen. Im Nu brannten die.
Frauen faßten die gebräunten Hände der Soldaten und sprangen paarweise übers Feuer. Die Gesichter leuchteten. Wie's Morgenrot schimmerten im Haar die Rosen. Die Leiber wurden Glut. Die Nacht brannte. Immer mehr fingen die Kinder Glühwürmchen ein. Bisweilen legten sie auch Kiefernzweige und Tannenzapfen in den Brand. Das knatterte.
Die Mädchen aber standen abseits im Walde und spielten anf kleinen Geigen wundersame Lieder. Das wilde Springen der Männer und Frauen ließ nach. Sie formten ruhige Reigen. Sie schwebten über den Waldboden hin.
Die Musik verstummte. Ruhe.

Nur Dornen verbrannten.
Die Mädchen kehrten jetzt aus dem Walde zurück, hingen die Geigen ins Föhrengeäst, wo der Wind mit den Saiten spielte. Dann suchten sie in den Wiesen nach Blumen. Von denen wollten schon welche schlafen gehen, doch brachten die Mädchen einige Hände voll mit. Die breiteten sie beim Feuer aus als Lagerstatt für die Soldaten.
Und Knaben, mit Königskerzen in der Faust, führten die Wegmüden zur Ruhe. Der Nachttrunk wurde ihnen in Kelchen von Glockenblumen dargereicht. Sie schlürften ihn gierig aus.
Die Frauen summten süße Schlummerlieder, bis der Morgen kam.
Und es tagte.
Wieder wanderten auf der schönen breiten Straße deutsche Soldaten. Dornenkronen zerfetzten die Stirn. Die Blutstropfen rannen herunter, dunkelrot wie reife Walderdbeeren.
Kinder eilten zu Tanz und Singsang um die Linden. Mädchen flochten Kränze. j?
'Frauen führten tagaus, tagein die Helden ins Sonnenland, wo die Dornen zu Rosen wurden.

Franz Adam Beyerlein
Der lächelnde Wirt
Franz Adam Beyerlein:
Der lächelnde Wirt.
Fortsetzung.
S.
Ein leichter Wagen schob sich draußen auf dem Weg heran und hielt. Klasen, der Stellmacher, der in der reichlichen freien Zeit gern Botenfuhren übernahm oder mit allerlei Waren Handel trieb, trat durch die Gartenpforte und zeigte eine wundervolle feuchtglänzende Scholle vor der Scheibe. „Fein frisch!" pries er. „Ich Hab' sie springlebendig auf der Reede gekauft."

Inken hätte wohl Lust zu dem schönen Fisch gehabt, aber sie schüttelte nach kurzer Überlegung verneinend den Kopf. Wenn sie die kleine Barschaft, die sie mit tausend Listen ihrem Manne für die Wirtschaft abtrotzte, recht überzählte, reichte es ja wohl noch hin, aber Lars, der dänische Knecht, war ein Vielfraß, und es hätte des ganzen Fanges eines Kutters bedurft, um ihn mit Fischen zu sättigen. Dann war es besser. Eingesalzenes mit Kohl und Kartoffeln herzu-richten; all das war ihr auf der Weide, auf dem Feld und im Garten zugewachsen und kostete keinen Pfennig baren Geldes.

„Ich danke dir, Hinrich," sagte sie, — alle Eingeborenen redeten sich auf der Insel mit du an, — „ein andermal. Heut hab' ich Kohl zugesetzt."

„Dann nichts für ungut, Inken," antwortete Klasen. „Was macht Lorenz?"

„Danke. Er ist gut zuwege."

„Freut mich."

Der Mann zögert« und ließ den prallen Fisch am Schwanze baumeln.

„Inken," begann er von neuem, „ich hab' es doch getan."

„Was denn, Hinrich?"

„Ich hab' die Koppel am Tinghügel gekauft von Lorenz. Sie liegt mir gleich zum Stall hintenhinaus, und er schlägt sie doch auf jeden Fall los. Hält' ich nicht zugegriffen, hätte mir Hermann Geiken den Tort getan."

Die Frau zuckte schweigend die Achseln.

„Es tut mir wahrhaftig leid," fuhr Klasen fort, „aber das Hemd ist mir näher als der Rock." Er wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Wirtschaft zur „Seemannsbraut". „Du solltest Lorenz nicht so oft in die Nach-barschaft gehen lassen."

Inken wollte die unerbetene Einmischung zurückweisen. Da sah sie die guten, ehrlichen Augen des Mannes und blieb abermals stumm.

Hinrich Klasen trat noch ein paar mal auf dem Steinpfad vor dem Fenster hin und wieder, dann sagte er kleinlaut: „Ma, denn adjüs, Jnken!" und ging.

IM

Der lächelnde Wirt
Franz Adam B'eyerlxin
Er warf die Scholle in den Weidenkorb auf dem Wagen und trieb seinen kleinen, runden Gaul an.
Inken sah das Fuhrwerk verschwinden, zuletzt drei lange Eisenstangen, die hinten heraushingen. Klasen hatte sie von der Reede mitgebracht. Als die Räder in den Geleisen holperten, fingen sie langsam an zu schwingen und zu klirren.
Nachdem der Lärm verklungen war, stand die Frau mit einem Entschluß auf. Außen im Flur nahm sie das Tuch vom Haken, schlang es über'm Kopf weg um die Schultern und lief zur rückwärtigen Tür hinaus. Die Gedanken jagten sich hinter ihrer Stirn. Der Verkauf der Koppel am Tinghügel, das war wieder ein Schritt nach dem schlimmen Ende zu. Das schöne Kapital des alten Brahm Brahmsen war längst in alle Winde zerstreut, nun wurde das Land, oas er einst zum Süderenderhof zugespart und zugekauft hatte, stückweise los-geschlagen. Inken segnete inbrünstig den Vater, der den Hof selbst und sein Gebiet vor der grausigen Verstümmelung bewahrt hatte, und zugleich gewährte es ihr eine Art grimmiger Genugtuung, daß von dem neuen Grund und Boden, der veräußert werden durfte, nicht allzuviel mehr vorhanden war.
Der Weg zum Dorf, von dem der Süderenderhof ein paar hundert Schritte ablag, erstreckte sich frei vor ihr. Klasen handelte wohl bei der „Seemanns» braut" mit seinen Schollen. Darum lief sie ohne Scheu, lief wie ein gehetztes Tier, bis sie dem ersten Haus auf Sehweite nahekam. Von da ab ging sie den gesetzten, ruhigen Schritt, der einer großen Bäuerin geziemte. In der Dorfgasse stieß sie auf Annie Lorenzen, ihres Mannes jüngere Schwester, ein großes, statt« liches Mädchen, das sich sicherlich einst allerlei vom Leben erhofft hatte, nun aber infolge des Vermögensverfalls der Lorenzen gattenlos verkümmerte und als eine Art Magd auf dem brüderlichen Mühlenhofe von der Bitterkeit des Daseins mehr zu schmecken bekam, als von der Süße.
Annie schwatzte mit einer Nachbarin. Ihre blauen Augen glitzerten bos« haft, als sie die Schwägerin erblickte, und sie rief: „Holla, Inken, wie geht es zuhaus?"
„Danke," antwortete Inken hochmütig, „da ist alles gut beisammen." Tie mochte Annie wegen ihrer spitzen Zunge nicht leiden.
„So? Meinert liegt noch mit dickem Kopf." Meinert war Annies und Lorenz' Bruder, der Bauer des Mühlenhofs.
Inken verstand die Anzüglichkeit nicht. Sie war so verstrickt in ihr Unglück, daß sie nicht einmal das Nächste bemerkte. „Meinert?" fragte sie. „Wieso? Ist er krank?"
Annie lachte höhnisch. „Krank?! — Es hat wiedermal bis vier Uhr in der Früh gedauert in der „Seemannsbraut". Lorenz hat alles gezahlt. Herr-gott, Ihr mußt das Geld in Scheffeln haben!"

Nun begriff die Frau. Sie streckte die Waffen des Stolzes und stöhnte:
„Wohin soll das noch?!"
Annie, die im Grunde ein gutes Herz hatte, flüsterte ihr dringend zu:
„Nimm dich zusammen, Inken! Iensine kommt." Iensine war eine kleine Haus-
lersfrau; sie hatte beim Krämer Salz gekauft und grüßte achtungsvoll. Dann
fuhr das Mädchen fort: „Du dauerst mich, Inken. Wirklich. Wo willst du
denn hin, jetzt?"
‚Lu Boy."
Die Schwägerin schüttelte geringschätzig den Kopf. „Boy?! Der schenkt
dir auch nur Bibelsprüche."
„Vielleicht weiß er doch eine Rettung."
„Der?! — Glaub's nicht. Trag's allein, Inken!" Damit wandte sich
das große Mädchen und schlenderte dem Mühlenhof zu.
Boy war der Bruder des seligen Brahm Brahmsen. Um zehn Iahre
jünger als Brahm, hatte er von je den richtigen Gegensatz zu jenem abgegeben.
War der Ältere stets zum Ergreifen und Wirken geneigt gewesen, so hatte es
Boy immer damit gehalten, sich zu bescheiden und demütig hinzunehmen, was
el«n kam. Er bewirtschaftete einen kleinen Hof und hielt sich schlecht und recht
auf seinem Besitz. Mit der Zeit hatte seine angeborene versonnene Frömmig-
keit etwas Überhebliches bekommen; er eiferte gegen Unglauben und Üppigkeit und
verwechselte allmählich Bedürfnislosigkeit mit Geiz. Deshalb lag er auch mit
allen Nachbarn in Streit.
Inken traf ihn, wie er den Dünger aus dem Schweinestall herauskarrte.
Er hatte Holzschuhe an den Füßen und trug eine uralte, tausendmal geflickte
Hose, die vor Schmutz wohl hätte stehen können, ohne daß einer darinnen steckte.
Seine Hände wiesen die Spuren seiner Beschäftigung auf, aber auch sein
faltiges Gesicht war unsauber und von Bartstoppeln übersät. Er pflegte sich
nur am „Tage des Herrn", wie er den Sonntag gespreizt nannte, zu waschen
und zu kämmen. Von seiner Nase herab tropfte es. Über den Besuch der
Nichte schien er nicht sehr erbaut zu sein; mit einer verlegenen Grimasse fragte
er: „Du willst doch nicht zu mir, Inken?"
„Doch, Boy," antwortete Inken.
„Dann, so sprich schnell. Ich habe nicht Zeit."
„Das ist nicht so kurz gesagt. Komm mit hinein!" Und rasch entschlossen
ging sie ihm voraus in die Küche. Boy folgte unwillig brummend.
Auf dem Tische standen noch ineinander die beiden braunen irdenen Näpfe
von der morgendlichen Milchsuppe her, die Blechlöffel lagen daneben in kleinen
Lachen, und seitab am Fenster, außerhalb der Brotkrumen, waren eine Bibel,
ein Gesangbuch und eine Nachfolge Christi mitsamt der Hornbrille aufgebaut.

Inken schüttete dem Oheim ihr Herz aus. Mochte er nun wollen oder nicht, er mußte — nicht zum ersten Male — das Elend anhören, von Anfang bis zu Ende, wie es ganz unmerklich mit dieser unseligen Trunksucht eingesetzt hatte, w« es immer ärger geworden war, wie weder Bitten noch Schmeicheln, weder Zanken noch Schmollen, weder Trotzen noch Drohen gefruchtet hatten. Wie einen Köder warf sie den Gedanken aus, mitunter habe sie schon erwogen, ob es nicht besser sei, sich scheiden zu lassen.
Boy hatte die Nichte von unten herauf mit schrägen Blicken gemustert und war immerzu stumpf geblieben. Ietzt aber gab er den Spruch von sich: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden."
Im Grunde hatte Inken diese Antwort hören wollen. Sie nickte also nur und seufzte dabei. Mit einem Male verstand sie nicht mehr, weshalb sie sich die Mühe des Wegs zu dem alten Geizkragen gemacht hatte. Obenhin, im Aufstehen, sagte sie noch: „Wie hat das nur alles kommen können?" Damit ging sie zur Tür.
Da floß Wasser auf die Mühle Ohm Boys. „Das will ich dir sagen, Inken," versetzte er. „Sechzehn Herdstellen sind wir hier im Dorfe; davon sind zwei Wirtshäuser und auf noch einer sitzt ein Bierhändler. Das soll wohl zuviel sein." Er hatte sich natürlich zu den Temperenzlern geschlagen und war überdies mit Klas Schmitt von der „Seemannsbraut" und seinem Nachbar, dem Bierhändler Geiken, aufs innigste verfeindet. Geiken preschte ihm beharrlich mit seinem Bierwagen über das Rasenvorland vor seinem Hof, anstatt die Ecke gründlich auszufahren, und Klas Schmitt hatte eines Sonntags morgens, als er, Boy Brahmsen, angetan mit dem feierlichen ererbten Abendmahlsrock und einem noch älteren Zylinder an der „Seemannsbraut" vorüber zur Kirche stelzte, vor den jungen Burschen einen Witz über ihn verbrochen.
Draußen schurrte just Stine, Boys Frau, Wer den höckerigen Steinpfad auf die Tür zu. Die beiden Frauen waren einander nicht gewogen. Stine fand die Nichte zu aufgeblasen und zu fein, ja geradezu zu träge und zu lässig, und diese wiederum spürte den Tadel und vergalt ihn mit Abneigung. Die Alte kam vom Dorfteich, an dessen Rand sie die Kühe zum Grasen geführt hatte. Die Koppel gehörte zum Süderenderhof, aber es geschah nicht selten, daß Nachbarn und gar Anverwandte es mit der Weide nicht so genau nahmen.
Inken war müde von der Aussprache, trotzdem bemerkte sie spitz: „Es ist ja nicht so schlimm, daß du deine Kühe am Teich weiden läßt, aber eigentlich gehört die Koppel uns."
Stine, ein Sauertopf von je, schüttelte den wackligen Kopf und brummte: „Nicht mehr, Inken. Boy hat die Koppel gekauft."
„Das hast du getan? Du, Boy?!"

Franz Adam Beyerlein
Der lächelnde Wirt
Der Oheim kratzte sich mit seiner schmutzigen Tatze in den Bartstoppeln.
„Ia, Inken, ich," antwortete er. „Denn siehst du, Loren, hat es selber gesagt: alsdann bleibt es gewissermaßen unter den Brahmsenschen. Ia? Sagtest du was?"
Inken neigte das Haupt.
„Bete nur fleißig!" mahnte Boy verlegen. „Beten und arbeiten! Iawohl. Aber — Klas Schmitt, der ist dein Fluch."
Wie betäubt schlich Inken von dannen. Sie mied die Dorfstraße und ging au der Rückseite der Gehöfte entlang. Klar und warm war die Sonne hervor» getreten. Die Kinder spielten an den Wällen der Gärten, und man spürte den Bäumen und Sträuchern das Behagen an, das sie in der schönen, weichen Luft empfanden. Die Zweige und Triebe glänzten prall und saftig, und einige grüne Spitzen waren schon verwegen genug, die Hüllen zu verlassen.
Lorenz hatte sich auch von seinem wüsten Lager emporgefunden. Er arbeitete im Garten. „Schön Wetter, Inken", rief er über das Gatter weg. „Wo bist du gewesen?"
Die Frau versetzte kurz: „Bei Ohm Boy."
Da senkte der Mann das gedunsene Gesickzt und ließ die schwimmenden Augen feig ins Weite schweifen. Plötzlich aber kam er in den Flur hinterdrein-gelaufen und polterte heraus: „Iawohl, ich habe Boy die Teichkoppel verkauft." Und sogleich log er wieder: „Der alte Dreckfink hat ja nicht nachgelassen, bis ich sie hingab. Er hat tüchtig zahlen müssen."
Inken trat schweigend in die Stube und ließ ihn stehen. Er schaute ihr bos-haft nach. Dann schlug er eine höhnische Lache an und begab sich wieder in den Garten. Gartenarbeit war eine Leidenschaft für ihn geworden, nachdem er die Tätigkeit in Feld und Stall nicht ungern an den dänischen Knecht und Sine, die Magd, verloren hatte. Obwohl in der frühen Iahreszeit noch nichts rechtes gesät und gepflanzt werden konnte, grub er ein Beet um, und während er mit zornigem Eifer die groben Schollen zerteilte, maulte und zankte er laut vor sich hin.
(Fortsetzung folgt.)

Gffenfivgeist.

Unsere Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie in Ver«
gleich setzen mit unseren Kraftquellen und den Lasten der Feinde. Unsere Geld»
Wirtschaft hat den Stürmen des Kriegs getrotzt, sie wird auch den künftigen
Allforderungen standhalten.

Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreude der ersten Kriegszeit,
das trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr hinüberzuretten seien in
die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos als Gewinn aus schwerer Heimsu»
chung uns bewahrt bleiben wird, das ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung,
die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und
Organisationskunst, das deutsche Volksvermögen mit seinen reichen Einkommens»
quellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt werden müssen.
Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung der wirt»
schaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher, ohne sie ärmer, aber
nicht wirtschaftsunfähig sein. Die Aussichten für eine solche Entschädigung steigen
natürlicherweise in dem Maße, als wir unsere Überlegenheit, unseren Sieg voll»
ständig machen, indem wir zu den militärischen Erfolgen den geldwirtschaftlichen
Sieg fügen. Können wir das? Die neue englische Anleihe war als Kraftprobe
gedachtsie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab,
daß sich die Hoffnungen jenseits des Kanals auch nur halbwegs erfüllt hätten.
Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von 5 bis 6 Monaten, die ersehnte
Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine langfristige Anleihe
aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und das. obwohl der englische Markt eine
Schonzeit von mehr als 1^/, Iahren genossen hatte I Dabei ist England, dessen
Schwierigkeiten sich häufen (U-Bootkrieg, Ernährungsforgen, Beeinträchtigung der
Einfuhr und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente, oder sollte sie doch sein.
Daß die Stütze brüchig ivird, ist um so beachtlicher, als das Zusammenraffen
langfristiger Kapitalien im eigenen Lande der Bundesgenossen nachgerade auf
bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die Verschuldungen ans Ausland
(Amerika übte von Anfang an eine zärtlich wohlwollende Neutralität, während es
für uns nur Neutralität»„Ersatz" hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher
Art sind ungefähr doppelt so hoch wie die unsrigen.

Demgemäß ergibt sich beim Abmessen der beiderseitigen Widerstandskraft ein
mehrfaches Mißverhältnis zuungunsten der Feinde. Sllso wird der Sieg auf dem
Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die Einsicht in die eigene Kraft und die
Erkenntnis der feindlichen Lage bei uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist
wecken, den Hindenburg kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur
mit den Waffen, sondern auch mit dem Gelds schlagen." Und einmal muß da
drüben die Erkenntnis aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Opfer —
und den deutschen Vorsprung steigert.

A u n d schau
Rundschau der Kriegs»
literatur XX.
Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.
Ie sicherer Deutschland und seine Verbündeten dem Siege entgegengehen, um so mehr wächst das Bedürfnis, sich mit den Aussichten und Aufgaben des Friedensschlusses zu beschäftigen. Als eine gute Grundlage für solche Friedens-betrachtungen erschien soeben unter der Bezeichnung: „Politisch - geographische Grundlagen Europas für Friedens» betrachtungen" im Verlage von Carl Flemming in Berlin die erste Nummer einer neuen Reihe von Karten, die von Professor Dr. Kettler herausgegeben werden. Die vorliegende Karte besteht aus drei auf einem Blatte vereinigten Einzelkarten. Die erste behandelt „Kriegsstands - Gesichtspunkte" und bringt die Landverluste der Mittelmächte und der Ententestaaten seit Kriegs-beginn zur Darstellung, sowie eine ins Auge springende Veranschaulichung des glänzenden Standes der Mittelmächte. Die zweite, „Geschichtliche Gesichts» punkte" betitelte Karte enthält eineReihe von alten historischen Grenzen, deren Erinnerung naturgemäß für die heutige Frage des Tages von größtem Inder» esse ist. Die dritte Karte endlich, die den Titel „Völkische Gesichtspunkte" führt, stellt die Völkergrenzen in Europa dar. Von besonderem Interesse dürften unter den hier veranschaulichten Sprach» gebieten heute die der Litauer, Polen, Ukrainer, Bulgaren und Albaner ge-nannt werden. Vor allem tritt die ge» waltige Ausdehnung der Fremdvölker in Rußland überraschend hervor, wo sich für die Entente ein reiches Tätigkeits» feld befindet, um ihre so oft in die Welt hinausposaunte Liebe für die klei» nen bedrückten Völker in die Tat um-zusetzen.

„Die Seele Spaniens" betitelt Rudolf Lothar ein Buch, das er als Veröffentlichung der Deutsch-Spanischen Vereinigung München bei Georg Müller (München) erscheinen läßt. Es ist eine interessante und un» terhaltfame Reisebeschreibung, die Lo-thar dem Leser bietet, und die bunten Bilder aus dem Leben Spaniens, die

er schildert, sind zweifellos recht reichhaltig. Nur eins hätte der Verfasser ändern müssen: den Titel. Denn so anschaulich und malerisch seine Schilderungen sonst sind, „die Seele Spaniens" geben sie nicht wieder; es fehlt ihnen das für Spanien Charakteristische, was keineswegs das Stiergefecht oder die von dem Verfasser in einem besonderen Kapitel geschilderten „Blumen» spiele in Barcelona" sind. Nichtsdestoweniger ist das Lothar'sche Buch ein interessanter Lesestoff, der manchem vieles bieten wird. Dem Buche sind 59 Bilderbeilagen beigefügt, die größtenteils recht nett und geschmackvoll ausgewählt sind, nur möchten wir hier die acht Federzeichnungen von Nestor ausnehmen, die die „Mädchen und Frauen aus Madrid" darstellen sollen, die aber allzu leicht ein ganz falsches Bild von dem schönen Geschlecht der spanischen Hauptstadt erwecken können.

*

In der im Verlage von B. G. Teub» ner in Leipzig erscheinenden Sammlung „Ans Natur und Geisteswelt" ist kürzlich als 553. und 554. Band ein kleines Werk erschienen, das sehr vielen herzlich willkommen sein wird. In kurzer, aber trotzdem gründlicher, sachlicher und leicht verständlicher Form bietet in diesen Bändchen Iustus Hashagen dem Leser die „Umrisse der Weltpolitik" in den Iahren seit der Gründung des Deutschen Reiches, und zwar behandelt der erste Band die Zeit bis zum Iahre 1907, der zweite die letzten sechs Iahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges. Wenn wir einen Wunsch aussprechen dürfen, so ist es der, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage, die — wie wir hoffen — recht bald der erst?n folgen wird, seiner Arbeit ein Register anfügen möge, das eine wichtige und nützliche Ergänzung seiner interessanten und lehrreichen Ausführungen sein wird. —

In einer kleinen Schrift „Politik der Tat" („Politik", Verlagsanstalt u. Buchdruckerei, Berlin) entwirft Dr. Ferdinand v. Gerhardt cin anschauliches Bild von den politischen Empfindungen und Notwendigkeiten, die jetzt alle Gemüter bewegen. Er zeigt, wie sich das Verhältnis des Deutschen zum Ausland gestaltete, und welche grundlegenden Unterschiede im Denken und Handeln namentlich zwi-

schen ihm und England hervorgetreten
sind, Unterschiede, die uns den Schlüssel
zum Verständnis der hauptsächlichsten
weltpolitischen Ereignisse zu bieten ver-
mögen. Auch die gegenwärtigen und
künftigen Beziehungen zu Amerika und
Ostasien sind eingehend gewürdigt, so
daß es dem Leser ermöglicht wird, einen
Blick über den jetzigen Krieg hinaus zu
tun und zu erkennen, welche Aufgaben
von uns noch gelöst werden müssen,
wenn wir bleiben wollen, was wir sind,
und uns eine Zukunft wünschen, die den
schweren Opfern der Gegenwart ent-
spricht. Mit scharfen Worten wendet
sich der Verfasser auch gegen diejenigen,
die immer noch daran arbeiten, eine
rücksichtslose Ausnützung aller unserer
Hilfsmittel, vornehmlich der U-Boote,
zu verhindern.
Wenn auch die Schrift bereits im
November vergangenen Iahres abge»
schlossen ist, nnd infolgedessen die durch
Erklärung des verschärften U-Boot-
krieqes geschaffene neue Lage noch nickt
berücksichtigt werden konnte, so bietet
der umfangreiche, auf 38 Seiten zu»
sammengedrängte Stoff doch eine Reihe
interessanter Einzelheiten, an denen
nicht achtlos vorübergegangen werden
darf.
Von der „Bibliothek für Volks»
nnd Weltwirtschaft", die von Prof.
Nr. Franz v. Mammen bei der Wis-
senschaftlichen Verlagsanstalt „Globus"
in Dresden herausgegeben wird, sind
drei neue Hefte erschienen, auf die wir
leider wegen Beschränkung des Rau-

mes nicht naher eingehen können. Im 23. Heft entwickelt der Wiener Nationalökonom Prof. I>r. Gruntzel „die Idee der Gemeinschaft" und weist nach, daß der theoretische Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus kein zutreffendes Bild der Wirklichkeit gebe. Der Mensch bedarf zum Zwecke seiner Selbstentfaltung der Verbindung mit anderen Menschen. Eine solche Gemeinschaft sei keine mechanische Zusammenfassung, sondern sei wesentlich psychischer Natur und bedeute keine Unterdrückung der Individualität, sondern sei deren wesentliche Voraussetzung. Für die Volkswirtschaftslehre sei wie für die Ethik das?eben ein stetig wechselndes Kräftespiel zwischen Individu» alitäten und sehr verschiedenen Gemeinschaften.

Das 33. Heft behandelt das vielbesprochene Thema „Mitteleuropa — Mittelafrika". Der bekannte Kolonial» Politiker Dr. Paul Lentwein warnt hier zunächst mit Recht vor über» triebenen Hoffnungen, die man vielfach auf einen engen Zusammenschluß Mitteleuropas setzt, und fordert im zweiten Teile seiner Schrift für unsere Weltwirtsck>afr ein einheitliches Dentsch-Mittelafrika. das Kamerun, Französisch- und Belgisch-Konqo, Ostafrika, Angola, den Nordteil Südwestafrikas, die Nordhälfte Mozambiqnes, Nyassaland und einen Teil Nordostrhodesiens umschließen müsse. Ob sich ein derarti» ges Kolonialreich schaffen lassen, ob insbesondere England seinen alten Plan, Südafrika mit Agnpten und dem Sudan räumlich zu verbinden, aufgeben wird, hängt natürlich ganz vom Ausgange des Krieges ab. Es ist jedenfalls zu wünschen, daß wir ein Ko» lonialreich erlangen, das imstande ist, sich im Kriege selbst zu verteidigen und ni Kalten.

Im 30. Heft der Mammen'schen Sammlung, „Zollunion und Agrarpolitik", sucht Hermann Kranold nachzuweisen, daß der privatwirtschaftlichen Rentabilität der deutschen landwirtschaftlichen Betriebe aus einer Festlegung der Zollgrenzen zwischen Deutschland einerseits, österreich-Un» garn und den christlichen Balkanstaaten — einschließlich Rumäniens — andererseits keinerlei Gefahren erwachsen können. —

„Von Polens Seele" spricht Sta-

nislaw Przybyszewski in
einem neuen Bande der „Schriften zum
Verständnis der Völker", die im Verlage
von Eugen Diederichs in Iena erschei»
nen. Der Verfasser hat sich zur Auf-
gabe gemacht, uns den polnischen Geist
näher zu bringen, uns verständlich zu
machen, uns zu zeigen, daß „Polens
Seele" grundverschieden ist von der
Seele seines östlichen Nachbars und bis»
herigen Knechters, Rußland, daß die
polnische Kultur stets viel mehr nach
Westen gravitiert hat, als nach Osten,
und daß im neuen Polen dieser An»
schluß wieder stärker hervortreten muß
und wird, als es in der Zeit der russi-
schen Willkürherrschaft hat der Fall
sein können. —

In einem als Manuskript gedruck-
ten „Bericht über die bisherigen Bestre-
bungen zur Schaffung einer leistungs»
fähigen Industrie der Erdöl-Raffination
in Deutschland" kommt C. A. von
Martins zu dem Ergebnis, daß nach
dem Kriege die Versorgung Deutsch-
lands mit den sämtlichen Erdölproduk-
ten auf neuen, ganz veränderten Grund»
lagen aufgebaut werden müsse, und daß
es schon jetzt zu den Aufgaben der
Reichsverwaltung gehören dürfte, „un-
beeinflußt von Privatinteressen zu er-
wägen, wie diese für die ganze Volks»
wirtschaft, namentlich aber für die Mi-
litär- und Marineverwaltung wichtige
Frage gelöst werden soll, und nament-
lich auch, wie die Versorgung aus den»
jenigen Gewinnnngsquellen gefördert

werden kann, die außerhalb der englischen und russischen Einflußsphäre liegen".

Ferner seien zwei kleine Broschüren kurz erwähnt, die vieles enthalten, was lesens- und beherzigenswert ist. Die erster« behandelt die „Bevölkerungsprobleme". Sie ist von Siegfried Dyck im Verlage von Preuß ^ Iün» ger in Breslau herausgegeben und gibt einige Studien und Glossen zur Geburtenfrage, die für uns nach dem Kriege von großer Wichtigkeit sein wird. — Das andere Bändchen, bei der Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H. in Wiesbaden erschienen, sucht die Frage zu beantworten: „Wie baut man für's halbe Geld in Ost und West neu auf?" In Wort und Bild gibt hier Dipl.-Iug. Curt Adler Ratschläge für den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften im östlichen und westlichen Kriegsgebiet, sowie für Notbauten und für die Unterkunfts» und sonstigen Baulichkeiten un» serer Krieger, für eine Bauweise, die vierzig bis sechzig Prozent Ersparnis gegenüber dem Ziegelbau und dabei mehrfach schnellere Herstellung ermöglicht.

Zum Schluß sei noch ein „Türkisches Lehrbuch" kurz genannt, das Wilhelm Weil im Verlage von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. veröffentlicht. Die Methode Weils soll es ermöglichen, die für uns Deutsche zweifellos schwere türkische Sprache schneller, leichter, gründlicher und voll» ständiger als bisher zu erlernen. Sie erstrebt, durch häufige Wiederholung der wichtigsten Worte und der wichtigsten Formeln, das Gehirn automatisch von der Muttersprache loszulösen und die Gedanken in der fremden Sprache wiederzugeben. Sie will also zum Denken in der fremden Sprache erziehen, eins der Hanptfundamente, auf das beim Erlernen einer fremden Sprache von Anfang an der größte Wert gelegt werden sollte, was jedoch leider oft vergessen wird. Schon aus diesem Grunde ist das Weil'sche Lehrbuch praktisch sehr wertvoll und verdient von Lehrenden und Lernenden der türkischen Sprache Beachtung; die enge Freundschaft, die uns mit dem osmanischen Reiche verbindet, und die großen wirtschaftlichen Interessen, die wir in der Türkei haben, und die immer mehr wachsen, werden viele Deutsche zum Erlernen der türki-

schen Sprache veranlassen; sle werden gut daran tun, sich dann des Weil'schen Buches zu erinnern.

Nach Schluß der vorstehenden Rund» schau sind uns noch zwei Bücher zuge- gangen, deren wir noch mit ein paar Worten gedenken wollen.

Als neuester Band der Ullstein- schen Büchersammlung „Männer und Völker" erschien aus der Feder des Kontreadmirals Carl Hollweg „Unser Recht auf den U-Bootskrieg". Hollweg gibt eine leicht verständliche Darstellung des gerade jetzt in eine neue Phase eingetretenen U-Bootkrieges und schildert zunächst kurz die Haltung un- serer Gegner und der neutralen Staa- ten. Besonders interessant sind das Kapitel über die Stellung des U-Bootes im Seerechte und das Kapitel: „Der U-Bootskrieg und der Sieg". Der Ver- fasser sagt hier zum Schluß, dem U- Boote falle in diesem Kriege die große, bedeutungsvolle Rolle zu, „daß es einer zukünftigen Freiheit der Meere als Bahnbrecher dienen, daß es veraltete, überlebte, schädliche Theorien von der „Unbezwinglichkeit der Seemacht" des zur See zahlenmäßig Überlegenen, die wie ein unabwendbares Verhängnis, wie ein ewiges Damoklesschwert über den schwächeren Seemächten schwebte, beseitigen, daß es für alle Ewigkeit die Hungerpeitsche den grausamen Händen des englischen Seedespotismus entmin» den wird". Das Schriftchen ist äußerst

lebendig und unterhaltend geschrieben; es wird sich sicherlich schnell einen sehr großen Leserkreis erobern.

Auch die neue Schrift von Fer» dinand Tönnies: „Der eng- lische Staat und der deutsche Staat", die im Verlage von Karl Curtius in Berlin erschienen ist, ist warm zu emp- fehlen. Tönnies schildert hier in an- schaulicher, leicht verständlicher Weise die englische und deutsche Verfassung, die Verwaltung in den beiden Staaten, die „Freiheit und Freiheiten", sowie die Staatsbegriffe und Staatsideen. Am Schluß hat der Verfasser den Haupt» inhalt seiner Betrachtungen in Leit- sätzen zusammengefaßt, aus denen vor allem zu entnehmen ist: England ist in den Grundformen seiner ungeschriebenen Verfassung das geblieben, zu dem es sich im späteren Mittelalter entwickelt hat, und zwar auch dann noch, nachdem die Krone den größeren Teil ihrer Macht durch das Parlament, besonders nach dem Cromwell'schen Interregnum verloren hatte. „Dieser unmoderne Charakter, der den Bedürfnissen einer gesteigerten und reformierenden Gesetz- gebung nicht gewachsen ist, macht sich besonders durch den Mangel einer ge- ordneten Verwaltung, eines geschulten Beamtentums und eines ausgebildeten Verwaltungsrechts fühlbar." Die in England stark in Erscheinung tretenden gesellschaftlichen Grundlagen sind aus» geprägt aristokratisch, trotzdem im Laufe des neunzehnten Iahrhunderts der Ar- beiterklasse immer mehr politische Rechte eingeräumt werden mußten.

Mit der „Freiheit" in England ist es keineswegs so bestellt, wie man imm.r noch vielfach in Deutschland glaubt. Wenn auch, wie Tönnies ausführt, die bürgerlichen Freiheiten in Großbritan- nien teilweise besser als bei uns ge- sichert sind, so schließen diese doch an» dererseits auch die Freiheit in sich ein, „andersdenkende Minderheiten, z. B. in ihren Versammlungen, durch Lärm und Gewalt zu ersticken".

Mit Recht hebt der Verfasser her- vor, daß in dem aristokratischen Groß- britannien viel weniger für das Volk getan worden ist, als in den monarchi- schen Staaten des Festlandes, daß Eng- land z. B. erst dreißig Iahre später als Deutschland mit der sozialpolitischen Gesetzgebung begonnen und nach deut- schem Vorbilde eingerichtet hat, daß das

Unterrichtswesen zurückgeblieben ist und erst allmählich auf einen dem deutschen annähernd ebenbürtigen Standpunkt gebracht wurde, kurz, daß „die Grundsätze des Zwanges, der Pflicht, der Ordnung, der Verwaltung, ohne die der Staat nicht leben und sich entwickeln kann, . . . gegen starke Widerstände verspätet und in unvollkommener Weise in Eng» land Eingang gefunden" haben.

Doch wir können hier nicht näher auf die interessanten Ausführungen eingehen; sie werden zweifellos den Zweck erreichen, zu dem sie in erster Linie bestimmt sind, eine „volkstümliche Belehrung" zu sein über englische Berfas» sungs- und Verwaltungefragen, eine Studie, die keineswegs den Anspruch erhebt, als streng fachwissenschaftliches Werk zu gelten, wie es uns u. a. Hatschek in seinem ausgezeichneten Werke „Englisches Staatsrecht" geliefert hat. Es soll dem Laien einen Einblick gewähren in die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse Englands, die bei nns noch vielfach ans der einen Seite unter-, auf der anderen Seite weit überschätzt werden.

Literarische Rundschau.

Von vi'. Georg I. Plotke (Frankfurt am Main).

Wir sind sehr mißtrauisch geworden gegen die Naivität junger Künstler, seitdem wir im Wesentlichen unter dem Einflusse der selbstanalytischen ruf»

sischen Literatur die Sphäre des Be-
wußtseins in jedem Schaffenden zu Un»
gunsten jener süßen Dumpfheit des Ge-
fühls vergrößert sahen, aus der die
Dichtungen unserer älteren Meister ent»
quollen. Mar Iungnickel, der
lachende Musketier, ist aber wirklich ein
naiver Iüngling-Mann, ein Kind von
Iean Paul'schen Gnaden, der im Iam-
mer der Vernichtung noch den unver»
lierbaren Gesang der Lerchen hört, und
in dem etwas klingt und klagt von den
Urtönen einer volksmäßigen reinen
Poesie. Sein neuer kleiner Roman
„Peter Himmelhoch" (Verlag H.
A. Wiechmann, München) schildert den
Abschied des Dichters von dem verschla-
fenen Dorf Dinkelsbach und seinem
Gänsemädchen. Er geht in den Krieg,
wird Trommler und fällt in der
Schlacht. Es gibt eine deutsche Dich-
tung, an die man immer wieder er-
innert wird, den Kormt Rilke. Nur
trägt dieses formlose Buch Iungnickels
für uns das reinere und wahrhaftigere
Antlitz des Natürlichen, weil es sich aus
dem blutgedüngten Boden des schwer-
ourchlittenen Kriegserlebnisses empor-
reckt. Auch der abschließende dramati»
sche Versuch, der „Sternenkantor"*), be-
sitzt die Nachdenklichkeit und den zarten
Farbenreichtum dieses Dichters; und
wenn auch an dem blütenreichen Le»
bensbaum des jungen Poeten bisher noch
keine reife und restlos künstlerische
Frucht erwuchs, wenn auch dies wun-
derschöne Buch — sein fünftes —
nichts Neues über ihn sagt, so dürfen
wir doch erwarten, daß Iungnickel,
wenn er uns erhalten bleibt, noch viel
echte, gütige Freudigkeit in unsere ver-
dunkelte Welt bringen wird.

Im Gegensatz zu diesem völlig un»
bewußten Poeten ist Curt Moreck
ein seine Mittel durchaus kennender und
beherrschender Künstler. Er bietet trotz
mancher stilistischen Gequältheiten in
seinem neuen Buch „Menschen im
Kampf" (Iulius Hoffmann, Verlag,
Stuttgart) das Bild eines jungen
Menschen, den der Krieg aus dem
Artistentum zu wirklich gefühlter Liebe
und zu wirklich gefühltem Leid empor-
gehoben hat. Die Mängel seiner
früheren Dichtung«n, die damals in
dem starken Hervordrängen seiner eige-
nen Person, die ihm wie den meisten

*) Das Frankfurter Schauspielhaus wird ihn
zur Uraufführung bringen.

Mitstrebenden das Interessanteste war, bestand, hier überwindet er sie, weil er ein starkes Allgemeinempfinden erworben hat. Dieser ethische Gehalt rückt auch die Dichtungen seines neuen Buches, die stofflich eigentlich dem Kriegsfeuilleton näher stehen als der Novelle, in die Reihe der Kunstwerke. Der Versuch freilich, im „Beatus Mensch" eine Heilandsgestalt wie den Hauptmann'schen „Emanuel Quint" im Greuel des Krieges zu zeichnen, gelingt ihm noch nicht. Dagegen entfaltet er eine bemerkenswerte visionäre Kraft in der männlichen Größe seines Mitleidens, wie er beispielsweise das Sterben eines Waldes im Granatfeuer und die sehnsüchtige Wanderung eines zerlumpten Soldaten nach dem Sterne seiner Kindheit schildert.

Auch Alfons Petzold ist im Kriege zum Kerne alles Dichterischen vorgedrungen, da er ein großer Lieben» der geworden ist. Aus der Beklommenheit dem Unerhörten gegenüber kommt er in seinen neuen Gedichten aus dem Kriege „Der stählerne Schrei" (Verlag Ed. Stracke, Warnsdorf) zur Befreiung. Er hat die Scholle lieben gelernt, aus der seine Väter wuchsen, und er ist für uns mit Lersch und Wöhrle zusammen der ty» pische Volksdichter des Krieges geworden, der alles das ausspricht, was ein natürlicher und gütiger Mensch in dieser eisernen Zeit empfinden muß. Erschütternd sind die Gedichte, in denen er sich als Soldat mit den Grundlehren des

Christentums auseinandersetzt; und hier ist besonders das Gedicht „Legende" hervorzuheben. Die gefallenen Solda» ten sitzen im Himmel, ein niederdeutsches Idyll, und sehnen sich, noch einmal ihre Heimat zu sehen; Christus läßt diesen deutschen Geisterheerbann hinabziehen durch die Wälder und Täler. Sie keh- ren mit gestillter Sehnsucht am Morgen zurück:

„ . . . Der Leutnant, die Hand an dem Kappenschnitt,
An den Chorstuhl der heiligen Familie tritt:
‚Melde gehorsamst, vollzählig heimge- kehrt.
Ich bitte um mein verpfändetes Schwert/
Da lächelt Herr Jesu, sagte einem Cherub etwas ins Ohr —
Stille der Wunder steigt aus der Tiefe empor,
Iohann Sebastian Bach tritt in den Orgelraum .. .
Der ganze Himmel trüumt einen deut- schen Traum."

Diese unendliche 5!iebe zur Heimat- erde, mit der tiefste Gewinn dieses Krieges, ist auch der Grundklang des neuen Romans von Rudolf Haas „Trieb! der Wanderer" (Lud- wig Staackmann, Leipzig). Er bildet die Fortsetzung zu dem mit Recht bekannt gewordenen „Matthias Triebl", der Ge» schichte eines verbummelten Studenten, und nähert sich im Ton den Dichtungen Carl Busses, dem dies Buch gewidmet ist. Der Held, rauh wie ein Fuhrknecht und zart wie ein Lyriker, hat eine Braut daheim und irgendwo einen unehelichen Sohn, und an seinem Himmel stehen die drei Leitsterne: Freude, Herzens- wärme, Liebe. Er erlebt als tätiger Helfer, als Mitmensch, umstrahlt von dem Urlicht der Freundlichkeit, auf sei» uer Gebirgswanderung allerhand Aben- teuer, nimmt seinen Buben mit nnd kehrt in die Egerländer Heimat zurück. wo er sich als Arzt niederläßt und mit der Frau glücklich wird, die er seit lan- gem verlassen hat, und die sich des Km» oes wie eines eigenen annimmt. Nun ist er nicht mehr zu entwurzeln, sondern nach allerhand Schicksalen fest „hinein- gewachsen in die liebe Heimaterde".

Eine leise Enttäuschung bereitet das neue Buch von Ioachim Del» brück „Variet6" (Verlag Ullstein und Co., Berlin), wenn man es an

der letzten psychologisch bedeutsamen
Dichtung des Verfassers „Der Unter-
gang des Postdampfers" mißt. Das
glänzende Elend des Artistenlebens ver-
sucht er an dem Schicksal der Iohanne
Simonsen zu einem Kulturbild auszu-
weiten. Aus kleinen Anfängen steigt
die Künstlerin zu einem Varietsstern
empor, pocht sehnsüchtig und vergebens
an die Pforten der reinen, hohen Musik»
kunst, und taucht dann, gebrochen durch
die banale Schmerzlichkeit einer Liebes-
enttäuschung, in die Niedrigkeit und
schließlich ins Laster hinab. Die Absicht
Delbrücks ist es, den soziologischen
Hintergrund klar aufzuzeigen, jenes
Motto zu variieren, daß nicht Laster
zum Elend führe, sondern umgekehrt
seelisches Elend zum Laster. Geglückt
ist ihm nur die Gestaltung der einzigen
Figur und damit ein durchaus fesseln»
der Unterhaltungsroman, der, zwischen
sachlicher Kühle und sentimentalen An-
wandlungen schwankend, nicht die letz-
ten Möglichkeiten von Delbrücks Be»
gabung entwickelt.
Erstaunlich ist es, daß gerade dieser
Krieg in den deutschen Dichtern die Fä-
higkeit zur reinen Objektivierung gegen-
über brennenden Fragen gesteigert hat.
Wie Otto Flake und R6n6 Schickele
gibt auch Arthur Babillotte in
seinem neuen Roman „Neubau"
(Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leip-
zig) sein Bild der elsässischen Verhält-
nisse: er hat eins der ausgezeichnetsten
Bücher über d.esen heikeln Stoff ge-
schaffen! Die Bedingtheiten der ge»

sellschaftlichen Schichtung im Elsaß, die Verschiedenheit des Empfindens, die Vieldeutigkeit der Probleme hat er in einer Weise darzustellen vermocht, daß wir mit den Schlagworten gut und böse, recht und unrecht, deutsch und französisch wahrhaftig nichts anzufangen wissen. Es sind alles prächtige Naturen, die ihr Land lieben, und denen trotz gelegentlicher Unbedachtheiten, wie sie dem besonders feinfühlend geschilder» ten ehemaligen französischen General begegnen, das Glück ihrer Scholle oberstes Gesetz ist. Dieses Glück besteht unausgesprochen, aber unzweideutig in der festen Anklammerung an das große Deutschland, dessen Entwicklung zu immer geschlossenerer Kraft jedem bewußt ist. Der innere Gewinn, mit dem wir diesen Roman aus der Hand legen, ist nicht nur die Erkenntnis von der Solidität, Klugheit und Arbeitskraft der Elsässer, sondern auch die Über» zeugung, daß in der jungen Generation alle Gegensätze verschwinden und die ganze Bevölkerung in treuem und stolzem Wirken für das Allgemeine als deutsches Bürgertum sich zusammenschließt. Es ist ein Iammer, daß Babillotte, der ein wesentlicher Faktor zur versöhnlichen Neuordnung der elsässischen Verhältnisse nach dem Kriege gewesen wäre, so früh hat sterben müssen!
Stärker als alle die hier geschilderten Dichter ist Mar Ludwig, das geniale Vorbild einer zu immer reiferer Männlichkeit hinanfwachsenden künstlerischen Generation. Sein vierter Roman „Die Sieger" (Verlag Albert Langen, München) ist vor dem Kriege entstanden. Er schildert diesen Krieg, wie wir ihn wirklich erleben, wie er aus dem frischen siegreichen Vorwärtsdrängen des Anfangs zu einer gewissen Versumpfung gelangt ist, mit einer derartig suggestiven und überlegenen Ein» dringlichkeit, daß jeder, der sich mit ihm bekannt macht, eine Weile alle Zeitungen unter dem Gesichtswinkel lesen wird, als sei diese Dichtung die Realität des Tages, in dem wir leben. Angesichts der Kraft dieses Dichters bleibt es unverständlich, wie er bisher noch nicht zu allgemeinster Anerkennung sich durchringen konnte. Freilich ist die Voraussetzung die, daß der Leser selber von dem heiligsten Aktivitätsdrang beseelt ist, um diese gehämmerte Sprache in ihrem Trotz und in ihrer plastischen

Wucht ertragen zu können. Alles Gefühlte, das gebändigt und heiß in der Brust dieses vornehmen und starken Mannes lebt, bleibt unausgesprochen, es liegt nur wie ein Zittern um seine Lippen. Bei ihm hat man das sichere Bewußtsein, daß er nicht nur ein Dichter sein könnte, sondern auch im Sturm der Zeit ein Staatsmann, der seiner Vision durch Tat zum Dasein verhilft.

Was aus all diesen Büchern, die wahllos auf den Redaktionstisch gelangen, so beglückend und einhellig hervorleuchtet, ist die Vermännlichung der Dichter, Iünglinge und Männer, nnd der von ihnen gewählten Stoffe. Sie gelangen im Erlebnis unserer Zeit aus der kläglichen Selbstzersetzung, ans dem Beharren im Ich mit seinen kleinen Gebresten hinaus zum Gefühl für das All» gemeine, für die Lebensforderung der Mitmenschen, — zur Öffentlichkeit. Und damit knüpfen sie an eine große deutsche Tradition an, die wir seit Iahrzehnten unter fremdem Einfluß verloren zu haben glaubten, und die doch reinste Auswirkung unseres Humanismus bleibt.

Baumgartens C. F. Meyerb u ch*). — Man kann aus diesem Buch wieder lernen, daß Kritik eine Kunst ist, eine Kunst, ebenso rein wie die Dichtung selber. Und man könnte sich einige große französische Literatoren denken,

*I Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissanee-Empfinden nnd Stilkunst von Franz Ferdinand Baumgarten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., Münehen 1917.

die dieses Buch Baumgartens mit de» sonderen, schlürfenden Genusse sich zu eigen machen. Ich stehe nicht an, dieses Buch für das Beste und Endgültigste von allem zu halten, was uns bisher über Conrad Ferdinand Meyer gegeben wurde. Die Dichter seiner Zeit, Heyse, Storni, Keller u. a., hatten bei aller großen Anerkennung des Talents und der „Mache" Conrad Ferdinand Meyers irgendeine instinktive Abneigung gegen seine Dichtung, über deren Berechtigung und Gründe sie sich nicht klar zu werden vermochten. In dem Briefwechsel zwischen Storm und Heyse, dessen Herausgabe ich vorbereite, finden sich zahlreiche Äußerungen darüber, daß bei C. F. Meyer das eigentlich Dichterische, das „Tirili" fehle. Was Baumgarten uns gibt, ist eine systematische Fundierung dieses Instinkts. Das Buch konnte zu seiner objektiven Schärfe und Sicherheit nur heranreifen in einer Zeit, wie wir sie heute erleben, die eine Umwertung aller Werte mir sich bringt und gerade unsere Einstellung gegen» über dem Renaissancismus grundsätzlich verändert hat. Wenn wir schon lange erkannt haben, daß die Renaissancekunst Wesentliches nicht primär entnommen, sondern von zweiter Hand, beispielsweise vom Theater aus sich angeeignet hat, so ist sie auch als ein fremdartiges Gewächs, als eine Bedrohung des ur» sprünglich DeutsckM in bildender Kunst und Dichtung gerade jetzt emp» funden worden, und zwar von reinen Forschern ebenso wie von national überfärbten Tendenzkritikern.

Baumgartens Buch baut sich organisch auf gründlicher historischer Grundlage auf. Meyer übernimmt seine Einstellung für Renaissance, die heute noch die allgemein herrschende ist, von Iakob Burckhardt, der mit seinem Werke Gre» gorovius' geschwollene Auffassung überwunden hatte. Von dieser Grundlage des Bildes der Renaissance aus verbreitet sich das ungemein reiche Buch über die menschliche und künstlerische Physiognomie Conrad Ferdinand Meyers. In den Gestalten des Dichters fehlt die schöpferische Phantasie, da er wesentlich aus äußerem Anreiz den Zwang zur Formnng empfängt, im Gegensatz zur naiv-sinnlichen Art Gott» fried Kellers etwa. Diesen Mangel steigerte Meyer zu seiner artbildenden Eigentümlichkeit; er zwang ihn in

Stoffwahl und Gestaltungsprinzipien
zum Historismus, zur Stilisierung.
Was er gibt, ist aus zweiter Hand,
sieht er selber im Spiegel. AU seine
starken Figuren mit ihren monumen-
talen Zügen und Handlungen stehen
dabei zur Umwelt in demselben Verhält»
nis wie ihr Schöpfer: sie sind Isolierte,
Vereinsamte, vom Schicksal zum Un»
glück verdammt.
Es ist aber dem Dichter immer
darum zu tun gewesen, mehr als eine
Belebung der xenaissancistischen Vergan-
genheit zu geben, er wollte Seelenkon-
flikte, Problemdichtung schaffen. Hier-
für aber war Meyers Form nicht das
geeignete Gefäß. Es entstand keine
Einheit, die Probleme, deren Sichtbar»
machung erstrebt wurde, blieben im
Kern schillernd und unklar. „Der In-
halt der Novellen — die psychologischen,
ethischen und historischen Probleme —
ist nicht in die Geschichte umgesetzt,
^ch übertreibe, um das Prinzipielle
scharf hervortreten zu lassen!) und die
pathetisch-dramatische Handlung ist nur
Fassade. Die Fassadengeschichten be-
halten ihr Eigenleben, und das intime
Problem wird nicht lebendig. Der
Geist hat kein Relief, und dem Gesicht
fehlt die Seele."
Man sieht, Baumgarten führt eine
scharfe Klinge, aber bei aller Iugend«
lichkeit ist er ästhetisch so hellhörig, —
und es erfordert der künstlerische Auf-
bau seines Buches ja auch eine letzte
«nbedingtheit, — daß man ihm gerne
folgt. Was in dem Buche niedergelegt
ist, erscheint als Extrakt, dessen kritische

Eindampfung schlechterdings unmöglich ist. Besonders trifft das auf die der dekorativen Form und der Technik in Meyers Novellen gewidmeten Abschnitte zu, in die unsere beste deutsche Theorie hineingearbeitet ist, von Lessing über die Romantik und Heyse bis zu Paul Ernst. In sinnlicher Plastik baut Meyer architektonische Bilder auf; er selber, ob» wohl mit eigenstem Schicksal verknüpft, zieht sich auf den fernen Standpunkt des Zuschauers zurück. Seine dekorative Darstellung bleibt verschwommen, wenn wir etwa Kleists innere Plastik daneben» halten. Der Meyer'schen Novelle fehlt der „Falke", das körperlich sichtbare Schicksalssymbol, wie es Merime'e und Heyse besaßen. Das Verfehlen dieses einzelnen technischen Moments bleibt typisch für den allgemeinen Mangel, daß die Meyer'sche Novelle nicht „Formwerdung ihrer Inhalte" ist. So bleiben Meyers Prosadichtungen dekorative Kunstwerke.

Das menschliche Antlitz des Dichters tritt uns in der Lyrik, den Symbol-Bildern seines persönlichen Erlebens näher; der junge „hierin et Voz-a-peur" altert mit der großen scheuen Sehnsucht des Einsamen, der die Wirklichkeit verwirft, der sein Erlebnis an die Form verrät, der von volkslied» haften Anfängen zu einer seiner Novel» listik verwandten symbolischen Lyrik gelangt, „die Lyrik des intellektuelle», einsamen Kulturmenschen: des repräsentativen Menschen im ausgehenden neunzehnten Iahrhundert", der immer reisefertig zur letzten Fahrt ist.

Man kann das Buch Baumgartens nur grundsätzlich ablehnen oder ihm freudig zustimmen. Ich bin überzeugt, daß diese Art der literar» ästhetischen Betrachtung, wie Baumgarten sie übt, eine große Bereicherung unserer kritischen Möglichkeiten bedeutet. Sie ist dazu angetan, uns den lange vernachlässigten Sinn für die innere Form der Dichtung zu schärfen und damit die der deutschen Literatur fehlende Kontinuität der technischen Mittel zu fördern. Es wäre von hohem Interesse, diese künstlerische Methode auf größere Abschnitte der Literatur oder auf die Geschichte einer Dichtungsgattung angewandt zu sehen. Vielleicht bringt uns Baum» garten selber ein solches umfassendes Werk, das nach seinem C. F. Meyer-buch erwartungsvoll zu begrüßen wäre.

Literarwissen schaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Strauß-Worms.

Charles de Costers „V l ä m i - sche Mären" (Inselverlag, Leipzig. Mk. 3,—).

Seitdem die „vlämische Bibel", de Costers Uylenspiegel, ihren Siegeszug durch Deutschland gehalten hat, ist naturgemäß das Interesse an den Werken des genialen Dichters stark gestiegen. Wohl hängt die Anteilnahme, die wir zurzeit der vlömischen Kultur entgegen» bringen, zum Teil mit den politischen und kriegerischen Ereignissen zusammen, aber andererseits ist es selbstverständ» lich, daß wir Deutsche dem bluts» und geistesverwandten Stamm, der uns die Brüder van Eyck und Rogier von der Weyden, Rubens und de Coster gegeben hat, volle Beacktnng schenken. Es war daher ein löbliches Unternehmen des Inselverlags, uns mit de Costers vlämischen Mären in einer ganz vortrefflichen Übersetzung Albert Wesselskis bekannt zu machen, mit einem Werk, das des Dichters schöpferische Phantasie, seine Lust am Derben, andererseits den ihm eigentümlichen legendenhaften, an das deutsche Volksmärchen erinnernden Stil mindestens eben so gut zeigt, wie sein großer Roman. Auch in diesen Mären ist de Coster der Ahnherr des modernen Impressionismus durch die Erregbarkeit und Seelenfeinheit seiner Gestalten, obwohl er diese durchaus nicht subjektiv mitfühlend, sondern objektiv darstellend eichnet, wenn anch überall das edle, mit-

fühlende Herz des Dichters mitklingt.
Die erste Erzählung des Buches, „die Brüder vom guten Weingesicht", schildert in köstlicher Weise, wie die Frauen von Uccle einen räuberischen Einfall zurückschlagen, während ihre Männer bezecht im Wirtshause sitzen. Glänzend bewährt sich hier de Costers Gabe, mit wenigen Strichen festumrissene Gestalten zu geben, und sein packender Landsknechtshumor, der weniger in der Situation wie in einer fast trocken wiedergegebenen Charakterschilderung liegt. „Herr Hallwyn", die vlämische Blaubartsage, zeigt uns den Dichter von einer ganz anderen Seite: die Wiedergabe der Naturstimmungen und die Kunst, Bilder vor uns entstehen zu lassen, machen die Erzählung zu einem Kleinod ihrer Gattung. Wer da einmal gelesen hat, wie Machteld im grünen Gewand, den Kranz im Haar, auf ihrem Schimmel durch den winterlichen Wald reitet, wird das Bild nicht wieder vergessen. Der Stil ist hier noch legendenartiger, den alten Volksmären noch angepaßter, wie in der ersten Erzählung, und es ist begreiflich, daß dem Dichter selbst und seinen Freunden gerade dieses Stück der Sammlung das liebste gewesen ist. Wie ein Holzschnitt ans dem sechzehnten Iahrhundert ist das letzte Stück „Smeetse Smee", derb und krälftig, dabei von einer fabelhaften Kunst der Komposition; wie hier der Märchenton mit der Gestaltungskraft der Apokalypse (bei der Aufzählung und Schilderung der Teufel) abwechselt, das ist ganz einzig in seiner Art und hätte genügt, den Dichter in die kleine Gilde der großen Erzähler einzureihen. Ein Anhang gibt Briefe de Costers au seine Eliza wieder, leider in zu dürftiger Auswahl. Die stilistisch meisterhafte Übersetzung läßt uns die tragische Dis» sonanz, die das Lebenswerk des Dichters durchzieht — germanisches Empfinden ausgedrückt in französischer Sprache — vollständig vergessen.

Theaterrundschau.

Von Assaf Ciffrin.

I.

Das „Deutsche Theate r", die fleißigste Bühne — neu formend, umstoßend, wenn ein Guß mißlingt —, gibt „Dantons Tod" von Georg Büchner. Der Deutsche Zyklus gilt genialen Zerbrochenen: Lenz, Klinger, Büchner. — Nach der „Gespenster-

sonate", die tief und stark, ist
„Dantons Tod" das stärkste Büh»
nenwerk, das Reinhardt jetzt brachte.
Stark in der Wirkung — nicht tief!
Stark nur!
Büchner starb zweiundzwanzigjäh-
rig. Nervenfieber, in Gehirnentzün-
dung mündend, hatte ihn dahingerafft.
Mit nur zweiundzwanzig Lenzen hatte
der Student der Medizin das Drama
in fünf Wochen vollendet. Visionär
hatte ihn das Gebild — im französischen
Straßburg — längst verfolgt. Seine
turbulenten Gedanken über die Freiheit
des Menschen, die Vormacht deS
Hirns vor dem Herzen fanden
binnen kurzem die Mündung, die unge-
drosselt den Strom von Aphorismen,
Epigrammen, Sentenzen über die Welt
ergoß. Achtunddreißig Iahre trennten
ihn nur von der blutatmenden Luft der
Revolution, kaum sein Alter von Bona-
partes Sturz. In seinem Nacken spürte
er jenen Hauch, der glimmend in Reak^
tion sich überschlug. — Seinem Leben
ist das Werk inhärent; daher stark und
nicht tief!
Büchner war Revolutionär, glühte
als Mensch einfarbig sozialistisch: rot.
Um so erstaunlicher ist es, daß er ein
Werk schuf, das nicht nach Tendenz sich
reckt, ein Spektrum, sonnenfarbig weiß,
bildet, aus dem echter Dichtermund
spricht . . . Der Wurf gelang, doch
blieb der Stoß im Kleide hängen; drang
nicht durch zu dem Innersten tiefen
Menschentums. Viel Palette ... sich

überpurzelnde Iugendkraft. Stark — nicht tief!
In der Wirkung, die Büchner sucht, empfindet der Kritiker Shakespeare: flachen Sturzbach, der dumpf schäumt. — Büchner erlebte kaum das Phänomen „Weib". Iulie und Lueille sind Schemen von Brutus' Porzia und Ophelia, tragen den blassen Hauch des großen William; leben, trotz Darstellerinnenmühe, nur kurzatmig auf. Aber, wenn es um die Männer geht, um die Luft, die sie umfing, dann ist alles restlos ausgeschöpft. Das blutbrünstige Paris von 1793 steht auf, reißt nieder, tobt.. . kocht Weltbegriffe um. Reinhardt, vom Maler Stern selten so gut unterstützt, hat diesen Magmafluß — dieses Fließen von Geschehen, diese Geschichtswehen im fließenden Zustand zu bannen vermocht. Nicht „Bilder", wie ein Kritiker sie fälschlich nannte — ein reißender Fluß raste zwischen Natur und Tradition dahin! Nicht Guckkasten, son» dern eine Reise ins Land des Geschehens! Reinhardt hat, für mein Gefühl, die Lösung solcher problematischen Werke gefunden: das Werden fließt, und «lies Feste wächst mit Übermaß heraus zum Wesenhaften und Wichtigen. Er schont Ohr und Auge — beschränkt sich auf das Große! Ich nenne es: Relief und Kontinuität; die hat der Regisseur neu entdeckt. — Fahle Dämmerung umfängt das Getriebe und Gesumme des Volkes; das Wichtige, Einzelne ist von hellstem Licht überflutet. Rahmen und Kern. Sparsamkeit der „Effekte" waltet vor! Die Konventszene mit der „Nonti^n«", der Revolutionsplatz . . . sind vollendete Kunst. Für mich steht der Revolutionsplatz symbolisch ungeheuer stark da: auf dem Richtplatz der lärmende Pöbel, die Carmagnola tanzend, alles niederbrüllend, was sich nicht treten läßt. . . , im Hintergrund, silhouetten» haft die beiden Türme der gotischen Notre»Dame, das Symbol der Stadt Paris, das Sinnbild unvergänglicher Majestät: Das Göttliche, das Irdische beherrschend; erhabene Idealität über dem feuerspeienden Vulkan der Wirklichkeit. Das ist Kunst! Erhaben schön .... ergreifend schön! . . . .
Reinhardt spielt das Werk, wie jene entköpfte Zeit es war: unbe-

rechenbar im nächsten Augenblick.
Tiger, Halbmenschen, Menschen — im selben Rhythmus leben auf. Deearli zirkelte den Robespierre ab, groß im Kleinlichen; ein entschwundenes Schulmeisterbild stand vor meinen Augen (hier rote Tinte — da rotes Menschen» blut). St. Iust wurde von Krauß meisterhaft gespielt. Krauß spielt immer; hier spielte er feminin, sadistisch. Bonn war Danton. Gallischer Egmont und . . . Mensch. So war wohl Danton. — In Paris, in der Näize des Od6on, steht sein Denkmal; sein bartloses Gesickft, von einer außerordentlich hohen Stirn überragt, prägt sich ein; so auch Bonn, der die Züge dem Gemeißelten abgelauscht. Bonn, der die Geste liebt, war mit der Geste am Ort. Der Vornehme, der vom tosenden Dämon des gepeitschten Frankreich gehetzt wird. — Und die anderen Mimen? — Ein Meer in seinem Element. Allein, wer nennt das Meer — und verschweigt des Schiffes Wimpel? . . . Reinhardt gab die Reise; ihm gebührt der größte Dank!

II.

Während „Dantons Tod" das Schicksal en maiclie düster darstellt, zeigt „Figaros H o ch z e i t" von Beaumarchais heiter die Lockerung ererbter Begriffe; ist der Stoß, der den Revolutionsstein ins Rollen brachte. Ist verdünnte Weisheit . . . Kon» zentration wäre zu gefährlich; verdünnt . . . allein es genügte: das Volk war zu Pulver geärgert und ein

Dichterblitz genügte, um das morsche Traditionsgebäude zu zerbersten. Der Rauch dieses Schuttes war der Menschheit Weihrauch. — Um des herrlichen Kerns willen, um Figaros Monolog allein, verlohnt sich die Aufführung. Der Monolog gleicht dem schwarzen Leib der Spinne im feinsten Geäder des Spinnwebs. Der Kern des Ganzen, das er selbst gesponnen; alle Fäden, Knoten deuten, das Weggewirr führt auf diesen Kern. Kern eines verdünnten Schelmenspiels. Dieser Kern war Pallenberg. Wie ein Vulkan: unberechenbar! Pallenberg ist unberechenbar . . . Alle Fäden führten zu ihm; das empfand man. Er ist der beste Schauspieler echter Komitragik. Komisch in der Hülle, die Menschenumgebung macht, tragisch im Kern, die Erdennatur ge» geben . . . Seit Arnold (Dandin!) starb, der Größte.
Reinhardt leitete die Aufführung, die gut in Stil und Farbe gelang. Viele sagten: Mozart; die wenigsten dachten überzeugt an ihn. Die Größen sind inkommensurabel. Mozart umfängt das Gefühl — Beaumarchais wendet sich an das Hirn, schneidet, feilt, spitzt — oft unter lachenden Tränen; als trüge er Molares Erbe. Und doch bleibt er: er selbst. — Die junge Eckersberg als Cherubin ist ebenso unberechenbar wie Pallenberg und in ihrer Art: herrliche Palette.
Neben diesen „geschichtlichen" Werken brachten die. „Volksbühne" die „Ratten" von Hauptmann und die „Ka m m e r sp i e l e" Wildaans' „Armut", Werke gedrückten Menschentums. In den „Ratten" ist eine dritte Phase von, Hauptmanns Auffassung der Tragik zu sehen. In den „Webern" sind wir mitschuldig am Elend durch unser Da Sein, in „Rose Bernd" durch unsere Moralauffassung; in den „Ratten" fühlt man sich geborgen; man fühlt als Außenstehender mit; das ist nur eine Tatsach«, die die Auffassung kennzeichnet. Die „Ratten" sind in sich geschlossene Menschlichkeit, tief und stark (nicht immer stark) menschlich, wenn es sich um die Tragödie der kinderlosen Mutter Iohn handelt. Mich dünkt, die Bezeichnung „Tragikomödie" liegt in der Auffassung des Schicksals, in dem Schicksal beider

unglücklichen Frauen, die, ungefragt,
von der Natur ihr Bündel „Muß" auf
den Rücken geladen empfangen. Aus
der kläglichen Enge des Iohnschen
Heims, das durch Lüge zum Heim
wird, dringt der Klang von Gepreßten
— von der Natur Adoptierten, Ver»
nachlässigten . . . und mehr dank der
Aufführung unter Holländers
Leitung, dem ungleich reifsten Spiel der
Frau Höflich ist dem hinkenden
Werk (weil an gezwungene Komik ge-
preßt) ein hervorragender Erfolg be-
schieden worden. Lucie Höflich ist
unerreichbar — und ist Typus gewor-
den. Bonn als Direktor Hassen-
reuter, Winterstein als Iohn
gaben dem Gefüge etwas von der Teil»
ganzheit . . . Und nun zu Wild-
gans' Armut*). Wildgans ist ein
fertiger Unvollendeter; un»
vollendet durch „Armut", fertig (d. i.
einer, der nicht mehr dramatisch zu ge-
ben verspricht) durch sein Drama
„Liebe"*). Immerhin ein Lyriker.
Echter Lyriker . . .
„Armut" ist ein Stiefkind; in dop-
peltem Sinne adoptiert: ein Stief-
kind dem Autor, ein Stiefkind der
Bühne. Der Autor ist lyrischer Dich»
ter, das ist unzweifelhaft. Das be>
weist sein Stück. Es ist kein Drama
der Armut, — sondern Armutspoe-
sie .. . Seufzerklang in Worten
— nicht in der Handlung. In
Worten nur, die sich oft zu schön-
sten Versen zusammenballen, die dann
unvergänglich klingen. — Dramatisch
') Verlag L. Ftaackmann, Leirqig.

ist das Werk unserer allerjüngsten
Sphäre mystisch-realen Halbdunkels
erborgt (Reinh. Sorges „Bettler", abge-
bogenem spätem Strindberg). Wird er
dramatisch, da hört man entgleisen, die
Drähte kreischen, an denen die Mario-
netten spielen; und die Bewegung der
Drahtpuppen ist konvulsivisch, abgehackt.
Da aber Wildgans nicht darauf ver-
zichtet, auch dramatisch zu packen, be-
geht er viele Unechtheiten; dramatische
Blender, die seine Lyrikerechtheit trü-
ben. So läßt Wildgans den sterbens-
kranken Vater sagen: „ . . . nicht den
Arzt holen! (echt bis hierher), es kostet
Geld!" (das ist eine Reverenz vor dem
Massegefühl!) Spricht er als Lyriker
von den Armen: „Wir Müden nachge»
borene Müdere!", so ist er ergreifend!
. . . das ist Armutspoesie ....
Die Gestalten leben kaum. Nur
Mutter und Sohn hauchen Lebensatem.
Eine Strindbergmutter, im Notfeuer
zu Stahl erhärtet, die dann zu Abge»
klärtheit gelangt, der Lebenserkenner
Gottfried, in Armutglut wie Wachs zer-
schmolzen . . . Diese beiden leben. Die
anderen sind blaß, hingehaucht; ganz
unnotwendig! Notwendig nur der
dramatischen Schwäche, um Kon-
trastuntergrund zu malen! Das Ganze
ist ein dramatisches Stiefkind dem
lyrischen Vater . . .
Auch die Aufführung: ein Stief-
kind. Es ist kaum glaubhaft auf der
Bühne der „Gespenstersonate"! Die
fade, stumme (im Geschmack!, nicht
im Wesen Armut verratende) Ausstat»
tung ruft Entspannung hervor. Und
das Spiel?! . . . Halb Können, Mü-
digkeit . . . Frau Bertens und der-
junge Ernst Deutsch — heut schon
stark, iibermorgen erst tief — leuchteten
allein echt im Grau dieses im dop-
pelten Sinn adoptierten Werkes.
„Liebe" ist im Schatten des Erfol-
ges von „Armut" geschrieben. Erarbei-
tet; im Schatten . . . Ein Wort der
Begründung harrt — und wird folgen!

III.

Die Bühnen Barnowskis ha-
ben ebenfalls mit großem Fleiß neue
Werke aufgeführt; allein nicht immer
mit Erfolg. Aber selbst strauchelnd er»
wirbt man die Kraft, um durch diese
Stücke und ihre Aufführungen den Weg
erhellt zu sehen, der den Künstler zum
beschränkten und kostbaren Gut seines
Reviers führt; in der Beschränkung

liegt die Meisterschaft! Die Auffuh-
rung des „Iulius Cäsar" im
Lessingtheater galt, um Ruhm
zu erwerben, und war nah am Ziel, den
Ruf zu beflecken. Die Aufführung war,
trotz herrlichster Bilder, unorga-
nisch. Die Einzelnen regierten . . .
das Schiff kam mühsam an den Klip-
pen — die dem Werk inhärent sind —
vorbei. Man fühlte: der Steuermann
fehlt!
Die feste Hand des Regisseurs und
wirkliches Können verriet die Aufführ-
rung von Shaw's „Iohn Bulls
andere Ins« l". Daß es nicht ju»
belnd aufgenommen ward, hat seine
Gründe; es sind zwei Gründe ... sie
liegen im Zuschauer und im St ü ck.
Der Zuschauer kam mit Erwartun-
gen; falschen Erwartungen auf Sen-
sation, denn es hieß: „Iohn Bull" vom
Iren Bernard Shaw. Wenn man den
berußten Kohlenarbeiter erwartet, und
der weißgemehlte Müller — der ehr»
liche, gediegene — im Rücken erscheint,
dann ist die Erwartung geprellt. Der
erste Grund ist die geprellte Er-
wartung.
Der zweite Grund liegt im Stück.
Es kann eine politische Komödie
geben, nicht komische Politik; und
hier liegt der Nachdruck auf Politik, die
Shaw, der Dichter ist, spielerisch
erledigt. Er hatte im Grund das Stück
für einen politischen Zweck geschrieben.
In London hatte die „Komödie" Erfolg,
— weil in England auch ein Fußtritt
die Langweile verscheuchen kann. Die
Satire ist ein harmloses Zupfen am

Rockschoß, die dem Engländer, dem Nachbarn des Iren, wohl gefällt — hier aber, trotz vieler Vorzüge, unbeteiligt läßt. Immerhin schafft Shaw Menschen, mit Hilfe des ausgezeichneten L oos als Erpriester und Salfner als Engländer. Wenn i n ihnen auch nicht England und Irland zu erblicken sind, so sind sie zum mindesten Menschen aus Irland und England.

Barnowski hat meisterhaft gearbeitet. Das größere „Kammerspiel" wäre die Kunstgattung, die er zu größter Vollendung führen könnte. Die Aufführungen bewiesen: Nicht Erpansion — sondern Kompression zu stiller Einheitlichkeit. Barnowski könnte volle, eigene Scheinwcrferfärbung geben, die er, — irrend —, sich nicht gab. Auf dem Podest des zu Erringenden steht er unzweifelhaft.

Auch Thaddäus Rittners „Wölfe in der Nacht" erhellen den Weg der Kunstgattung. Im „K ü n st l e r t h e a t e r" errang die von Arthur Eloesser gut geleitete Aufführung durch die groteske Offenheit einen vollen Erfolg. Die neuerdings dort gegebene Vorstellung des grobnähtigen „Reisebegleiters" von Kadelburg zeichnet sich durch billige, — zündende — Komik aus und kann durch treffliches Spiel, für das eine so ausgeprägte Künstlerin wie Dagny Servaes zu schade sein müßte, die Kassenreverenz mit Erfolg ausführen.

Friedrich Kavßler, der Besten Einer, der Darsteller tiefsten Menschentums, ist der Autor von „Jan derWunder bare"; das Theater in der Königgrätzer Straße spielt das Stück. Man will dem Darsteller so wohl, — daß man den s u b j e k t i v-sten Maßstab anzulegen sich verleiten läßt . . . „Ein derbes Lustspiel", aus drei Streichen (lies: Boccaccios Decamervn!) gekittet, das durch die Komik der Wiederholung wirken sott ... und wirkt. Nun! . . . äußerlich ein Ausschnitt aus Holberg. Das sieht jeder: ein Karussell von Harmlosigkeiten. Wenn die verschrobenen Pferdchen immer wieder kommen, lachen viele . . .

Bühnenwirksam und eine bessere Komödie ist Fuldas „Verlorene Tochter" im „K o m ö d i e n h a u s".

Etwas nachzeitgemälßer, erlösender Humor mit viel theatralischem Witz. Oft sprüht es . .. aber meist ist es der Sektschaum, der hervorquillt; zuweilen kommt das Naß selbst hervor — und dann haben wir den liebenswerten Fulda, der besser die Menschen Molares kennt, als witzige Verstrickungen ersinnt. Später einmal . . . wird Fulda: der gute Übersetzer, ein Unvergänglicher durch unvergängliche Poesie sein, der nebenbei manch gutes Lustspiel schrieb. Die Übersetzung von „PeerGyn t"*) ist schön und kann als zweiter Maßstab neben der Morgensterns für echte Nachempfindungskunst (nicht Übersetzung allein) gelten. S o wird das bleibende Gesetz vom Pendelschlag echten Menschentums wahrscheinlich einst reden . . .

'> Berlag Cotta, Stuttgart.

Mitteilung.

Ter Aufsatz: «Bulgarische iiimst und Volk«, sule" von l>,, W. K. Weiß-Bartenstem im Februarheft von „Nord und Süd' ist, worauf wir noch nachtiäglich unsere Leser hinweisen wollen, zumeist dem Werke: ,vr W.K. Weiß» Barte u st ei u, Bulgarien. Land u n d Leut e" (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1913) S. 147 bis 1',i> entnommen. Die Redaktion.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
yermi^geder und Ihefredakteur: Pros. vr. Ludwig Stein In Berlin W tl>, LKtzowuf« ÜK. (Telefon Amt «urfSrst Nr, KZ03 > — Verantwortlicher Redanteur: vr. S i> l v i u « B r u ck in Breslau, — Mein»Bertretung für Ungarn:
Brill'sche », K, tzofbuchhandlung <I. Benni», Budapest V, D«rottya»ulcza 2. — Berlag und Druck der Schleichen Buchdruckerei o, S, Sch«ttlae»der, Zil,^»,, Br«lau IU.

Inseraten ^nnanme
ckurok unsere (Zescksktsstslle, Ssrlin W. 10, l^üt^ovuksr bs: ckurcd unssni Vsrjs^, Srsslsu III; Isrnsr ckurok ckis ?irms: Kuckolt Ikloss« un<j ckis dsk»nntsn ^nllonoen-Lxpe6itie>»e».
lnsertionsprel» pro 46 mm Kreits 2sils <ttuckolk Aosss'» I^ormsl-^sileumssser I^o. b) 70 ?k.

Bildnis und eigmhÃ¤ndigc llnterschrift des Herrn l)r A. Lohmann in Bremen.

MeömHkMmatMch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,^^Kunst- und Verlagsailstalr
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
F. Stclnacher. «erthold Sutter. «rWIche K r.Sofbuchhan«. ««l» t LaN«d<ü^
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.« Fritz«, I»idn>irl» «ox»Ie. Jacob Dybwad Buchhdlg. Internat, Buchhandl, Otto Keil,
>ür die Provinze» In Schweden und tn Dlnemar»: Thr. Urfln« «achsola«, «ovenhase».
lür die Schweiz: «laden,. «nttq». n. »uchhandl««« Her«. Von«, Zürich I.
«eneralvertretung >ür goNand: ».V. v«n«t»«»« MI» «,h», Haa«. «uitenhosZö.
4i. Jahrgang. Band 161. Heft 512. Mai 1917.

Se. Hoheit Herzog Ernst Günther zu
Schleswig-Holstein:
Zusammenschluß oder Burgfrieden.

In der Kriegszeit ist das Wort Burgfrieden geprägt worden mit einer Bedeutung, die dieser Begriff früher nie besessen hat. Burgfrieden bedeutete im Mittelalter den Umkreis um eine Burg; derselbe war gegen Störung mit Strafe bedroht, besonders galt dies auch für kirchliche Stätten, für den Aufent-halt des Landesfürsten oder des Kaisers. In seiner übertragenen Bedeutung verkörperte er die Heiligkeit des Gastrechts. Manchmal wurde er verstanden als der Abschluß einer Fehde, als ein Schutz- und Trutzbündnis. Uns ist dieser Begriff durch die bekannten Werke von Iulius Wolf vertraut, doch ist es mer5 würdig, daß gerade dieses Wort in der Gegenwart zu einem fast täglich in der Presse und allseitig wiederkehrenden Ausdruck geworden ist, der einem Zeit» abschnitt unserer Geschichte entstammt, welcher in manchen Kreisen eine viel ge-ringere Wertung hat, als irgendeine andere Epoche unseres Vaterlandes. Ist doch der Burgfrieden mit dem Begriff des Rittertums eng verknüpft, des Rittertums, welches von vielen als der Ausdruck der rohen Gewalt des Raubens und Mordens angesehen wird. Ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht untersucht werden. Nun, mit dem Burgfrieden ist es im Verlauf des Krieges nicht besonders rühmlich bestellt gewesen. Gingen auch die verschiedenen Par-teien anfangs mit gutem Willen an die Aufrechterhaltung dieses Zustandes unter gegenseitiger Schonung heran, versuchte eine Zensur dann vergeblich, als die Gegensätze hervortreten wollten, einen künstlichen Burgfrieden aufrecht zu erhalten! Die Zensur wurde hinweggefegt, die Fesseln wurden gesprengt, und der Parteikampf lohte hier und dort wieder auf, wie das nun einmal in Deutsch-land immer üblich gewesen ist. Wir wollen hier nicht untersuchen, wer angefan-gen hat, wen die Schuld in erster Reihe trifft, ob die Regierung, die Parteien oder der Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse die Veranlassung waren. Es fragt sich nun, ob daraus ein Sck>aden entsteht, ob die offene Aussprache schäd-licher ist, als eine vielleicht erzwungene Ruhe, wo zur Zeit eines Weltkrieges, wie ihn Deutschland führt, doch jeder einzelne beteiligt ist, ob hoch oder gering, mit seinem Blut, mit seiner Habe und allem, was ihm heilig ist. Ist doch jeder in Deutschland jeden Augenblick bereit, für dieses sein Vaterland einzutreten auf dem Schlachtfeld oder zu Hause. Die wenigen Ausnahmen, welche dem Aus»

land näher stehen als der Heimat, zählen hierbei nicht mit. Nur über die Art,
was für Deutschlands Wohlfahrt am besten ist, darüber ist man uneins.
Für Deutschland gilt wohl vor allem auch heute das Wort des großen
Königs: Ieder soll auf seine Fasson selig werden! Denn der Geist der Ordnung,
der Pflichterfüllung, ist jedem Deutschen mit der Muttermilch überkommen, daß
er Auswüchse im Keime zu ersticken sucht. Und es müßten unerhörte Fehl»
begangen werden, wenn andere Tendenzen die Oberhand gewinnen sollten.
Prinz Kraft Hohenlohe erzählt in seinen Erinnerungen aus den März»
tagen von 48, daß Offiziere sich nach den Kasernen zu ihren Regimentern begeben
wollten, und als sie durch Barrikaden ihren Weg versperrt fanden, den Ver-
teidigern zuriefen: Kinder, ihr seht doch, wir müssen in den Dienst! Dies
leuchtete allen ein, und bereitwillig machten dieselben Platz. Dieser Zug ist
charakteristisch.
Der Sinn für Pflicht und Ordnung beherrscht auch die zeitweiligen Gegner,
wenn die Kluft sich erweitert. Und zum Glück sehen wir, daß während dieses
Krieges der Abstand sich eher verringert als erweitert hat. Wohl trennt ein
gewaltiger Raum den Konservativen vom Sozialdemokraten, in manchen Punkten
vielleicht noch mehr die Vertreter anderer bürgerlicher Parteien von diesen letz-
teren. Dennoch, wenn dieselben sich an denselben Tisch zu Verhandlungen setzen,
so überwiegt meist der gesunde Menschenverstand des Deutschen. Sie einigt
der Wunsch, den äußeren Feind zu besiegen und Deutschlands Recht und Wohl-
fahrt zum Durchbruch zu bringen. Kein Frieden sei uns beschert aus Gnaden,
aus der Hand einer Partei, sondern wir wollen ihn erreichen durch die Opfer
des ganzen Volkes, durch den Zusammenschluß, durch die Kraft aller Deutschen.
So müssen wir auch den Zusammenschluß aller Parteien fördern, wenn auch die
Meinungen über den Weg manchmal hart aufeinander platzen. An vielen
Stellen des feindlichen Auslands war der Glaube verbreitet, der Kriegsausbruch
würde Nord» und Süddeutschland spalten, und wie haben sie sich verrechnet!
Und auch jetzt, nach Wiedergabe mancher Reden, beurteilt man unsere Zustände
wohl unter dem Gesichtspunkt der Uneinigkeit. Ich habe aber die Überzeugung,
die Gegensätze werden überwunden durch den gesunden Sinn, der uns innewohnt.
Mag auch manches scharfe Wort fallen, ist es auch schwer, sich entgegen zu kommen.
Wünsch« zurückzustellen, manches von uns für richtig Gehaltene zu opfern!
Große Zeiten und Aufgaben heben den Einzelnen über seinen bisherigen
Gedankenkreis hinaus, damit die ehernen Räder der Weltgeschichte weiterrollen,
welche sonst denjenigen zermalmen würden, der sich ihnen allein entgegenstellt.
Und sind wir dies nicht den Tapferen schuldig, die draußen auf den Schlacht»
feldern verbluten, wo keiner fragt, welcher Partei er im bürgerlichen Leben ange-
hört hat? So möge unsere Losung sein: Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit
im Innern, zu gemeinsamem Sieg nach Außen und einem glorreichen Frieden.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Der deutsche Staatsbegriss.
Dem englischen Staatsbegriff, den wir im Aprilheft dargestellt und als
starr mechanischen begriffen haben, möchten wir den deutschen Staatsbegriff als
organischen entgegensetzen. Die englische Parlamentsherrschaft duldet nur eine
Monarchie mit dekorativer Spitze, die den Vorzug der Repräsentanz nach außen
und der Kontinuität nach innen hat, während die deutsche Erbmonarchie ein
lebendiges Vertrauensverhältnis zwischen Fürst und Volk voraussetzt und fordert,
in welchem alle Glieder des Staatswesens organisch so zusammenhängen, wie
etwa alle Gliedmaßen mit dem sie lenkenden Kopfe verbunden sind. Im eng-
lischen Staatsbegriff ist die Monarchie als Einheitssymbol durch Addition aller
Staatsbürger, die auf einen sie bannenden Generalnenner gebracht werden sollen,
gleichsam mechanisch errechnet, während sie im deutschen Staatsbegriff e r»
lebt ist. Dort ist die Monarchie Zweck setzung, hier Zweck schöpfung. —
Der Monarch als menschliche Setzung entspricht der englischen Nützlichkeitstheorie,
der Monarch als schöpferische Verkörperung des Staatsgedankens ist deutsche
Weltanschauung.

Nicht die Menschen machen den Staat, sondern der Staat macht die Men»
schen, so lautet, richtig verstanden, das Losungswort der organischen Staatsauf-
fassung. Nicht die Maschine ist die zutreffende Metapher zur Versinnbildlichung
der Staatseinheit, sondern das lebendige Plasma, die pflanzliche oder tierische
Zelle, richtiger: der zeugungsfähige Same, das Sperma. Der Staat ist keine tote
Spieluhr, die von erfinderischen Mechanikern zusammengesetzt worden ist, sondern
ein lebendes Gebilde, in welchem die einzelnen Teile (Bürger) sich verhalten wie
die Glieder des Menschen zu seinem Körper, und nicht wie die Zähnchen und
Rädchen zur Maschine. Im ersten Rausch der werdenden Biologie, als Karl Ernst
von Baer die Entwicklungslehre, Schleiden und Schwann die Zellen- und Ge»
webelehre und Rudolf Virchow die Zellularpathologie begründeten, da vermochte
Schwann die Zellenbildung mit einem Kristallisationsprozeß zu vergleichen. Als
vollends den Chemikern (Wöhlert, Liebig, Fischer) gelang, organische Stoffe aus
unorganischen künstlich zusammenzusetzen, da gab man sich der trügerischen Hoff-
nung hin, Zellen künstlich darstellen, also gleichsam den Homunculus präparieren
zu können. Heute sind alle diese überfliegenden Träume und aberteuerlichen
Spekulationen unserer modernen Alchimisten zunichte geworden. Die Zelle ist
kein einfacher, organischer Kristall, sondern ein besonderer Organismus, und
zwar — mit Brücke zu sprechen — ein Elementarorganismus. Wie alle Lebe-
wesen, so geht auch der Mensch aus einer einzigen Keimzelle hervor. In dieser
Keimzelle ist der ganze zukünftige Mensch vorgebildet, nicht zwar im Sinne der

Leibnitz-Haller'schen Einschachtelungs- oder Präformationstheorie, wohl aber in dem Sinne, daß das Ganze früher ist als die Teile. Die Idee des Menschen ist in der Keimzelle vorgebildet, weil aus dieser Keimzelle nur ein Mensch und kein anderes Lebewesen hervorgehen kann. Die Glieder und Organe des Menschen sind potentiell in der Keimzelle enthalten; ihr Bau ist gleichsam zweckverkündend: sie wachsen durch biochemische Prozesse in den Plan hinein, der in der Keim» zelle vorgezeichnet ist. Dieser Prozeß kann zur Auflösung führen; der Mensch kann sterben; niemals aber vermag er die Richtung (^e>iovlx6v bei den Stoikern, Conatus bei Hobbes, Dominanten bei Reinke) zu ändern, welche seine Keimzelle ihm einmal und für immer vorgeschrieben hat.

Von hier aus übersieht man den grundwesentlichen Unterschied zwischen anorganischen Stoffen und organischer Materie, zwischen mechanischer Bewegung und organischer Entwicklung. Veränderungen spielen sich hier so gut ab wie dort; nur sind die Ursachen dieser Veränderungen verschieden. Das Kausalver-hältnis, das den Ereignisreihen der mechanischen Veränderung vermittelst der Bewegung zugrunde liegt, heißt Ursache und Wirkung; die Kausalverbindung innerhalb der lebendig-organischen Natur heißt Zweck und Mittel. Die Atome bewegen sich nach strenger Gesetzmäßigkeit, die Zellen entwickeln sich, soweit sie bloß chemische Prozesse sind, nach derselben Gesetzmäßigkeit, aber soweit sie daneben und darüber hinaus noch Organismen sind, nach Zweckmäßigkeit. Die mechanische Weltanschauung kennt nur wirkende Ursachen, bei denen jedes Ganze sich sum-mierend aus seinen Teilen allmählich zusammensetzt, die organische leugnet, wohl-verstanden, für die anorganische Natur die Gültigkeit der wirkenden Ursachen nicht, fordert aber für die lebendig»organische Natur, für die Zelle, die das Prinzip ihrer eigenen Bewegung und Entwicklung in sich selbst trägt, eine teleologische Erklärung. Legt man den Ursachenbegriff zugrunde, so sind die Teile früher als das Ganze; stellt man hingegen den Zweckbegriff voran, so ist das Ganze (der Zweck) früher als seine Teile.

In diesem Zusammenhange haben Plato und Aristoteles zuerst die organische Staatslehre, die der deutschen Staatsauffassung geschichtlich zugrunde liegt, ausge-bildet. Nach der antiken Staatsauffassung, für welche die Gesamtheit alles, die einzelne Persönlichkeit nichts bedeutet, ist der Staat früher als seine Teile oder Bürger. Gleich am Eingang seiner Politik führt Aristoteles aus: Von Natur ist der Staat offenbar früher, als die Familie und jeder einzelne von uns. Denn das Ganze muß notwendig früher sein, als der Teil; denn wird das Ganze auf-gehoben, so wird auch nicht Fuß noch Hand mehr sein, ausgenommen dem gleichen Namen nach, wie man etwa von einer steinernen Hand redet; indem die natür-liche Hand stirbt, wird sie solcherart sein. Zwischen dem Menschen und seinen Gliedmaßen besteht nicht das mechanische Verhältnis wie zwischen der Maschine und ihren Rädern. Cuvier hat vielmehr in monumentalen Linien dargetan,, wie jedes Lebewesen — und der Mensch zuoberst — ein geschlossenes System

von Zwecken darstellt. Nahrung und Organbildung hängen aufs engste teleo-
logisch zusammen. In einer seiner letzten Arbeiten, in der Studie über den
großen Gegner Cuviers, Geoffroi de St. Hilaire, hat Goethe auf die wunderbare
Übereinstimmung der einzelnen Organe in Tier und Pflanze mit dem vorgezeich-
neten Plane des ganzen Organismus mit vollem Nachdruck hingewiesen.
Ist der Staat nun eine Maschine oder ein Organismus? Setzt er sich,
wie Hobbes und Rousseau annehmen, aus einzelnen Willensatomen wie ein
Aggregat allmählich zusammen, so daß die Teile (die einzelnen Menschen) früher
sind als das Ganze (der Staat)? Oder ist Aristoteles im Rechte, daß der Staat
einem Organismus gleiche, gleichsam das soziale Sperma sei, aus welchem die
einzelnen Menschen wie die Organe aus dem Körper herauswachsen? Sehen
wir uns zuvörderst die Grundunterschiede von Maschine und Organ an. Eine
Maschine kann sich nicht selbst bewegen, sondern muß ihren Bewegungsanstoß von
außen empfangen; die Maschine wird nicht erfunden, sondern gemacht; sie dient,
nach Reuleaur, der „Bewegungserzwingung", nach Sombart der „Arbeits-
ersetzung". Nicht so die lebende Zelle, die ein Automat, d. h. ein Selbstbewegungs-
apparat ist. Die Maschine kann, wenn einzelne ihrer Walzen oder Schrauben,
ihrer Hebel oder Räder sich abnutzen, sich nicht wieder von selbst ersetzen, sondern
die Reparatur wird außen an sie herangebracht. Nicht so der lebendige Organis-
mus, der die Fähigkeit besitzt, abgenutzte Teile durch biochemische Prozesse selbst
wieder zu ersetzen. Brücke (Vorlesungen über Physiologie) sieht das Charakteristi-
kum des Organismus in der Fähigkeit, sich fremde Stoffe zu assimilieren. Endlich
kann keine Maschine sich fortpflanzen. Man kann durch Nachahmung sie ver-
doppeln, verkleinern, modellieren, aber diese Verdoppelung muß wieder von außen
bewerkstelligt werden. Nicht so der lebendige Organismus, der aus der eigenen
Keimzelle die Fortpflanzung vollzieht. Dem Organismus sind also im Gegen»
satz zur Maschine eigentümlich: Selbstbewegung, Selbstersetzung durch Assimi^
lierung, Selbstvermehrung.
Seit Aristoteles ist es Gemeinplatz, den Herrscher mit dem Kopf des Menschen
zu vergleichen und den Gehorsam der Bürger damit zu begründen, daß, wie die
Glieder des Menschen sich seinem Haupte fügen, so haben die Glieder des Staates,
die Bürger, dem rechtmäßigen Oberhaupte zu gehorchen. Der wahre Monarch
der Welt ist recht eigentlich Gott, und alle weltliche Herrschaft beruht auf Stell»
Vertretung des göttlichen Willens. Auf einen anderen Boden verpflanzt die
deutsche historische Rechtsschule (v. Savigny, Bluntschli) den Organismusbegriff
in der Staatsauffassung. Wird von den naturalistischen Organikern die Kau-
salität vorangestellt und der Staat als reines Naturprodukt begriffen, so rückt
die historische Rechtsschule den Zweck in den Vordergrund. Schon Kant versteht
unter einem organisierten Produkt der Natur das, „in welchem alles Zweck und
wechselseitig auch Mittel ist". Denn „zu einem Ding als Naturzweck wird er»
fordert, daß die Teile nur durch ihre Beziehung auf das Ganze möglich seien".

Anders ausgedrückt: „Die Idee des Ganzen soll die Form und Verbindung aller Teile bestimmen." Man vergleiche mit diesen Aussprüchen Kants die Definition Virchows: „Organismus ist die einheitliche Gemeinschaft, in der alle Teile einem gemeinschaftlichen Zweck zustreben, einen immanenten Plan verwirklichen." Die Verbandseinheit, aus welcher der Staat hervorgeht, ist im Wesentlichen eine Zweckeinheit. Wie das menschliche Individuum einheitlich nur ist und wirkt durch den zusammenhaltenden Zweck, der von seinem Ich-Zentrum aus alle seine Gliedmaßen beherrscht, so ist der Staat, mit Schelling zu sprechen, ein „sittlicher Organismus". DieFormelSchellings lautet: „DerStaat als Organismus der Frei-heit ist der Ausdruck der Harmonie von Notwendigkeit und Freiheit im Realen." Zum schärfsten Ausdruck gelangt die organische Staatslehre der historischen Rechtsschule bei Bluntschli. Er verwirft die atomistisch-mechanische Staats» auffassung rückhaltlos. Wie das Ölgemälde, so führt Bluntschli aus, etwas anderes ist, als eine Anhäufung und Verteilung der farbigen Oltropfen, und eine Statue etwas anderes, als eine Verbindung von Körnchen Marmor, und der Mensch etwas anderes, als eine Menge von Blutkügelchen und Zellengefäßen, so ist auch das Volk nicht eine bloße Summe von Einzelnen, und der Staat nicht eine bloße Anhäufung von äußeren Einrichtungen. Der Staat hat vielmehr, wie der Mensch, innere Gliederung, Verbindung belebt-seelischer Wesen zu einem Dasein, endlich eine Entwicklung von innen heraus und äußeres Wachstum, was bei Atom-Aggregaten nicht der Fall ist. Es gibt, wie einen Volksgeist, so einen Volkswillen, der die Bewegung der einzelnen Bürger bestimmt und bedingt, während bei der Maschine alle Bewegung von außen herangebracht werden muß. Staaten haben als lebendige Einheiten Geschichte, was Maschinen durchaus ab» geht. Dem Staatsgeist und Staatswillen läuft beim Einzelmenschen parallel der Rassengeist und der Rassenwille. Und so gelangt denn Bluntschli zu fol-gender Definition des organischen Staatsbegriffs: Der Staat ist das männlich organisierte, zu einer selbständigen und das Gemeindeleben beherrschenden Person gewordene Volk eines Landes.

Das ist der deutsche Staatsbegriff im Gegensatz zum englischen. Der Staat ist kein mechanisches Kunstprodukt, sondern ein organisches Naturprodukt. Der Monarch ist kein totes Symbol, sondern ein blutvolles, schöpferisches Gebilde. Seit Friedrich dem Großen fühlt er sich „als ersten Diener des Staates". Der deutsche Staatsbegriff ist dem Individuum (Bürger) übergeordnet, nicht unter» geordnet; er ist das Frühere, nicht, wie in England, das Spätere; er ist Selbst-zweck, nicht, wie in England, Mittel zum Zweck. Der Staat bleibt, der Mensch stirbt. Der Staatsbegriff ist ein Abbild des Ewigen und Göttlichen, das Indi-viduum das Abbild des Sterblichen und Vergänglichen. In England dient der Staat dem Menschen behufs restloser Erfüllung seiner selbstischen Zwecke, in Deutschland dient der Mensch dem Staate behufs Bewältigung ewiggülriger sitt-licher Aufgaben.

Dr. A. Lohmann:
Ziele der deutschen Wasserstraßenpolitik.
Auf vielen Gebieten hat der Weltkrieg der deutschen Volkswirtschaft Lehren und Fingerzeige für die zukünftige Entwicklung gegeben, die von der größten Bedeutung sind. Auf wenigen Gebieten aber sind die Erfordernisse der Zukunft so klar hervorgetreten, wie auf dem des Verkehrswesens, — sowohl des binnenwirtschaftlichen, als des überseeischen.
Trotzdem unsere Eisenbahnen Hervorragendes leisteten, konnten sie auch nicht annähernd den Verkehr bewältigen. Dabei bleibt zu bedenken, daß im Augenblick deutsche Wagen und Maschinen auf den kleinasiatischen Bahnen in der Türkei laufen, auf den verschiedenen Strecken in Bulgarien, Rumänien, dem ehemaligen Serbien und weit bis nach Polen und Kurland hinein, während andererseits auch im Westen bis nach St. Quentin und in fast ganz Belgien deutsches Zugpersonal und deutsche Wagen den Verkehr vermitteln.
Außer dieser titanenhaften Leistung, die nur durch die straffe Organisation unserer Staatseisenbahnen geleistet werden konnte, galt es, eine ungeheure Menge von Gütern hinter dem Rücken der kämpfenden Heere zu befördern, um nament» lich der Rüstungsindustrie Massengüter, wie Erze, Metalle und Holz, den Städten Lebensmittel und Kohle, der Landwirtschaft Düngemittel, usw., zuzuführen. Überall haben sich infolge dieses Massenandrangs empfindliche Stockungen gezeigt, welche nur durch leistungsfähige Wasserstraßen hätten behoben werden können.
Im großen muß daher die Forderung aufgestellt werden nach leistungsfähigen durchlaufenden deutschen Wasserstraßen:
1. von Süd nach Nord,
2. durch Mitteldeutschland von West nach Ost,
3. von Westdeutschland an die Nord» und Ostseehäfen.
Unter Führung ihres um den Ausbau künstlicher deutscher Wasserstraßen so hoch verdienten Königs Ludwig haben die Bayern in letzter Zeit sich mit aller Energie für den Bau einer leistungsfähigen Wasserverbindung von der Donau zum Main eingesetzt. Die daraus sich ergebenden Verhandlungen des Reichstages vom 23. März d. I. über Reichswasserstraßen haben von neuem die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf die Bedeutung der Kanäle gelenkt.
Laut Artikel 4 der Reichsverfassung sind der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung des Reiches:
„die Herstellung von Wasserstraßen im Interesse
der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs"
unterstellt. Es wird mithin Aufgabe des Reiches sein, — vorbehaltlich der noch ungeklärten Frage, ob zweckmäßigerweise die Einzelstaaten oder das Reich selbst

den Ausbau der Kanäle in die Hand nimmt — der Wasserstraßenfrage von weiten, großen, allgemein deutschen Gesichtspunkten entgegenzutreten.

Als solche große Gesichtspunkte möchte ich hier folgend« anführen:

1. Die notwendige Stärkung unserer deutschen Seehäfen durch leistungsfähige Verbindungen zwischen dem Rhein, der Ems, der Weser, der Elbe und der Ostsee mit folgenden Zwecken:

a) Stärkung der deutschen Rohstoffmärkte und Begründung neuer Märkte für Waren, die bisher vorzugsweise auf ausländischen Märkten, wie London usw., heimisch waren, besonders für solche Rohstoffe ausländischer Herkunft, in denen eine Vorratsbildung in Deutschland für künftige Kriegsfälle angestrebt werden muß;

b) hierdurch bedingte Kräftigung der deutschen Seeschiffahrt durch bessere Ausnutzung der deutschen Schiffe im Ein- und Ausgang der deutschen Seehäfen im Wettbewerb mit dem Auslande;

c) Zuführung des Verdienstes aus der Seefracht auf den gesamten deutschen Güterverkehr im Ein- und Ausgang an die deutsche Rhederei, während bisber ein großer Teil der deutschen Ein» und Ausfuhr über ausländische Häfen mit ausländischen Schiffen befördert worden ist;

6) eine aus der Stärkung der deutschen Handelsflotte folgende Vermehrung des seemännisch ausgebildeten Mannschaftsersatzes der deutschen Kriegsmarine;

e) eine vermehrte Verdienstmöglichkeit für die deutschen Arbeiter durch einen vergrößerten Umschlag in den deutschen Seehäfen.

2. Eine Dezentralisation der Industrie durch Ansiedlung neu entstehender Betriebe in Gebieten östlich des Rheines, fort von der Westgrenze, um

») eine weitere Anhäufung von Fabriken in den militärisch in zukünftigen Kriegen noch mehr als bisher gefährdeten Grenzgebieten zu vermeiden, und

b) die Industriearbeiter möglichst auf eigener Scholle seßhaft zu machen.

3. Bessere Verbindung zwischen Osten und Westen durch leistungsfähige Wasserstraßen behufs Austauschs der landwirtschaftlichen Produkte des Ostens gegen industrielle und bergwirtschaftliche des Westens.

4. Eine vom Seeweg in Kriegszeiten gänzlich unabhängige Verbindung zwischen Nord- und Nordwestdeutschland mit Süddeutschland und darüber hinaus mit unseren Verbündeten in Österreich-Ungarn und auf dem Balkan, besonders für den Kriegsfall, während im Frieden der Balkanverkehr den billigeren Seeweg bevorzugen dürfte.

Wir alle wissen, daß die überragende Stellung Englands auf dem Weltmarkte nicht eine Folge der größeren Leistungsfähigkeit seiner Fabriken war; wir wissen auch, daß der Vorrang Englands nicht auf der größeren Gewandtheit

oder Rührigkeit seiner Kaufmannschaft beruhte; der Grund für die englische Vormachtstellung war, abgesehen von dem Vorsprung, welchen die englische Industrie infolge ihrer älteren Entwicklung gehabt hat, letzten Endes in dem natürlichen Vorteil seiner Verkehrslage.

Diesen Nachteil seiner natürlichen Verkehrsmöglichkeiten muß Deutschland durch den Ausbau seiner Binnenwasserstraßen ersetzen. Dabei muß vermieden werden, daß die mit deutschem Gelde erbauten und unterhaltenen Wasserstraßen an ihrem Endpunkte lediglich dazu dienen, fremde Schiffsgefäße und fremde Häfen zu füllen, und damit erhebliche Teile des aus deutscher Arbeit entspringen» den Verdienstes an den Frachten und Umschlagskosten in fremde Taschen fließen zu lassen.

Aus diesem Grunde kann es sich meines Erachtens nicht darum handeln, daß eine Wasserstraße allein die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist bezeichnend für die Richtigkeit meiner Auffassung, daß die Bekanntgabe des hoch bedeutsamen bayrischen Donau—Main-Kanalplanes sofort eine Reihe anderer Vorschläge in der öffentlichkeit nach sich gezogen und alte Pläne neu belebt hat. Ich erwähne hier nur den Elbe—Donau-Kanal, den Oder—Donau-Kanal, den Werra—Main—Donau»Kanal und den Ausbau des Mittelland-Kanals.

Alle diese Pläne, die keineswegs die Wünsche der Verkehrsinteressenten erschöpfen, haben das eine Gemeinsame, daß sie das mitteleuropäische Binnenland durch leistungsfähige Wasserstraßen der See näherbringen wollen. Sie zeugen alle davon, daß die enge Verknüpfung Deutschlands mit dem Weltverkehr überall in seiner Wichtigkeit erkannt ist. Zu Gunsten eines jeden dieser Pläne können gewichtige Gründe angeführt werden, welche der Entwicklung der deutschen Industrie und des deutschen Handels dienen. —

Im Rahmen dieser kurzen Skizze ist es nicht möglich, alle Gründe anzu» führen, welche zu Gunsten des einen oder anderen Kanals sprechen. Für die Beurteilung der Wasserstraßenpolitik im allgemeinen müssen aber die von mir oben gekennzeichneten Gesichtspunkte als Richtlinien dienen, wollen wir die deutsche Volkswirtschaft und unsere Weltmachtstellung auch nach dem Kriege und in der ferneren Zukunft stärken.

Ich fasse also mein Urteil dahin zusammen, daß unsere Zukunft tatsächlich auf dem Wasser liegt, aber nicht allein auf der See, sondern ebenso auf den Binnenwasserstraßen, und daß alle Kanalpläne, die jetzt aus der Not der Zeit geboren sind, Anspruch haben auf sorgfältigste Beachtung und schleunige Durcharbeitung. Nur die Durchführung einer großzügigen Kanalpolitik kann uns eine Weltmachtstellung militärisch und politisch auch in Zukunft sichern. —

Graf O. zu Dohna:
Krieg und Vorsehung.

Der Krieg hat die Kirchen gefüllt und Unzähligen den Weg dahin, den sie selten betreten oder schon ganz vergessen, wieder gezeigt; aber auch Manche dem Gotteshause, das sie früher gern besucht, entfremdet. —

Diese waren gewohnt, darin von einer Vorsehung zu hören, welche allmächtig und allgütig, das Schicksal der Welt leitet, und sie können in den übergroßen Schrecknissen und Leiden des Weltkrieges eine weise, wohlwollend leitende Hand nicht mehr erkennen. — Viele sind durch den Verlust fast aller ihrer Lieben so schwer getroffen, daß ihr Leben fast vernichtet scheint, und da ihr Gewissen sie von einer Schuld freispricht, die solche Ahndung verdient hätte, wird es ihnen schwer, an eine höhere Gerechtigkeit zu glauben. —

Neben solchen Zweiflern erhebt der entschiedene Unglaube triumphierend sein Haupt, und er kämpft mit scheinbar siegessicheren Waffen, indem er die Unhaltbarkeit einer intelligenten, das Gute wollenden und vermögenden Vor» sehung behauptet gegenüber den augenblicklichen furchtbaren Geschehnissen dieses Krieges. Ganz besonders wird von ihm das Christentum angegriffen, welches mit seiner Sittenlehre und seinen Grundsätzen vollständig bankerott gemacht habe. — Unter den Hauptrufern in diesem Streite gegen die Religion finden wir auch Ernst Häckel, welcher unter dem Titel „Ewigkeit" — Weltkriegsgedanken veröffentlicht hat. Zur Herausgabe dieses Buches hat er sich (laut Vorwort) veranlaßt gefunden, um früheren Schülern und Gesinnungsgenossen, welche jetzt als aktive Soldaten die ungeheuren Schrecknisse des Weltkrieges persönlich erleben, eine befriedigende Antwort auf ihre Fragen und jenen Trost zu geben, den der vernunftmäßige Monismus gewährt. —

Daß er diesen Zweck erreicht, glauben wir nicht, sondern das Gegenteil. — Wer den Schrecknissen des Krieges gegenüber steht und den Tod jeden Augenblick vor Augen hat, wird sich kaum so mit Naturgeschichte beschäftigen, daß die Frage der Primatabstammung des Menschen für ihn die Frage aller Fragen wird, sondern die Frage aller Fragen wird sich für ihn zu der Hoffnung erheben, seine bewußte Persönlichkeit, sein ganzes starkes Lebensgefühl und Empfinden möge nicht vor der gänzlichen Vernichtung stehen, und für sein geistiges Teil möge es nach dem leiblichen Tode eine Fortdauer geben und damit überhaupt einen Sinn. —

Wir sind der festen Überzeugung, daß der Nachweis der persönlichen Ver» nichtung, welchen Häckel versucht, dem Krieger an der Front nicht Trost, son. dern Schrecken vor dem Tode (Korror v«cui) einflößen muß, und so können wir die Herausgabe seines Buches zu dieser Zeit nur als ein, seinen Zweck

vollständig verfehlendes Unternehmen bezeichnen, da es den Kampfmut des Sol-
daten schädlich beeinflußt. — Die Häckel'schen Ausführungen sind in der Haupt-
sache Wiederholungen aus seinen früheren naturwissenschaftlichen Schriften, und
als solche bereits von Autoritäten auf diesem Gebiet widerlegt, so daß die Be-
rechtigung des Monismus von einem großen Teil der Wissenschaft verneint
wird. — U. a. sagt Dr. Reinke von der Kieler Universität in seiner Schrift
„Die Natur und wir" darüber folgendes: „Zu den wissenschaftlichen Illusionen
ist auch der Monismus zu rechnen, der seinen Anhängern als Axiom gilt, indem
sie die Forderung aufstellen, alles Naturgeschehen müsse aus einem einzigen
Prinzip heraus erklärt werden. Die Berechtigung dieser Forderung ist nicht
anzuerkennen. Da im Gebiet der Natur nur Beziehungen Gegenstand der Er-
fahrung sind, so braucht man nicht darauf hinzuweisen, daß Beziehungen nur
zwischen einer Mehrzahl von Dingen möglich sind, was direkt gegen den Monis-
mus spricht." —

Wenn nun der neuere Monismus von dem Materialismus und Mechanis»
inus scheinbar auch etwas abrückt, so verneint er doch das wesentlich Geistige
bei der Energieentfaltung, nämlich das, was ihr die Richtung und damit über»
Haupt erst Wert verleiht, was sie zu Kunst, Religion, überhaupt zur Kultur-
gestaltung befähigt. —

Es zeigt sich dabei eine ungerechtfertigte Überhebung gewisser Vertreter
der Wissenschaft, die mit ihren Entdeckungen einige Teile der Weltschöpfung in
der Hand haben, und dabei übersehen, daß ihnen das geistige Verbindungsband
fehlt. -

Auch Häckel ist ähnlichen Weg gegangen und stellt dabei unbewiesene Be-
hauptungen als Dogmen auf, welche, mit Fremdwörtern ausgeschmückt, der großen
Masse imponieren. — Außerdem führt er als Kronzeugen seiner Ansicht eine
Menge großer Namen ins Feld, und zwar keineswegs immer berechtigt, denn
gerade diejenigen, welche er anführt, haben oft ihm direkt widersprechende
Meinung geäußert. —

Da es zu weit führen würde, ihn im Einzelnen zu widerlegen, solches auch
schon genügend geschehen ist, wollen wir uns damit begnügen, in Aussprüchen
von Persönlichkeiten, die er für sich in Anspruch nimmt, nachzuweisen, daß er
sich geirrt und den wahren Standpunkt seiner Gewährsmänner verkannt hat. —

Für uns kommt hauptsächlich hier in Betracht, daß Häckel das Diesseits»
Dogma aufstellt und ein Ienseits durchaus leugnet. Die Hoffnung auf ein
Leben nach dem Tode, auf eine Wiedervereinigung mit schon Abgeschiedenen
bezeichnet er als ein leeres Versprechen, als einen schönen Traum, ohne jede
Gewähr anf Erfüllung. Selbstverständlich gibt es für ihn weder Gott und Vor»
sehung, noch irgendeine übersinnliche, geistige Macht. —

Wenn Häckel mit seinen Anschauungen sich auf Spinoza stützt, so sei hicr
zunächst angeführt, was dieser in seiner Ethik, Teil I, von Gott sagt. —

„Hiemit habe ich die Natur und Eigenschaften Gottes dargelegt, sowie
daß er notwendig existiert, daß er ein Einziger ist, daß er aus der Notwendig-
keit seiner Natur ist und handelt, daß er die freie Ursache von allen Dingen
ist und in welcher Weise, daß Allee in Gott ist und von ihm abhängt, daß
ohne ihn es weder sein noch vorgestellt sein kann, und endlich, daß Alles von
Gott vorher bestimmt worden ist." —
Wir identifizieren uns keineswegs mit Spinoza, wollen aber mit diesen
seinen Worten zeigen, welch ein klaffender Unterschied zwischen ihm und Höckel
besteht, und daß des Letzteren Unternehmen, sich auf ihn zu beziehen, auf Miß-
verstehen von dessen Schriften beruht. —
Dasselbe ist es mit Goethe, welchen er zur Einführung seiner „Weltkriegs-
gedanken" benutzte. Hier seien folgende Aussprüche von Goethe genannt. —
Gespräche mit Eckermann: „Die persönliche Fortdauer nach dem
Tode steht keineswegs in Widerspruch mit den vielen Beobachtungen, die ich
über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natnr angestellt; sie geht
sogar aus denselben mit immer neuer Beweiskraft hervor." —
„Wie hohl und leer wird uns in der atheistischen Halbnacht zu Mute, in
welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen
verschwand. Eine Materie sollte sein, von Ewigkeit her bewegt, und sollte nur
aus dieser Bewegung, rechts, links, nach allen Seiten ohne weiteres die unend-
lichen Phänomene des Daseins hervorbringen?!" —
„Wer an ein jenseitiges Leben nicht glaubt, ist schon für das diesseitige tot." —
Diese Worte dürften genügen, um die Berechtigung Häckels, sich auf Goethe
zu berufen, zu beleuchten. — Noch sagt Kant: „Wir müssen die Zweck-
verbindungen der Natur notwendig in einem ursprünglichen Verstand als Welt-
ursache suchen. Es ist uns schlechterdings unmöglich, aus der Natur selbst Er»
klörungsgründ- dafür zu schöpfen. Es ist nämlich ganz gewiß, daß wir die
organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechaniscken Prin-
zipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns er-
klären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für den
Menschen ungereimt, auch nur solch einen Anschlag zu fassen." —
Die hiemit angeführten Äußerungen von Persönlichkeiten, die vermöge ihreS
allumfassenden Genies Autoritäten in der Weltanschaunngsfrage darstellen, waS
man von Häckel als Fachgelehrtem nicht sagen kann, scheinen uns ausreichend,
um Belehrungen von letzterem in dieser Hinsicht nicht annehmen zu können; auch
als Trostspender in den augenblicklichen Kriegsnöten dürfte er abzulehnen sein.
Die Verkündigung von der Unzerstörbarkeit der Materie wird die Kämpfer
an der Front teils gleichgültig lassen, teils skeptisch berühren, wogegen die
Versicherung von der gänzlichen Vernichtung ihrer bewußten Persönlichkeit, zu»
gleich mit der als Heilmittel empfohlenen Resignation, sie nur entmutigen kann.

Krieg und Vorsehung
Graf O. zu Dohna
Die Kraft, welche Deutschland bei der Abwehr des gegen ihn gerichteten Vernichtungskrieges bisher gezeigt hcit und bis zum guten Ende zeigen wird, ist wohl schwerlich aus Resignation herzuleiten, sondern aus ihrem Gegenteil, aus Begeisterung für seine gerechte Sache, und aus dem Gefühl, daß es eine hohere Macht der Gerechtigkeit gibt, ihm zur Seite stehend, die nicht nur das Schicksal der Völker beeinflußt, sondern auch das Leben des Einzelnen, und dessen geistiges Teil über den irdischen Tod hinaus erhält. —
Daß das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrzahl die Hoffnung und den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode wiedergefunden, dafür spricht das von uus am Anfang erwähnte Zuströmen zu den Gotteshäusern. Gleichzeitig mußten wir aber auch zugeben, daß manche bisher Gläubige, durch das Übermaß der Kriegsschrecknisse, die sie mit einer allgütigen Allmacht nicht in Einklang bringen konnten, in ihrem bisherigen Glauben wankend geworden sind. — Die Frage, welche hier auftaucht, ist die uralte, bis heute lebhaft umstrittene, über den Ursprung des Bösen und Schlechten in einer Welt, über welche eine allgütige Vorsehung allmächtig herrscht. Die Lösung dieser Frage ist auf die verschiedenste Weise unternommen worden; aber in klarer, allseitig befriedigender Weise bisher nicht gelungen. Bei ihrer Erörterung scheidet der Monismus für uns selbstverständlich ans. Wie wir gesehen, stehen wahrhaft große Persönlichkeiten, Führer und Erzieher der Menschheit auf dem religiösen Standpunkte, daß einer geistigen Kraft der Hauptanteil an dem, was wir Welt nennen, an dem, was wir davon sehen, auch nicht sehen können, gebührt. Diese Kraft wird verschiedenartig benannt, wie: Gott, Vorsehung, Absolutes, Zeutralkraft, Wille zum Leben, Diug an sich ete., meint im Grunde aber ziemlich immer dasselbe, nämlich das übersinnliche Geheimnis, welches in und über uns waltet, nnd mit welchem in Verbindung zu kommen Geist und Gefühl der Menschheit von Urzeiten her angestrebt haben. Dieses Streben nach Verbindung damit nennen wir Religion und müssen diese gewissermaßen auch als ein Naturgesetz anseh»; denn jedes Naturgesetz ist im Grunde nichts anderes als — die ans Erfahrung gemachte Feststellung einer dauernd sich wiederholenden Erscheinung, deren Ursache unerklärt. — Ein Newton hat offen eingestanden, daß er eine Erklärung für das von ihm gefundene Gravitationsgesetz nicht geben könne. —
Die Religion, welche auch eine solche dauernde Erscheinung darstellt, hat ihre Entwicklung gehabt und dabei mit dem Christentum ihren augenblicklichen Höchststand erreicht, indem sie an Stelle des allgemeinen Egoismus, den die ursprungliche Natnr atmet, die christliche Sittenlehre gesetzt hat. Diese Lehre, deren Hauptinhalt die Nächstenliebe ausmacht, hat dadurch zu einem allgütigen Gott geführt, der zugleich allmachtig. — Allmacht und Güte können nun Viele heute infolge des Krieges nicht in Einklang bringen, und zwar gelingt eS ihnen nicht, weil sie das Prinzip des Monismus ebenso absolut in der Religion auf.

recht erhalten wollen. Sie gehen, wie dieser, von einer einzigen, hier zwar geistigen Ursache aus, bei der sie Allmacht annehmen, während es ihnen ganz unmöglich ist, das Gebiet des Alls und seinen Inhalt zu erfassen, ja nicht einmal seine wahrnehmbaren Erscheinungen zu ergründen. Die erschöpfendste Wissen» schaft ist nur bis zu den Beziehungen der Dinge untereinander gekommen, d. h. zu den gegenseitigen Wirkungen; also sind Schlüsse auf das Ganze auch nur von den Wirkungen aus berechtigt. —

Was zeigen uns nun aber diese Wirkungen? — Einen unaufhörlichen Kampf materieller und geistiger Kräfte. Natur und Kultur, Gut und Böse, Bewußtes und Unbewußtes, Ideal und Wirklichkeit — sind nicht nur in dauernder Bewegung, sondern in fortwährend mehr oder weniger heißem Streite miteinander, wofür der augenblickliche Weltkrieg einen der vielen Beweise liefert. — Wir müssen daher annehmen, daß „Kampfzustand" augenblicklich noch der vorherrschende Zustand unseres Weltkörpers. —

Wo ein solcher Kampf, da kommen aber auch verschiedene Kräfte in Betracht, und haben wir bei diesen den Grund für das Unheilvolle in der Welt zu suchen. Überwindung und Ausgleich dieser Kräfte sind von der höchsten Macht noch nicht vollendet, und müssen wir uns daher enthalten, ihr zeitliches und räumliches Wirken genau bestimmen zu wollen, ebenso wie wir das All selbst nicht erkennen können. — Die für uns erkennbaren Wirkungen und Beziehungen der Dinge zueinander zeigen uns aber trotz aller Kämpfe einen deutlichen Fortschritt zum Besseren, indem wir sehen, daß das Geistige bessernd im Einzelnen und Allgemeinen gewirkt, die störenden egoistischen Kräfte, vornehmlich der materiellen Natur, wesentlich gezähmt und veredelt hat. — Wir können sehen, daß die von Häckel für bankerott erklärte christliche Sittenlehre, wenn sie auch namentlich von unseren Feinden oft gänzlich mißachtet wird, dennoch glänzende Beweise ihres Vorhandenseins gegeben. Die öffentliche und private Kriegshilfe, die all» gemeine Betätigung in Lazaretten und beim Roten Kreuz auf beiden Seiten und auch bei den Neutralen zeigen zweifellos, daß das Saatkorn der christlichen Nächstenliebe schon reichlich Früchte getragen. Der sittliche Fortschritt, den die Menschheit auf diesem Wege gemacht, wird besonders klar, wenn man an der Hand der Geschichte die Kriege vergangener Zeiten betrachtet, wo für Verwundete so gut wie nichts geschah, und Gefangene meistens grausam umgebracht oder zu Sklaven gemacht wurden. Selbst in Griechenland, dem Kulturmusterlande des Altertums, waren solche Gebräuche üblich. —

Die Greuel des jetzigen Weltkrieges sollen weder geleugnet noch beschönigt werden> sind aber nur eins der vielen Zeichen des jetzt in Welt und Leben noch vorhandenen „großen Kampfes", der uns augenblicklich besonders fühlbar, weil er sich in unserer unmittelbaren Nähe abspielt und uns in Mitleidenschaft gezogen, der aber auch sonst besteht, denn immer fließt an einer Stelle der Erde Menschenblut, ganz abgesehen von den Kämpfen im Tier- und Pflanzenreich, unter sich

und mit den Menschen. — Der mildernde Strahl der Nächstenliebe und deS Wohltuns, der trotz allem Blutvergießen und allen Untaten jetzt sichtbar werde« konnte, ist ein unfehlbarer Beweis für den fortschreitenden Sieg des Guten, durch höhere, geistige Macht. —

Gewiß steht der vollständige Sieg noch weit in Zukunft, aber der Weg dahin zeigt sich doch schon gebahnt. — Einen weiteren Schritt auf diesem Wege führt uns die zuversichtliche Aussicht, daß die gerechte Sache, für welche wir den Verteidigungskrieg führen, zu einem guten Ende gegenüber der Unsumme von Egoismus, Falschheit und Schlechtigkeit unserer Gegner kommen wird. Wenn auch schwere Arbeit noch zu tun bleibt, die bisherigen Erfolge, welche gegen alle, scheinbar unfehlbar sicheren Berechnungen unserer Feinde, ja fast der gesamten neutralen Umwelt errungen wurden, geben uns das zuverlässige Vertrauen auf den schließlichen Sieg. Dies begründete Vertrauen ist auch einer der vielen Beweise, daß es eine höhere Gerechtigkeit gibt, welche den Völkern ebenso zur Seite steht, wie dem Einzelnen, besonders da, wo die Verbindung mit ihr gesucht und gefunden wurde. — Auch der nachdenkende Einzelne wird bei Prüfung seiner inneren und äußeren Erlebnisse zu solchem Schlusse kommen. —

Deutschland hat diese Verbindung mit der Vorsehung gefunden, ihre Gerechtigkeit und Güte schon erfahren, und vertraut mit Bestimmtheit weiter auf ihre Macht, welche auch in diesem Kampfe ihr entgegenstehende unheilvolle Kräfte überwinden wird. —

Da wir in gleicher Weise vertrauen, daß dieser Macht ebenfalls der schließ» liche allgemeine Sieg des Guten über das Schlechte zufallen wird, können wir im Sinne des gewissen All-Sieges auch an eine All-Macht, die zugleich allgütig und gerecht, glauben. —

Hieraus ergibt sich, daß auch der Einzelne, selbst durch harte Kriegserfahnmgen schwer getroffen, in seinem Glauben an die Vorsehung nicht irre zu werden braucht. Wer sein Leben nicht nach Häckel nur als ein mechanisches Substanzprodukt auffaßt, das vom blinden Zufall abhängig und dadurch sinnlos ist, sondern auch durch die Erfahrung dieses Krieges zur Erkenntnis eines guten und mächtigen Waltens in Welt und Leben gekommen ist, wird nicht nur Trost für die Gegenwart, sondern auch die sichere Gewähr für eine fortschreitende Besserung in der Zukunft — hier und darüber hinaus — finden. —

Zum Schluß noch ein Wort zur Entwicklungslehre, welche vom Monismus und Materialismus gewissermaßen als Urquell der Erkenntnis aller Lebens» gestaltung hingestellt wird. —

Von bemerkenswerter Seite wird dazu gesagt: „Man jongliert mit den Begriffen Entwicklung, Anpassung, Vererbung und läßt als belanglos beiseite, daß dieses alles doch zunächst die Fähigkeit, ja sogar den Zwang zur Entwick» l«ng, Anpassung und Vererbung voraussetzt. Zum Gesetz gehört ein Gesetzgeber, weil ein Gesetz ein Gedanke ist, und weil Gedanken ohne ein denkendes

Wesen in sich einen Widerspruch enthalten, soweit menschliche Logik reicht. Schon
Faust sagt schließlich: „Am Anfang war die Tat," — denn die Tat erst schließt
den Willen ein, wie auch die Fähigkeit des Gestaltens, ohne die es kein Schaffen
gibt." —
Also auch hier — für die Entwicklung — der Beweis einer notwendigen
geistigen Voraussetzung oder — Vorsehung. —
Als im August 1914 Rußland, Frankreich und England n«bst ihren Traban»
ten in den langersehnten Krieg gegen das verhaßte Deutsche Reich eintraten,
waren die leitenden Kreise der Dreiverbandsstaaten ihres vollkommenen Sieges
so gewiß, daß sie schon den Ort der Friedensverhandlungen bei Beginn des
Krieges im voraus bestimmten und in ihrer Presse nennen ließen. Die Reichs-
hauptstadt Berlin, in der unsere Feinde das Herz des deutschen Wirtschaftskörpers
zu treffen dachten, war das Ziel ihrer Heere. In Berlin sollte auch nach seiner
völligen Niederlage Deutschland der Frieden diktiert werden.
An diesem endgültigen Ausgang des Krieges war bei Ausbruch der Strei
tigkeiten in der Vorstellung unserer Gegner kein Zweifel. — Die bisherigen Kriegs»
ereignisse haben zwar die Staatsmänner der Entente — wie ihre Note
a» President Wilson zeigt — noch keines besseren belehrt; uns berechtigen sie
aber bei ruhiger, sachlicher Betrachtung zu der Erwartung, daß die Zentral»
mächte und ihre Verbündeten keineswegs Objekte eines vom Feinde diktierten
Friedens sein werden. Vielmehr wird der neue Vierbund, als die militärisch
und wirtschaftlich siegreiche Partei, seine Friedensziele in weitgehender Weise
verwirklichen können.
Es läßt sich zurzeit noch nicht bestimmen, ob dieser Weltkrieg durch einen
gemeinsamen Frieden oder durch mehrere Sonderfriedensschlüsse beendet werden
wird. Die fünf Großmächte der Entente haben sich zwar, wie sie ausdrücklich
amtlich bekannt gegeben haben, zuletzt am 18. November 1915, vertraglich gegen-
seitig verpflichtet, nur gemeinsam über den Frieden zu verhandeln, aber es ist
denkbar, daß die Tatsachen stärker sein werden, als alle schönen Vorsätze und
gegenseitigen Versprechungen. Für die Ortsfrage ist die Gestaltung dieser Dingt
nicht von entscheidender Bedeutung, denn es ist sehr wohl möglich, daß man
am selben Platz erst mit einem Teil der Parteien sich einigt und erst später am
gleichen Orte mit dem andern.

Berliner Frieden Felix Halle
SS ist diplomatische Gepflogenheit, schon bei Abschluß des Waffenstillstandes und des Vorfriedens, den Ort der eigentlichen Friedensverhandlungen zu bestimmen. Deswegen muß dem deutschen Volke noch während des Streits der Waffen Gelegenheit geboten werden, zu dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen.
Während nämlich der Ort für die Verhandlungen über den Waffenstillstand und den Vorfrieden meist aus rein praktischen, verkehrsgeographischen Gesichtspunkten von beiden Parteien gewählt wird, kommt der Wahl des Ortes der eigentlichen Friedensverhandlungen eine wesentliche Bedeutung zu, eine größere, als auf den ersten flüchtigen Blick man anzunehmen geneigt ist. Wir wollen nun ergründen, weswegen dem Ort der Friedenskonferenz eine so weitgehende Beachtung zukommt, und sodann die Lösung der Ortsfrage zu finden suchen, die für unser Volk und unsere Verbündeten als die günstigste anzusehen ist.
Die Frage nach dem Ort der Friedensverhandlungen nimmt darnm eine Sonderstellung ein, weil sie die erste diplomatische Frage nach dem Kriege ist.
Der Vergleich, der auf Grund der Entscheidung der Waffen diesmal geschlossen werden wird, wird das Schicksal der halben Erde für lange Zeit be» stimmen. Welch« Forderungen soll nnn das deutsche Volk bezüglich des Ortes der Friedenskonferenz stellen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vergegenwärtigen, welche Möglichkeiten es in dieser Frage gibt.
Drei Lösungen der Ortsfrage sind im ständigen Wechsel in unzähligen Beispielen in der Geschichte vorgekommen:
1. Friedensschluß auf dem besetzten Gebiete (oftmals der Residenz) der unterlegenen Partei.
2. Friedensschluß auf neutralem Gebiet.
3. Friedensschluß auf dem Gebiete (oftmals der Residenz) der sieghaften Partei.
Entspricht es den Interessen des deutschen Volkes, die Friedensverhandlungen auf dem besetzten Gebiete unserer Gegner zu führen?
Diese Frage ist unseres Erachtens zu verneinen. Eine Verhandlung auf dem Gebiete des besiegten Feindes ist für den Unterlegenen eine besondere Demütigung und für den Sieger ein Triumph, aber der Erfolg ist mehr äußerlicher als sachlicher Natur. So empfindlich ein Land geschlagen sein muß, bis rs sich zu Verhandlungen in seiner Residenz mit dem im Lande befindlichen Feinde entschließt, die Geschichte hat Beispiele, daß die Verhandlungen für den Unterlegenen nicht so ungünstig ausfielen, wie man der Lage nach erwarten konnte.
Beide Friedensschlüsse zu Paris vom 30. Mai 1814 und 20. November 1815 waren für das völlig geschlagene Frankreich ungewöhnlich günstig. Gewiß spielten hierbei die Anschauungen der heiligen Allianz, das Einsetzen der alten Dynastie, mit der kein Krieg bestanden hatte, die führende Rolle, nicht zum Geringsten aber war es die Umgebung, das Pariser Milieu, das einen bestechenden Einfluß auf die Vertragschließenden ausübte. Sogar der Tilsiter Frieden
N1

kann als Beispiel dienen, so hart seine Bedingungen waren, im Verhältnis zu
den Auslegungen des Vertrages, die Napoleon nachher in Paris zu geben für
gut fand, hatte doch eine leise Berücksichtigung der russischen und preußischen
Interessen stattgefunden.
Aber selbst, wenn man diesen Standpunkt nicht annimmt und es für vor»
teilhaft hält, in der Residenz des Besiegten zu verhandeln, für unseren praktischen
Fall kommt das feindliche Gebiet für die endgültigen Verhandlungen nicht in
Betracht, weil wir gegen eine Koalition kämpfen. Bei der Mehrzahl unserer
Gegner ständen wir immer vor der unlösbaren Frage, wer als unser Hauptfeind
anzusehen ist. Sollte uns das Kriegsglück weiter begünstigen und uns in den
gleichzeitigen Besitz mehrerer feindlicher Hauptstädte setzen, wollten wir dann
etwa herausklügeln, bei welchem Gegner wir uns zu den Verhandlungen am zweck»
mäßigsten einfinden. Wir können nur zu dem Ergebnis kommen, daß nichts für,
gewichtige Gründe aber gegen eine Konferenz auf feindlichem Gebiete sprechen.
Wir untersuchen nunmehr die Gründe für und gegen eine Verhandlung auf
neutralem Territorium. Als noch ein großer Teil der Bevölkerung Europas im
Herbst 1914 mit einem baldigen Frieden um Weihnachten oder spätestens im
Sommer 1915 rechnete, da wurde in der feindlichen, aber auch in der deutschen
Presse, als Ort der bevorstehenden Verhandlungen wiederholt die Hauptstadt des
uns damals noch verbündeten Königreiches Italien genannt. Eine Friedens-
konferenz in Rom wurde von Leuten, die sicherlich gute Deutsche sind, in ernst-
liche Erwägung gezogen. Welch politische Ahnungslosigkeit hierin lag, wird
durch den Gang der Ereignisse den Herren selbst klar geworden sein. Nachdem
durch den Eintritt Italiens in den Krieg Rom als neutraler Ort wegfiel, wurden
der Reihe nach Kopenhagen, der Haag, und die Schweizer Städte Bern und
Basel als Verhandlungsorte bezeichnet. Die Regierungen der drei Staaten, in
denen die eben genannten Orte liegen, haben, wie ausdrücklich anerkannt sei, in
schwierigen Situationen ihre Neutralität in diesem Kriege beobachtet. Aber es
wäre ein verhängnisvoller Fehler, daraus zu schließen, daß eine Friedensver,
handlung auf ihren Gebieten die deutschen Interessen wahren könnte.
Iede Verhandlung auf neutralem Gebiete bringt den Nachteil, daß die Re-
gierung des Gaststaates mittelbar an den Verhandlungen teilnehmen würde.
Hierdurch würde zunächst das verhängnisvolle Beispiel der Hinzuziehung einer
am Kriege nicht beteiligten Macht zu den Friedensverhandlungen gegeben sein.
Kerner ist das Gastverhältnis geeignet, die Entschlußfreiheit der Parteien zu
hemmen. Wenn auch ein kleinerer Staat nicht die für beide kriegführende Par-
teien gefährlich« Stellung eines Schiedsrichters einnimmt, wie zum Beispiel
die Vereinigten Staaten beim Frieden von Portsmouth inne hatten, oder wie sie
Napoleon III. für Frankreich ständig anstrebte, der Einfluß des Gaststaates würde
sich in jedem Fall bemerkbar machen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen,

daß England und Frankreich sich in den Niederlanden, in Dänemark und in der Schweiz sehr vieler und starker Sympathien erfreuen.

Bei den Niederländern könnte dies insofern wunder nehmen, als dock) gerade England Hollands einstige Seemacht gebrochen und sich wertvollste Teile seines früheren Kolonialbesitzes angeeignet hat. Aber diese Zeit liegt lange zurück, während des neunzehnten Iahrhunderts war England ein überaus zahlungsfähiger Geschäftsfreund. Ähnlich verlief die Entwicklung der Handelsbeziehungen Englands zu unserem nördlichen Nachbar. England war der beste Abnehmer für alle agrarischen Erzeugnisse Dänemarks.

In der Schweiz, auch in den deutschen Teilen, besteht für die Engländer noch ein Teil jener Hochschätzung, die dem reisenden Engländer seit Iahrhunder» ten gezollt wird. Die Engländer waren die Erfinder des eleganten Reifens; sie waren die Schrittmacher der Franzosen, Deutschen, Russen und Amerikaner. Obwohl die deutsche Beteiligung an dem Schweizer Fremdenverkehr, durch den starken Anteil des Mittelstandes, im Gesamtergebnis einen größeren wirtschaftlichen Nutzen bringt, als die geringere Zahl der reichen Engländer, etwas von dem Nimbus des „englischen Lord" ist geblieben.

Ein für England ungünstiger Friede wird von einem Teil der Neutralen als Schädigung ihrer, eigenen wirtschaftlichen Interessen empfunden werden. Dem stände zwar entgegen, daß eine deutsche Niederlage den Neutralen eine wirt» schaftliche Katastrophe gebracht hätte. Da diese Gefahr durch die militärische Lage beseitigt ist, so müssen wir damit rechnen, daß die Neutralen möglichst im Sinne der Aufrechterhaltung des Zustandes vor dem Kriege tätig sein werden. Diese Forderungen werden sie in ihrer unabhängigen Presse lebhaft vertreten. Hinzu kommt, daß durch „Kapitalbeteiligung" die Entente über einen Teil der in den neutralen Ländern erscheinenden Presse verfügt. In diesem dunklen Punkte ist die Kriegsvorbereitung unserer Gegner der deutschen weit überlegen. Wahrend des Ganges der kriegerischen Ereignisse konnte diese Gefahr noch nicht einmal im vollen Umfange hervortreten, denn was half es, einen Land^ oder Seesieg der Entente zu verkünden, der sich in wenigen Tagen als übertrieben oder gar als frei erfunden herausstellte. Auch die Verkleinerung und Ableug» nung deutscher, österreichisch-ungarischer oder türkischer Erfolge konnte dauernd keinen Nutzen bringen. Bei Verhandlungen aber haben Nachrichten bisweilen einen erheblichen Einfluß. Erinnern wir uns nur an die Konferenz von Algeciras. Spanien beobachtete sehr gewissenhaft seine Neutralität, ja es war wegen seiner eigenen Interessen in Marokko für Deutschlands Mitwirkung als Gegengewicht gegen Frankreichs Monopolbestrebungen sehr empfänglich, aber die Westmächt« beherrschten die Presse, die Telegraphenbüros und Kabelgesellschaften dermaßen, daß Deutschland nicht nur sachlich schlechter, sondern auch dem Eindruck nach stets ungünstiger abschnitt, als das von England protektionierte Frankreich.

Die genannten neutralen Staaten sind sämtlich Kleinstaaten, ihre politischen Interessen sind keineswegs mit denen unserer Feinde identisch, aber auch sie fürchten dao kommende deutsche Übergewicht. Der neue Zustand wird die bisherigen Machtverhältnisse Europas umgestalten. Vor dem Kriege galt noch die englische Gleichgewichtstheorie, die nichts war als die Verkörperung des Übergewichts der Gruppe, die mit — oder Kesser unter — Englands Führung ging. Der Krieg wird zeigen, daß weder England noch Rußland die stärksten Mächte Europas sind, sondern Deutschland. Der Frieden wird dies zum Ausdruck bringen mussen. Es wird Deutschlands Aufgabe für die Zukunft sein, zu beweisen, daß es seine ungeheure Kraft nicht zur Unterdrücknng der kleinen Staaten gebraucht. Bei diesem Friedensschluß dürfen wir auf die Unterstützung der Staaten, die mit uns nicht verbündet sind, nicht rechnen, oder nur soweit sich ihre Interessen ge« legentlich mit den deutschen decken.
Von den drei Staaten, die als mutmaßliche neutrale Gebiete den Friedens» delegierten Aufnahme gewähren sollten, nehmen die Schweiz und die Niederlande eine besondere Stellung ein. Die Schweiz durch ihre Zusammensetzung aus drei nationalen Gruppen und als Sitz verschiedener internationaler Wohlfahrtseinnchs tungen, vor allem als Mutterland des Roten Kreuzes, und Holland, weil aus sei» nem Gebiet ein internationaler Schiedsgerichtshof seinen ständigen Versammlungsort hat. Auch historische Erinnerungen weisen auf Holland nnd die Schweiz. Schon im achtzehnten Iahrhundert, lange vor Schvpfnng jener internationalen Institute, fanden in den beiden Ländern schwere Kämpfe der europäischen Großmächte ihren Abschluß. So beendeten den spanischen Erbfolgekrieg die Friedensschlüsse von Utrecht (1713), von Baden in der Schweiz (1714), und vom Haag (1720), und nach den Revolutioilskriegen (17st5) wurde zu Basel im April zwisckz«n Preußen und Frankreich, und einige Monate später zwischen Frankreich und Spanien Frieden geschlossen. Aber gerade die Umstände, welche die Schweiz nnd die Niederlande vom neutralen Standpunkte als besonders geeignete Verhandlung?" pläHe erscheinen lassen, müssen uns vom Standpunkt der deutschen Partei zur Ablehnung führen.
Für uns sind die Fragen über die Zukunft Belgiens, Polens und der Oftseeprovinzen, nm die hunderttausende nnserer Brüder geblutet und gelitten haben, in erster Reihe Deutsche Fragen. Die Zukunft unserer Nation wird mit ihnen entschieden. Deswegen entspricht es dem deutschen Interesse, jeden Versnch, die Friedenskonferenz in einen als Weltgerichtshof wirkenden Kongreß zu verwan» dein, auf welägem durch Überstimmung Deutschland nnd seinen Verbündeten ihre Erfolge geschmälert oder gar entrissen werden konnten, als undiskutierbar von der Hand zu weisen.
Soviel steht jetzt schon fest: Die Sicherungen, die unser tapferes Heer erstritten hat und erstreiten wird, wird die deutsche Nation sich durch keine diple» matischen Künste wieder ablisten lassen. Zweifellos ist andererseits der inter»

nationale Charakter der genannten Probleme, da die Interessen der verschiedenen Völker in wesentlichen Punkten berührt sind.
Wenn wir nun an einer internationale» Stätte verhandeln, so würde das internationale Moment der Fragen von unseren Gegnern und den unser Interesse nicht teilenden Neutralen in stärkerem Maße zur Geltung gebracht werden können, als mit den Zielen der deutschen Gruppe vereinbar ist; der geuius loci stände auf der Seite der Gegenpartei. Man kann einwenden, der starke Diplomat trage sein Vaterland mit sich, und wo auch immer verhandelt würde, er wird seine Absichten durchzusetzen wissen. Wir glauben jedoch, daß zwar im Augenblick ein großer, im Gesamtergebnis aber ein geringerer Energie-aufwand nötig ist, einen günstigen Verhandlungsort zu erzielen, als im Laufe der Verhandlungen bei unzähligen Fragen gegen die Ungunst des Ortes zu kämpfen.
Besonders möchten wir gegen den Haag als Konferenzort plaidieren. In dem mit amerikanischem Gelde erbauten Friedenspalast würde der amerikanische Gesandte sich als Hausherr und Oberrichter gebärden und mit viel mehr Zu-versicht den internationalen Charakter aller Streitpunkte vertreten können, als auf einem Gebiet, das dem internationalen Einfluß mehr entzogen ist.
Wenn auch durch den militärischen Ausgang des Krieges eine andere Er-kenntnis über die wahren Machtverhältnisse sich verbreiten wird, so werden Eng-land und Frankreich alles aufbieten, um während der Friedensverhandlnngen von ihrem Ansehen zu retten, was zu halten ist. Hierbei wird die Ausnützung der Telegraphen, die über den Fortgang der Verhandlungen und über die Stim-mung berichten, eine sehr weitgehende sein. Es würde über die Machtmittel eines kleineren neutralen Gaststaates hinausgehen, diesen Umtrieben wirksam entgegen-zutreten. Daher wäre es in dieser Hinsicht fast besser, auf besetztem feindlichen Gebiet, als unter neutraler Oberherrscksaft zu verhandeln. Nur der Besitz der Telegraphen ermöglicht den Zentralmächten, auf einer erträglichen Basis mit den Gegnern sich zu verständigen.
Da wir aber die Verhandlung auf feindlichem Gebiet abgelehnt haben, so bleibt nur die dritte Möglichkeit: Nur eine Verhandlung auf deutschem Boden wird für die ungeheuren Opfer an Blut und Gut die Entschädigung bringen, auf welche das deutsche Volk und die nns verbündeten Nationen Anspruch haben. Schon der letzte Frieden, den das deutsche Volk schloß, wurde auf deutschem Boden vereinbart nnd unterzeichnet: der Frankfurter Friede. Er erfüllte Iahr-hunderte alte Wünsche der Nation, die vierundvierzig Iahre treu auf seinem Boden stand und während seiner Dauer in ihrem politischen Verhalten oftmals bis an die durch die eigene Würde gezogene Grenze ging, um den westlichen Nach-bar mit dem vereinbarten Zustande auszusöhnen. Die Abänderung dieses Frie-dens wollten unsere Feinde. S i e wollten t«n früheren Zustand wieder herstellen. Die militärischen Vorgänge haben ihnen Unrecht gegeben, und statt einer Ande»

rung im französischen, englischen oder russischen Sinne wird der neue Frieden die Macht- und Gebietsverhältnisse Europas noch mehr zu Gunsten der deutschen Nation verschieben.

Der Frieden vom 2. Mai 1871 war der erste, den das nengegründete Reich abschloß. Berlin war damals zwar rechtlich schon Reichshauptstadt, aber (n das Gefühl der Süddeutschen war dies noch nicht übergegangen. In Berück» sichtigung dieser Empfindungen wählte Bismarck Frankfurt am Main. Heute ist Berlin auch für jeden Bayern die Reichshauptstadt. Die parrikulariftischen Bedenken sind geschwunden, München ist ebenso wie Dresden und die Hansa-städte ein selbständiges deutsches Kulturzentrum geblieben, und trotzdem ist Berlin die Reichshauptstadt. Darum wird es auch dem Empfinden des ganzen deutschen Volkes entsprechen, wenn diesmal in Berlin verhandelt wird.

Bei der Kampfesart unserer Gegner, die das Reich kriegerisch und wirt-schaftlich zerstören wollen, darf keine Möglichkeit unberücksichtigt bleiben, die unsere Stellung günstiger gestaltet. Rein praktische Erwägungen sprechen aus diesen Gesichtspunkten für Berlin. Bei der großen Zahl komplizierter Einzel-fragen werden die Verhandlungen sehr langwierige werden. Nicht nur die großen Macht- und Gebietsfragen sind zu lösen, sondern es harren schwierigste Wirtschafts- und Zollprobleme, Kolonialfragen und ein Neuaufbau des Völkers rechts ihrer Lösung. Es wird daher von Vorteil sein, wenn unsere Bevollmäch-tigten den ganzen wissenschaftlichen Apparat und Spezialsachverständige während der gesamten Verhandlungen in nächster Nähe haben.

Für die Wahl Berlins als Verhandlungsort spricht auch die Wirkung der unmittelbaren Anschauung auf die Friedensdelegierten. Es ist nicht wahrschein-lich, daß sich in den leitenden Amtestellen der Ententestaaten beim Friedensschluß die Männer befinden, die den Krieg begannen. In Rußland haben bereits mehrere Ministerwechsel stattgefunden; in Frankreich ist ein Hauptfeind Deutsch-lands Delcass6 zurückgetreten, auch der sozialistische Organisator Millerand hat sein Portefeuille als Kriegsminister abgegeben, und Viviani hat zunächst Briand Platz gemacht; in England sind Asquith und Grey gestürzt. Wir glauben aber, daß im Laufe des Krieges viel radikalere Umgestaltungen der feindlichen Regie» rungsorgane stattfinden werden*).

Der Ausgang des militärischen Kampfes wird den Staatsmännern der Entente, denen die Aufgabe, Frieden zu schließen, obliegen wird, zeigen, daß die Voraussetzungen, unter denen ihre Amtsvorgänger in den Krieg eintraten, falsch waren. Aber bei der Fülle erlogener Berichte über Deutschland werden auch die neuen Männer noch genug unrichtige Vorstellungen von dem Zustande unseres Landes zur Zeit des Waffenstillstandes haben. Wird auf neutralem

*) Die nissische Revolution, die während der Drucklegung dieses Aufsatzes zum Ausbruch kam, hat diese Annahme schon teilweise bestätigt.

Boden verhandelt, so können die feindlichen Diplomaten auf Grund ihrer irrtüm» lichen Meinungen über Deutschlands innere Verhältnisse und Streitkraft einen verschleppenden Widerstand leisten, der zu einem nochmaligen Abbruch der diplo» matischen Beziehungen und Wiederbeginn der Streitigkeiten führen müßte.
Kommen dagegen die gegnerischen Staatsmänner nach Berlin, so werden sie sich den ihnen entgegentretenden Tatsachen nicht verschließen können. Sie werden ein starkes wirtschaftliches Leben vorfinden, eine trotz der großen Schwierigkeiten durchgeführte Organisation der Lebensmittelversorgung, viele und kräftige Solda- ten, und vor allem Ordnung und Vertrauen zur eigenen Regierung. Die Stadt wird große technische Fortschritte aufweisen, die trotz des Krieges zur Ausführung gelangt sind. Der Vergleich mit den Zuständen in den Hauptstädten der Entente wird sich unwillkürlich aufdrängen. Alle diese Eindrücke können nickxt spurlos an den Friedensdelegierten vorübergehen und werden den Fortgang der Verhand- lungen im deutschen Sinne und zugleich in dem der Menschlichkeit fördern.
Mit den Diplomaten kommen auch die Pressevertreter zu den Friedensver- handlungen. Auf neutralem Gebiet würden sebr bald jene Angehörigen der feindlichen und vorgeblich „neutralen" Presse erscheinen, die jahrelang nur zu erfolgreich an der Verleumdung und Einkreisung Deutschlands gearbeitet haben, und würden von neuem ihr Handwerk durch falsche Berichte und Stimmungs- bilder beginnen; auf deutschem Boden werden diese Elemente nicht mehr zu er- scheinen wagen. Iedenfalls würde ihnen ihr Handwerk bald gelegt werden.
Das Verschwinden dieser unlauteren Elemente in der Berichterstattung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine Verständigung der entzweiten Völker. Unsere Feinde müssen die Wahrheit, die schmerzliche und heilsame Wahrheit über Deutschland und Berlin zu hören bekommen. Hier beginnt die große Aufgabe, die Völker durch Aufklärung von ihrem krankhaften Haß gegen Deutschland zu befreien, eine Aufgabe, die weder die Deutschen, noch Neutralen, sondern nur die fortgeschrittensten und einsichtsvollsten Persönlichkeiten in den uns zurzeit feindlichen Ländern allmählick zu lösen vermögen. Ie eber diese Aufklärung erfolgt, desto näher die Aussichten auf den Frieden.
Auch Gründe finanzieller Natur lassen Berlin als Verhandlungsort beson- ders geeignet erscheinen. Unsere Feinde verfügten, als sie den Krieg begannen, über die zwei ältesten und größten Geldmärkte der Erde, Paris und London, den dritten, der sich durch die europMsckien Streitigkeiten zum ersten Platz der Welt aufschwingen dürfte, Newvork, haben sie während des Krieges zum größten Teil für ihre Interessen zu gewinnen gewußt. Diesen drei Weltplätzen hat unsere Gruppe nur Berlin gegenüberzustellen. Wenn nun Berlin als Verhandlungsort gewählt wird, so sind unsere Gegner gezwungen, sich für ihre Reise nach Deutsch- land mit deutscher Währung zu versehen. Da außer den Diplomaten, den Presse» vertretern noch viele Interessenten, Bankiers, Industrielle und Großhändler kommen werden, die für ihre Zwecke Geld benötigen, so wird auf einmal deutsches

Geld gekauft werdru. Man glaube nicht, daß die nötigen Summen zu gering sind, wir sind überzeugt, daß sie genügen, um sich bei der Empfindlichkeit der Valuta bemerkbar zu machen. Der Markkurs, der jetzt durch den geringen Export ungünstig liegt, wird sich plötzlich zu unseren Gunsten verändern. Da aber von unserer Valuta die unserer Verbündeten abhängig ist, so kommt jeder Vorteil ihnen mittelbar zu gute. Für unsere Feinde, die sich an der Werteinbuße unserer Währung schon reich gerechnet haben, muß eine Erholung derselben im Beginn dec Waffenstillstandes den Verlnst einer Hoffnung bedeuten, denn wenn Deutschland nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich unbesiegt aus dem Kriege hervorgeht, ist die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens für die Entente problematisch geworden.

Der Waffenstillstand und der herannahende Friede werden sicherlich zu einer Neubelebung des Fremdenverkehrs führen. Nur kurzsichtige Personen können die Aufrichtung einer chinesischen Mauer wünschen und eine Ausschaltung der nur vorübergehend gestörten Weltwirtschaft für möglich halten. Wir nehmen viel» mehr an, daß zu Beginn der bevorstehenden Friedensepoche ein sehr lebhaftes Be» dürfnis nach Güteraustausch bestehen wird, und daß der Weltverkehr in alten »nd neuen Bahnen wieder einsetzt. Der Ort der Friedenskonferenz wird den Mittelpunkt des wiedererwach enden Verkehrs bilden. Bei der voraussichtlich langen Dauer der Verhandlungen werden die großen Gasthäuser dieses Platzes auf Monate voll belegt sein. Wenn die Summen, die ans diese Weise in Umlauf komme», gegenüber den ungeheuren Schäden des Krieges gering sind, die Anregung, die sie der Unternehmungslust geben, wird der betroffenen Gesamt» Wirtschaft nach so schwerer Zeit sehr zustatten kommen. Da Berlin, wie oben erwähnt, der finanzielle Vorort der deutschen Gruppe ist, so liegt es im gemeinsamen Interesse Deutschlands und seiner Verbündeten, den errungenen militarisehen Erfolg auch dahin auszunutzen, dem größten und verkehrsreichsten Wohnplatz der Bnndesgenossenschaft, Berlin, die Vorteile der Kongreßstadt zu sichern. Über dem materiellen Erfolge steht aber die ideale Bedeutung eines neuen Berliner Kongresses.

Von allen Völkern ist es das deutsche Volk, das von seinen Feinden am schwersten beleidigt worden ist. Mährend man bei allen Angriffen auf unsere Verbündeten immer Schmeicheleien einschaltete, in der freilich eitlen Hoffnung, einen oder den anderen von ihnen zum Abfall zu bringen, wurde das gesamte deutsche Volk, seine Persönlichkeiten vom Kaiser bis zum schlichten Börger, seine staatlichen Einrichtungen, seine Kultur, seine Familienehre, kurz alles, was uns heilig ist, auf das Gröbste geschmäht und zu beschmutzen versucht; ja jedeS scheinbare 5ob enthielt eine neue Verleumdung nnd Begeiferung. Durch nichts können die Anwürfe der Feinde abgetan werden, als durch einen deutschen Sieg als Ende des Krieges. Durch kein Symbol aber kann der siegreiche Ausgang des Ringens deutlicher gemacht werden, als durch eine Berliner Friedenskonferenz.

Bsvtiner Frieden

Felix Halle

Nach dem Orte der Friedensverhandlungen richtet sich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Di« neutralen Länder senden Sonderberichterstatter, aber auch viele interessierte Persönlichkeiten werden hinreisen und über ihre Eindrücke in die Heimat berichten. Bis zu den entlegensten Punkten der Erde — dafür haben Engländer und Franzosen durch Kabel und Presse gesorgt — sind über Deutsch-land jene tausendfachen Lügen gedrungen, mit denen unsere Feinde uns zu bekämpfen versuchten. Entsprechend groß wird das Erstaunen und die Ent-rüstung unserer Besucher sein, wenn sie an den tatsächlichen Verhältnissen sich überzeugen können, in wie unverschämter Weise sie belogen worden sind. Es wird unseren Feinden auch nicht möglich sein, zu verhindern, daß die Wahr-heit in die neutralen und sogar in ihre eigenen Länder, insbesondere in die Kolo-nien, gelangt. Um so nachhaltiger wird die Empörung gegen die Verleumder sein, je mehr die Neutralen merken, daß sie selber durch diese Irreführung Sck>aden erleiden können. Ein völliger Meinnngsumschwnng zu Ungunsten der Entente ist unvermeidlich. Der moralische Kredit der Westmächte, der zu Beginn des Krieges sehr bedeutend war, wirb zugleich mit dem geschäftlichen aufs Schwerste erschüttert werden. Diese Einbuße an Ansehen wird der Bevölkerung in den betroffenen Ländern sehr bald fühlbar werden und sie mit Bestürzung und mit Wut gegen die Männer erfüllen, deren Kurzsichtigkeit n»d Unfähigkeit ihre Staaten in diese Lage gebracht hat. Wie Frankreich 1871, als es seine Kräfte schwinden fühlte, sich krampfhaft aber vergeblich bemühte, die anderen Groß-mächte zur Einmischung zu seinen Gunsten und zur Abwehr eines für Frankreich ungünstigen Friedens zu bringen, so wird gegen Schlnß des gewaltigen Ringens die Entente versuchen, mit aller diplomatischer Gewandtheit und agitatorischer Gewalt die Vereinigten Staaten und Iapan zu einem unmittelbaren bewaffneten Eingreifen in die europäischen Angelegenheiten zu bestimmen. Erst wenn sich erwiesen hat, daß diese Mächte über die während der Dauer der Streitigkeiten geleisteten mittelbaren Unterstützungen keinesfalls hinansgehen wollen, wird die Entente sich zu Verhandlungen mit den verbaßten siegreichen Gegnern verstehen.

Auch für die Selbstachtung und politische Selbsterziehung unserer Nation ist es von Bedeutung, daß nicht im Auslande, sondern auf deutschem Boden ver-handelt wird. Bis zur Gegenwart blickten viele gute Deutsche auf die älteren westlichen Einheitsstaaten mit einer großen Überschätzung der dortigen staatlichen Einrichtungen. Dieser Überwertung entsprach eine Unterschätzung der heimat-lichen Verfassungen und Regierungen. Engländer, Franzosen und Amerikaner dagegen halten ihre Institutionen für die Verwirklichung fortgeschrittenster frei» heitlicher Ideale und verachteten Dentschlands Staatsgrnndgesetze und Verwal» tungen als reaktionär und veraltet.

Nach der Reichsverfassung hat der Kaiser das Recht, Frieden zu schließen. Da in den Friedensverträgen Gegenstände, die der Kompetenz der Reichsgesetz-gebung unterliegen, geregelt werden, so ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung

des Bundesrats erforderlich. Ihre Gültigkeit erhalten die Verträge, soweit sie
die bestehenden Gesetze ändern, erst durch die nachträgliche Zustimmung des Reichs-
tages. Diese Rechtsverteilung, die direkt aus dem Bismarck schen Verfassungs-
entwurf stammt, soll sich jetzt zum ersten Male im großen bewähren. Als Bismarck
jene Bestimmungen vorschlug, verfügte er bereits über die Erfahrungen der Frie-
densverhandlungen von 1864, 1866 und 1S71. Er kannte die Schwierigkeiten,
die jeder Friedensschluß auch für die Staatsmänner der siegreichen Partei bringt.
Die diplomatische Aufgabe beginnt nicht mit der Verständigung mit den Fein-
den; vorher muß über alle strittigen Fragen im eigenen Lager eine Einigung
erzielt werden. Bei den immer abweichenden Interessen der einzelnen Ressorts
ist die Auffindung der gemeinsamen Grundlage eine Leistung, die hohes politisches
Verständnis verlangt. Die Gewinnung des Königs und der militärischen Rat-
geber für sein Friedensprogramm war 1866 für Bismarck schwieriger und mit
größerer seelischer Erregung verbunden, als die Verhandlungen mit den aus-
wärtigen Gegnern. Aus diesen Erfahrungen heraus wollte Bismarck die Fähr«
nisse eines Friedensschlusses nicht durch vorzeitige Mitwirkung eines .mehr-
hundertköpfigen Parlaments in das Ungemessene steigern und hat den Organen,
denen die Verantwortung für den Krieg, seine Führung und seinen Ausgang
obliegt, anch für den Abschluß des Friedens freie Hand gelassen und der Volks'
vertretung nur einen Anteil an dem inneren Ausbau des Kriegsergebnisses
gesichert.

Freilich dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß eine so einseitige Macht-
verteilung auch NackMile bringen kann. Wenn nämlich bei dieser ungleichen
Verteilung der Befugnisse die Friedensverhandlungen im Auslande durchgeführt
würden, so könnte im Volke ein Mangel an VerantwortlichZeitsgefühl entstehen.
Es wäre möglich, daß man alle Arbeit der Kaiserlichen Regierung und dem
Bundesrat überläßt, und sich auf eine nachherige Kritik beschränkt und genau
feststellt, wie alles besser gemacht werden konnte. Das wäre ein unerwünschter
Zustand, der die alten unerfreulichen politischen Verhältnisse vor Kriegsausbruch
erneuerte.

Wie der unbeschränkte kaiserliche Oberbefehl sich nur bewähren konnte, weil
alle Gehorchenden, vom persönlich souveränen Bundesfürsten oder regierenden
Senat einer Freien Stadt bis zum einfachen Mann, ohne Unterschied vom
gleichen Willen beseelt, ihr bestes Können in den Dienst der gemeinsamen Sache
des Vaterlandes stellten, so kann die kaiserliche Machtvollkommenheit für den
Friedensschluß nur dann die gewünschte Wirkung ausüben, wenn die Opfer»
bereitschaft der deutschen Volksgemeinschaft, sowohl der im Felde stehenden Trup-
pen, wie der im wirtschaftlichen Kampfe Daheimgebliebenen, die Verwirklichung
des kaiserlichen Kriegsziels verbürgt. So wie wir oben die frühere Nachgiebig-
keit der deutschen answärtigen Politik auf die Friedensliebe des gesamten Volkes
zurückgeführt haben, so nehmen wir an, daß die Friedensbedingungen der Reichs-

regierung nur dam, durchzusetzen sind, wenn die Feinde erkennen, daß die Verwirklichung dieser Ziele eine Forderung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes ist, das eher weitere Ströme seines edelsten Blutes vergießen würde, ehe es von seinen Ansprüchen, die es für sein Recht erkannt hat, weichen würde.

Wir glauben nun, daß das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit für de» Ausfall des Krieges und des Friedensschlusses dem Volke stärker zum Bewußtsein gelangt, wenn die Verhandlungen in seiner Mitte vor sich gehen und nicht in einem fremden Lande. Wenn auch der Einzelne in beiden Fällen über die Vorgänge der Konferenz nur mittelbar unterrichtet wird, die suggestive Nähe einer Berliner Verhandlung ist nicht nur eine Fiktion, sondern eine Realität.

Es bleibt noch die Stellung unserer Bundesgenossen zum Verhandluugsort zu erörtern. Betrachten wir zu diesem Zweck noch einmal den Anlaß und de« Beginn des Krieges.

Der Krieg hat sich an der serbischen Frage entzündet, also an einer öfterreichisch-ungarischen Angelegenheit. Für die Donau-Monarchie wurde der Streit' fall durch die Unterstützung, die Rußland Serbien gewährte, zur Existenzfrage. In dieser Lage sprang Deutschland dem Verbündeten bei und machte aus der Existenzfrage Österreich-Ungarns eine Lebensfrage des Deutschen Reiches und der deutschen Kultur. Nur weil es ein Existenzkampf für den österreichisch-ungarischen Staat ist und als solcher von der gesamten Bevölkerung empfunden wird, war es bei seiner komplizierten Zusammensetzung dem Habsburgischen Reiche möglich, militärische und wirtschaftliche Leistungen von einer Größe hervorzubringen, die unseren Gegnern völlig unerwartet kamen und sie mit Staunen und Schrecken erfüllten.

Durch die Haltung Frankreichs und Englands wurde der Krieg ein Kampf um „Sein oder Nichtsein" der 7« Millionen zwischen Maas und Memel. Die deutsche Frage ist im vollen Umfange aufgerollt. Es steht nicht fest, wer in der uns bekämpfenden Koalition unser Hauptfeind ist, denn wir dürfen Rußland und Frankreich, den ursprünglichen Zweibund, nicht nm Englands willen unterschätzen; gewiß ist aber: Deutschland ist der Hauptfeind aller. Deswegen muß Frieden aufdeutschem Boden in der Reichshauptstadt geschlossen werden.

Die Wahl Berlins zum Verhandlungsort seitens unserer Gruppe würde natürlich von der Entente zunächst benutzt werden, um die Verbreitung ibres Märchens zu unterstützen, Deutschland strebe die Oberherrschaft über Europa, ja über die ganze Welt an. Deutschlands Verbündete, so werden sie rufen, sind nur noch deutsche Vasallenstaaten, nunmehr soll Deutschlands Vorherrschaft auf alle übrigen Staaten Europas ausgedehnt werden. Diese neue Verdrehung können wir nicht verhindern; die Tatsachen, die guten Ergebnisse des Friedensschlusses für unsere Bundesgenossen, ihre nachherige Stellung unter den Völkern werden die Feinde Lügen strafen. Es liegt aber nicht im Interesse unserer Freunde, wegen des Geschwätzes der Gegner auf einen für die gemeinsamen Ziele so gün-

stigeii diplomatischen Kampfplatz wie Berlin zu verzichten, denn daß ein in der deutschen Hauptstadt geschlossener Frieden den Freunden Deutschlands eine gesicherte und angesehene politische Stellung und Zuwachs an Macht bringen muß, ist eine Forderung der Ehre des Reiches. Nirgends in der Welt aber wird es den deutschen Staatsmännern möglich sein, in dem Maße ihre Ansichten zur Geltung zu bringen, wie auf dem Boden der Heimat.

Wir können unsere Beziehungen zu unseren Bundesgenossen in vollkommener Offenheit darstellen. Das Deutsche Reich strebt nicht nach Oberherrschaft. In» nerhalb des neuen Vierbundes sind, was Souveränität und Imperium anlangt, alle Teile gleich. Wenn das Deutsche Reich als der volkreichste und n, der Entwicklung am weitesten vorgeschrittene Staat der Gruppe sich bei feinen Bundesgenossen eines besonderen Ansehens erfreut, so entspricht das dem Umstände, daß der leistungsfähigste Genosse die größte Last auf seine Schulteri, genommen bat. Die Anerkennung dieser Tatsachen durch unsere Freunde ist eine freiwillige, sie entspringt dem Willen zur Erkenntnis des Wahren und der Gereckftigkeitsliebe der mit uns verbündeten Nationen.

Die österreichisch-ungarischen Staatsmänner, welche die Verantwortung ihren Ländern gegenüber dafür übernehmen müßten, daß in Berlin verhandelt wirb, könnten dies in der sicheren Erwartung, daß ein günstigerer Boden für die Per» handlungen auch im Interesse der Habsburgischen Monarchie nicht gefunden werden kann. Das deutsche Volk hat zum Schwert gegriffen, als Rußland die Großmachtstellnng und Existenz der Donaumonarchie bedrohte. Rußland empfing wegen seiner Mobilmachung in dieser Frage zuerst diedeutsche Kriegserklärung. Die Kriegführung hat mehr als alle Worte bewiesen, auf welch gesunder Grundlage das Bündnis der Mittelmächte ruht. In den Zielen herrscht eine natürliche Übereinstimmung. In derselben unvergleichlichen Weise, in der die Zentral» mächte auf dem Schlachtfelde zusammen gestanden haben, werden sie bei den Friedensverhandlungen einander helfen nnd glückbringende Ergebnisse für die Zukunft ihrer Völker erzielen.

Was nun das Ottomamsche Kaiserreich nnd das Königreich Bulgarien angeht, so haben diese Staaten dnrch ihren freiwilligen Anschluß an Deutschland und Österreich-Ungarn unzweideutig bekundet, daß sie anf Tod und Leben an unserer Seite kämpfen wollen.

Ein Friedensschluß in der Hauptstadt eines siegreichen Verbündeten hat für die Türkei nichts Neues. Die Stellung der türkischen Bevollmächtigten auf dem Pariser Kongreß 1836, „ach Beendigung, des Krimkrieges, war eine durchaus günstige. Damals waren noch England, Frankreich nnd Savonen die Beschützer der türkischen Unabhängigkeit; damals vertraten die Westmächte gegenüber Rußland zweifellos den Fortschritt. Nunmehr haben sie durch ihren Anschluß an diese Macht bekundet, daß sie nicht mehr die Schützer schwächerer Staaten sein wollen, sondern daß sie deren Gebiet unter sich, nach den Gesetzen einer skrupel-

freirn Machtpolitik, unter völliger Mißachtung der Selbstbestimmung und der Iahrhunderte alten Selbständigkeit dieser Völker, aufzuteilen wünschen. Die Aufgabe des Beistandes gegen einen derartigen Mißbrauch der Macht ist daher den Zentralmächten zugefall««.

Die entscheidende Frage ist nun die, werden unsere Gegner sich jemals bereit finden, mit uns in Berlin zu verhandeln?

Darauf gibt es nur eine Antwort: Die Großmächte des Vierverbandes werden nur dann einen Frieden, der von ihren ursprünglichen Zielen völlig ab- weicht und für ihren nationalen Ehrgeiz und Stolz die schwerste Demütigung bedeutet, schließen, wenn für ihre Völker ein unabweisbares Friedensbedürfnis vorliegt und ihnen die militärische Macht zu einem aussichtsreiehen Widerstande fehlt. Wir gehen daher so weit, zu sagen: man kann die Ortsfrage als Grad- messer für das Friedensbedürfnis der Parteien nehmen. Solange die feindlichen Regierungen es ablehnen, in Berlin zu verhandeln, so lange hat auch jede weitere Erörterung mit ihnen über die eigentlichen Friedensbedingungen keinen Zweck, denn die Bürgschaften, die das Deutsche Reich und unsere Bundesgenossen für ihre zukünftige Sicherheit fordern müssen, die Entschädigungsansprüche für den ungeheuren materiellen Schaden, ergeben Bedingungen, die jeder Franzose, Eng- länder oder Russe mit Entsetzen vernehmen muß, so daß die mehr formelle For- derung, in Berlin zu verhandeln, leicht dagegen wiegt. Solange die feindlichen Regierungen Berlin als Verhandlungsort nicht zugestehen wollen, so lange halten wir eine Verständigung über die anderen Fragen für ausgeschlossen. Wir glauben, daß es bei der nötigen Festigkeit seitens der kaiserlichen Regierung, bei der unbe» dingten Unterstützung durch unsere Bundesgenossen und bei der vorausgesetzten endgültigen militärischen Lage verhältnismäßig nicht schwer sein kann, hinsichtlich der Ortsfrage den Willen der Zentralmächte durchzusetzen. Anfänglich werden sich die Gegner natürlich sehr sträuben, auf einem für sie so ungünstigen Platze zu verhandeln, wenn sie aber sehen, daß auf Nachgiebigkeit seitens der deutschen Gruppe in diesem Fall nicht zu rechnen ist, so werden sie sich schweren Herzens entschließen, nach Berlin zu fahren.

Drei Iahrzehnte waren die orientalischen Verhältnisse durch den Berliner Vertrag von 1879 geregelt. Erst die jüngste Vergangenheit, die jungtürkische Bewegung, die formelle Annektierung Bosniens und der Herzegowina, und pie Balkankriege haben seine Grundlagen aufgehoben. Die neuen Verträge, die mit der orientalischen Frage auch die Macht» und Gebietsverteilung der älteren Erd- hölfte auf unbestimmte Zeit gestalten werden, sollen, um die Interessen Deutsch- lands und seiner Verbünderen zu wahren, wiederum in der Reichshauptstadt, in Berlin, geschlossen werden.

Bismarck hat uns gelehrt, Imponderabilien in der Politik nicht gering zu schätzen. Zu diesen unwägbaren Dingen gehört auch der Einfluß der Atmosphäre des Verhandlungsortes. Die Berliner Luft wird für den Fortgang der Ver-

handlungen im deutschen Sinne und im Sinne unserer Freunde am zuträglichsten sein. —

Als unsere Feinde den Krieg begannen, sprachen sie, vorzeitig jauchzend, von einem Berliner Frieden. Anders, als sie es sich gedacht haben, soll ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Das deutsche Volk und seine Freunde müssen ihn fordern und werden ihn bekommen, den „Berliner Frieden".

Dr. N. Hansen:

Die Vorgeschichte der amerikanischen Handels-konkurrenz in China.

Der Chinamarkt hat von jeher in der Handelsgeschichte der Vereinigten Staaten eine hervorragende Rolle gespielt. Der auswärtige Handel der jungen Republik fing sogar mit dem Handel nach China an. Es war am 22. Februar 1784, als das amerikanische Frachtgüterschiff „Lmpress ok Inclig,", ein 360 To. umfassendes Segelschiff, von Newyork aussegelte, um nach Kanton zu fahren. Seine Ladung war leicht und unbedeutend. Sie bestand zur Hauptsache aus tropischen Gewürzen. Die Rückladung dagegen war sehr erheblich und wertvoll, denn sie setzte sich aus Tee und Seide zusammen, d. h. sie bestand aus jenen beiden Artikeln, die noch heute unter den amerikanischen Einfuhrartikeln aus China die Hauptrolle spielen. Wenn die Amerikaner gerade damals ihre Handelsfäden nach China ausspannten, so taten sie es in erster Linie notgedrungen; denn in dem Iahre 1784 standen der jungen Nation nur wenig Märkte der Erde offen. Vor allem sperrten die englischen Schiffahrtsgesetze den Schiffen der Vereinigten Staaten alle Häfen des britischen Mutterlandes und seiner Kolonien. In Asien zeigte sich außerdem die East India Company, die in Hindostan ihre Vorherrschaft ausübte, eifrig bemüht, die Handelsherrschaft über den ganzen Erdteil auszudehnen. Die amerikanischen Eindringlinge in solche asiatische Märkte, auf denen bisher die Holländer, Portugiesen, Spanier und Franzosen den Engländern nur eine schwache Konkurrenz gemacht hatten, traten von vornherein mit wichtigen Vorteilen in den Konkurrenzkampf ein. So konnten sie beispielsweise ihre Schiffe zu Preisen und trotzdem aus erstklassigem Holzmaterial herstellen, die durchweg fünfzig Prozent niedriger als die der erwähn» ten fünf europäischen Schiffahrtsnationen waren, was naturgemäß wieder in den Frachtraten zum Ausdruck kam. Hierzu gesellte sich die ausgeprägte Ge« schäftstüchtigkeit und Findigkeit der amerikanischen Geschäftsleute aus Boston,

Newyork und Philadelphia, die sich unter der Zwangsherrschaft der Kolonialzeiten notgedrungen entfaltet hatte, und die in der Pflege des heimischen Handels ein zu kleines Wirkungsfeld sah und sich mit großer Energie der Pflege auswärtiger Handelsbeziehungen widmete. Auf diese Umstände ergänzend und wesentlich fördernd wirkte schließlich die Geschicklichkeit und der Wagemut der amerikanischen Reeder und Seeleute ein. Eins der besten Beispiele hierfür, das übrigens in der amerikanischen Handels» und Schiffahrtsgeschichte gern genannt wird, bot die Seereise der „Alliance" im Iahre 1788. Dieses Schiff soll die Route von Philadelphia nach Kanton mit Ballast und nur mit Hilfe der primitiven Seekarten der damaligen Zeit ohne nennenswerten Aufenthalt zurückgelegt haben.

Die Anfänge des amerikanischen Handels mit China waren naturgemäß ziemlich bescheiden. Iedoch hatte sich der Kantonhandel schon vor dem Iahre 1800 so weit entwickelt, daß er allein einen größeren Anteil am gesamten Handel Chinas hatte, wie ihn heute die Union im Wettbewerbe mit England, Iapan und Deutschland aufweisen kann. Die Napoleonischen Kriege boten vor allem der amerikanischen Schiffahrt äußerst günstige Gelegenheiten in den chinesischen Gewässern, denn während dieser Zeit zeigten nur die Engländer und Amerikaner dort ihre Flaggen. Die Engländer konnten das machen, da sie damals weit unbestrittener als heute Herren der Weltmeere waren. Die Amerikaner erfreuten sich dieser Chancen, weil sie, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung (1812 bis 1814), keine Feinde hatten und infolgedessen überall ungestört Handel treiben konnten. So kam es, daß der Anteil Amerikas während des ersten Iahrzehntes des neunzehnten Iahrhunderts ein Drittel des gesamten Erporthandels von China ausmachte, während der gleichzeitige Anteil Großbritanniens drei Fünftel betrug. Der gesamte Handel der Union mit China bezifferte sich damals auf etwas über sechs Millionen im Iahr, wobei die Einfuhr aus China die Ausfuhr nach dort bei weitem überwog. Die Handelsbilanz neigte übrigens von Anfang bis zur Gegenwart zu Gunsten Chinas. Im Iahre 1915 war die Einfuhr aus China sogar um das Zweieinhalbfache größer, als die Ausfuhr; denn die Einfuhr betrug 40,2 Millionen Dollar, während die Ausfuhr 16,4 Millionen Dollar ausmachte. Während des ganzen achtzehnten Iahrhunderts war sogar der Wert der Einfuhr fünfmal größer, als der Wert der Ausfuhr. In dieser Zeit, wo in Europa große Silberknappheit herrschte, haben die Vereinigten Staaten nach den Schätzungen von S. W. Webbs, des Präsidenten der China- und Iapan Trading Co.*) etwa für 500 Millionen Dollar Silber nach China abströmen lassen.

Interessant ist sodann festzustellen, daß sich der amerikanische Handel mit China bis zum Iahre 1830 vorwiegend auf der Grundlage einer dreifachen Operation aufbaute. Zunächst wurden amerikanische Erzeugnisse nach Spanien ver-

*) Vergleiche den Vortrag von Webbs auf der Foreign Trade Coiwentioi, in Washington vom 27. Mai 1914.

schifft und dort veräußert. Mit dem Erlös segelten die Schiffe, meist in Ballast fahrend, nach Kanton und brachten Tee und Seide direkt nach den Vereinigten Staaten zurück. Bis zum Iahre 1815 wurden nach den Angaben des oben er- wähnten amerikanischen Gewährsmannes reichlich vier Fünftel der Kosten für den Chinahandel durch den Erporthandel mit Spanien aufgebracht. In der Zeit von 1815 bis 1830 ging dieser Satz jedoch auf zwei Drittel zurück. Nach 1830 wurde der amerikanische Chinahandel vorwiegend mit Wechseln auf London finanziert, wozu die Ausdehnung des Opiumeinfuhrhandels mehr und mehr eine praktische Grundlage bot. Es gab Zeiten, wo die Chinesen dem Opium vor allen anderen Waren unbedingt den Vorzug gaben. Im Iahre 1837 machte das Opium 53 Prozent der chinesischen Einfuhr aus, während auf Baumwolle 22 Pro« zent aller Importe entfielen. Englische Fabrikate und Tropengewürze bildeten den übrigen Rest von 25 Prozent. Wie stark übrigens die amerikanische Schiff« fahrt an der Bewältigung des chinesischen Außenhandels in der Zeit von 1830 bis 1840 beteiligt war, zeigte Robert Dollar, der Präsident der Robert Dollar Co., gelegentlich eines Vortrages auf der National Foreign Trade Convention in Washington am 27. Mai 1914. Nach seiner Schätzung wurden bis 1840 etwa 90 Prozent des Chinahandels von amerikanischen Schiffen befördert.

Wenn man sieht, wie die amerikanische Schiffahrt in den letzten fünf Jahren fast vollständig aus dem Stillen Ozean und aus dem Chinaverkehr verschwunden ist, so ist es zu verstehen, daß die Amerikaner bei einem historischen Rückblick mit den Leistungen ihrer heutigen Schiffahrt kaum zufrieden sein können. Von einer teilweisen Finanzierung ihres heutigen Chinahandels mit Hilfe der nationalen Schiffahrt kann also keine Rede mehr sein. Schon seit 1840 ist es in erster Linie die Ausfuhr von Baumwolle und Baumwollwaren gewesen, mit der Amerika seine Tee- und seine Seideneinfuhr bezahlte. Übrigens hat die Einfuhr Chinas an Baumwollwaren in den letzten 70 Iahren einen Wert von 122,5 Millionen Dollar erreicht. Bis zum Iahre 1906 haben die Vereinigten Staaten mit den englischen Erzeugnissen erfolgreich konkurriert. Die amerikanische Ausfuhr von Baumwollerzeugnissen nach China erzielte 1905 einen Wert von 28 Millionen Dollar und stieg 1906 auf ungefähr 30 Millionen Dollar. Sie erreichte damit ihren Höhepunkt; denn seit 1906 haben die Amerikaner die japanische Konkurrenz an Baumwollwaren aufs heftigste verspürt und haben ihre Erporrziffern nichr mehr halten können. Sie haben seitdem den Amerikanern ganz systematisch ihre stärkste Ausfuhrposition untergraben. Die amerikanische Ausfuhr an Baumwollen» zeug allein, die 1912 noch auf 7,3 Millionen Dollar bewertet wurde, ging 1915 auf 1,2 Millionen Dollar zurück. Unter den weiteren Hauptartikeln mit denen die Vereinigten Staaten in den letzten fünfzig Iahren ihren Tee und ihre Seide bezahlt haben, die aber gegenüber dem Absatz an Baumwolle ganz wesentlich zu» rücktraten, müssen in erster Linie Mineralöl und Weizenmehl genannt werden. Die amerikanische Einfuhr an Mineralöl stellte sich in den letzten fünf Iahren auf

«inen Durchschnittswert von 5,8 Millionen Dollar und hatte wenig unter anderer
Konkurrenz zu leiden. Dagegen ging die amerikanische Weizeneinfuhr, die 1910
noch 93,2 Millionen Dollar ausmachte und Ende 1913 etwa 494,4 Millionen
Dollar Wert hatte, im Iahre 1915 auf 57,1 Millionen Dollar zurück. Es ist
selbstverständlich, daß bei der geringen Bedeutung, welche heute die amerikanische
Schiffahrt für den Warenaustausch der Union mit China hat, das Gros der
Waren von anderen Schiffahrtsstaaten, zurzeit zur Hauptsache von japanischen
und norwegischen Schiffen bewältigt wird. Von der früheren, sehr bedeutenden
Tee-Einfuhr der Vereinigten Staaten aus China sind 1915 noch 3,1 Millionen
Dollar übrig geblieben. Den Markt für diesen großen Konsumartikel der Ver»
«inigten Staaten, von dem 100 Millionen Pfund im Iahre verbraucht werden,
hat England sich in den letzten Iahren ganz planmäßig zu erwerben verstanden.
Trotzdem die englischen Käufer stets den chinesischen Tee bevorzugt hatten, gelang
es dennoch nach und nach den Anstrengungen der amerikanischen Händler, sich
drei Viertel des gesamten amerikanischen Verbrauchs dauernd zu sichern. Hätten
1?ch nicht ausländische Kaufleute des Teehandels in China angenommen, so wäre
der chinesische Tee überhaupt vom amerikanischen Markte verdrängt worden.
Uberblickt man das bisher Dargelegte, so wird man nicht sagen können, daß
5ie Amerikaner die jüngsten Konkurrenten auf dem Chinamarkte sind, wie man
das öfter liest. Im Gegenteil, Deutschland und Iapan haben dort erst erheblich
später den Konkurrenzkampf aufgenommen. In der Wareneinfuhr ist die Union
von der zweiten an die dritte Stelle gerückt. Sie ist von Iapan mit seiner dreimal
größeren Einfuhr vorwiegend im letzten Iahrzehnt überholt worden. Und wenn
man die Ausfuhrziffern des amerikanischen Küstenhandels für Warenverschiffun-
gen nach China während des Krieges vergleicht, so zeigen sie deutlich, daß der
Chinaverkehr auf Kosten der enorm gesteigerten Europaverschiffungen weiter er-
heblich nachgelassen hat, d. h. man hat den Iapanern noch weit mehr als vorher
das chinesische Absatzgebiet freigelassen. Von der stolzen nationalen amerikani-
schen Schiffahrt, die 1840 noch 90 Prozent des gesamten chinesischen Handels
bewältigte, ist so gut wie nichts mehr übrig geblieben. Die Hauptsäule der ameri-
kanischen Ausfuhr und die wichtigste Grundlage der amerikanischen Handelsbilanz
mit China wird durch die Iapaner systematisch untergraben. Die verminderte
chinesische Tee-Einfuhr hat die seit Anfang bestebende Reziprozität im Waren»
austausch noch weiter erschüttert, was bei der scharfen Konkurrenz Iapans mit
seinen Fertigfabrikaten und seiner durch den Krieg erhöhten Finanzkraft doppelt
bedenklich ist. Auf dem Chinamarkt haben die Vereinigten Staaten nicht wie
in den Zeiten der Kriege Napoleons die Chancen der verschwundenen europäischen
Konkurrenz ausgenutzt. Allerdings waren sie in diesem Kriege auch nicht so neutral
wie damals, wo sie ihre Schiffahrt in den Dienst des gesamten Chinahandels
stellten und mit allen Völkern freien Güteraustausch pflegen konnten. Wie einst
die Amerikaner, so sind heute die Iapaner während des Krieges an die Stelle

der Mächte getreten, die durch ihre Teilnahme am Kriege, bzw. Kriegslieferungs-
geschäft im Handel mit China behindert waren. Sie haben vom Außenhandel
Chinas an sich gerissen, was durch die westeuropäischen Völker nicht geliefert
werden konnte. Dabei spielt Iapan ebenso erfolgreich den Zwischenhändler und
Agenten, wie es seine eigenen Waren einsetzte und vertrieb. Das Erscheinen der
Flotte des amerikanischen Commodores Perry, von der die Amerikaner behaupten,
daß sie den Anstoß zu Iapans politischem und wirtschaftlichem Erwachen gegeben
hat, zeigt ihre bedenklichen Folgen jetzt mehr denn je zuvor. Die Amerikaner
bewundern heute zwar die schnelle Industrialisierung Iapans, die seit 1868 so
glänzende Resultate erzielt hat. Aber noch mehr fürchten sie ihre Wirkungen auf
dem Chinamarkt, auf dem sie die längste Zeit nur die ungefährlichere Konkurrenz
der Engländer zu bekämpfen hatten.

Baron Julius Wlassics,
Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes:

Die Neutralitat im Weltkriege.

Fortsetzung.

V.

Nicht einen Augenblick werde ich durch den Umstand irre gemacht, daß die
Regeln des internationalen Kriegsrechts im Laufe dieses Krieges so oft verletzt
werden. Insolamge sich auf jede wesentliche Verletzung das Gewissen der Völker
aufbäumt, und insolange bei jeder Verletzung der verletzende Teil bestrebt ist,
mit Berufung auf die Regeln des internationalen Rechtes die beanstandete»
Taten zu decken: insolange wird das internationale Kriegsrecht nicht nur unge»
stürzt den heutigen großen Weltkrieg überleben, sondern es wird zu neuerem
Leben gelangen und lebensfähige Reformen, sowie das Geltendmachen des inter-
^ nationalen Rechtes immer wirkungsvoller sichernde innere Kräfte und äußere
Mittel werden die Renaissance der auf der Kultur- und Interessengemeinschaft
der Menschheit basierenden Rechtsgemeinschaft — des internationalen Rechtes —
schaffen.

Nach jedem großen Kriege hat sich die Notwendigkeit des internationalen
Rechtes immer eindringlicher ausgeprägt. Die Stufen des Fortschrittes des
internationalen Rechtes waren die Kriege. Der große niederländische Meister
de Groot (Hugo Grotius) schrieb ebenfalls inmitten der Stürme des Dreißig-
jährigen Krieges das große grundlegende Werk des internationalen Rechtes De
zur« belli pacis usw. (1625.) Der Krimkrieg gab Anlaß zur Pariser
Declaration von 1856. Der Italienisch-Französisch-Ssterreichische Krieg (1859>
zur Genfer Konvention von 1864. Der 1870—71er Französisch-Deutsche KrieK

zur Brüsseler Konferenz. Der Russisch-Iapanische Krieg lieferte der zweiten
Haager Konferenz reiches Material.
Viele erwähnen gern die vollkommene Rechtssatzung, wenn sie das inter-
nationale Recht verkleinern möchten. Iene vollkommene Rechtssatzung, bei welcher
die Vergeltung — im Falle einer Verletzung — sofort erzwungen werden kann,
wo neben dem Urteil auch schon dessen Vollstrecker steht. Sie suchen fortwährend
die Ähnlichkeit mit dem inneren Rechte des Staates, wo nicht ein von der Ver-
einbarung der beiden Parteien abhängendes Schiedsgericht entscheidet, sondern
wo jede Partei mit ihrer erlittenen oder erlitten gemeinten Rechtsverletzung vor
den Richter treten kann, wo der Richter entscheidet und auch die Vollstreckung
gesichert ist. Im internationalen Rechte fehlt bisher die Institution der obli»
gierenden Gerichtsbarkeit — diese Rechtssicherung muß in entsprechender
Weise ausgebaut werden. Hierüber wird weiter unten ausführlich die Rede
sein. Vergessen wir nicht, daß auch das innere Recht der Staaten nach vielen
Entwicklungsphasen zu seinem heutigen Zustande gelangt ist. Das internationale
Recht befindet sich noch am Anfange des Anfanges. Die, welche den rechtlichen
Charakter des internationalen Rechtes deshalb leugnen, weil die Vergeltung
der Rechtsverletzung heute noch nicht erzwungen werden kann, können auch im
inländischen Rechtsleben Rechtssatzungen finden, die nicht erzwungen werden
können. Auch auf dem Gebiete des Zivilrechtes gibt es solche Satzungen. Auf
dem Gebiete des Staatsrechtes hingegen gibt es viele Satzungen, die nicht er-
zwungen werden können. (Gemäß dem ungarischen Staatsrecht z. B. ist der
König verpflichtet, das Parlament zu einer Zeit einzuberufen, daß das neue
Parlament innerhalb dreier Monate von der Schließung des alten an gerechnet
zusammentritt. Der König ist verpflichtet, sich innerhalb sechs Monaten krönen
zu lassen usw.)
Wer kann leugnen, daß dies Rechtsartikel sind? Rechtssatzungen, deren
Einfüllung mit friedlichen Mitteln nicht erfüllt werden kann. Aber die gesell-
schaftliche Wertmessung konstitutioneller Staaten und die damit verbundenen
rechtlichen Folgen sichern in den meisten Fällen wirkungsvoll die Einhaltung der
die sogenannte Sanktion vermissenden staatsrechtlichen Satzungen. So kann sich
die gesellschaftliche Wertmessung auch bezüglich der internationalen Rechtssatzung
entwickeln. Im übrigen ist die internationale Rechtsregel — wie es Liszt sagt —
weder ein inländisches Zivilrecht, noch ein inländisches Staatsrecht — sondern
ein sich von diesen unterscheidendes anderes Rechtsmaterial. Warum muß um
jeden Preis parifieiert und warum muß um jeden Preis Vollkommenheit gesucht
werden in einem Rechtssystem, das am Anfang seiner Entwicklung steht? Warten
wir den weiteren Lauf der Entwicklung ab, wenn einmal die bindenden Schieds-
gerichte, die bindenden ständigen Vermittlungsinstitutionen
mit Erfolg wirken werden, — wird auch die öffentliche Meinung und die sich
aus derselben nährende Rechtsrespektierung eine Wandlung erfahren.

Jmms Wlassies

Die Neutralität im Weltkriege

Eines kann ich als für konstatiert erachten, daß man sich niemals mehr auf die Satzungen des internationalen Rechtes berief, als in diesem Weltkriege. Die Entente geradeso, wie wir. Dort, wo die Verletzungen der Regeln bewußt waren: war die Retorsion die Entschuldigung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Regeln des internationalen Kriegsrechtes als Rechtssatzungen weniger zur Geltung gelangen können im Weltkriege, wo sämtliche Großmächte im Kampfe stehen, als dann, wenn große militärische Mächte neutral sind und deren Macht im Hintergrunde des Rechtsschutzes steht. In einem großen Weltkriege, wie der heutige, wo die militärischen Großmächte selbst kriegführende Parteien sind, ist die die Grundlage des internationalen Rechtes bildende jene allgemeine erzwingende Kraft, welche eben auf dem gemeinsamen Beschluß und Willen dieser Großmächte ruht, geschwächt. Nirgends konnte man die Wirkung dieser Schwächung mehr fühlen, als in der Behandlung der neutralen Staaten. Wenn nur zwei Großmächte miteinander kämpfen, ist die Wirkung des energischen Schutzes der übrigen Großmächte eine stärkere. Im jetzigen Weltkriege war zwischen den neutralen Staaten nur eine einzige Großmacht, die nordamerikanische Union. Amerika hätte eine große Aufgabe gehabt. Sie wäre in den Besitz einer den materiellen Gewinn übertreffenden moralischen Kraft gelangt, wenn sie als der wirkliche Schützer der Rechte der Neutralen gehandelt hätte. Wir alle knüpften große Hoffnungen an die Haltung Amerikas. Die wirklichen Kenner der Volksseele Amerikas behaupten, daß auf deren politische Entschlüsse nicht ausschließlich wirtschaftliche und finanzielle Interessen von Einfluß sind. Stimmungen, Temperamentswechsel spielen eine sehr große Rolle, und dann sind die wirtschaftlichen Gründe nicht ausschlaggebend. Unser hervorragender Diplomat Hengelmüller (Zur Haltung Amerikas im jetzigen Weltkriege, „Deutsche Revue") weist darauf hin. Wie dem auch sei, wir erwarteten, daß jenes Land, wo so viel von Kultur, Zivilisation, Rechtsgleichheit gesprochen wird, im Weltkriege eine große Arbeit auf dem Gebiete der Entwicklung des internationalen Rechtes leisten werde. Ich gestehe, daß ich, als ich die amerikanische Note vom 28. Februar 1915 las, dieselbe selbst sehr überschätzte. („Pester Lloyd", 13. März 1915.) Lammasch nannte diese Note ein Meisterwerk der diplomatischen Kunst. Nicht darum, weil sie vielleicht lauter diplomatische Geschicklichkeiten enthielte. Nein, sondern darum, weil sie die kriegführenden Parteien auf den geraden Weg der Rechtsrespektierung verwies. Der englische Aushungerungsplan war auf der Tagesordnung — auch dagegen schien die amerikanische Note anzukämpfen. Man konnte aus dieser Note verstehen, daß gegen diesen, jeden Interessenfaden der Zivilisation und Kultur bedrohenden Plan die Retorsion berechtigt sei. Wir dachten, daß, nachdem Englands Vorgehen die Interessen sämtlicher neutraler Staaten und in erster Linie Amerikas gefährdet, Amerika im Einvernehmen mit den Neutralen energisch Wache stehen werde. Wir dachten, daß es inmitten der Leiden des großen Weltkrieges die ihrem, die Entwicklung der Menschheit

fördernden wirklichen Berufe entsprechende Rolle finden werde. Daß es ein Ende bereiten werde der alten englischen Methode, welche jede Satzung des Seerechtes mit Füßen trat, wenn es in ihrem Interesse stand — und nur jene Regel anerkennt, welche ihren Interessen dient. Wir dachten, daß Männer, wie Roth, Elihu, Choate, Gurges, aber vor allem I. Brown Scoth ihren Einfluß im Weißen Hause verspüren lassen werden, und daß Wilson Verständnis für den großen Beruf haben werde, welchen er als die stärkste neutrale Macht hätte erfüllen können. Aber darin täuschten wir uns bitter. England konnte ihre tyrannische Seemacht frei ausüben. Es versperrte alle deutschen Häfen. Es lähmte den Handel der neutralen Staaten mit verschiedenen Maßregeln, mit seiner eigen» mächtigen Bannwarenpolitik qualifizierte es fast jeden Gegenstand als Bann» ware. Es führte die Institution der Schwarzen Liste ein und terrorisierte hierdurch auch die Kaufleute der neutralen Staaten. Am 16. November 1914 erklärte Asquith feierlich im englischen Unterhause, sein Hauptziel sei, daß die Zufuhr von Lebensmitteln nach Deutschland verhindert werde. Auf diese Herausforde» rung war die deutsche Antwort die Ankündigung des Unterseebootkrieges gegen Handelsschiffe. Amerika protestierte sofort gegen die Art und Weise des Unterseebootkrieges und forderte, daß das Deutsche Reich die Regeln des Seekriegs» rechtes (Anrufen, zum Stehen bringen, Schützen des Lebens des Personals) einhalten möge, — andererseits aber hätte es energischer protestieren, beziehungsweise eine Rechtfertigung der Aushnngerungspolitik ernstlich fordern sollen. Deutschland war bereit, den Unterseebootkrieg einzustellen, wenn England der Aushungerungspolitik entsagt. Das Verhalten Amerikas war aber nach dem Fall der „Lusitania" ein derartiges, daß es nahezu schon damals zum Kriege mit dem Deutschen Reiche kam, wohingegen das Deutsche Reich auch den Vorschlag machte, die amerikanische Personenbeförderung auf gewissen Schiffen vollkommen zu sichern, ja, daß sogar vier feindliche Schiffe zu diesem Zweck benützt werden können. Dies wurde von Amerika mit der Motivierung zurückgewiesen, daß es, wenn es diesen Vorschlag akzeptierte, die Berechtigung des Unterseebootkrieges gegenüber den übrigen Schiffen anerkennen würde. Nach den Fällen „Ancona" und „Susser" folgte die Dezembernote der amerikanischen Regierung an Österreich-Ungarn, die Aprilnote nach Berlin. Später, als bis zum gewissen Grade ein Vereinbarung zustande kam, war dieses nur der Loyalität Deutschlands zu verdanken. Das Deutsche Reich wurde seitens Amerikas einer zuvor» kommenden Behandlung kaum teilhaftig. Es war ganz parteiisch. Es wünschte nur die graue, inhaltlose Technik der Neutralität beizubehalten. In der Frage der Munitionslieferung befand sich Amerika auf einem formell gerechtfertigten Standpunkte — denn die Haager Konvention verpflichtet den neutralen Staat nicht, seine Untertanen an der Lieferung von Kriegsmitteln zu verhindern. Angesichts einer solchen Lage stand eine der Hauptstützen des internationalen Rechtes

im Weltkriege, jene koerzitive Kraft, welche der schützenden Macht der am Kriege nicht teilnehmenden Großmächte inne ist, auf schwachen Füßen.

Dies fühlten wir ununterbrochen. Trotzdem, wie ich dies schon in einer anderen Beziehung erwähnte, möchte ich festlegen, daß es keine einzige krieg» führende Partei gab, die nicht bestrebt gewesen wäre, ihre Taten mit der inter- nationalen Rechtssatzung zu decken. Gefallen wir uns nicht darin, leichtsinnig den Bankerott des internationalen Rechtes zu verkünden, sondern seien wir bestrebt, mit Benützung der Erfahrungen die gegenwärtigen Regeln zu vervollkommnen. Besonders das Rechtsgebiet der Neutralität wartet einer großen Arbeit.

Die Sicherung des Rechtszustandes der Neutralität bildet ein erstklassiges Interesse. Die zerstörenden Folgen der Katastrophen großer Kriege können nur so einigermaßen gemildert werden, wenn wir Sicherheiten dafür finden können, daß die Staaten, welche am Kriege nicht teilnehmen wollen, auch tatsächlich neutral bleiben können. Wir waren Zeugen jenes Terrors, welchen die Entente gegenüber Rumänien, Italien ausgeübt hat, um sie zum Aufgeben der Neutralität zu zwingen. Wir waren Zeugen der barbarischen Behandlung Griechenlands. Portugal gab die Neutralität auf direkten Befehl auf. Iedes Mittel muß ange» wendet werden, damit das internationale Recht den Rechtszustand nach Möglich- keit sichere. Es ist dies nicht unmöglich. Man muß nur wollen. Aber jedes Volk muß es wollen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die auf die Neutralität bezügliche Kodi- fikation heutzutage eine sehr lückenhafte ist. Auch die formelle Verbindlichkeit der Rechtsquellen ist mangelhaft. Im übrigen besteht das ganze nur aus einigen Satzungen, welche vielmehr auf der Grundregel der Souveränität beruhen, und der größere Teil der Verfügungen bestimmt vielmehr, wozu die neutralen Staaten und Personen nicht verpflichtet sind.

VI.

Wenn wir den heutigen Weltkrieg hinsichtlich des Zurgeltungkommens der auf die Neutralität bezug habenden Rechtssatzungen prüfen, so finden wir, daß gewisse Satzungen zur vollkommenen Geltung kamen — andere hingegen nicht zur Geltung gelangten. Auch die neutralen Staaten übertraten ihre Pflichten, aber schwerere Vergehen lasten auf den kriegführenden Parteien. Auch die spätere Nachwelt wird es nicht für ein parteiisches Urteil halten, wenn wir behaupten, daß die Zentralmächte ihre Pflichten gegenüber den neutralen Staaten weniger verletzten, als die Ententemächte.

Prüfen wir nunmehr juristisch die wesentlichsten Fragen.

Der erste Grundsatz der Haager Konvention ist, daß das Gebiet der neutralen Mächte unverletzbar sei. Hieraus folgt, daß den krieg- führenden Parteien verboten ist, auf dem Gebiete einer neutralen Macht Trup-

pen, oder aber Munitions- oder Verpflegungsabteilungen durchzuführen (Artikel 1, 2). Dieser Satz wurde in dem jetzt wütenden Weltkriege vielfach verletzt. Auch das deutsche Heer zog mit seinen Truppen durch das Gebiet des neutralisierten Belgien; ja, es geriet mit Belgien sogar in Krieg. Zuvor verlangte das Berliner Kabinett die Erlaubnis für den Durchzug unter der Zusicherung vollkommener Schadenersatzleistung. Belgien schlug dies ab, — ja es ließ sich in einen Feldzug mit den durchziehenden deutschen Truppen ein. Deutschland wußte, daß Belgien sein Feind sei, es ging bei seinem Vorschlage dennoch von der Voraussetzung der Neutralität aus. Belgien hatte sowohl mit seinem vor» hergehenden, wie auch mit seinem gegen den Einmarsch betätigten Verhalten sein Recht zur Neutralität verspielt. Es ist dokumentarisch bewiesen, daß Belgien bereits zuvor mit den Ententemächten vereinbart hatte, die englischen und französischen Truppen durch sein Gebiet durchzulassen und selbst in Aktion zu treten. Es war Teilhaber der sogenannten „Einkreisungs"-Politik. Unter solchen Ver» hältnissen wurde es jeglichen Rechtes zur Neutralität verlustig. Deutschland hielt es mit Recht für seinen Feind, und deshalb kann hier nicht von einem internationalen Vergehen seitens Deutschlands die Rede sein, denn es verletzte die gesicherte Neutralität Belgiens im äußersten Falle der Not. Es würde hier jeder unparteiische Richter einen das Unrecht der Tat aufhebenden Umstand kon» statieren. Gegen einen mit Wissen Belgiens in vorhinein vorbereiteten feindlichen Einfall wäre das Deutsche Reich außer stande gewesen, sein eigenes Gebiet zu schützen. In einem solchen Falle bildet die formelle Rechtsverletzung kein internationales Vergehen. So äußert sich darüber auch Kohler (Notwehr und Neu» tralität, „Zeitschrift für Völkerrecht"). Iene Auffassung halte ich aber für übertrieben, welche beweisen will, daß die territoriale Unverletzbarkeit Belgiens niemals gesichert gewesen sei, sondern nur dessen Unabhängigkeit. Meiner Ansicht gemäß wurde Belgien Deutschland gegenüber des Rechtes verlustig, sich auf die Rechte feiner Neutralisierung zu berufen. Belgien, als neutralisierter Staat (15. November 1831, 19. April 1839), hätte die Pflicht gehabt, auch im Frieden eine neutrale Politik zu verfolgen, und besonders verletzte es die in seiner neutralisierten Lage übernommene Verpflichtung, weil es sich von vornherein gegen» über England und Frankreich zur Teilnahme am Kriege verpflichtete. Dies wird durch eine ganze Serie auch schon bisher veröffentlichter Dokumente be» kräftigt. Daß auch England die Verletzung der belgischen Neutralität nur als Vorwand für die Kriegserklärung benützte, steht heute beim Lichte der Ursachen des Krieges bereits außer jedem Zweifel. Bethmann bekräftigte dies in seiner berühmten Novemberrede (1916) mit einer unanfechtbaren Kettenreihe von Be» weisen. Iedermann weiß heutzutage bereits, was das Kriegsziel Englands war, und dieses Ziel war die Ursache seiner Mobilisierung, nicht ab« die Verletzung der belgischen Neutralität.

Ganz anderer Art ist der Fall zwischen Griechenland und den Ententemachten. Sin Teil Griechenlands wurde von englischen und französischen Truppen besetzt. Sie machten ihn geradezu zum Schauplatz von Kriegsoperationen. Griechenlands Regierung protestierte gegen die Verletzung seiner Neutralität und hielt seine Schadensersatzansprüche aufrecht. Da Griechenland neutral bleiben wollte, duldete es, daß sein Gebiet zu Kriegsoperationen benützt wurde. Es duldete, daß man auf dem Gebiete Griechenlands eine Funkentelegraphenstation errichtete, daß man vor dem Kriege ausschließlich militärischen Zwecken dienende Institutionen benützte, Schanzen grub, festungsartige Baulichkeiten aufführte. Als die Regierung des Königs alles dieses duldete und erklärte, daß sie auch der anderen kriegführenden Partei nicht weniger Benefizien als der Entente einräumen wolle, bekundete sie durch dieses Verfahren die parteilose, ehrliche Neutralität. Griechenland hätte natürlich dem internationalen Rechte gemäß (Artikel 5) alle diese Verletzungen nicht dulden dürfen. Aber Griechenland konnte von seinem Rechte, die Verletzungen mit Gewalt zu verhindern, keine Anwendung machen, denn dies ist eine Machtfrage, und wenn man dazu nicht genügende Kraft besitzt, kann man davon natürlicherweise auch keinen Gebrauch machen. Man kann davon keinen Gebrauch machen, obschon die Satzung ausspricht (Artikel 10), es könne nicht für eine feindliche Tat gehalten werden, wenn die neutrale Macht den gegen seine Neutralität gerichteten Angriff mit Waffengewalt zurückweist.

Aus den Artikeln 1 bis 10 der Konvention kann klar jener zusammenfassende Satz festgestellt werden, daß die kriegführende Partei keinerlei Feindseligkeiten auf neutralem Gebiete ausführen dürfe und daß der neutrale Staat dies nicht zu dulden verpflichtet sei, sondern daß er dem Angriff mit Waffengewalt begegnen könne.

In diesen Artikeln kommt außerdem klar zum Ausdruck, daß das Gebiet der Neutralen auch kein Stützpunkt für Kriegsoperationen, kein Sammelplatz für versprengte kriegführende Truppen, kein Werbeplatz für Truppen sein dürfe. Was tat aber im weiteren Laufe des Krieges die Entente mit Griechenland? Sie raubte desten Flotte und behandelte das Land wie eine eroberte Kolonie. Dies ist ein wahres Zerrbild des neutralen Staates Was man mit einem feindlichen Staate auf dessen erobertem Gebiete nur tun kann, alles dies taten die „Beschützer der kleinen Nationen" mit Griechenland. Zwecks Aushungerung blockierten sie es, schürten den Bürgerkrieg, verhandelten mit den revolutionären Komitees, beraubten den Staat seiner ganzen Unabhängigkeit, zogen alles unter militärische Vergewaltsamung, und der Hauptarrangeur dieses schrecklichen Vorgehens ist England, das die Deutschen als Hunnen und Barbaren verkündete, darum, weil sie über das die Pflichten der Neutralisierung mit Füßen tretende Belgien dahinschritten und gegenüber den Franktireurs die Artikel des internatio»

nalen Rechtes anwendeten. Gab es jemals eine widrigere Verletzung der Rechte des neutralen Staates, als dieser die kleinen Nationen schützende Barbarismus, womit Griechenland in Ketten geschlagen wurde? Und Amerika, der mächtigste neutrale Staat, wie trat es in dieser Frage auf? Die Griechen wandten sich an den amerikanischen Gesandten, damit Amerika zum internationalen Schutze der Neutralität dazwischentrete. Der Gesandte, der berühmte internationale Rechts» gelehrte, sah unvermittelt die furchtbare Verwüstung, als man die Rechte der Selbständigkeit Griechenlands Stück um Stück brach; er sah, daß es die furchtbare Übermacht der Kraft vierer Großmächte zwingt, die Neutralität aufzugeben und mit ihnen zu kämpfen — gegen die Hunnen und Barbaren, und Amerika schaute stumm diesem bewunderungswürdigen, sogenannten „Kleinmächteschutz" zu, welche vielmehr die Henkersarbeit vierer Großmächte war.

Zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, handelte der große Heros dieser Tragödie, König Konstantin, umgeben von seinen Getreuen, im Rachen der feind» lichen Kanonen, Maschinengewehre, seiner Flotte beraubt, als ein seelisch und moralisch unabhängiger königlicher Heros.

Wenn ich den Weltkrieg vom Gesichtspunkte der territorialen Unverletzlichkeit des neutralen Staates aus weiter prüfe, so kann ich konstatieren, daß die kriegführenden Parteien auf die Unverletzlichkeit der Schweiz und Rumäniens achteten.

Im ganzen und großen vergingen sie sich auch nicht gegen die Satzung des Artikels 4, wonach zu Gunsten der kriegführenden Parteien auf dem Gebiete des neutralen Staates in den Kampf ziehende Truppen zu bilden oder ein Werbebüro aufzustellen verboten ist. Die neutrale Macht ist aber nicht verantwortlich dafür, wenn einzelne die Grenze überschreiten mit dem Zwecke, ihre Dienste einer der kriegführenden Parteien anzubieten. Wir haben sichere Daten darüber, daß in Italien, noch vor dessen Verrat, also als es noch neutral war, Peppino Garibaldi Freiwillige warb.

Der neutrale Staat ist verpflichtet, die Truppen der kriegführenden Partei, die auf sein Gebiet übertreten, zu entwaffnen und womöglichst weit vom Schauplatze des Kampfes zu halten. Die Schweiz hatte auch tatsächlich einige französische Abteilungen entwaffnet und in das Innere des Landes befördert. Sie internierte auch die französischen Flieger, die auf seinem Gebiete zu landen genötigt waren. Sie befolgte getreu den Befehl der Konvention.

Wenn wir schon von der Unverletzbarkeit des Festlandgebietes sprechen, erachte ich es für sehr logisch, an diese meine Auseinandersetzungen über die die Unverletzlichkeit der neutralen Gewässer und Häfen sichernden Rechtsartikel zu knüpfen und durch diese hindurch den jetzt wütenden Weltkrieg zu betrachten. Wenn wir die XII. Konvention der Haager Konferenz in Augenschein nehmen, so sehen wir folgende Satzungen:

In den Ufergewässern der neutralen Staaten können die Kriegsschiffe der neutralen Partei keine feindliche Tat ausführen. Neutrale Häfen und Gewässer können nicht zur Basis von Kriegsop^ationen gemacht werden. Es dürfen keine Funkentelegraphenstationen usw. errichtet werden. Sie können hier kein Schiff beschlagnahmen, das Durchsuchungsrecht können sie nicht ausüben. Sie können kein Prisengericht auf neutralem Gebiete, oder auf einem Schiffe, das sich in neutralen Gewässern aufhält, errichten, falls die Gesetzgebung der neutralen Macht rechtzeitig keine anderen Verfügungen trifft.

Die Kriegsschiffe der kriegführenden Parteien dürfen in der Regel länger als vierundzwanzig Stunden in den Häfen, Landungsplätzen und Ufergewässern der neutralen Macht nicht verweilen, und mehr als drei Schiffe dürfen nicht beisammen sein. In den neutralen Häfen, Landungsplätzen und Ufergewässern dürfen sie nicht ihre militärischen Vorbereitungen, Vorräte und Schiffsausrüstungen erneuern oder vermehren, oder aber ihre Mannschaft ergänzen. In den neutralen Häfen und Landungsplätzen dürfen sie nur so viel Lebensmittel aufnehmen, mit wieviel sie die Häfen ihres eigenen Landes erreichen können.

Die Prise darf nur dann in einen neutralen Hafen gebracht werden, wenn die Schiffahrt mit der Prise unmöglich, wenn der Zustand der See ungünstig ist, oder aber wenn Brennmaterial oder Lebensmittel fehlen.

Wenn wir diese auszugsweise mitgeteilten Regeln durchlaufen, sehen wir, daß dieselben zum Teile eingehalten wurden, zum Teile aber nicht. Griechenland wird ein Schulbeispiel für die Verletzung der Rechtssatzungen bleiben. England betrachtete schon zu Beginn, noch vor Ausübung der brutalen Faustmacht, Tenedos, Lemnos, später Saloniki für nichts anderes, als sein eigenes Gebiet. Dasselbe taten die übrigen Verbündeten. Italien setzte sich in Valona, in Durazzo fest.

Aus den bisherigen Daten kann füglich konstatiert werden, daß England die führende Rolle hinsichtlich der Verletzungen spielt, denn es ließ auch in den neutralen Gewässern seine Seeselbstherrschaft spüren und führte dort nicht ein» mal auch Kriegsoperationen aus. Wer hätte nicht von jenem schrecklichen Unwesen gehört, welches in den chilenischen Gewässern vor sich ging? Nichts hinderte England, auf spanischem Seegebiete den „Kaiser Wilhelm" zu versenken, und wie oft verfolgte es deutsche Tauchboote in den neutralen Gewässern der nordischen Staaten. Das Bestreben Englands, Amerika dahinzubringen, den Zutritt in seine Häfen den Unterseebooten zu verbieten, hatte bis zum Nieder» schreiben dieser Zeilen keinen Erfolg.

Die Washingtoner Regierung erkannte längst die große Wichtigkeit der Unterseeboote und verweigerte sicher nicht aus Rücksicht auf Deutschland, sondern im wohl aufgefaßten eigenen Interesse, England die Bitte, die Unterseeboote nicht in die eigenen Gewässer zu lassen. Norwegen beugte sich beim Schreiben dieser Zeilen dem Wunsche Englands. Ia, es sprach in seiner Erklärung aus, es täten

auch die Handelsunterseeboote besser, die Gewässer Norwegens zu meiden, denn die Unterscheidung zwischen Handels- und Kriegsunterseeboot sei schwer. Zu motivieren vermochte es aber dieses Vorgehen nicht. Die holländische Antwort schmiegte sich der amerikanischen an. Der Rechtsstandpunkt Hollands ist in dieser Frage derjenige, daß, insolange es über die Unterseeboote keine besonderen Normen geben wird, die auf die übrigen Kriegsschiffe bezüglichen Normen zu gelten haben. Dieselben wendet Holland auch auf die Unterseeboote an.

VII.

Die Frage der Haltung der neutralen Staaten gegenüber den Unterseebooten, und umgekehrt die Wirkung des Unterseebootkrieges auf die Handelsschiffe der neutralen Staaten macht es notwendig, den internationalen. Stand der Frage des Unterseebootkrieges und dessen rechtlichen Gesichtspunkte näher zu beleuchten.

Die deutsche Reichsregierung stellte sich schon in ihrer Veröffentlichung vom 4. Februar 1915 und in der dazu gehörigen Denkschrift („Zeitschrift für Völkerrecht", 1916) auf den Standpunkt, die auf die Verschärfung des Seekrieges bezüglichen Maßregeln als Retorsion anzuwenden, weil England die Rechtsnormen des Seekrieges nicht einhält. Die Regierung der Vereinigten Staaten macht die deutsche Regierung in ihrer Note vom 15. Mai 1915 anläßlich des „Lusitania"-Falles, darauf aufmerksam („Zeitschrift für Völkerrecht", 1916), daß zur Vernichtung der feindlichen Handelsschiffe die Unterseeboote nicht benützt werden können, ohne die Anforderungen der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zu verletzen.

Die amerikanische Note vom 23. Iuli 1915 („Zeitschrift für Völkerrecht", 1916), indem sie hervorhebt, daß die deutsche Regierung das Ungesetzliche Orr Art und Weise ihres Vorgehens einsehe, weil sie sich auf die Retorsion beruft — konstariert, die Ereignisse der letzten zwei Monate bewiesen, daß die deutsche Marine im Wesen zu den anerkannten Gewehnheiten der geordneten Kriegführung nicht im Gegensatz stehe.

Wir wissen, daß die deutschen Unterseeboote vor den Ufergewässern der Vereinigten Staaten im Iahre 1916 mit großem Erfolg tätig waren, und daß England Amerika ununterbrochen zur Intervention antrieb, Amerika aber nicht intervenierte. Hieraus folgt füglich, daß Deutschland dem Wunsche Amerikas Folge gab, es mögen die Kapitäne der Unterseeboote zur Einhaltung der auf das Anhalten, Durchsuchen, Beschlagnehmen usw. bezüglichen Regeln angewiesen werden, und diese haben dies nach Möglichkeit auch eingehalten. Daß oas erbeutete Schiff oft auch versenkt wurde, verstößt nicht gegen die völkerrechtliche Satzung, denn wenn es die Einbringung in die heimischen Häfen den Umständen gemäß unmöglich ist, dann ist das Versenken motiviert. Prüfen wir die Frage

vom juristischen Gesichtspunkte. Wenn eine völkerrechtliche Vereinbarung die Anwendung von Unterseebooten im Seekriege verbieten würde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Anwendung derselben eine Rechtsverletzung wäre. Ein solches Verbot besteht aber nicht. Die erste Haager Friedenskonferenz beschäftigte sich mit dieser Frage. (Es ist dies in dem Werke Meurers: „Die Haager Friedenskonferenz", II., ausführlich beschrieben.)

Auf die Frage, ob nicht etwa der Bau von Unterseebooten usw. und von Maschinen ähnlicher Art verboten werden soll, hatten am 31. Mai 1899, in der dritten Sitzung der Marineunterkommission, nur zwecks Meinungsäußerung — für den Fall, daß sichjederStaatdem Verbotanschließen würde — für das Verbot gestimmt: Deutschland, Dänemark, Italien, Iapan, Rußland, Großbritannien. Gegen das Verbot stimmten Frankreich, die Türkei, Holland, Schweden, Norwegen. Nordamerika und Lsterreich-Ungarn stimmten nicht mit; ihnen schloß sich auch Siam an.

Die große Kommission beschäftigte sich mit dieser Frage am 23. Iuni 1899. Das Ergebnis der Abstimmung war: unbedingt für das Verbot stimmten Griechenland, Persien, Slam und Bulgarien. Für die Zulassung, also mit Nein, stimmten: Nordamerika, Lsterreich-Ungarn, Dänemark, Spanien, Frankreich, Portugal, Schweden und Norwegen, Holland und die Türkei. Für das Verbot stimmten, jedoch nur für den Fall eineseinstimmigen Resultates, das Deutsche Reich, Italien, England, Iapan, und Rumänien. Weder Rußland, noch Serbien und die Schweiz gaben ihre Stimmen ab. Auf der internationalen Konferenz wurde daher keine das Verbot aussprechende Satzung geschaffen.

Wenn es daher keine solche Satzung gibt, hat der Iurist zu erforschen, ob es- in Ermangelung des geschriebenen Rechtes nicht etwa ein Gewohnheitsrecht gi^t. Hiervon kann keine Rede sein, denn Unterseeboote — obschon dieselben auch bereits ihre Geschichte haben (Otto Friedrich: „Das Unterseeboot im Kampf") — gab es in wirklicher Kriegsverwendung, mit Ausnahme von nur zwei Fällen im amerikanischen Bürgerkriege, bis zum jetzigen Kriege nicht.

Unter solchen Verhältnissen kann daher von einem internationalen Gewohnheitsrecht keine Rede sein.

In dieser Rechtsfrage traten die Staaten an den Bau von Unterseebooten in der Überzeugung heran, daß in Ermangelung einer das Verbot aussprechenden geschriebenen Satzung oder Gewohnheitsrechtes die Anwendung von Unterseebooten frei sei — obzwar eine besondere rechtliche Regelung nicht existiert. Amerika ist nicht gegen die Anwendung von Unterseebooten, es verurteilt nur jene verschärfte Kampfesweise, mit welcher das Deutsche Reich das Unterseeboot in Anspruch nahm. Amerika, wenigstens zu Beginn, hielt dafür, daß die Unterseeboote gegen Handelsschiffe nicht derart angewendet werden können, daß sie nicht mit den Regeln

des Prisenrechtes in Konflikt geraten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei Unterseebooten die Regeln des Prisenrechtes nicht wörtlich eingehalten werden können. Wie wäre dies auch möglich, wo diese Regel, deren formelle Verbindlichkeit ohnedies sehr schwankend ist, seitens der Völker der verschiedensten Interpretation unterliegen. Diese Regeln entstanden in solchen Zeiten, wo man an Unterseeboote als Kampfesmittel noch gar nicht dachte. Das Deutsche Reich bezog sich bezüglich der Art und Weise der Verwendung auf die Retorsion. Das war jedenfalls auch notwendig, denn die Anwendungsart ermangelte zu Beginn der Anpassung an die Regeln bezüglich des Anhaltens, Durchsuchens der Schiffe usw. Viele feindliche und auch einige neutrale Handelsschiffe wurden ohne jeden Anruf versenkt. Auch kann sich das Deutsche Reich mit Recht darauf berufen, daß, nachdem die Frage der Unterseeboote rechtlich nicht geregelt ist, die in der weiter unten mitgeteilten Veröffentlichung enthaltene Aufforderung die konkrete Mahnung ersetze, aber am meisten könnte es sich noch darauf berufen, daß England die Handelsschiffe bewaffnete und dies nicht nur zu Verteidigungszwecken benützte, sondern sofort, wenn das Unterseeboot sein Verfahren mit dem Anrnf begann, angriffsweise vorgingen, bei welchem Verfahren jedes Unterseeboot ver» nichtet werden kann. Es kann sich auch auf die seitens unserer Feinde rechtswidrig angewendete Blockade berufen, womit sie große Meeresteile als Minenfelder erklären, wichtige Seestraßen mit Minen verschließen. Die deutsche Regierung wollte nicht mit Berufung auf Retorsion die Anwendung der Unterseeboote decken. Das Recht der Benützung ist zweifellos. Wenn auch keine besondere Rechtssatzung bezüglich der Unterseeboote besteht, so muß dennoch festgelegt werden, daß kein Verbot existiert, und daß es daher Verwen» dungsfreiheit gibt. Der Gedanke der Retorsion war aber meiner Ansicht nach notwendig, weil die deutsche Regierung ihr Vorgehen selbst als verschärfte Kampfesweise bezeichnete. Dieses Vorgehen deckt rechtlich die „Retorsion", wozu das Verhalten der Entente das Deutsche Reich gezwungen hat. Die Bestimmung der Veröffentlichung der deutschen Regierung vom 4. Februar 1915: „Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiete angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohende Gefahr abzuwenden", und ein anderer, auf neutrale Schiffe bezughabender Punkt derselben: „Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Ianuar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen", leiteten die verschärfte Kampfesweise ein. Dies wird meiner Ansicht nach nur durch die Retorsion voll entschuldigt. Die Retorsion gegen jene Kampfesweise, womit England, nahezu jede Regel des Seekriegsrechtes verletzend, den großen wirtschaftlichen Aushungerungskrieg gegen die Zentralmächte führte. Die

Retorsion gegen die Bannwarenpolitik und Minenfelderblockade Englands. Die deutsche Reichsregierung gab auf die amerikanische Note eine beruhigende Antwort und befahl auch den Kapitänen der Unterseeboote die womögliche Anpassung bezüglich der weiteren Kampfesweise an die Regeln, welche für Kreuzer gelten; denn es muß zwar anerkannt werden, daß sich das neue Kampfesmittel nicht streng an die Regeln eines anderen älteren Kampfesmittels anpassen könne, aber wenn das neue Kampfesmittel nicht geregelt ist, so hat es sich an jene Schranken zu schmiegen, welche sich die kriegführenden Parteien bei den den Unterseebooten zunächst stehenden Schiffen hinsichtlich Anhaltens, Durchsuchens, selbst steckt?».
Auf diesem loyalen Wege wäre Deutschland auch verblieben, wenn es durch das brutale Vorgehen der Entente nicht zur schärfsten Kampfesweise gezwungen worden wäre, wegen welcher Amerika gerade beim Niederschreiben dieser Zeilen die diplomatische Verbindung mit dem Deutschen Reiche unterbrach.
Wenn wir die Unterseebootsfrage in dieser Beleuchtung sehen, so ist es klar, daß sich England gegen das Völkerrecht verging, als es die neutralen Staaten zwingen wollte, die Unterseeboote von der Möglichkeit des Einlaufens in ihre Häfen auszusperren usw.

Dr. ^ur. Strahl:

Deutschlands wirtschaftliche Sicherung nach dem Kriege.

Im Verlaufe des Krieges haben wir erkannt, welche Rolle in dem Kampfe um unser staatliches Dasein gesicherte Volksernährung und wirtschaftliche, vor allem finanzielle Widerstandskraft gespielt haben. Nicht zum mindesten auf Versagen oder Schwierigkeiten unserer Rüstung auf diesen beiden Gebieten haben unsere Feinde ihre Siegeshoffnungen gegründet. Rücksichtsloser Aushungerungskrieg und Wirtschaftskampf sind bei der heutigen Art der Kriegführung gefährliche Waffen in der Hand des Gegners geworden.
Wir kämpfen für unsere Unabhängigkeit. Unsere Bestrebungen müssen daher nicht nur der Sicherung auf militärischem Gebiete, sondern ebensosehr der dauernden Abwendung aller Gefahren für Volksernährung und Wirtschaftsleben gelten. Sowohl für den Friedensschluß selbst, als auch vor allem für unsere Maßnahmen unmittelbar nach dem Frieden wird sich eine große Zahl von außerordentlich bedeutungsvollen Fragen in dieser Beziehung ergeben, von Problemen, deren Lösung für die Zukunft Deutschlands entscheidend ist. Bisher herrscht

über Art und Umfang der unserer harrenden Aufgaben auch noch nicht annähernde Klarheit. Und doch scheint die Zeit gekommen, den Versuch zu machen, sie wenigstens in den Grundzügen zu erkennen und, soweit möglich, zu beantworten.

Die Vorgeschichte des Krieges hat uns gelehrt, daß die Ereignisse ebenso wie die Mißgunst der Nachbarn stärker sein können,'als der aufrichtigste Friedenswille; die Stellungnahme der Feinde zu unserem Friedensangebot zeigt aufs neue, wie sehr der gegen uns geführte Kampf ein Angriffskrieg ist. Diese Erkenntnis muß uns den Willen geben, in und nach dem Frieden ein Deutschland aufzurichten, das aus eigener Kraft imstande ist, seinen Platz unter ebenbürtigen Nationen zu behaupten und von vornherein allen Gegnern die Aussicht raubt, es durch Hunger zu bezwingen, oder es zu wirtschaftlicher Ohnmacht zu erniedrigen.

Besonders bedenklich war vor dem Kriege unsere starke Abhängigkeit von ausländischer Lebensmitteleinfuhr. General von Bernhard,' schreibt in einem Artikel über „Finanzielle Kriegsfürsorge" im Iahre 1913 (Novembernummer des „Greif"): „1904/03 reichte der ausländische Vorrat (von Getreide) für 10°/, Monate; 1910/11 mußten 16 Prozent, nach anderen 20 Prozent des Bedarfs durch Einfuhr gedeckt werden."

Nach der Statistik haben wir 1912 an Getreide mehr als ein Fünftel, an Getreide und Kartoffeln zusammen annähernd ein Achtel unserer Eigenproduktion aus dem Auslande eingeführt.

Dabei muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß unsere eigenartigen Getreidezollverhältnisse (das System der Einfuhrscheine) eine gewisse, aber im ganzen wohl nicht sehr bedeutende Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen Inlandserzeugung und Einfuhr im Gefolge haben.

Im gegenwärtigen Kriege ist es im großen unserer einheimischen Landwirtschaft gelungen, aus eigener Kraft — wenn auch unter harten Bedarfs» beschränkungen für das Volk — unseren Verbrauch zu decken und die Aushungerungspläne der Feinde zunichte zu machen.

Damit ist auch den weitesten Kreisen die Bedeutung der deutschen Landwirt» schaft klar geworden: Erhaltung und Stärkung ihrer Leistungsfähigkeit sind ein allgemein anerkanntes Gebot. Die landwirtschaftlichen Sachverständigen äußern sich in der großen Mehrzahl dahin, daß selbst bei unserer, den meisten anderen Ländern weitaus überlegenen Wirtschaft noch eine bedeutende Ertragssteigerung durch stärkere Intensivierung möglich sei. Desgleichen soll sich die landwirtschaftliche Ausbeute erheblich durch Erschließung bieher unkultivierten Bodens im Lande (Moore, Heide ete.) vermehren lassen.

Aber es erscheint zweifelhaft, ob selbst die beste, rationellste Landwirtschaft imstande sein wird, auf den ihrer Bewirtschaftung im Inlande bisher unterliegenden und zugänglichen Flächen auch in Zukunft stets die zur Volksernährnng erforderlichen Mengen hervorzubringen. Besonders fraglich, wenn man auf

Grund der Erfahrungstatsache, daß nach Kriegen meist eine schnelle Bevölkerungszunahme einzutreten pflegt, das so erwünschte und notwendige Wachstum der Einwohnerzahl Deutschlands in Betracht zieht. Ferner ist mit einer immer stärkeren Heranziehung der Arbeitskräfte für den Heeresdienst zu rechnen, die vor allem im Falle eines Krieges von langer Dauer eine erhebliche Schwächung der Landwirtschaft zur Folge haben muß: ein Ausfall, den auch erhöhte Verwendung von Maschinenarbeit in den landwirtschaftlichen Betrieben vermutlich nicht ausreichend decken können wird. Aber selbst wenn man die inländische Lebensmittelversorgung in einem künftigen Kriege nicht für schwieriger ansehen will, als in dem jetzigen, so wird immer noch die Notwendigkeit bestehen bleiben, unsere Volksernährung auf eine sicherere, breitere Grundlage zu stellen wie bisher, damit wir in Zukunft vor Entbehrungen und Sorgen, wie wir sie in diesem Kriege erfahren haben, geschützt sind und Aushungerungspläne gegen uns für alle Zeiten von vornherein aus dem Bereiche feindlicher Berechnungen ausscheiden. Ferner ist auch zu bedenken, daß unsere jetzt erkannten Schwierig» keiten in der Fettversorgung einen erhöhten Viehbestand und Anbau von Ölfrucht wünschenswert erscheinen lassen, Maßnahmen, die bis zu einem gewissen Grade nur auf Kosten des Vorrates an menschlichen Ernährungsstoffen durchführbar sein würden.

Es fragt sich also, in welcher Weise wir versuchen sollen, uns Hilfsquellen zur dauernden Deckung der inländischen Fehlbeträge zu erschließen. Können wir nach den Erkenntnissen des Krieges es wage», zu diesem Zwecke in Zukunft wieder annähernd dieselben Wege einzuschlagen wie früher?

Ungefähr zwei Fünftel unserer wichtigsten Lebensmitteleinfuhr haben wir aus überseeischen Getreideländern bewirkt. Nach den Erfahrungen des Krieges werden wir gut tun, eine Abhängigkeit unserer Volksernährung von dem Seewege in Zukunft, soweit irgend möglich, überhaupt zu vermeiden. In Lebens» fragen vom Seewege abzuhängen, erfordert die Gewähr, auch in Kriegszeiten gegen jedermann den Seeweg offen halten und vor allen Bedrohungen sichern zu können. Das erheischt aber bei unserer geographischen Nachbarlage zu England nicht mehr und nicht weniger als die absolute Seeherrschaft. Die Notwendigkeit gesicherter Überseezufuhr würde uns daher unter allen Umständen mit England, das insbesondere durch seine eigenartige wirtschaftliche Entwicklung seit Mitte des letzten Iahrhunderts unabänderlich auf Übersee-Ernährung angewiesen ist, in einen bleibenden Interessenwiderstreit auf Leben und Tod bringen. Ein Friede, der eint Bedrohung von Englands Volksernährung in sich schlösse, würde mit Gewißheit bereits den Keim neuer Verwicklungen in sich tragen. Alle Macht» mittel Englands würden in Zukunft aufgeboten werden, um unsere Pläne — auf welchem Gebiete es auch sei — zu durchkreuzen. Aber selbst gesetzt den Fall, wir würden es darauf ankommen lassen können, uns in eine Rivalität mit England über die Beherrschung der Seewege einzulassen, so zeigen die Erfah-

rungen dieses Krieges immer noch, wie bedenklich es überhaupt ist, in Lebens-
fragen vom Seewege abzuhängen: nichts kann heute so sehr von technischen
Neuerfindungen in Gefahr gebracht werden, als gerade die Macht zur See.
Die Idee eines Mannes kann in kurzer Zeit eine Milliardenkriegsflotte zum
Werte alten Eisens herabdrücken.
Von etwa vier Millionen Tonnen durch Landeinfuhr beschaffbaren Getreides
bezogen wir 1912 aus Rußland fast dreieinhalb, aus anderen europäischen Län-
dern, vor allem vom Balkan, nur etwa eine halbe Million Tonnen! Natürlich
ist tatsächlich auch das aus diesen Ländern bezogene Getreide nicht ausschließlich
zu Lande befördert worden. Aber wenn es die Sicherheit des Bezuges erfordern
sollte, so würde sich fraglos ein guter Teil davon durch Bahn- oder Binnenschiffs-
transport heranbringen lassen, wobei allerdings die Schwierigkeiten großen Be-
darfs an rollendem Material in Kriegszeiten nicht unterschätzt werden sollen.
Es erscheint daher am nächstliegendsten, die Frage zu prüfen, ob wir nach
der durch den Krieg geschaffenen politischen Lage hoffen dürfen, später gesicherte,
unter allen Umständen aufrecht erhaltbare Getreideversorgung aus Rußland und
den Balkanstaaten zu ermöglichen. Da unsere Beziehungen zu unseren jetzigen
Verbündeten vor allem durch die gemeinsame Gefahr der Bedrohung durch Ruß-
land zusammengehalten werden, so ist die Frage wohl richtig dahin zu stellen:
Rußland oder Balkan? Sobald wir aber eine Freundschaft mit Rußland,
deren Möglichkeit, so fraglich sie heute überhaupt erscheint, hier nicht erörtert
werden soll, durch Änderung unserer Balkanpolitik bezahlen müssen, erscheint der
Preis, den wir zu zahlen hätten, im Verhältnis zu dem, was wir gewinnen
könnten, außerordentlich bedenklich. Eine Annäherung an Rußland würde für
uns nur von wirklichem Nutzen sein, wenn sie zu einem engen Bündnis mit diesem
Staate führen würde. Damit würden wir aber auch notgedrungen ein großes
Interesse an innerpolitischer, militärischer und wirtschaftlicher Gesundung und
Stärkung Rußlands haben müssen. Das könnte uns aber nur zu leicht, besonders
wenn unsere Rückendeckung und das Gegengewicht durch die bisherigen Verbün»
deten in Frage gestellt würde, in ein Trabantenverhältnis zu Rußland bringen,
zum mindesten in eine Stellung, wie sie jetzt Frankreich England gegenüber
einnimmt, noch verstärkt durch die Gefahr, daß die russische Woge unser Volks-
tum im Frieden auf die Dauer verschlingen würde.
Wenn wir überhaupt auf ausländische Getreidezufuhr angewiesen bleiben,
so ist es demnach nach der jetzigen Lage derDinge offenbar die folgerichtigste Politik,
Daß wir das Erforderliche von unseren Bundesgenossen zu beziehen suchen. Das
würde bei entsprechender Entwicklung Bulgariens, bei etwaiger Heranziehung
rumänischer Gebiete, und ferner unter Umständen bei wirtschaftlicher, insbesondere
landwirtschaftlicher Hebung der Türkei wohl nicht unmöglich sein. Der Ausbau
Mitteleuropas auf der Grundlage einer gesunden 6o ut eles»Politik würde hier

jedenfalls wertvolle Zukunftsaussichten schaffen können. Immerhin ist Abhängigkeit vom Auslande in Lebensfragen stets eine mißliche Sache, und es ist nicht zu verkennen, welche Schwierigkeiten der Schöpfung Mitteleuropas im Wege stehen und welchen Schwankungen und Beeinflussungen jedes derartige Bündnissystem unterworfen sein kann.

Hauptsächlich werden wir daher mit aller Energie darauf hinwirken müssen, uns aus eigener Kraft unabhängige Sicherungen zu verschaffen, soweit dies eben möglich ist. Eine gewisse Abhilfe gegen künftige Notlagen würde sich jedenfalls durch Sammlung und Speicherung von Lebensmittelvorräten in Friedenszeiten erreichen lassen. Auch hier werden Schwierigkeiten mannigfachster Art zu über» winden sein. Um denen der Unterbringung und des Transportes großer Getreidemassen zu begegnen, ist der sehr beachtliche Vorschlag gemacht worden, äußerste Dezentralisation, Stapelung in Landgemeinden und Gutsbezirken ins Auge zu fassen. Ferner zu bedenken ist dabei, daß sich Getreidevorräte nicht beliebig lange lagern lassen, und im Falle einer jahrelangen Kriegsdauer trotz anfänglich vorhandener Vorräte später Mängel eintreten können. Da wir für die Vorratowittschaft unbedingt auf Auslandskäufe angewiesen wären, so würden Bedrohungen durch Boykottbewegungen und Preistreibereien ebenfalls nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen. Auf alle Fälle würde mit VorratSwirtschaft weitgehende Organisation, Bildung von Einkaufsgesellschaften und staatliche Kontrolle Hand in Hand zu gehen haben, um unliebsame Einflüsse auf die Preisbildungen des Inlandsmarktes so weit als möglich zu verhüten, wobei andererseits nicht zu unterschätzen ist, daß das dadurch notwendig werdende Eingreifen des Staates nicht auch sonstige günstige Wirkungen haben könnte.

Neben allen diesen Plänen bleibt als letztes, wichtigstes und sicherstes Aus» kunftsmittel die Gewinnung von deutschem Machteinflusse unmittelbar unterworfenen Gebieten auf dem Festlande, die selbständig zu einer steten Vergrößerung unserer Lebensmittelquellen führen können. Der Reichskanzler hat in seiner Reichstagsrede vom 5. April 1916 auf die russischen Ostseeprovinzen hingewiesen, in denen seit Iahrhunderten deutsche Männer um die Erhaltung ihrer Volksatt einen zähen und aufopferungsvollen Kampf kämpfen, bei dem sie ohne Hilfe des Reiches bald am Ende ihrer Kraft angelangt sein werden. In diesem Lande, dessen landwirtschaftliche Erträgnisse heute schon bedeutend und in Zukunft noch erheb» lich vermehrbar sind, wo durch russische Enteignungen im Rahmen der vor dem Kriege befolgten Agrarpolitik und außerdem durch uneigennütziges Anerbieten des baltischen Großgrundbesitzes Platz für großzügige deutsche Kolonisation geschaffen ist, ließe sich vielleicht Befreiung von einem Teile unserer Lebensmittelsorgen finden.

Einfacher als die Frag« der Getreideversorgung, für deren Lösung wir ver» mutlich zu einer ganzen Reihe verschiedener Maßnahmen gezwungen sein werden.

stellt sich, soweit erkennbar, die der Rohstoffversorgung. Da es sich hierbei
vielfach um Einfuhr von Übersee-Erzeugnissen handelt, die glücklicherweise meist
für unbeschränkte Zeitdauer lagerbar sind (wie Kautschuk, Metall, Baumwolle und
dergl.), so erscheint hier Lagerwirtschaft ratsam zu sein. Auch der Hoffnung, daß
es gelingen kann, für manche Rohstoffe vollwertige inländisch« Ersatzstoffe zu
finden, mag hier Erwähnung geschehen. (Welche Bedeutung diesem Gebiete
unserer Zukunftswirtschaft beigemessen werden muß, beweist die Tatsache, daß wir
1913 für fünf Milliarden Mark Rohstoffe eingeführt und einen Einfuhrüberschuß
für Rohstoffe in Höhe von dreieinhalb Milliarden Mark zu verzeichnen hatten.)
Vielleicht nicht weniger wesentlich für die künftige sichere Entwicklung
Deutschlands als die erörterten Probleme der Nahrungsmittel- und Rohstoffver-
sorgung wird der schleunige wirtschaftliche und finanzielle Wiederaufbau sein.
Geld, Geld und nochmals Geld wird insbesondere nach dem Kriege die Losung
sein. Nicht nur um die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, um die
schweren Lasten zu tragen, die uns der Krieg hinterläßt, um die eigene Kriegs-
rüstung wieder herzustellen, sondern auch die Entwicklung unserer künftigen aus-
wärtigen Politik hängt ganz erheblich davon ab, daß wir nach dem Kriege sobald
als möglich über ausgiebige Geldmittel verfügen. Vor allem die Ausgestaltung
unserer Beziehungen zu den verbündeten Staaten wird, wenn anders wir uns
nicht von fremden Einflüssen beiseite schieben lassen wollen, starke Anforderungen
an unsere Kapitalkraft stellen. Ohne unsere tätige Beihilfe, ohne die Möglich-
keit, uns gegebenenfalls auch als Geld» und Anleihegeber in Anspruch nehmen
zu können, würden unsere Freunde leicht gezwungen sein, sich anderen — dem
zuerst wieder Leistungsfähigen, oder dem, welchem Amerika Vorspanndienste
gewährt — in die Arme zu werfen; desgleicken diejenigen, die nach dem Kriege
eine Annäherung und Befreiung von englischer oder französischer finanzieller
Sklaverei sonst bei uns suchen wollten.
Wie sollen wir aber so rasch zu dem nötigen Gelde kommen?
Die Hoffnung auf eine künftige große Kriegsentschädigung durch unsere
Feinde lassen wir am besten als eine unsichere Größe zunächst beiseite.
Es bleibt also auch in dieser Beziehung nur unsere eigene Kraft, auf die
wir uns verlassen wollen: Arbeiten und Sparen. Um den Sieg in dem wirtschaft-
lichen Kampf zu erringen, der vom ersten Tag nach dem Frieden an einsetzen
wird, dürfen wir es nicht darauf ankommen lassen, die Dinge sich entwickeln
zu lassen, wie sie von selbst laufen werden, sondern müssen uns über die Grund«
züge des Wiederaufbaues klar werden.
So sehr wir für die Sicherheit unserer Nahrungsmittelzufuhr in Kriegs-
zeiten der Geschlossenheit bedürfen, für unsere wirtschaftliche Wiedergeburt ist
der geschlossene Handelsstaat ein Unding. Geld muß ins Land. Der beste Weg,
dies zu erreichen, ist das Streben nach baldiger Herstellung einer günstigen Handels»

bilanz. Wie schwer uns die Errichtung einer Aktivbilanz fallen wird, zeigt sich, wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß die aus den oben angeführten Gründen wohl nicht zu vermeidende Vorratswirtschaft naturgemäß bedeutende Einkäufe im Auslande notwendig machen wird.

Wir müssen deshalb versuchen, alsbald nach Friedensschluß unseren Auslandshandel mit aller Kraft wieder aufzunehmen.

Die Handelsstatistik zeigt, daß vor dem Kriege der Schwerpunkt unseres Handels in den Ländern lag, die unsere Feinde geworden sind. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß selbst der günstigste Friede dem Wirtschaftskampfe mit unseren Feinden ein Ziel setzen werde. Einerseits ist damit zu rechnen, daß auch die für uns besten, ausgeklügeltsten Bestimmungen eines internationalen Friedensvertrages gegenüber dem Chauvinismus der feindlichen Wettbewerber und Bevölkerung nur zu leicht toter Buchstabe bleiben können, andererseits ist aber zu hoffen, daß der Kaufmannsgeist auch bei unseren Feinden im Laufe der Zeit die Pläne der feindlichen Wirtschaftskonferenzen über den Haufen werfen wird, wenn die Beteiligten sehen, daß der Handel mit uns ihrem wahren Vorteil entspricht. Poch wird es sorgsamer Erwägung bedürfen, wie weit es vom national-wirtschaftlichen Standpunkte wünschenswert erscheint, Kapital und Energie an den Wiederaufbau von Unternehmungen zu wagen, die wie z. B. die deutschen Niederlassungen in England und seinen Kolonien während des Krieges durch staatliche Liquidationsmaßnahmen so gründlich zerstört sind, daß viele der Betroffenen tatsächlich wieder ganz von vorne anzufangen hätten.

Überhaupt wird der Gefahr der Verzettelung deutschen Vermögens bei den Auslandsunternehmungen Aufmerksamkeit zu schenken und zu prüfen sein, ob nicht — wie dies z. B. in Frankreich der Fall ist — unsere Kanfleute gut daran tun werden, mehr in Fühlung mit den Zielen der auswärtigen Politik zu bleiben.

Vor allem wird es darauf ankommen, unsere Handelsbeziehungen mit den neutralen Ländern wieder aufzunehmen, alte Fäden wieder anzuknüpfen und neue Verbindungen unserer Feinde dort nach Möglichkeit zu vernichten.

Hauptsächlich werden wir danach streben müssen, billiger und besser herzu» stellen, als unsere Wettbewerber. Für das, was wir exportieren können, ist natürlich in erster Linie die ausländische Bedarfsfrage maßgebend, die allein der Kauf' mann auf Grund spezieller Erfahrungen und Ermittelungen im einzelnen beurteilen kann. Theoretisch scheinen besonders für die Ausfuhr geeignet solche Erzeugnisse, für die wir durch inländische Rohstoffe und besondere Herstellungsarten einen Vorsprung haben. Aber weit darüber hinaus wird uns die Erfindungsgabe der deutschen Technik, die durchschnittlich größere Intelligenz und bessere Vorbildung des deutschen Arbeiters und das erfolgreiche Hand in Hand-Arbeiten von Theorie und Praxis, das in Deutschland ausgeprägter ist, als in den meisten anderen Ländern, günstige Aussichten eröffnen. Also Spezialisierung und Qualitätsware sind die Schlagworte für unseren Außenhandel der Zukunft. Manche Volkswirt»

schafter haben bereits vor dem Kriege von Arbeitsteilung in der Weltwirtschaft geredet, vielleicht wird der Zwang der Ereignisse nach dem Kriege etwas Ähnliches herbeiführen. Auf Ausfuhr von Qualitätsware haben wir auch schon, zumal in den letzten Iahrzehnten vor dem Kriege, nicht zum mindesten unsere Erfolge im Auslandshandel gegründet. Nicht nur vom Gesichtspunkt des Wettbewerbes, sondern auch volkswirtschaftlich ist bei gleicher Absatzmöglichkeit selbstredend die Herstellung hochwertiger Ware zu befürworten.

Billigkeit der Herstellung ist zunächst durch billige Beschaffung des Materials und der zur Verarbeitung nötigen Stoffe zu erreichen. Weitere Nutzbarmachung unserer Wasserkraft kann hier von Bedeutung sein. Ferner wird vor allem für unsere Industrie preiswerte Versorgung mit Kohle, und für alle maschinellen Betriebe mittelbar ein Zuwachs unserer Eisenerzgewinnung in Frage kommen, ganz abgesehen davon, daß uns reiche Quellen dieser Stoffe, für die in der ganzen Welt stärkste Nachfrage besteht, unmittelbare Ausfuhrmöglichkeiten zur Hebung unserer Finanzkraft verschaffen würden. Der Krieg hat belgische Kohlenreviere, die 1912 allein fast dreißig Millionen Tonnen Ertrag brachten, und die französischen Eisenerzlager von Longwy und Briey mit durchschnittlich zwanzig Millionen Tonnen jährlicher Förderung in unsere Hand gebracht. Ob sich hier dauernde Beihilfen zur Kräftigung unserer Volkswirtschaft nach dem Kriege finden lassen werden, muß die Zukunft entscheiden. Auch der Hoffnungen auf die Vorteile günstigen Rohstoffbezugs aus kolonialen Besitzungen muß in diesem Zusammenhange gedacht werden.

Doch dies sind bereits Sonderfragen. Ganz allgemein wird es uns nur gelingen, den Wirtschaftskampf siegreich zu überwinden, wenn unsere Arbeitslöhne geringer sein können, als die in den anderen Ländern. Auskömmliche niedrige Löhne sind aber nur möglich, wenn wir billigere Lebensbedingungen haben, als die ausländischen Industriestaaten. Selbstverständlich soll hier nicht der Lohndrückerei das Wort geredet werden, sondern der Schwerpunkt liegt auf der Billiggestaltung der Lebensverhältnisse. Dies gilt vor allem für die hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Unter keinen Umständen dürfen wir in Abhängigkeit von den Preistreibereien des Weltmarktes geraten. Dabei können die Maßnahmen, die — wie oben erwähnt — für die Sicherung unserer Lebensmittelversorgung aus mehr militärischen Gründen empfehlenswert erscheinen und als solche bereits unter Umständen staatliche Mitwirkung bedingen, auch der Preisbildung und Verteilung zu gute kommen. Rationierung und Höchstpreise erscheinen zum Schutze der wirtschaftlich schwachen und der schwerarbeitenden Bevölkerungs» schichten so lange am Platze, als eine zur Deckung des Friedensbedarfs nicht voll ausreichende Menge notwendiger Stoffe zur Verfügung steht. Aber darüber hinaus wird Preisregulierung, etwa durch Einfuhr- und Verkaufsgesellschaften gemischten Charakters, dafür zu sorgen haben, daß Preise und Erzeugungskosten in einem billigen Verhältnisse bleiben.

Der Ausgangspunkt für die Betrachtungen über die Hebung unserer Volks-
wirtschaft nach dem Frieden war der Gedanke, daß unsere Finanzkraft nach dem
Kriege baldiger Stärkung bedürfe. Dies würde aber nur mangelhaft der Fall
sein, wenn die Arbeitsleistung der Nation ihren Niederschlag in erhöhtem Lurus
finden sollte, und auf diese Weise toter Reichtum an Stelle werbenden, nutzungs»
fähigen Kapitals träte. Ohne die Bedenken zu verkennen, die kulturfeindliche
Maßnahmen in dieser Hinsicht bedeuten würden, ohne unnötige Eingriffe in die
individuelle Freiheit befürworten zu wollen, wird es hier unter Umständen nötig
sein, Riegel vorzuschieben und gegebenenfalls durch Besteuerungsmaßnahmen das
Interesse der Allgemeinheit an der Sparsamkeit aller zu verwirklichen. Vor allem
wird Bezug von Luruswaren aus dem Auslande auch weiterhin — schon von dem
Gesichtspunkt unnötiger Verschlechterung der Handelsbilanz — staatliche Aufmerk»
samkeit erfordern.

Unsere wirtschaftliche Lage nach dem Kriege wird — falls keine unvorher-
gesehenen Umstände eintreten — voraussichtlich verhältnismäßig besser sein, als
die der Feinde. (Auch unsere Gegner haben dieser Befürchtung bereits Ausdruck
gegeben.) Aber wenn wir unseren Rang unter den Völkern bewahren wollen,
so wird es notwendig sein, daß wir uns nicht Zeit gönnen, auf militärischen Lor-
beeren auszuruhen, sondern eine Kraftanspannung bis zum äußersten steht uns
bevor. Nicht nur, um die uns geschlagenen Wunden — die enorme finanzielle
Last, die uns der Krieg, einerlei, wie er ausgeht, hinterlassen wird — ertragen
zu können, sondern auch, um die Sicherheiten, die wir erstreben und um derent-
willen Millionen Deutsche haben bluten müssen, wirklich zu bewahren. Rastlose
Arbeit eines jeden, Hingabe des letzten Könnens jedes Einzelnen für Vaterland
und Staat, für die Nation, die sich jetzt im Felde so herrlich offenbart hat, wird
unsere Pflicht nach dem Kriege sein. Dafür gilt es unter Anknüpfung an das
neuerwachte Staats- und Nationalgefühl den Arbeitenden das Bewußtsein von
der Wichtigkeit ihrer Leistung, das Gefühl der Unentbehrlichkeit ihres Schaffens
für die staatliche Gemeinschaft vor Augen zu führen. Mit der Forderung weiterer
politischer Rechte werden vornehmere, vergrößerte staatliche Pflichten Hand in
Hand gehen. Schweren Zeiten gehen wir auch nach dem Kriege entgegen; darum
wird es gut sein, das stolze Bekenntnis von Clausewitz in die Erinnerung aller
zu rufen:

„Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu
achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins."

Alfried Krupp und das Ausland
Franz Richter

Franz Richter (Essen):

Alfried Krupp und das Ausland.

Ein Wort des Gedächtnisses zur 105. Wiederkehr des Geburtstages
von A. Krupp (26. April 1812).

Wie der Weltkrieg so manche anderweitige Auffassungen ins Großzügigere
geweitet hat, so brachte er insbesondere viele längst schwebende schwierige Fragen
nach dem Verhältnis des Erwerbs- und Gewerbslebens zu der Entfaltung der
übersinnlichen völkischen Daseinsmächte ins Helle. Sofort bei seinem Ausbruch
löste es sich von den Lippen eines Kruppschen Beamten, eines Sohnes der
roten Erde voll hochgespannten ständischen Ehrgefühls, das gerade seit den be-
kannten, der Kruppschen Iahrhundertfeier von 1912 nachhinkenden unliebsamen
Preßangriffen eine anstrengende Belastungsprobe auszuhalten gehabt hatte, in
grimmem Frohlocken: „Die Erdenvölker werden jetzt bald schauen, daß wir
ihnen auch noch andere Tönze aufspielen können als Kornwalzer." Das traf
ein — ganz wie der Biedere es verkündete, und dazu so flott und unverzüglich,
wie er es weissagte. Die Zweiundvierziger zerrissen und zermalmten die stolzesten
.Wehrbauten der walischen Maasfestungen, der Essener Stahl half als durch-
schlagendstes stoffliches Machtmittel gewaltig entscheidend mit zur Erzwingung
des meerherrschaftwendenden Sieges am Skagerrak, das erste Handelsnntersee»
boot, das Gebilde einer Kruppschen Werft, sprach dem Sperrnetz Hohn, das
der Aberglauben an die Unzerbrechlichkeit von Britanniens Gebieterwillen um
die Häupter des Menschengeschlechts gestrickt hatte. Da senkte sich immer bezwin-
gender die Wahrheit eines vordem nicht voll begriffenen Ausspruches in die
Herzen der Deutschen, in den vor nunmehr fünfzehn Iahren der Wortführer der
Werksangehörigen an der offenen Gruft des Letzten der drei Krupps den Kern-
gehalt von dessen Leben und Wirken zusammengedrängt hatte: „Es war ein
vaterländische s."

Gegen dieses einfache, aber bedeutungsvolle und inhaltsschwere Sätzchen,
das als die Hauptlebensaufgabe des Heimgegangenen die Wahrung der Riesen-
schöpfungen und die Weiterfübrung der Riesengedanken von Alfried Krupp
als eines gemeindeutschen Heimat», Stammes», Staats-, Reichs» und Volksguts
bezeichnete, ist früher, vor dem Kriege, angestritten worden. Lebhaft und heftig
angestritten! Krupp lieferte Bestellungen nach auswärts, ja, er veranlaßte sie,
er ließ seine Geschütze über die Grenzen wandern und nicht irgendwo in Essen
oder auf den Schießplätzen in der westfälischen Heide oder im Bourtanger Moor
veralten und verrosten. Die Leutchen, die sich mit kühnem Flug am Schreibtisch
über die Anforderungen und Notwendigkeiten von Handel und Wandel hinaus-
schwangen, folgerten daraus: Alfried Krupp bot und gab dem Ausland, was es

von ihm nehmen wollte. Er ist also als bedenklichkeitenfroier Allerweltsgeschäfts-
mann zu betrachten, usw. usw.
Die Wirklichkeiten des Lebens blieben dabei außer acht. Daß sich zwischen
einem unbedingten, gewissenlosen Eingehen auf die Wünsche der Nichtdeutschen
und einer törichten, vernagelten Absperrung vom Weltmarkt eine gesunde Mitte
halten ließ, kam jenen Stabbrechern nicht ins Bewußtsein.
Dem Ausland zumal ist nie der geringste Schimmer von Krupps stolzer
Hochart aufgedämmert. Er wurde und blieb in feiner Vorstellung ein geriebener
Erfolganstreber, der seine geschäftliche Gerissenheit mit dem glitzernden Flitter-
mantel rauschgoldener Redewendungen umhing. Als ernst gemeint galt sein
angebliches Mühen um andere den Geldmachern diesseits und jenseits der Meere
und ihren Soldschreibern ebenso wenig als ihr eigenes vorgebliches Sorgen für
die Allgemeinheit. Sie lächelten darüber ihr verschmitztestes Eingeweihrenlächeln.
Das lauterste Wahrwort, das je dem reinmenschlichen Fühlen eines Fürsten der
Betriebsamkeit entquollen ist, das Kruppwort: Der Zweck der Arbeit
soll das Gemeinwohl sein, werteten britische, romanische und ameri-
kanische Köpfe lediglich als pomphafte Verbrämung eines unentwegt rüstigen
Dranges nach Einheimsung von Eigengütern ein.
Gußstahl und Vaterland! Was hätten denn die an und für sich miteinander
zu schaffen? Ließ sich nicht gerade aus Krupps Werdegang eine unverkennbare
Zutunlichkeit zur Fremde herauslesen? Daß Krupp sich im Beginn seiner Lauf-
bahn zur Fühlungnahme mit dem Ausland förmlich gezwungen gesehen hatte,
verhehlte man sich keineswegs. Vor der späteren Änderung verschloß man
gewaltsam das Auge. Hätte man doch sonst mit seinen Grundanschauungen
aufräumen müssen.
In Deutschland war es während des Iünglingsalters von Alfried Krupp
und noch eine geraume Frist darüber hinaus nicht nur mit den Gütern und Besitz-
tümern von klingendem Geldwert, sondern auch mit den meisten Grundlagen
und Hilfsmitteln für den gewerblichen Fortschritt kümmerlichst bestellt*) Nach
der Übernahme des väterlichen Werkes kam für Krupp rasch der Zeitpunkt heran,
da er eine Ergänzung seines Anschauungskreises und seiner ihm von seinem unver-
geßlichen Vater übererbten und anerzogenen, sowie der durch eigene Kraft erwor-
benen Befähigungen auf dem Eiland suchen zu müssen glaubte und finden zu
können hoffte, das damals die ganze Erdenwelt im Alleinbesitz der zureichenden
fachlichen Kenntnisse und Fertigkeiten für Höchstleistungen und für erfolgver-
sprechende Znkunftsentwürfe wähnte. Aber das Endergebnis der Reisen von

') Dag z. B. bei der ersten Anbahnung einer westfälischen Schwerindustrie Sachverständige
aus Belgien berufen werden mußten, weil man sich an der Ruhr nicht hinlänglich im Hochofenbau
lluskannte, tönt unsereins wie ein Märchen in? Ohr, und ist dennoch ein tatsächliche? Vorkommnis
aus verhältnismäßig nicht sehr weit zurück liegenden Jahrzehnten.

A. Krupp nach diesem vermeintlichen Land der Verheißung fiel durchaus anders aus, als er erwartet hatte. Auf britischem Boden ward er inne, daß er bereits aus seiner wenig bekannten, weltabgeschiedenen Heimat einen unermeßlichen Schatz von allgemein menschlicher und besonders von erfinderischer Umsicht und Geschicklichkeit mitgebracht hatte. England, das über alle Maßen von wohl» bezahlten Federn und Zungen gepriesene und in alle Ewigkeit als unerreichbar dargestellte, das von Eigenlob triefende, vor Überhebung nicht aus noch ein wissende England, konnte ihm in dieser Hinsicht überraschend wenig bieten. Wohl aber hat der aufrechte und aufrichtige Mann der Wahrheit — und als solcher hat sich Krupp alleweile erprobt — freimütig bekannt, er habe erst in England begriffen, „welch einen umfassenden Markt eine gute Sache sich erwerben kann". Mit Groll würgte er, der still verschlossene, aber furchtbar tiefblickende Sprößling des kerngermanischen Ruhrgaues, an jener engsinnigen Überheblichkeit des beschränkt-hochfahrigen keltischen Inselvolkes. Sein Adlerauge erspähte bereits in jenen Tagen der schicksalsergebenen, ausnahmlosen Anerkennung des eng» tischen Eisen- und Stahlbetriebes seitens seiner Zeitgenossen dessen schwache Stellen. Und er hätte kein solcher Westfale sein müssen vom Wirbel bis zur Zehe, wie er es gewesen ist, wenn er nicht wortlos und ganz insgeheim nun doppelt und dreifach und zehnfach stark den Vorsatz zum Ankämpfen gegen die Alleinherrschaft Albions auf dem Feld des Großgewerbes in sich gestählt hätte, seit er sich durch eigene Anschauung überzeugen mußte, wie schwer der künstliche Panzer der Überbewunderung und des fügsamen Aberglaubens an die Unüber» trefflichkeit des britannischen Könnens zu brechen war, mit dem es jene brüchigen Löcher verschmiedet hatte. Eben um seine deutschen Mitkämpen und sich selbst unverzüglich diesem vorläufig noch weit entrückten Ziel näher zu bringen, trachtete er, durch ausdauernden Fleiß seine Gewandtheit in der englischen Sprache bis zur Kunstmeisterschaft zu steigern, was dem Vielbeschäftigten denn auch vollständig gelungen ist. Nebenbei bemerkt, lernte er, den seine schulgerechte Laufbahn nicht einmal in die heiligen Hallen der Essener Tertia gefördert hatte, durch eigene Vertiefung in die Sprachregelbücher und scharfes Aufmerken auf seinen Auslandfahrten auch das Französische unumschränkt zu beherrschen.

Wie scharfsichtig Krupp die eifrig verhüllten Blößen der englischen Eigenart schon bei seinen ersten kühnen Streifzügen in das Gelände der angeblich für nichtbritische Geister kaum begreifbaren gewerblichen Wundertaten ausgespäht hatte, zeigte sich bald in verblüffendster Deutlichkeit. Wie hat er es verstanden, die Engländer ins Herz zu treffen, sie, die stets und allemale gänzlich unbekümmert um Gerechtigkeit und wahres Ehrgefühl alle Erfolge eines Wettbewerbers vor sich selbst und vor der übrigen Welt totschweigen und totschwiegen! Wohlgemerkt! Das hat A. Krupp verstanden und fertig gebracht in der vorbismarckschen Zeit, in der der deutschen Gedrücktheit, in der des Bundestagelends, ein halbes Iahr» hundert vor dem Bau einer einigermaßen leistungsfähigen deutschen Flotte, lange

vor den ruhmreichen Kriegen, die die deutsche Einheit wieder erstehen ließen und die Weltachtung vor dem deutschen Namen! Ausgesucht auf der ersten Weltausstellung in London (1851) ist es gewesen, wo A. Krupp unverkennbar und unleugbar die künftige Überlegenheit des deutschen Eisen- und Stahlgewerbes vor dem englischen kräftigst in die Erscheinung setzte. Die Entstehung und Anfangsentwicklung der Eisenbahnen hatte sofort dargetan, daß von nun an der Gußstahl eine unvergleichlich bedeutendere Rolle spielen werde als vordem: das Schmiedeeisen genügte für eine Masse von Bedürfnissen fürderhin nicht mehr.
Der Vorrang auf dem Weltmarkt für das Hüttenwesen und das ganze mit ihm zusammenhängende Großgewerbe mußte fortan der Volksgemeinschaft zufallen, die das Vollendetste in der Herstellung von Gußstahl leistete. Um nun dem staunenden Erdkreis die Anerkenntnis ihrer für niemand anders erringbaren Weltmeisterschaft auf lange Zeit unerschütterlichst ins Bewußtsein zu zwingen, stellten die Briten einen Riesenblock (,Moust«rpiee«") von nahezu 1000 Pfund in der Ausstellung zur Schau. Da stand eines für Albion nicht sehr schonen und erhebenden Tages breitspurig ein viereinhalbmal größerer in seiner Nähe. An diesem Tage horten die Engländer, Franzmänner und Amerikaner zum ersten Male den Städtenamen Essen. Mit jener dem Widersacher oder Wettbewerber unheimlich gefährlichen Scherzlust, die der richtige Westfale im allerschärfsten Gegensatz zu dem prahlsüchtigen Briten oder Gallier in stillem, wortkargem Übermut lange nur im verschwiegensten Kämmerlein seines Herzens walten läßt, um sie dann im gegebenen Augenblick desto vernichtender auf den Widerpart her» ausfliegen zu lassen, nannte Krupp sein Hünenwerk „Mittle vloc". Dieser Streich wurmte natürlich die britischen Neidinge entsetzlich. Die Preisrichter konnten allerdings nicht umhin, dem Essener Werkherrn für dieses erste, aber auch, wie sie sich vornahmen, einzige und letzte Mal, die Denkmünze zuzubilligen, die die höchste Auszeichnung darstellte. Denn ihre Erwartung, nach der scheinbar gleichmütig und selbstgewiß bewilligten Zurschaulassung des Essener Blocks diesen, wenn erforderlich, unter Aufwendung von allerlei Lug und Trug als brüchig und unbrauchbar brandmarken und damit dem deutschen Hüttenbetrieb auf immer und ewig das Schandmal der Unzuverlässigkeit und der Schwindelei aufprägen zu können, war an der Urfestigkeit des meisterlichen Stoffgebildes zerbrochen, das von den Anfängen des Kruppschen Werkes bis ins Zeitalter der Skagerrak» und Hornsriffschlacht unaufhörlich den unwankbarenGrund für seinen Weltruhm abgegeben hat — am deutschen Edelstahl.
Aber die verborgen kochende britische Wut brach als unbändige Raserei zu Tage, als A. Krupp es keineswegs bei dieser einmaligen Außerzweifelstellung seines Übergewichts im Stahl» und Eisenfach bewenden ließ, sondern im Laufe der Iahre dem ehemals ausschließlich vorherrschenden englischen Großunternehmertum ein Stück Alleinvertrieb nach dem anderen entriß. Seit er gar im Sommer 1868 seinen Schiffsgeschützen in einem entscheidenden Probeschießen den Vorrang

vor den bisher fraglos als unüberwindlich geltenden britischen erstritt, versuchten gewisse, ihres vermeintlich unantastbaren Anspruches auf Höchstleistungen in allem, was mit dem Seewesen zusammenhing, entsetzte Engländer, namentlich beamtete, die Außenwelt seinem Werk und seinem Wirken mit allen Mitteln händlerischer Gerissenheit, staatsmännischer Verschlagenheit und eiländerhafter Rück» sichtslosigkeit abzusperren. Darum haben sie doch A. Krupp und seinen Werks- und Geisteserben in Deutschland das ganze inzwischen verflossene Halbjahrhundert hindurch die vorderste Stelle auf dem Ehrenfeld der Geschützherstellung überlassen müssen, die sie selber vorher dreimal so lange (anderthalb Hundert Iahre) stets sieghaft behauptet hatten. Das ist wahrscheinlich die bitterste und schmerzlichste Niederlage gewesen, die der englische Dünkel jemals erlitten hat. — Nie und keines Augenblicks Länge haben die obersten Verwaltungsstellen an der Themse, die den Heeresbedarf zu vergeben hatten, Krupp seinen „Mittle Sloe" und seinen Trumpf von 1868 vergessen und vergeben.
Hingegen ist es nicht im entferntesten A. Krupp zur Last zu legen, daß sich die nackensteifen britischen Amtszünftler mit jenem einmaligen Ausladen seiner westfälisch-kräftigen Neckerei in ihrer Verbohrtheit nicht abzufinden und sich auch nach der Abkühlung jenes Wutausbruchs zu der altgewohnten fischblütigen Kühle nicht wieder zu einer ersprießlichen Zugänglichkeit ihm gegenüber zu erwärmen vermochten. Unter allen Menschenschlägen auf den Festländern und Inseln unseres Erdsterns hetzt und verstrickt sich keiner starrsinniger und unnachgiebiger in den Groll über seine verletzte Eitelkeit, als der der zu jener Zeit für Krupp in Betracht kommenden englischen ehrenwerten hohen Räte. Krupp blieb verständig und gemessen, allen himmelanfliegenden Erfolgen, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz. Sein inneres Gleichgewicht befähigte ihn, auch bei den Briten die richtige Mitte zwischen Selbstentwürdigung und unkaufmännischer Zugeknöpftheit einzuhalten. Nach wie vor zeigte er sich bereit, sich und das Seinige mit dem englischen Großgewerbe auszutauschen, ihm zu geben und von ihm zu nehmen und englische Fortschritte in seinem Vaterland zur Anerkennung und Verwertung zu bringen, sowie sogar bis zu einem gewissen Grade durch Mitteilung des von ihm selbst und seinen Mitarbeitern Herausgefundenen und bedingungsweise An» Heimgabe von dessen Verwendung auch an seinem Teil das englische Erwerbsleben zu fördern. Freilich — sich wegzuwerfen, sich sein Hochbewußtsein als Vorfürst der deutschen Fachkunde, als König des deutschen Stahlgusses von den knurrigen Bulldoggen des koreign ofkieo oder ihrer Feld- und Schiffszeugmeiste» reien irgendwie beeinträchtigen zu lassen, war er nicht gesonnen. Wer jedoch als Einzelengländer an ihn herantrat, durfte sich stets einer höflichen, von edel» inännischer Gesinnung getragenen Behandlung und eines verständnisinnigen Eingehens auf seine Wünsche versichert halten. Die langjährigen Geschäftsfreunde Krupps britischer Staatsangehörigkeit haben sich auch nach 1868 bis zum Ende seines Erdenwallens so ausgezeichnet mit ihm gestanden wie die übrigen — ge-

schäftlich wie gesellschaftlich. — Krupp seinerseits wußte die geflissentliche Nicht-
achtung seines Werkes und seiner Leistungen durch die aufgeblasenen Staats»
beamten und Seeobersten jenseits der Nordsee zu verschmerzen. Er hatte sich
überzeugen müssen, daß ihm bei ihnen doch sein Glück und Heil unter keinen
Umständen blühen würde und daß sie bei aller vorläufigen äußerlichen Gelassen-
heit nur auf die Gelegenheit lauerten, um dem ihnen drohenden deutschen Wett-
bewerb wider Englands Geltung als Alleinausüberin des zeitgerechten Schiffs-
geschützbaues einen tödlichen Stoß zu versetzen. Aber eben weil Krupp diese
Niedertracht und Tücke mit der Vollschärfe seines gesunden Auges bereits bei
seinem ersten Verweilen auf britischem Boden erfaßt und durchschaut hatte, ver»
stand er es nun, unvermerkt aus der hirnverbrannten Trotzköpfigkeit der Leiter
der britischen Staatsangelegenheiten im allgemeinen und der britischen Seekriegs-
macht im besonderen bisweilen erhebliche Vorteile zu ziehen. In ihren mittel-
baren Wirkungen reichten diese hie und da an die der wertvollen Förderung seiner
Absichten heran, die ihm durch seine untadelig vornehm und verbindlich weiter
geführten Bekanntschaften mit gewissen Untertanen Ihrer Großbritannischen Ma»
jestät erwuchsen. Und diese Herren hatten zum guten Teil ein gewichtiges Wort
in der Handelswelt von London, Liverpool nnd Glasgow mitzusprechen.
War die Stufenfolge, die das Verhältnis des deutschen Werkherrn zu Eng-
land durchlief und durchlaufen mußte, durch die langbekannte Eigenart des briti-
schen Verhaltens gegenüber jedem ernst zu nehmenden Mitstreiter um die Palme
des schnellsten gewerblichen Fortschritts vorgezeichnet, so schien sich gleich nach dem
Abrücken der bezeichneten englischen amtlichen Kreise von Krupp diesem die
Aussicht auf gute Erfolge in Frankreich zu eröffnen. Durchschlagend hätt5
für ein unbefangenes Urteil der Vorsprung wirken müssen, der sich 1867 in der
Glanzwirkung der Kruppschen Riesenkanone auf der Pariser Weltausstellung
ausdrückte. Zudem lenkte von Berlin her der tüchtige, unbeirrbare Beigeordneie
der französischen Botschaft für das Heereswesen, Stoffel, die Aufmerksam-
keit seiner Regierung auf die Überlegenheit der Kruppschen Feldstücke über die
französischen. Trotzdem verstand sich Napoleon III. nicht zur Einführung
der Kruppschen Stahlrohre bei seiner Wehrmacht — übel beraten, wie er war,
auch hierin von dem General Le Boeuf, diesem Unstern der damaligen fran»
zösischen Heeresentwicklung. Zwischen Essen und Paris eröffnete sich nichts-
destoweniger nun ein hochspannendes, heikles Hasche- und Entschlüpfespiel. Seine-
Abwicklung mutet fast an, als ob die Staats- und Heeresmänner der erbfeind»
liehen Verwaltung Krupp schon damals im Verdacht gehabt hätten, daß er sein
jeweiliges Letztes und Bestes doch dem Auslande niemals hergeben und die wahre-
und wirkliche ultima ratio allezeit seinem germanischen Heerkönig als verläßt
lichen Rückhalt aufheben würde. Napoleon III. stellte sich — vom französischen
Standpunkt aus durchaus zweckmäßig — zunächst an, als habe er auf die geschaft-
lichen Vorschläge des deutschen Werkherrn nichts übrig als hohle, gehaltlose und,

innerlich unwahrhaftige Redensarten') über — die „Kumg.»it6", der Krupps Betriebsamkeit bemerkenswerte Dienste zu leisten bestimmt sei. Damit waren natürlich die Fäden zwischen Krupp und den zuständigen Stellen der Heeresver» waltung des zweiten französischen Kaisertums entzwei gerissen. Daß sie nach dessen Sturz nicht wieder angeknüpft werden konnten, bedarf bei der allbekannten Unbelehrbarkeit und Unbekehrbarkeit des allerdings nicht zuletzt durch Krupps verderbenblitzende Geschütze niedergeschmetterten, rachedurstigen Franzosenvolkes keiner Erwähnung. Wohl aber muß hier kurz auf gewisse sonderbare Vorgänge vor jener endgültigen Absage des Abenteurers auf dem französischen Thron an den deutschen Kanonenmann zurückgegriffen werden, da sie den Schlüssel zu den seelentiefsten Ursachen von Krupps Handeln und Gesinntsein gegenüber dem Ausland darbieten. Wie Napoleon III. sich anscheinend unberechenbar gegen Krupp benahm, den er früher verhätschelt, später beleidigt hat, so ist umgekehrt auch Krupps Stellung zu Frankreich von allerlei bei nur flüchtigem Zusehen unvereinbaren Widersprüchen durchkreuzt worden, deren volle Aufhellung vor- derhand späterer geschichtlicher Forschung überlassen bleiben muß. Möglicher- weise wird sich dabei tatsächlich herausstellen, daß Krupp das Angebot seiner allerfortgeschrittensten Leistungen in der Geschützverfertigung auf Preußen-Deutsch- land beschränkt hat.

Iedenfalls hat die Entsendung eines französischen Prinzen, eines leiblichen Vetters und gleichzeitig Namensvetters von Napoleon, der allerdings allgemein nach seinem Vater, dem allzeit „lustiken" König von Westfalen, Ierome gerufen wurde, in Essen den entgegengesetzten Erfolg erzielt, als den erwarteten. Als Ierome unvermutet im März des ereignisreichen Iahres 1868 in Essen unter dem Decknamen eines Grafen Meudon mit ein paar französischen Offizieren auf- tauchte, war der Empfang ein keineswegs freudejubelnder, geschweige denn unter- würfiger. Ierome wußte so gut wie sein kaiserlicher Vetter, daß Krupp gerade in jenen Wochen mit brennender Ungeduld einer endlichen Entscheidung der französischen zuständigen Stellen entgegen harrte. Er war unliebsamst überrascht, als ihm der Eintritt in das Gußstahlwerk nicht gestattet wurde. Da reiste Jerome nach Berlin und kehrte von dort mit der Behauptung nach Essen zurück, der Kronprinz wünschte, daß ihm (Ierome) dic Kruppschen Anlagen zugänglich gemacht würden. In wie weit diese angebliche Fürsprache des preußischen Thron» erben den Tatsachen entsprach, ist nicht festgelegt worden. Krupp konnte sich füglich dem Verlangen des aufdringlichen Napoleoniden ohnehin nicht länger widersetzen, geriet aber in solchen Zorn, daß er ihm vollständig fern blieb; ein

*) Sie decken sich auffällig mit denen des lmitiaen Grobsprecher« auf dem staatsmä»nisel,en anglo» amerikanischen Posten jenseits de« grosjen ZeicheS. Als Beleg diene eine Stelle nus einem Bescheid Napoleons III. an Krupp vom 21. Mai 18K8: „S. Kl. s clonne I' orckr« 6s vou« knrs «onnsltre qn'slle ckesirs vivsm«nt le s»c, K3 st I'sxtsnsion ck'u v s inelu- strisck«»tin6« Krenckrselesssrvi,«?, notäblssKI'kumsnitö.,"

ls

Angestellter wurde mit der Führung des Franzosenprinzen beauftragt, und es
war dafür gesorgt, daß dieser und seine Begleiter nichts sahen, was dem Auftrag-
geber des Botschafters der Großmacht nutzen konnte, der in Nikolsburg die
Richtlinien ihres künftigen Handelns gegenüber dem Norddeutschen Bund deut?
lich genug verraten hatte. Durch einen höflich geschäftsmäßigen Brief und Über-
mittelung von Abbildungen einzelner Erzeugnisse suchte Krupp im folgenden
Monat die Sache wieder einzurenken: Napoleons III. Antwort schnitt eine
Wiederholung dieses Versuches ab.

Der springende Punkt bei diesen merkwürdigen Vorgängen ist nicht in den
Verhandlungen zwischen Essen und Paris zu suchen, sondern in der Art und
Weise, wie Krupp die — wohl entstellte oder gar schlankweg erfundene — Mit-
teilung des Franzosen über die angebliche Empfehlung aufnahm, die dieser vom
Berliner Hof nach Essen mitgebracht haben wollte. Eine wunderliche Verschlin»
gung von Irrungen und Wirrungen: der westfälische Werkherr, ans
dessen G e f o l g m a n n s tr e u e zu seinem greisen König und
dessen herrlichem Sohn der verschmitzte Gallier rechnet,
erkennt als ausschlaggebend für sich letzten Endes nur
das eigene Gewissen an. Das vaterländische Verant-
wortlichkeitsgefühl schützt den großen Erfinder vor
einer Preisgabe vaterländischer Hochwerte, die durch
eine lediglich amtsmäßige oder gar e r w e r b s m a ß i g e
Auffassung seiner Pflichten fraglos herbeigeführt
worden wäre.

Mit diesen Ergebnissen, die sich aus der Stellungnahme Krupps zu den
beiden führenden Staaten vor den Tagen der dentschen Reichseinheit schöpfen
ließen, sind die wichtigsten Anhaltspunkte für ein innerliches Begreifen seiner
Geistesgesinnung gegen das Ausland überhaupt gewonnen. Ein kurzer Rundbliek
auf die Ausgestaltungen seiner Geschäftsverbindungen mit den übrigen Kriegs-
mächten bestätigt diesen Abschluß unserer bisherigen Erwägungen vollinhaltlich,
liefert aber reichliche weitere farbenprächtige Einzelzüge zu dem edelklaren See!en»
bilde des stählernen Helden des deutschen Schaffensfortschritts und zu der viel-
verschlungenen Geschichte seines nach Möglichkeit wohlberechneten, bis zur
äußersten Grenze höflichen und weltklugen, schließlich aber doch von festestem Hei-
matstolz und Vaterlandssinn gestützten und geleiteten Verfahrens gegen fremd»
ländische Würdenträger, Staatswirtschaftler und Heeresgrößen.

Ein sonderbares Spiel von Zufällen brachte es mit sich, daß A. Krupp bei
zwei Mächten, die sich dereinst als unerwartet feindselige und heftige Hasser
unserer Reichsgemeinschaft entpnppeu sollten, bei Belgien und Rußland,
im allgemeinen freundliches Verständnis und Entgegenkommen gefunden hat.
Schon 1847 und 184S gelang eS ihm, in diesen beiden Ländern einer seiner zu

jener Zeit wichtigsten Erfindungen — einer Löffelwalze — die wünschenswerteste Anerkennung und Verbreitung zu gewinnen. Die damit angesponnenen Verbindungen haben sich fester und fester gewoben und sein Erdendasein überdauert. Krupp hat es nie vergessen können, daß es eben ein belgischer Gewerke, Bon - nevie, gewesen ist, der als allererster Ausländer jene Löffelwalze, die Frucht eines eifrigen vierjährigen Erfindersinnens, würdigte und in seinem Betrieb einführte; Bonnevie war dadurch zum Wegbahner für Krupp geworden. Und dasselbe läßt sich von einer zweiten belgischen Fachgröße sagen, einer solchen in dem Bereich des Kriegsgewerbes, von dem Artilleriehauptmann Nieaise. Mit ihren abgefeimtesten Künsten der Verdrehung und Entstellung suchten die Eng» länder nach dem erwähnten Wettschießen der Welt Scheuklappen vorzubinden und sie taub gegen die Kunde von der von Krupp erfochtenen Siegesschlacht zu halten. Da rief es Nicaise, den die belgische Heeresbehörde als Gutachter nach den britischen Eilanden entsandt hatte, laut in alle Welt, die britischen Geschütze seien von nun an als minderwertiger denn die Kruppschen anzusehen. — Die Zufriedenheit, die dierussischen Fachleute über Krupps Feldstücke empfanden, hat der Vielgewandte sogar einmal in seiner fast erheiternden Gescheitheit und Findigkeit ausgenutzt, um ihre Anschaffung bei den zögernden und unschlüs» sigen preußischen Heeresbehörden durchzusetzen. Er reiste, als ihm das Schwanken der Berliner zu lange dauerte, stracks nach Petersburg und erbat und erhielt den General Majewski, einen seinerzeit höchst angesehenen Gewährsmann, als ilbergutachter. Dessen Eintreten für Krupp hat dann tatsächlich in Preußen durchschlagend gewirkt. Wie eine Märe aus alter, alter Zeit klingt's — und ist doch noch kein halb Iahrhundert her, daß die überliefernngsmäßige preußisch-russische Herzlichkeit dem deutschen Waffenschmied seinen heißest ersehnten Wunsch zur Erfüllung brachte. Es war ?inmal!

Das Vorgehen der Deutschland benachbarten Staaten veranlaßte auch die ferner gelegenen, eine rege Bekanntschaft und Fühlung mit dem Essener Werk» herrn anzubahnen und auszubauen. In manchen Fällen haben sich daraus anhaltend dauernde und weitgreifende Wirkungen herausgestaltet. So geschah es mit Spanien, wo Krupp, wie männiglich bekannt, eine Menge Erzgruben er» warb und in Betrieb setzte, sowie viele damit zusammenhängende Mnstereinricktungen traf, so mit der Türkei, deren Gesandter Aristarchi Bey eigentümlicherweise an dem nämlichen Tage in Essen eintraf, an dem .Krupp sehr gegen seinen Witten von jenem beschwerlichen französischen Prinzen heimgesucht wurde. Eine geschäftliche Überzeugung, die einmal Allgemeingut für die europäische Erwerbswelt geworden ist, dringt mit beschleunigtem Zeitmaß über die Grenzen unseres Erdteils selbst in die abgelegensten Plätze der übrigen vor. Das vollzog sich auch raschestens mit dem Ruf von Krupp und den Wundern, die in dem mächtigen Zauberreich seines Gußstahlwerkes zur Wahrheit geworden waren. In Ägypten, in China, in Südamerika und wo nicht immer begehrte

man Lieferungen von ihm, oft unter Kundgabe drängender Eile und unter an-
deren Begleiterscheinungen, die das unüberbietbare Vertrauen auf seine Trutz»
. waffen und Geschosse aufs klarste ins Licht stellten. Schon zu Lebzeiten des
„Kanonenkönigs" — als solchen feierte und rühmte ihn nicht nur die gutmeinende
deutsche Spießbürgerschaft, sondern das ganze Erdenrund, abgesehen von Eng-
land, unbekümmert um Krupps Widerwillen gegen diese Bezeichnung — nahm
oft genug ein Weltenfahrer wahr, daß die verträumten Söhne der innersten Kor-
dilleren oder die kühnschweifenden Beduinen der einsamen Fernen Arabiens .ind
Afrikas von den Namen deutscher Großgeister nur zwei gehört und in den Bestand
ihres Vorstellungsschatzes und ihres Unterhaltnngsstoffs eingefügt hatten — den
Bismarcks, des „Eisernen Kanzlers", und den Krupps, des „Mannes
von Stahl". — Auch in den Unterhandlungen mit seinen von Europas übertünchter
Höflichkeit mehr oder minder unbeeinflußt gebliebenen Abnehmern bewährte
Krupp seine durch nichts zu beeinträchtigende Anschmiegsamkeit, wie seine unbe»
dingt sichere und treffende Menschenkenntnis. Für die Gespräche mit seinen Be-
kannten und Angestellten wurde seine Vertrautheit mit landfremden Geschäfts»
freunden nnd mit deren Gehaben nnd Gebaren eine reichlich sprudelnde Quelle
des Vergnügens, namentlich schnurriger Vergleiche des ausländischen Wesens mit
dem heimischen. So scherzte er einmal lnstig-tiefsinnig über die Schwerfälligkeit
und Entschlußlangsamkeit des obersten preußisch-deutschen Geschützamtes, indem
er für dieses — den De» von Tnnis und den Chediven von Ägyp»
ren als nachahmenswerte Muster hinstellte. Mit denen sei unschwerer und
behaglicher arbeiten; die prüften nicht lange und zahlten vor Empfang der Ware.
Die Gewandtheit und Gewiegtheit von A. Krupp im Verkehr mit dem
Ausland wird eins der leuchtendsten Blätter in seinem Ruhmeskranz bleiben.
Das Gebieterische und Eindrncksmächtige seiner Eigenart und Eigengestalt gibt
sich dabei nicht znletzt in der Tatsache knnd, daß er, der Sproß einer engwinkligen
Kleinstadt, er, der Mann, der sich durch eigene Kraft ans den trüben nnd
gedrückten Verhältnissen eines, wie es schien, unweigerlich dem Niedergang ver-
fallenen Bürgergeschlechtes zu mehr als fürstlicher Höhe emporschwang, von
vornherein und immerdar ein Fein- nnd Zartgefühl offenlegte, das nur im Her-
zen eines wahrhaft Vornehmen, über das Gewöhnliche und Äußerliche Erhabenen
walten kann. In vorbildlicher Gesinnungstüchtigkeit und Formvollendung bat
er von Ingend an heißlodernde Vaterlandsliebe mit weltbnrgerlicher Aufgeschlos»
senheit und Zutnnlichkeit zu vereinigen verstanden. Sein Leben lang hat
dieser selbstgelernte Staatsmann den Nichtdeutschen
gegenüber nie einen Schritt zu wenig oder zn viel getan;
die Nachwelt kann auch jetzt, nach langen Iahrzehnten der
Weiterentwicklung der Weltlage, nirgendwo eine ein-
schlägige Stellungnahme von Krupp als übertrieben
zurückhaltend oder übertrieben zuvorkommend bemängeln.

Alfried Krupp und das Ausland
Franz Richter
Was hat nicht dir Lebensgeschichte dieses Deutschen als eines der hervor» ragendsten Mitschaffer an unserer völkischen Großheit aus den Tagen des Schwel-lrns und Keimens bis zu denen der ersten Ernte unserem und den kommenden Zeitgeschlechtern zu künden und zu melden! Nicht in pomphaftem, kernlosem Redeschwall vor der öffentlichkeit, gleich dem wortfrohen Römer oder Romanen, wohl aber in sanft strahlender, anziehender und mitziehender Gefühlswirkung aus der leisen Stille seines heiligsten Herzensbewußtseins heraus hat dieser siegfried-hafte Recke die sittlichen Leitgedanken unseres deutsch-vaterländischen Werdens und Gedeihens ihrer Vollreife nähergefördert. —

Der Gang der vorstehenden Darlegungen ermöglicht trotz ihrer Gedrängtheit eine hinreichend gerechtfertigte, bemerkenswerte Gesamtschlußfolgerung auf den Ertrag der Lebensarbeit von A. Krupp für den Besitzstand Deutschlands an staat-licher Macht und völkischem Ansehen. Durch und durch verfehlt ist es, nach der landläufigen Art seine Bedeutung mit seinen Verdiensten um das Schmieden des scharfen Nibelungenschwertes der Neudeutschheit als voll erfaßt zu betrachten.

Er hat sich in allewege als ein gewissenhafter und gewiegter Treuwalter der seiner Zeit eigenen und notwendigen Bestrebungen des Deutschtums auf ein ge-wisses Herrentum in der Gemeinschaft der Erdenvölker, als ein heldenhafter Bahnbrecher für die Iahrhunderte alten, durch edelstes Wollen und Können gerechtfertigten Ansprüche seiner und unserer Volkheit im Rat der Weltbürger» schaft erwiesen.

Nicht zu vergessen: Krupp selber hätte, seiner Geburtszeit nach gerechnet, eigentlich noch der Altersfolge der braven „teutschen Ideologen" zugehört, die in verschrobener Selbstentäußerung nicht nur die Forderungen für ihren eigenen Vorteil, sondern auch die für den der Gesamtheit allzu nachgiebig hinter die für den des lieben oder — dreisten Nächsten zurüekzustellen bereit waren. Über diese Allerweltsgefälligkeit brach er, der bodenwüchsige Ruhrlandsohn, der er trotz seinem weltdurchfliegenden Weitblick auch als Erwachsener geblieben war, den Femstab. Er schaltete zwischen sie und die ihn noch mehr abstoßende Eigen-gier niedriger Krämerseelen die vaterländische Zusammengehörigkeit als ange-messeneren Richtpunkt für alle staatsbürgerlichen und großgewerblichen Zukunfts-absichten ein. Indem er für Deutschlands rührige, werkfrohe Iungmannen jene seherische, wunderwirkende Heilsbotschaft vom Gemeinwohl als Zweck der gewerblichen Arbeit in die Welt hallen ließ, sagte er ebenso der rückständigen Selbstigkeit überheblicher Fremdvölker als der unbesonnenen Verflüchtigung der deutschen Kräfte ins Grenzenlose und Unbestimmte Fehde für alle Zukunft an.

Die Einsichtigen unter seinen Landsleuten haben seinen Mahnspruch beherzigt. Mit welchem Erfolg fürs Vaterland diese zielweisende Regelung der deutschen Schaffenstätigkeit gelohnt und gekrönt worden ist, davon singt und sagt das Hohelied der jüngsten deutschen Geschichte wunderviel.

So half Krupp mit machtvollem Schriftwort und mit noch machtvollerem
Beispiel die riesenhafte Arbeitwucht seiner Volksgenossen auf das nächstliegende
und naturgemäßeste Hochziel, das vaterländische, zu sammeln, zu einen, zu bannen,
lind doch: Aus dieser nie dagewesenen Höhung deutschen gewerblichen Vollbrin-
gens entquoll wiederum nach der anderen Seite ein Segensborn für die gesamte
Menschheit, auch für die außerdeutsche, ja sogar die deutschgegnerische, wie er
ihr aus den Landen von der Maas bis zur Mrmel oder anderswoher früher
nie so reich und goldhaltig zugeströmt war, die denkbarst wohltätige Wertsteige-
rung von Gütern für die Veredelung und Hebung der Lebensführung, die ihr
ein Erfinder und Gestalter jemals erwirkt hat.

Das dekadente England.

Von einem ehemaligen Englander.

Kurz vor Kriegsausbruch äußerte ich einem englischen Minister gegenüber
das ihn rötlich verletzende Wort: England ist nach meiner festen Überzeugung
dekadent. Er schnellte empört von seinem Sessel auf und rief mir entgegen: „Wie
können Sie ein solches Paradoxon wagen? Wir, die Nation des Sports, die wir
unsere Glieder stählen und recken, sollen dekadent sein? Den etwas verweich«
lichten, femininen Franzosen wird mit Recht oder Unrecht, was ich nicht unte»
suchen will, ein solcher Vorwurf gemacht, aber niemals habe ich aus ernstem
Munde ein so wegwerfendes Wort über England vernommen." Darauf ant-
wortete ich dem bestürzten Minister mit voller Gelassenheit: „Mit meiner Auf-
fassung stehe ich nicht allein. Der größte englische Denker, den das Victorianische
Zeitalter hervorgebracht hat, Herbert Spencer, hat in seine „Ultimate
Ouestions" diesen Vorwurf nicht nur erhoben, sondern tief begründet. Gerade
im Sport sieht Spencer das, was er „Rebarbarisierung" nennt. Statt ernster
Arbeit, die man den Deutschen überläßt, gibt man sich Spiel und Sport hin,
was doch letzten Endes nichts weiter ist als ein geschäftiger Zeitvertreib. Nach
meiner festen Überzeugung," so fuhr ich fort, „sind wir Engländer auf dem besten
Wege, knlturell zu entarten, weil wir uns die ehrliche und tiefgehende Arbeit nach
und nach abgewöhnt haben, um sie von den Deutschen nnd Franzosen leisten zu
lassen. Deutschland erschöpft sich in wissenschaftlichen Erfindungen und Ent-
deckungen, Koch nnd Behring geben der Medizin ein ganz neues Fundament, in-
dem sie die Bakteriologie begründen. Die Franzosen, vor allem Pasteur, tragen
das ihrige dazu bei, die Wissenschaft zu fördern, — aber wo bleibt England?"

Das dekadente England
Nehmen wir eine große Tageszeitung zur Hand, so finden wir spaltenlange Bericht« über „Records" und „Raees", aber den wissenschaftlichen Errungenschaften wird kaum ein spärlicher Platz eingeräumt. Das Unglück Englands ist sein Faulbett. Es ist hinter das Geheimnis gekommen, statt selbst zu arbeiten, andere für sich arbeiten zu lassen. England macht es dem großen Sklavenhändler nach, der sich vom Schweiß seiner Sklaven mästet, dick und faul wird, um zuletzt selbst an ökonomischer Herzverfettung elend zugrunde zu gehen. England überläßt den Deutschen die Geisteskultur, den Franzosen die Geschmackskultur, um für sich die Finanzkultur vorzubehalten. England war nur noch der große Iobber der Welt. Es kaufte deutsche Erfindungen, es benutzte die Ergebnisse deutscher Wisse,,' schaft, Technik und Industrie; es ließ durch Frankreich diesen Erzeugnissen Schliff und Geschmack geben, um alsdann alle diese Luruewaren mit dem durch den Welt-Handel erworbenen Velde zu bezahlen. Es ergibt sich daher folgender Prozeß: Deutschland leistet die wirkliche Arbeit, Frankreich gibt die Politur, England das Geld.
Den geistigen Niedergang des hochbegabten englischen Volkes sah ich schon vor Ausbruch des Krieges mit beängstigender Besorgnis als unaufhaltsames Schicksal sich vollziehen. Als England vor der goldenen Zeit der Königin Elisabeth noch ein glückliches Eiland war, ohne Weltreichgelüste, ohne Imperialismus, ohne Seetyrannei, da brachte es Geister hervor wie Thomas Morus, Francis Ba.cn vnd Shakespeare. Was hat das Victorianische Zeitalter an geistigen Werten dem ElisabetlMschen entgegenzusetzen? Wo sind die Dichter, die sich mit einem Shakespeare, die Denker, die sich mit einem Bacon, Hobbes oder Zocke messen können? Wo endlich sind die Maler, die an die frühere Größe englischer Knnst auch nur entfernt heranreichen? Der Geldsack hat England erstickt. Der Ehrgeiz, Geldmakler der Welt zu sein, hat alle anderen Begabungen der Engländer überschattet. Deshalb stehe ich mit meinem englischen Kopfe, aber deutschen Herzen auf dem Boden eines im höheren Interesse Englands liegenden Endsiege Deutschlands. Wie die Römer durch Capua verweichlicht wurden, so die Engländer durch den Mammonismus, durch den gierigen Tanz nm das goldene Kalb. England braucht eine gründliche Niederlage, um moralisch und intellektuell geläutert aus diesem tragischen Menschheitsschicksal hervorzugehen. Ein siegendes England würde in meinen Augen das Siebenmeilenstiefel»Tempo seiner Dekadenz nur beschleunigen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß England gerade durch den Krieg seelisch zu gesunden beginnt. Es hat sich aus seiner spielerischen Er» schlaffung aufgerafft und zu deutscher Mannbarkeit entfaltet. Dieser Krieg darf im wohlverstandenen sittlichen Interesse Englands nur mit seiner maritimen Niederlage enden. Erst ein gezüchtigtes, hartgeprüftes, vom Geschick gestraftes England wird es wieder möglich machen, von vorn anzufangen und selbst zu arbeiten, statt die ganze Welt für sich arbeiten zu lassen.

Das dekadente England
Das englische Leben war versumpft. Die Pulsader Englande hieß Börse
und sein Herzmuskel war die Bank von England. Man ging für wenige Stunden
in die City, für eine einzige in die Börse, der sich auch im Dankgewerbe Mit-
glieder der Dynastie angeschlossen haben, um gleich nach dem Luncheon Feier-
abend zu machen, nach 4—5stündiger sogenannter Arbeit in sein Home hinauszu-
fahren und den Frack anzulegen. Der obligatorische Frack eines jeden Gentle-
man, der auf diesen Namen Anspruch erheben wollte, war nur ein äußeres Ab»
zeichen dieser Dekadenz. Bedeutete er doch die allabendliche Krönung des Müßig,
gängertums. Ietzt stellt sich im Kriege plötzlich heraus, daß hinter jedem Frack
die ungebändigte Bestie des Urwaldes steckt, die in Sport und Spiel nach Aus-
lösung gierte. Diese Bestie gefällt mir, offen gestanden, besser als der Frack.
Weil sie ehrlicher ist! Deshalb liegt es im wohlverstandenen eignen Interesse
Englands, daß Deutschland ihm den Frack abgewöhnt nnd wieder zur ehrlichen
Arbeit zurückzwingt. Ein besiegtes Deutschland wäre gleichbedeutend mit einem
versklavten Deutschland und einer Besiegelung der endgültigen Welt-Wasser-
herrschaft Englands. Gerät aber England solchergestalt in ein Phöakenleben hin»
ein, weil es die ganze Welt, auch die begabteste Nation dieser Welt, die deutsche,
sich botmäßig macht, dann rennt England wie das alte Rom unaufhaltsam seinem
dekadenten Verderben entgegen. Nnr am deutschen Wesen kann England moralisch
genesen.
Daß England das Deutsche Reich zu einem kleinen und emsig arbeitsamen
Völkchen herabdrückeu möchte, ist von seinem kommerziellen Standpunkte aus nur
logisch, aber für seinen sittlichen Selbsterhaltungstrieb geradezu verhängnisvoll.
Die deutschen Erfinder kann und will England natürlich nicht entbehren, denn
die Welt wäre armselig, wenn sie keine deutschen Köpfe mehr hervorbrächte. Aber
für England erscheint dasDcutschr Reich als kleine Werkstatt für die große eng»
lisch« Industrie vorteilhafter als die eigne Arbeit, um sich die große deutsche Kon-
kurrenz fernzuhalten. Aber gesund kann ein Volk nur bleiben im ehrlichen Wett-
bewerb, und nicht durch das Unterjochen seines Gegners. Will ma» den deutschen
Partner ehrlich schlagen, dann muß Geist dem Geist, aber nicht Hunger dem
Hunger gegenübergestellt werden.
Vor einigen Iahren hat England ehrlich und ernst ein Bündnis mit dem
Deutschen Reiche unter der Bedingung angestrebt, daß Deutschland seine Armee
verkleinere und seine Marine nicht vergrößere. Warum dies alles? Nicht, weil
England damals wünschte, Deutschland mühelos zu unterjochen, sondern weil es
nicht wünschte, für seine eigne Macht zu kämpfen. England hatte sich den mili-
tärischen Geist nur für Kolonialzwecke gezüchtet. Die eigentliche Bürgerschaft,
vollends der Adel, hatte sich aller Kriegsarbeit entwöhnt und wünschte nichts an»
deres, als in Ruhe gelassen zu werden. Deutschland sollte ihm seine Kreise nicht
stören. Die Betriebsamkeit des deutschen Industriellen, der Erfindungsgeist des
deutschen Technikers, die Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns haben den

Engländer gezwungen, seine Muße daranzugeben, und daher der wilde Haß Eng»
lands gegen den arbeitsamen Deutschen. England hätte es sicherlich vorgezogen,
wie dies Chamberlain durch das Angebot eines deutsch-englischen Bündnisses ge-
tan, die Weltmacht mit Deutschland zu teilen, wenn Deutschland sich hätte
bereit finden lassen, sich auf den Kontinent zu beschränken, um England die un-
bedingte Herrschaft zu Wasser kampflos zu überlassen. Das Kaufen von
Macht war für England immer leichter und bequemer als der Kampf um Macht.
Der Krieg kam. England dekadent,wie es war, erhob sich, aber nicht eigent-
lich zum Kampfe. Nein, England wandte sich zunächst seinen Goldvorräten zu
und zahlte an Frankreich und Rußland, damit sie für England kämpfen. Diese
taten es in dem Glauben, daß sie für sich selbst kämpften. Aber das immer stärker
werdende Zurückgreifen auf Englands Geld rüttelte England wach, und in seiner
verjüngten Kraft erhob es sich. Es holte seine stärksten Männer herbei und
bildete eine Armee. Die Bestie erwachte, und zum ersten Male seit Iahren trat
Kraft statt Indolenz oder Gier hervor. England ist für mich wie ein Lowe, vor
dem die ganze Welt gezittert hat, der aber hinter den Gittern seines Käfigs die
wirkliche Kraft verloren hatte; und das Gefühl von Freiheit, das ihm die Kraft
gab, war auch schon verloren. Wir haben diesen Löwen verwundet, aber nur
verwundet. Sollten wir Frieden schließen, ehe wir ihm den Todesstoß gegeben
haben, so würden wir um der Kraft dieses verwundeten Löwen willen in ewiger
Angst leben müssen.
Wenn wir gewinnen, so würden wir das Edelste in England retten. Eng»
lands Wunden und unsere würden langsam heilen, aber sie würden für uns beide
gesund sein. Das England der Zukunft müßte für sein Prestige arbeiten, und
nicht es kaufen,wie bisher. Und Deutschland würde den Stolz erwerben, der ihm
bisher vielfach gefehlt hat. Wir würden groß aber demütig, siegreich aber still,
stark aber bescheiden bleiben. Um solcher Eigenschaften willen könnte uns jede
ehrliche Nation der Welt die Friedenshand entgegenstrecken.
Als Engländer auf der deutschen Seite stehend, eins mit dem deutschen Ziel,
wünsche ich Englands Niederlage mit der ganzen Kraft meines englischen Ver-
standes und den deutschen Sieg mit dem klaren Bewußtsein, was dieser Sieg für
beide Länder bedeuten würde. Das einzige, was den Ruin für beide Länder im
Gefolge hätte, wäre ein Kompromiß. Das einzige, was uns beide retten kann,
ist ein ehrlicher Kampf bis zum Ende und ein siegreiches Deutschland.

G.Bueh, Dessau:
Die Aussichten der Lebensmiltelsrage in
Rußland.
„In wieweit erscheint die russische Lebensmittelnot behebbar ", schrieb die
„Times" jüngst sorgenvoll. Wie der Knappheit an Lebensmitteln bei einer Auf-
rechterhaltung der militärischen Leistungskraft Einhalt zu tun ist, dürfte den,
Petersburger „Wohlfahrteausschuß" wohl ebenfalls einige Kopfschmerzen be-
reiten, handelt es sich hier doch nicht allein um die so breit in den Vordergrund
gerückte Frage, ob es gelingen könnte, dem Wagenmangel und der Überfüllung
der Bahnstrecken abzuhelfen. Warum sollte das nicht zum mindesten ganz leidlich
gelingen, wenn die Waggonspekulationen aufhören, die Speicher dem privaten
Angebot entzogen werden, die Zugführer und Bahnhofekommandanten ihre groß»
zügigen Bestechungsgelüste einzudämmen haben, wenn das rollende Material,
das nicht mit Militärtransporten belegt ist, nicht nur dem zusteht, der — seine
Verbindungen hat.
Der Beförderungsfrage reiht sich nun aber ein langer Schweif von anderen
nickxr minder wichtigen Tatsachen an, die geeignet sind, die russische Lebens-
mittelversorgung in ein wenig rosiges Licht zu stellen. Von der Möglichkeit, den
aufgerissenen und lüstern gewordenen Volksmund genügend zu speisen,aber wird
es abhängen, ob nach den Hungerrevolten sich eine Neuorientierung ein-
stellen kann, oder ob, wie einst nach den Pariser Brotkrawallen, das Freiheits-
und Gleichheitsgelüst in den Vordergrund der Bewegung treten wird. Der
Russe der Masse ist im allgemeinen bei weitem zu träge, sich, wenn er satt und
warm ist, noch sonderlich aufzuregen. In dem Maße, in welchem man in der
Lage sein wird, genügende und gute Nahrung herbeizuschaffen, wird man auch
das Schnapsverbot aufrechterhalten können. Schnapsverbot nnd Neuorientie-
rung aber stehen in Rußland in einem sehr engen und sehr abhängigen Verhältnis
zueinander.
Die Brotkornfrage steht in erster Linie im Vordergrunde. Genügend Brot-
korn, genügend Hirse und reichlich Buchweizen muß vorhanden sein. Hirse und
Buchweizen kosteten im Mai 1916 nach der „Newoje Wremja" (vom 18. Mai)
über noch einmal soviel wie im Frieden. Vom Iuli 1914 zum Mai 1916 war
für Hirse eine Steigerung um 101 v. H., für Buchweizen eine solche um 123 v. H.
eingetreten. Beide Getreide sind Volksnahrungemittel. Die Preissteigerung,
die hier vorliegt, ist ein Ergebnis des Rückganges des Anbaues. Dem Bauern
hat es nicht gelohnt. Man arbeitet, um Schnape, Tee, Salz, Zucker und
Naphtha zu kaufen; man arbeitet, um seine Steuer zahlen zu müssen. Schnaps

darf man nicht mehr kaufen, die übrigen gewünschten Gegenstände sind nicht vor» Handen, die Steuerpeitsche hat ausgesetzt, weil die Kontrolleure des Semstwo eingezogen sind. Hätte der Bauer noch den Sohn, er würde bestellen; aber der Sohn ist im Kriege, ist gefallen, ist gefangen. Bedürfnislos, ohne Trieb, hat Geldverdienst an sich den Bauern noch nie gelockt. So sind die Felder liegen geblieben, und es wird nur für die Hand in den Mund gesorgt. Alle Verkehrs- erleichterungen können da nicht helfen.

Die Brotfrucht, Weizen nnd Roggen, wurde in dem erforderlichen Maße gebaut. Der Großbesitz Rußlands hat sich ,ioch nie abgeneigt gezeigt, Verdienste wahrzunehmen. Ein spekulierender Geist ermöglichte selbst innerhalb der Kriegs- schwierigkeiten eine Steigerung der Produktion zu erzielen. Roggen und Weizen ergaben ein Mehrproduktion um 24,8 v. H. Für 1916 standen auf Grund der Ernteberichte 12,30 Pud Verbrauchsmenge, statt 7,43 Pud Verbrauchsmenge vor dein Kriege, auf den'Kopf der Bevölkerung. Hier, meint mem, müßte eine geregelte Zu- fuhr demnach Wunder wirken. Die Mühlen — es sind für Rußland Großmühlen und Kleinmühlen zu unterscheiden — haben durch die Verkehrsstockungen derart gelitten, daß ihre Produktionsleistung nach Berichten des „Rjetsch" (8. März 1916) fast um die Hälfte zurückgegangen ist. Die großen Mühlen erhielten keine Kohlen und kein Petroleum, sie erhielten völlig ungenügend und völlig regellos Korn. Sie wurden nicht in die Lage gesetzt, ihr Mehl zu verfrachten. Im Gou- vernement Taurien gingen infolge dieser Zustände innerhalb von drei Monaten 68 Mühlen ein und 98 arbeiteten nur mit halber Zeit. Die Kleinmühlen litten unter dem Mangel der Kornzufuhr und der Mrhlabnahme. Dazu hatten sie so gut wie keine Hilfskräfte mehr. Die Kleinmühlen aber brachten im Frieden eine durchschnittliche Produktionsziffer von 1350 Millionen Pud, das sind für die Versorgung von Mehl für die Bevölkerung nicht zu unterschätzende Ziffern.

Man hat nun — wiederum in Großbritannien — darauf hingewiesen, daß der eingestellte Export doch bei einer „rationellen Verteilung des Konsums" seine Wirkung nicht verfehlen könnte. Man vermutet größere lagernde Bestände. Das, was Rußland an nicht exportierten Kornmengen im Inlande behielt, genügte nicht einmal, um den Mehrkonsum des Heeres auszugleichen, zumal Rußland aus politischen Gründen seine Kornausfuhr nicht unbedingt einstellen konnte. Die nordischen Länder sind in gewissem Umfange mit Kornfrucht versorgt worden, ebenso hat England Mehl erhalten. Von 1913 zu 1915 verglichen, führte Ruß- land 1913 Getreidearten im Werte von 725,1 Millionen Pud aus und 1915 für 36,3 Millionen Pud. (Für 1916 widersprechen sich die Ziffern; sie schwanken zwischen 50 und 40 Millionen Pud Ausfuhr.) Im einzelnen berechnet führte Rußland 1913 für 258,7 Millionen Pud Weizen und 1915 für 11,1 Millionen Pud Weizen aus -. Roggen kam 1913 für 23.3 Millionen Pud, 1915 für 5,8 Millionen Pud zur Ausfuhr. Gerste ging 1913 in einem Umfange von 120,6 Millionen Pud, 1915 in einem solchen von 0,4 Millionen Pud heraus. — Daß Lager-

bestände vorhanden sind, ist ja zweifellos; im Gouvernement Nischnv-Nowgorod hatten die Mühlen ihren Betrieb einstellen und mindern müssen, we,il man unfähig war, das Mehl noch weiter zu lagern. Nach russischen Zuständen ge» messen, nach dem Zustande der meisten Lagerplätze zu urteilen, wird man den größten Verlust gerade an diesen Lagern haben. (Tie vorliegenden Berichte wieder» sprechen sich auch hier naturgemäß.)

Der Fleischnot zu begegnen, dürfte ebenfalls seine recht erheblichen Schwierigkeiten I>aben, die mit der Regelung der Verkehrsnot nicht abgetan sind. In einem weiten Umkreise der Großstädte ist aufkaufbares Vieh nicht mehr vorhanden. Die hohen Preise für Fleisch führten zu Abschlachtungen des Viehes, denen keine Gegenmaßregeln gegenüber standen. In dem tierreichen Wolgadistrikte hatten Ende 1913 bereits folgende Preissteigerungen stattgefunden. Rindfleisch, das vor dem Kriegsausbruche für 6,4V Rubel zu haben war, stieg auf 10 Rubel, Kalbfleisch von 14 Rubel auf 20 Rubel. In den Petersburger uud Moskauer Gouvernements war zu gleicher Zeit eine Steigerung um 95 v. H. eingetreten. („Naigowo-Promushelermajer Gazete" vom 7. April 1916.) Nach der gleichen Quelle waren im Frühjahr 1916 bereits zwei Drittel des Viehbestandes um die beiden Residenzzentren abgeschlachtet. Man hat damals versucht, Gefrierfleisch einzuführen, die Versuche erwiesen sich als undurchführbar, weil mangels genügend eingerichteter Gefrierwagen das Fleisch aufgetaut, das heißt demnach: verdorben ankam. Wenn nun auch feststeht, daß in Sibirien sich ein guter Viehbestand erhalten hat, so ist es doch unmöglich, von dort her den Fleischkonsum, ebenso wie aus dem Kaukasus zu decken. Lebend kann das Vieh aus Mangel an Zweck' stallen nicht verschickt werden — es käme auch ein enormer Gewichtsverlust dabei heraus —, als Gefrierfleisch ist es nicht angängig, weil keine Kühlhallen und Kühlwaggons vorhanden sind. Von den westlichen Gouvernements aber hat man gar nichts mehr an Fleisch zu erwarten, denn hier haben die Heeresrequirierungen den Bestand an Vieh völlig aufgerieben. Das sind für Rußland bedauerliche, nun aber einmal feststehende Tatsachen.

Mit dem Mangel an Fleisch hängt natürlich eine Fettknappheit zusammen. Schmalz, Butter und Talg haben infolge des stark verminderten Angebotes eine Preissteigerung um 100 v. H. und 195 v. H. erfahren. Das Moskauer Nahrungsmittelkomitee stellte für Moskau eine Preissteigerung vom Iuli 1913 zum Mai 1916 um 175 vom Hundert fest. Auch hier ist Sibirien als Reservoir für Lieferungen vorgesehen, wenn die englischen „hohen Eisenbahnbeamten" erst einmal gründlich Ordnung geschaffen haben. Sibirien, auch im Frieden die Hauptquelle der Butterversorgung, hatte einen Export von 4 802 032 Pud (1913). Genügend verteilt, käme man hier zu einer leidlich glatten Rechnung, wenn . . . wenn die Verpackungsschwierigkeiten nicht wären. Man hat keine Versandfässer für den Export in das Inland, bei der gewaltigen Holzknappheit einerseits und dem Mangel an Arbeitshänden andererseits, ist auch gar nicht daran zu

denken, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden. Dazu besteht noch der starke Anreiz zum Versand, der bei dem Aufkaufe der englischen Händler auch troy der Unterseeboote noch anhalten dürfte, zumal der vorsorgliche englische Aufkäufer für Verpackung auf seinen Schiffen sorgt. Die Gesamtausfuhr an Butter ging von 1913 zu 1915 nur von 4,8 Millionen Pud auf 3,4 Millionen Pud zurück.

Nicht viel mehr Freude dürfte die neue Regierung mit der Versorgung des Landes an Zucker haben. Durch den Ausfall der polnischen Zuckerfabriken hat die Industrie 49 Fabriken verloren, dazu kommen noch 12 in den Kriegsgebieten liegende Fabriken, welche nicht in der Lage waren, arbeiten zu können. Trotz dieses Ausfalles konnten noch 232 Zuckerfabriken 1915/16 arbeiten. Man hatte noch eine Ertragsmenge von 110,2 Millionen Pud. Der Verminderung der Zuckerproduktion stand ein Mehrverbrauch von 84,5 Millionen Pud im Frieden auf rund 100 Millionen Pud gegenüber. Eine wesentliche Entlastung erfuhr der Markt durch eine Einschränkung der Ausfuhr auch nicht, denn der Zuckermangel Großbritanniens und auch Frankreichs, das seine Zuckerfabriken fast sämtlich in den vom Feinde besetzten Landesteilen hat, zwangen Rußland zu einer Ausfuhr. Die durchschnittliche Zuckerausfuhr, die 1905 bis 1913 auf 22,9 Millionen Rubel angesetzt war, betrug für 1915 noch 10,3 Millionen Rubel. — Hatte sich die Zuckerproduktion bis zum Frühjahr 1915 auf einem leidlichen Stande ge» halten, kam ein sehr schneller Rückgang von diesem Zeitpunkte ab. Man hatte keine Maschinen, keine Leute, und man hatte vor allen Dingen keinen Rüben» samen mehr. Hierzu kam, daß die Zuckerverarbeitung im Herbst durch den Mangel an Heizmaterial noch unverhältnismäßig erschwert wurde. Im Gouvernement Pnltawa und Zartum sind zweifellos von der letzten Kampagne noch große Lager an Sandzucker vorhanden. Wenn diese Lager anch in keinem Falle ausreichend sein dürften, um der überall herrschenden Zuckernot abzuhelfen, so könnt« man den Hauptzentren doch vorübergehend Zucker zuführen. Hier stellt sich nun wieder die Schwierigkeit ein, daß keine Transportmittel vorhanden sind. Der Versand von Zucker erfolgt in Säcken. Säcke aber sind nicht vorhanden. Sie waren 1915 schon kaum zu erlangen, und die von dem allrussischen Zuckerverbande in Kalkutta bestellten Waren sind im Ianuar 1916 von dem Militär beschlagnahmt worden. Ein Versand in Loren ist nur für Rohzucker möglich, der aber kann dem Konsnme nicht dienen.

Wie mit dem Zucker, steht es mit dem Salze. Obgleich Rußland über die reichsten Salzsteppen verfügt, war der Preis für Salz, vom Iuli 1914 zum Mai 1916 gerechnet, von den Händlern im Rayon Moskau um 134 v. H., im Rayon Petersburg um 114 v. H. gestiegen. Der Mangel an Arbeitskräften wird hier, wenn man die Transportfrage geregelt hat, eine einschneidende Rolle spielen. Nur wenn man dazu übergeht, den Salzexport einzustellen, würde man

erträgliche Zustände schaffen können. Diese Ausfuhr, welche 1915 nicht weniger als 2 397 000 Pud betrug, erfolgte aber auf englischen Wunsch, und das heißt so viel, daß man gezwungen ist, weiter zu liefern.

Davon, daß man hier unhaltbaren und unrettbaren Zuständen gegenüber-steht, dürfte sich die Revolutionsregierung auch bereits überzeugt haben; die neue Hand und auch die neue Ernte können daran nichts ändern.

« ' »»»» -

Dr. Bernhard Münz.

Shakespeare über die Franzosen.

Shakespeare ist auf die Franzosen nichts weniger als gut zu sprechen. Leicht-fertig sind sie, untreu gegen sich selbst. Sie sind guten Regungen nicht unzugäng-lich, haben ritterliche Anwandlungen, aber diese verflüchtigen sich so schnell, wie sie gekommen, sie verdichten sich nicht zu festen Empfindungen und bleibenden Gefühlen, sie sind eben Anwandlungen, die vor der Rücksicht auf den eigenen Vorteil zerflattern.

In „König Iohann" tritt König Philipp von Frankreich warm für das Recht des minderjährigen Herzogs Arthur von Bretagne auf den englischen Thron ein, er wirft sich im Namen des höchsten Richters zum Vormund und Anwalt des holden Knaben auf und erhebt gegen dessen Oheim, König Iohann, die furchtbare Anklage:

Wie kommt es denn, daß du ein König heißest,
Da lebend Blut in diesen Schläfen wallt,
Die jene Kron' besitzen, die dn stiehlst?

Er gelobt feierlich „bei der Hand hier, die herrscht, soweit sich dieser Himmel streckt," die Waffen nicht niederzulegen, bis er den Thronrauber gestürzt, und deklamiert im Angesichre der Mauern von Angers pathetisch, daß er vor dieser Stadt lieber sein königliches Gebein hinstrecken, in Franzosenblut zum Markt-platz waten, als himmelschreiendes Unrecht dulden wolle. Und wie hat er diese Schwüre gehalten? Was ist das Fazit aller dieser Treueide? ?»rtnriuui mnnte«, nascitur riSicmw» mu». Der König von Frankreich, der den Mnnd von des Rechtes Bruch und Fälschung vollgenommen, großmäulig sich als Gottes Bevollmächtigten hingestellt, vergißt rasch seine Mission, als König Iohann, der Anregung eines Bürgers von Angers folgend, darein willigt, daß seine Nichte Bianea von Kastilien sich mit dem Dauphin Louis vermähle, und ihr als Morgengabe die Provinzen Aujon samt Poitiers, Tonraine und Maine zuer-kennt. Und Arthur? Philipps Gewissen regt sich wohl, er muß sich sagen.

daß er sein Recht „Gott weiß, auf andern Weg gelenkt zu eignem Vorteil",
aber die innere Stimme wird durch die Ernennung seines Mündels zum Herzog
von Bretagne und Grafen von Richmond eingeschläfert. Ausgezeichnet philo-
sophiert König Richards I. Bastard Philipp Faulconbridge:

O Welt! o tolle Fürsten! tolles Bündnis!
Iohann, um Arthurs Anspruch an das Ganze
Zu hemmen, hat ein Teil davon erteilt;
Und Frankreich, den Gewissen selbst gepanzert,
Den Christenlieb' und Eifer trieb ins Feld
Als Gottes Streiter: da der schlaue Teufel,
Der Vorsatzändrer, ihm ins Ohr geraunt;
Der Mäkler, der die Treu' zum Makel macht,
Der, täglich Eide brechend, alle plündert:
Und dieser Hang nun, dieser Eigennutz,
Dies allverwandelnde Vermittlerwort,
Für Frankreichs leichten Sinn ein Augenpflaster,
Zieht ihn von seinem selbstgesteckten Ziel,
Von einem ehrenvoll gewollten Krieg
Zu einem schnöden, schlechtgeschloss'nen Frieden.

Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Der Dauphin ist womöglich noch
unehrlicher, als sein Herr Vater. An ihm bewährt sich der Satz: Man soll
den Tag nicht vor dem Abend loben. Sein Hochzeitsfest endet kläglich. Durch
das Dazwischentreten des Kardinals Pandulpho wird der unnatürliche Bund
zwischen Frankreich und England jäh zerrissen. Die kaum ausgelöschte Kriegs-
fackel wird wieder entzündet, Frankreich erleidet eine schmähliche Niederlage, und
Louis bricht, begreiflich genug, in weltschmerzliche Klagen aus. Der päpstliche
Legat, der das Unheil verschuldete, tröstet den Prinzen damit, daß das Glück
die Menschen, wenn es ihnen wohltun will, mit drohenden Augen anblickt. Doch
läßt er es nicht bei solchen Abstraktionen bewenden, sondern rechnet ihm auf
Pfennig und Heller ans, welches Heil ihm daraus ersprießen werde, daß Arthur
in die Gefangenschaft seines Oheims geraten sei. Ein feiner Menschenkenner,
tut er ihm überzeugend dar, daß König Iohann keine ruhige Stunde genießen
könne, solange der Knabe atme: „Auf daß Iohann mag stehn, muß Arthur
fallen." Und dem Dauphin, der zu Beginn d?s Gespräches seinem herzlichen Be-
dauern über das Schicksal des kleinen Märtyrers Ausdruck gegeben, entringt sich
kein Weheruf, kein Wort tiefen Mitleids, da er diesen zwingenden Schluß ver°
nimmt. Er wird nicht vom Fieber geschüttelt, sondern fragt kühl und nüchtern,
was er denn durch Arthurs Fall gewinnen werde. Nachdem der Kardinal ihm
geantwortet, daß er dann, kraft des Rechtes seiner Gattin Bianca, jeden An»

spruch habe, den des Königs Bruderssohn machte, hegt er nur noch das Bedenken, daß der König vielleicht doch Arthurs Leben nicht antasten und durch seine Gefangenschaft sich sicher wähnen werde. Er ist aber tiefinnerlich beruhigt, als es dem geistlichen Seelenkünder gelungen, es zu zerstreuen. Können wir uns wundern, daß der Dauphin, dem das Menschliche fremd ist, den Sturm, der in dem Busen des edlen Salisbury tobt, weil Empörung über den an dem zarten Herzog von Bretagne verübten Frevel ihn zum Überläufer gemacht, mit den Worten zu beschwichtigen sucht:

Komm, komm! Denn du sollst deine Hand so tief
In des Erfolges reichen Beutel stecken.
Wie Louis selbst.

Als ob der Erfolg an sich eine Tat zu adeln, bestehende Werte umzuwerten vermöchte!

Morsch und hohl ist auch das Frankreich Karls VI., eitel, selbstgefällig, frivol, ruhmredig. Der geistreichelnde Dauphin schickt Heinrich V., dem König nach dem Herzen Shakespeares, da er seine Ansprüche auf England geltend macht, eine mit Tennisbällen gefüllte Tonne. Er kennt offenbar nicht den überwältigenden Wandlungsprozeß, den Prinz Heinz durchgemacht hat, und hört hohnlächelnd zu, wie der Connetable ihn abfertigt:

Ihr irrt Euch allzu sehr in diesem König . . .
Und sehen werdet Ihr, sein einst'ger Leichtsinn
War nur des röm'schen Brutus Außenseite,
Vernunft in einen Torenmantel hüllend,
Wie oft mit Mist der Gärtner Wurzeln deckt,
Die äußerst zart sind nnd am früh'sten sprießen.

Ein köstliches Spiegelbild des am französischen Hofe herrschenden Tones bietet uns in „König Heinrich V." die siebente Szene des dritten Aufzuges, die in die geistige Werkstätte des Dauphins, des Herzogs von Orleans und des Lonne table inmitten des Lagers bei Agincourt grell hineinlenchtet.

Der prahlerische Dauphin Karl in „König Heinrich VI." steht an seinem Hofe im Rnfe eines Schürzenjägers. Auch die Iungfrau von Orleans weckt in ihm ungestüm wollüstige Begierden. Das heldenmütige Mädchen erscheint bei Shakespeare im schwärzesten Lichte. Im Gegensatze zu Schiller stellt er es als eine greuliche Here dar, die mit den dunklen Mächten der Hölle verbündet ist. Er läßt die Dämonen der Unterwelt von ihr beschwören und rechtfertigt so ihre grausame Hinrichtung. Aus diesem Umgange erklärt sich auch ihre nach Schwefel» pfuhl dnftende Sprache. Der Löwe Talbot flößt noch im Tode den Feinden Respekt ein; in der Iungfrau aber, die er freilich gereizt, löst seine Leiche nur die Empfindungen des Gestanks und der Verwesung aus. Den Höhepunkt ihrer

Verworfenheit und Verruchtheit bildet ihr Benehmen gegen den Vater, der die
Länder nah und fern durchsuchte, um sie ausfindig zu machen. Er ist entsetzt
darüber, daß sie zum Feuertode verdammt ist, und will in seinem unsäglichen
Schmerze mit ihr sterben. Sie aber will in ihrem Hochmut nichts davon wissen,
daß der arme Schäfer ihr Vater ist; sie verleugnet ihn in der schnödesten Weise:
Elender Bettler! Abgelebter Knecht!
Von edlerm Blute bin ich abgestammt,
Du bist mein Vater noch mein Blutsfreund nicht.
Und da er ihr liebevoll Vorstellungen macht, weist sie ihn ingrimmig von sich
und fährt ihn an:
Pack dich, du Bauer! Ihr habt den Mann bestellt,
Um meines Adels Krone zu verdunkeln.
„Aus der Könige Geschlecht entsprossen, heilig und tugendsam" will sie sein, es
haftet ihr jedoch das gerade Gegenteil von Heiligkeit und Tugend an. Ihre Worte
stehen in diametralem Gegensatze zu ihren Taten. Selbst in Gedanken berühmt
sie sich, keusch und unbefleckt zu sein, und bittet doch um Gnade mit Rücksicht
auf ihre Schwangerschaft. Eine garstige Dirne, eine Metze ist Shakespeares
Jungfrau von Orleans, die bald Alengon, bald Reignier als den Vater ihrer
Frucht angibt.
Ein widerlicher Wurm liegt auch in Reigniers schöner Tochter verborgen,
die sich Heinrich VI. anvermählen läßt und zugleich Suffolks Geliebte ist. Voll»*
ends zeigt sie sich als Unweib in der Szene, wo sie dem weinenden Jork das
gräßliche, in das Blut seines Söhnchens getauchte Tuch überreicht und ihn
verhöhnt, daß er seine Tränen damit trocknen möge.
Der Bastard hat das letzte Wort im „König Iohann". Das Drama klingt
in die stolzen, prophetischen Worte aus:
Dies England lag noch nie und wird auch nie
Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
Als wenn es erst sich selbst verwunden half.
Nun seine Großen heimgekommen sind,
So rüste sich die Welt an dreien Enden,
Wir trotzen ihr: nichts bringt uns Not und Reu',
Bleibt England nur sich selber immer treu.
Was würde der Schwan von Avon zu dem England von heute sagen, das
sich und ihm die Treue gebrochen, aus kleinlichem Krämerneid gegen das bluts»
verwandte Volk der Dichter und Denker seine freiheitlichen Traditionen verleug-
net, in den Kot tritt, sich Hand in Hand mit dem chauvinistischen Frankreich
der furchtbarsten Barbarei, dem Moskowitertum zu Füßen legt, ihm Lakaien-

dienste leistet? Der Seher, dessen Poesie die Poesie des Weltlaufs ist, alle Höhen
und Tiefen des Alls durchmißt und das ganze Menschengeschlecht mit allen seinen
Abstufungen und Verzweigungen durchdringt, würde sein gottverdammtes Vater-
land, das Himmel, Wasser und Erde und alle Weltteile in Bewegung setzen
möchte, um Deutschland, das Herz aller Kultur, zu zerschmettern, und nicht genug
daran, die in England lebenden harmlosen Angehörigen der befehdeten Staaten,
Greise, Weiber, Kinder, mit unerhörter Grausamkeit behandelt und darum von
der ganzen gesitteten Welt als perfides Albion gebrandmarkt wird, nicht mehr
erkennen, er würde beim Anblicke dieses Iudas vor Scham erröten.

Stadtpfarrer Dr. Steinwachs:

Der Mariavitismus.

Ein Zerrbild der alt-katholischen Kirche der Mariaviten in Polen entwirft
„?ater polvniensis" unter obiger Überschrift in der Märznummer dieser Zeit-
schrift und wiederholt darin die alten, von alt-katholischer Seite schon öfter
zurückgewiesenen Märchen.

1887 wurde in Plock von Maria Franziska Kozlowska eine Schwestern-
»vereinigung gegründet. Die Schwestern nannten sich Mariavitinnen, von Daria«
vit», weil sie Nachahmerinnen der seligsten Iungfrau werden und so still ver-
borgen wie diese in Nazareth ihrem Heiland ihr Leben lang dienen wollten. Auf
Anregung dieser Frau traten 1893 einige junge Priester zusammen und gründeten
eine von demselben Geiste beseelte Priestervereinigung, die zunächst einen ganz
privaten Charakter trug. Sie schieden sich zunächst auch in keiner Weise von
irgendeiner Lehre der römisch-katholischen Kirche. Was sie wollten, war lediglich
eine Vertiefung des religiösen Empfindens und sittliche Erneuerung. Sie machten
sich darum die älteste Regel des heiligen Franziskns von Assisi in ihrer ganzen
Strenge und Herbheit zur Lebensregel. Freiwillig verzichteten sie auf Fleisch,
auf Alkohol und Tabakgenuß und nahmen keine Stolgebühren. Obwohl sie das
alles nur für sich persönlich taten und keineswegs die Absicht hatten, mit ihrem
Bunde irgendwie in die Öffentlichkeit zu treten, wurde man doch bald auf sie
aufmerksam und begann sie zu verfolgen. 1904 wurde von Rom ihre Kongregation
für aufgelöst erklärt. In Demut unterwarfen sie sich, nahmen aber, als trotzdem
die ehemaligen Glieder des Priesterbundes weiter verfolgt und ihrer Ämter ent-
setzt wurden, 1906 ihre Unterwerfung zurück, stellten ihren Bund wieder her
und legten Berufung ein an den Papst. Eine Abordnung reiste nach Rom, wurde
da auch vom Papste empfangen, schied aber mit der Gewißheit von Rom, daß

sie hier noch weniger auf Verständnis zu hoffen hätten, als seitens ihrer
Bischöfe in der Heimat. In ihrer Not, in der Heimat verfolgt und mißhandelt,
von Rom zurückgestoßen und durch die Bulle »l'ridu» «irciter abdive nunis"
als zu meidende Ketzer erklärt, wandten sie sich an die russische Regierung mit
Zier Bitte um Schutz und Anerkennung, die sie denn auch später erhielten. Im
Dezember 1906 wurde über den Oberen der Priesterkongregation, den jetzigen
Bischof Kowalski, und die Oberin der Schwesternkongregation Kozlowska die
große Exkommunikation verhängt. Damit war der Bruch vollzogen und begann
sich eine neue Kirche zu bilden. Diese steht in Lehre und Verfassung durchaus
auf dem Boden der alten katholischen Kirche und schloß sich 1909 in aller Form
den alt-katholischen Kirchen an. Der erwählte Bischof der Mariaviten, Iohann
Kowalski, wurde dann im gleichen Iahre in Utrecht von dem alt-katholischen
Erzbischof, assistiert von vier anderen alt-katholischen Bischöfen, zum Bischof
geweiht.

Die Äbtissin Kozlowska hat sicher großen Einfluß auf das Werden dieser
jungen Kirche gehabt, aber nicht in dem Sinne, wie ?»ter poloniensis es
schildert. Ihr Einfluß gründet sich nicht auf „Prophezeiungen und Versprechen",
sondern auf ihre in der Betrachtung unseres Herrn Iesu Christi und seiner Leiden
gewonnene innige Frömmigkeit. Die sie kennen, bezeugen von ihr, daß sie
nichts weniger als eine Schwärmerin ist. Es fällt auch den Mariaviten nicht im
Traume ein, sie der heiligen Muttergottes gleichzustellen, sie als angesagte Braut
Christi zu erklären oder gar anzubeten, wie ?ater r,oIoinensis behauptet.

Von den Anwürfen des ?ater polnnwvsis ist nur eine einzige Beschuldigung
wahr, die „Anbetung des Allerheiligsten Sakramentes", doch berührt dieser Vor-
wurf im Munde eines römisch-katholischen Priesters recht eigentümlich. Daß die
russische Regierung die Mariaviten und die von ihren Priestern eingesegneten
Ehen in Schutz nahm, die, welche sie für nichtig zu erklären suchten und zur Bigamie
verleiteten, mit Kerker bestrafte und den polnischen Alt»Katholiken gestattete, in
der Sprache ihrer Mütter zu ihrem Herrgott zu beten und zu singen, das war
ihre einfache Pflicht und Schuldigkeit. Unwahr aber ist, die russische Regierung
habe ihnen „reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt", und eine Verleumdung
wäre es, die Ehrlichkeit der mariavitischen Priester anzutasten.

In dem, was ?»ter polonien»i» von dem Zurückgehen der Bewegung
und dem gegenwärtigen Stand der Seelenzahl sagt, war der Wunsch nur zu sehr
der Vater des Gedankens. Wir können ihm verraten, daß die eine Gemeinde
Lodz allein mehr Seelen zählt, als er für die ganze Kirche rechnet. Wohl hat
sie schwer gelitten unter dem Kriege, aber wer hat das nicht im Kriegsgebiet? —
Trotzdem konnte sie, von der deutschen Militärverwaltung als alt-katholische
Kirche anerkannt, eine Reihe von Schulen den bestehenden hinzufügen und manch:s
Werk der sozialen Fürsorge beginnen und weiterführen. Vor mir liegt der Be-
richt des Lodzer Weihbischofes vom 20. Februar 1917 an das alt-katholische

Volksblatt in Bonn. Danach zählen allein die mariavitischen Volksschulen in
Lodz 279 Schulkinder und die Kinderbewahranstalten daselbst 291 Kinder. Tag»
lich werden in den drei billigen mariavitischen Lodzer Volksküchen 3000 Mittag»
essen ausgegeben. Von den in den letzten acht Monaten dort ausgeteilten 579 KVO
Mittagessen wurden 88 771 unentgeltlich abgegeben.
Wer den Mariavitismus kennen lernen will, der studiere einmal, was die
Mariaviten in ihrer Armut und in den wenigen Iahren ihres Bestehens alles
für die Armen und Ärmsten in Polen getan. Und wenn er dann denkt an des-
Heilands Wort „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", dann wird er ein
ganz anderes Bild von dieser alt-katholischen Kirche bekommen, als es ?äter
poIouiell«is gemalt.

Dr. pkil. Rosa Heine:

Deutschland und die Deutschen in der russischen Literatur.

1. Turgenjew.

Es wird seit Ausbruch des Krieges vielerlei über einen tiefgehenden Haß
Rußlands gegen Deutschland gesprochen und geschrieben; erinnert sei vor allen
Dingen an den oft erwähnten „Offenen Brief über das Verhältnis von Rußland
zu Deutschland", von Professor v. Mitrofanoff (Preuß. Iahrbücher, Iuni 1911).
Nun scheint es schwer verständlich, daß ein Volk ein anderes von Grnnd
auf hassen sollte, weil die beiden sich auf politischem Gebiete zeitweilig nicht
einigen können. Hat doch, abgesehen von vorübergehenden Mißstimmungen gegen
Deutschland, zwischen diesem und Rußland eine traditionelle Freundschaft bestan»
den. Ein dauernder Haß würde sich nur dann verstehen lassen, wenn im Wesen
der beiden Völker unvereinbare Gegensätze schlummerten, daher bedarf das von
Mitrofanoff und anderen Mitgeteilte einer Nachprüfung, die hier versucht wer»
den soll.
Wir wollen die literarischen Werke zweier hervorragender Russen, eines
Westlers und eines Panslawisten, — Turgenjew und Dostojewski —, daraufhin
untersuchen, welche Stimmung in ihnen Deutschland und deutschem Wesen
gegenüber zum Ausdruck kommt, denn man darf annehmen, daß diese beide»
Schriftsteller die wahren Empfindungen der russischen Seele zum Ausdruck bringen.
Diesen Weg zu gehen, um die Stimmung eines Volkes einem andern gegenüber
zu erfahren, wäre wohl überhaupt der richtigere, als ein Volk nach politischen

Artikeln zu beurteilen, die zu bestimmten Zwecken und so manches mal ohne Gefühl für die Volksseele geschrieben werden. Die hier vorgeschlagene Untersuchungsart gilt ganz besonders für Rußland, in dem die Dichter oft eine führende Rolle haben und oft zugleich auch Publizisten sind.

Iwan Szergeewitsch Turgenjew (1818—1883) war Sohn eines Obersten, brachte seine Iugend auf dem Lande zu, wo er die Leibeigenschaft in der aller» schlimmsten Art sah. Turgenjew studierte an der Universität Moskau, Petersburg und Berlin; von seiner Studienzeit in der deutschen Hauptstadt datieren seine Freundschaften mit deutschen Literaten. Von großem Einfluß auf Turgenjew war seine Beziehung zu der Künstlerin Pauline Viardot und ihrer Familie; vom Jahre 1863 bis 1871 lebte Turgenjew mit Viardots zusammen im Tiergartental bei Baden-Baden. Hier besuchten ihn seine Berliner Freunde, u. a. Paul Heyse, Paul Lindau, Ludwig Pietsch. Der letztere weiß Turgenjew viel Gutes in seinen Erinnerungen aus den 50er und 60er Iahren nachzurühmen. Während des Deutsch-Französischen Krieges war Turgenjew „gestimmt wie ein Deutscher . . . mit der ganzen Seele auf Seiten der Deutschen". Am Tage nach der Kriegs-erklärung trifft er Moltke am Mittagstisch in einem Berliner Hotel, und er wird in Erstaunen gesetzt durch „die Ruhe, Kraft, Klugheit seiner Züge". — Nach der Niederlage Frankreichs wurden Turgenjews Sympathien etwas, wie er sich ausdrückt, „verschoben", die Deutschen wurden Eroberer und an den Eroberern hängt sein Herz nicht besonders. Und er bemerkt bei den Siegern Fehler, die ebenso ärgerlich sind wie diejenigen der Besiegten.

Turgenjews eigenes Verhältnis zu Deutschland kommt klar zu Tage in seinen Erinnerungen; er erzählt, wie er sich kopfüber in das „Deutsche Meer" stürzte, um sich zu reinigen und wiedergeboren zu werden; er konnte es zu Hause nicht aushalten: „Ich mußte mich von meinem Feinde entfernen, um mich eben aus der Entfernung auf ihn mit größerer Wucht werfen zu können. In meinen Augen hatte dieser Feind eine bestimmte Gestalt, er hatte einen bekannten Namen; dieser Feind war die Leibeigenschaft. Unter diesem Namen faßte ich alles zu» sammen, was bis zu meinem Ende zu bekämpfen ich mich entschieden hatte, mit dem ich mich niemals zu versöhnen geschworen hatte. — Das war mein Hannibal-schwur, und ich war nicht der Einzige, der ihn damals ablegte. Und ich bin nach dem Westen gegangen, um ihn besser erfüllen zu können*)."

In einem Brief an den russischen Dichter Apollon Maikow schildert Dosto-jewski seinen Besuch bei Turgenjew in Baden-Baden, wobei Dostojewski über die Deutschen viel zu klagen wußte, worauf Turgenjew sagte: „Wenn Sie so sprechen, beleidigen Sie mich persönlich. Sie wissen ja, daß ich mich hier end-gültig niedergelassen habe, daß ich mich für einen Deutschen und nicht für einen

Die, Zitate sind Turgenjews „Ausgewählten Werken' entnommen, (falls keine anderweitige Angabe vorliegt! Autorisierte Ausgabe, 1332, Vehrs Verlag, Hamburg und Mitau.

Russen halte und darauf stolz bin*)." Das Gesagte genügt, um Turgenjews Achtung vor Deutschland zu charakterisieren, wenn er auch bei der Unterhaltung mit Dostojewski gereizt war und vielleicht etwas zu stark aufgetragen hat.

Im Verhältnis zu diesen einfachen Feststellungen ist die weitere Aufgabe schwierig, dichterische Gestalten für die Zwecke unserer Untersuchung aus dem Zusammenhang ihrer Umgebung herauszulösen, um eine bestimmte Analyse an ihnen vorzunehmen; man muß sich dabei klar machen, daß ein Künstler bei der Komposition seiner Werke vor allem künstlerische Grundsätze bestimmend sein läßt. So sind manche Personen im Roman nur wie Farbflecke in einem Gemälde, ohne selbständige Geltungswerte verwendet, um etwa andere durch Kontrast stärker hervortreten zu lassen. Wenn Turgenjew z. B. im „Adligen Nest" den Deutschen Lemm darstellt, dann sieht de? Leser, daß diese Gestalt gezeichnet wurde, um die Heldin des Romans, Lisa, stärker hervortreten zu lassen. Lemm dient als Kontrastfarbe. Bei einer Charakteristik Lemms, und um zu zeigen, welch prächtiger Mensch Lisa schätzt, sagt Turgenjew von ihm: „ ... mit jenem Feuer und jener Kühnheit des Gedankens begabt, die nur der germanischen Rasse eigen sind." Sonst spricht sich der Dichter in diesem Werke nicht weiter über deutsches Wesen aus.

Mit liebevollem Humor behandelt Turgenjew in der Erzählung „Faust" einen Deutschen namens Schimmel. Nicht ohne Interesse für unsere Betrachtung ist die Art, wie der Dichter den Eindruck schildert, den Goethes Werk bei einer bestimmten Gelegenheit machte. Es heißt: „Das erste Beifallszeichen entfuhr dem Munde des — Schimmel genannten — Deutschen (ein vom Schicksal umhergeworfener Mann, in einem kurzen, braunen Rock, sauber rasiert, einem recht bescheidenen, ehrlichen Gesichte, mit zahnlosem Lächeln und einem Geruch von Zichorienkaffee, — ohne den kein Deutscher auf Erden wandelt). — Wera rührte sich nicht, ich blickte zweimal verstohlen nach ihr hin, ihr Blick war aufmerke sam . . . auf mich gerichtet .... Nach der Szene zwischen Faust und Gretchen beugte sie sich etwas vor, legte die Hände ineinander und blieb unbeweglich in dieser Stellung bis zu Ende . . . Als ich fertig war, als das letzte „Heinrich" ertönte, rief der Deutsche mit Rührung aus: „Meist Gott, wie schön!" —"

Im Iahre 1872 erschienen die „Frühlingsfluten". Turgenjew gesteht selbstv daß er unter dem Eindruck des „deutschen Stolzes" auf die Kriegführung im Iahre 1870 diese „kalte Douche" in den „Frühlingsfluten" den Deutschen gegeben habe, aber natürlich sind die „Frühlingsfluten" nicht der „kalten Douche" wegen geschrieben worden. Autobiographische und künstlerische Momente sprechen hier mit. Der selbstbewußte und zielsichere Kommis Karl Klüber ist schließlich auch eine Art Kontrastfarbe für den willensschwachen Ssannin. Die deutschen Offi» ziere, Erzellenzen, Literaten bekommen Hiebe, sogar die deutsche Küche ist nicht verschont geblieben.

') F. Bt. Dostojewski Briefe. Piper, München. 1914.

in der russischen Literatur
Rosa Heine
In „Assja" findet man folgende Zeilen: „ . . . behagliche Mühlen, mit
lustig kreisendem Räderwerk, treuherzige Gesichter des Landvolkes in blauen Kitteln
und grauen Strümpfen; knarrende, träge Fuhren mit wohlgenährten Gäulen,
bisweilen auch mit Kühen davor, jugendliche Fußwanderer mit langem Haar
auf reinlich gehaltenen, mit Apfel» und Birnbäumen besetzten Pfaden. Selbst
jetzt denke ich noch mit Vergnügen an die damaligen Eindrücke zurück. Sei mir
gegrüßt, bescheidener Winkel germanischen Bodens mit deiner anspruchslosen
Genügsamkeit, den überall sichtbaren Anzeichen fleißiger Hände, ausdauernder,
wenn auch nicht rascher Arbeit . . . Gruß dir und Friede!"
In folgendem beschäftigen wir uns mir Turgenjews kritischem Aufsatz über
Goethes „Faust". Hier ist Turgenjews Beurteilung deutscher Art ungleich
sicherer festzustellen, als durch das Medium seiner Romanfiguren, die, wie wir
schon oben bemerkten, in erster Linie künstlerischen Prinzipien ihre Gestaltung
verdanken. Im Aufsatz über „Faust" heißt es: Schon der Name „Faust"
machte einen seltsamen Eindruck; „wir fühlten, daß sich in
dieser Dichtung das ganze Dasein eines denkenden, nicht mehr
jungen, uns fremdartigen Volkes ausprägte". Vor diesem Werk
hat man sich entweder gebeugt oder man verstand es gar nicht und sprach
von „nebelhaftem Produkt". Turgenjew hält den „Faust" für „eine erhabene
Dichtung, die Ausdruck einer ganzen Epoche ist, in der jeder Bürger sich in einen
Menschen verwandelte und nichts außer der menschlichen Vernunft und der Natur
anerkannte". Weiter sagte er, daß in Frankreich die Herrschaft der Vernunft
in die Tat umgesetzt wurde, in Deutschland in die Theorie, in Wissenschaft und
Dichtung. Dann spricht sich Turgenjew auch über Goethes
Persönlichkeit aus. „Er war ein Dichter ersten Ranges, ein Dichter und nichts
weiter"; was Goethe tat, sagt Turgenjew, tat er mit voller Kraft, alles Irdische
spiegelte sich in seiner Seele wieder; ein Sohn der Reformation verkörperte er in
seiner Erscheinung alle Wünsche und Bestrebungen des Volkes, Goethe war „nur
deshalb ein Deutscher, weil es nur den Deutschen gegeben ist, einfach Mensch
zu sein". Im gleichen Aufsatz finden sich noch folgende Worte: „Lessing,
ein deutscher, gesunder, scharfsinniger Kopf ersten Ranges."
In Turgenjews „Erinnerungen an Belinski" (ein russischer Kritiker) steht
ein Saß, der gerade mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Gegenwart ein beson-
deres Interesse verdient; er lautet: „Der Deutsche sucht, den Mängeln seines
Volkes abzuhelfen, sobald er ihre Bedenklichkeit erkannt hat."
Man sieht, Turgenjews Urteil über Deutschland ist durchaus nicht negativer
Natur, im Gegenteil, er hat ein offenes Herz für alles Positive in Deutschland —
so rühmt er den Idealismus, die Kühnheit des Gedankens, den Fleiß und viele
gute Eigenschaften des Deutschen. Das vollständige Verständnis, welches Turgenjew
für Goethe zeigt, könnte sogar einem Deutschen Ehre machen. Die Einschätzung
Lesfings ist auch von Gerechtigkeit durchdrungen. Im Aufsah über Goethes „Faust"

sagt zwar Turgenjew, daß die Deutschen „fremdartig" für die Russen sind, aber „fremdartig" ist nicht als unbeliebt oder gar verhaßt zu deuten, und die Wärme und die Herzlichkeit, mit der er in „Assja" Deutschland Gruß und Frieden sendet, ist in keinem Fall mißzuverstehen.

Johann Arany:

2ö(!^?!(^(. Gedanken über den Friedenskongreß, 1850*).

Deutsch von Ministerial.Sektionsrat Armin Barät (Budapest.)

In alten Zeiten suchten schon
Die Geister bester Prägung
Zu finden das geheime Werk
Der ewigen Bewegung.
Der Neuzeit Weisen lächeln kühl
Ob solcher Albernheiten —
Der Ruh, des ewigen Friedens Ziel
Als Steckenpferd sie reiten!
Ein herrlich Ziel, des Strebens wert:
Des Friedens weiße Lilie!
Die Welt in Lieb' und Treu vereint
Zur einzigen Familie!
Verbrüdert, wie es Sitte war
Vieleicht vor Kains Tagen —
Denn seither hat die Schrift uns nur
Von Haß und Neid zu sagen.
Und wie die Menschheit einen Gott
Als ihren Vater ehret.
An den der — Ungebildeten
Gebet sich eifrig kehret,
So soll auf Erden die Vernunft
Slls höchste Macht nun thronen,
Als Hort des Rechtes, nach Gebühr
Zu strafen und zu lohnen.
Daß Blut sich gegen Blut nicht kehrt.
Rächend das Schwert zu wetzen
Für scheinbar' Recht, Nationenstolz.
Von Götzenwahn besessen;
Daß nicht ein Volk das and're würgt
In wild geschürtem Hasse,
Daß nicht an eines Volkes Grab
Frohlockt die andre Rasse.

*) In Ungarn feierte man in diesen Märztagen die Zentenarseier der Geburt des größten ungarischen Epikers Johann Arany. Obschon als Mensch und als Dichter Erzmagyare, weisen seine Werke unter denjenigen der ungarischen Klassiker die meisten verwandten Züge mit deutschen und englischen Dichtergrößen auf. Gleichwohl sind verhältnismäßig nur wenige Schöpfungen Aranys in fremde Sprachen übersetzt, vor allem der erste Teil seines Hauptwerkes „Toldi". Tie bedeutendste deutsche Übertragung ist „Budas Tod", das schönste Stück eines unvollendeten Helden-mythologischen nationalen Sagenkreises. Hauptsächlich sind es seine Balladen, die sich durch packende Tragik des knappen Vortrages und durch virtuose Behandlung der ungarischen Sprache auszeichnen, deren Schönheiten auf Aranys Leier wahre Triumphe feiern. Diese Meisterschaft schenkte den Ungarn drei unvergleichliche Shakespeare-Übersetzungen: Hamlet, Sommernachtstraum und König Johann. Die Dichtung, die wir hier unseren Lesem in deutscher Übersetzung darbieten, gehört in die erste Schaffensperiode des Dichters und ist zur Zeit der pazifistischen Bewegung 1850 entstanden. Diese Verse machen heute geradezu den Eindruck einer visionären Offenbarung über das leider nur zu zeitgemäße Thema vom Krieg und vom Frieden und wirken durch ihre Aktualität stellenweise wahrhaft erschütternd.

Weltftiede
Johann Arany
Daß nie der Blumen holde Pracht,
Der Früchte reiche Mengen
Vernichte wildes Kampfgewühl
Auf Äckern, Bergeshängen.
Auf blut'ger Spur, wo falschen Ruhms
Gehißte Banner wehen,
In düst'rem Flug'nicht zieh'n einher
Des Hungertodes Krähen.
Die Mutter den lebend'gen Sohn
AIS Toten nicht beklage.
Die Iungfrau nicht durchzittre bang
Der Brautschaft öde Tage,
Nicht troure ach fo jung das Weib
Um ihn mit zarten Waisen,
Dem sie nicht durfte — welche Pein! —
Die Totenehr' beweisen!
Daß nicht der Iungen Gräberreih
Der Greis bekümmert zähle.
Die Orte nennend, heimisch, fremd.
Mit schmerzgebeugter Seele,
Daß nicht sein tränenfeuchtes Aug'
In blaue Fernen blicke.
Hilflos entgegendämmernd hier
Dem letzten Augenblicke.
Daß die Erinn'rung später Zeit,
Wie ferner Kindheit Tage,
Traumhaft sich nur entsinne einst
Der blut'gen Kriegsgelage
Und Friede sei für ew'ge Zeit
Nach Gottes milder Lehre,
Der hier beginnt und weiter wirkt
In hoher Himmelssphäre!
Welch eitle Müh', verlor'ne Kraft
Ohnmächt'ger Kampfeswellen
Des überschäumenden Gefühls,
Die jammervoll zerschellen
Am harten Fels der Niedertracht,
Von dessen mächt'gen Barren
Sie kaum ein Spaltchen ausgehöhlt
In Hunderten von Iahren!
Seit und solang die Welt besteht,
Gab's stets, wird's immer geben
Gewalt'ge, Herrscher von Natur,
Schwache, die sich ergeben.
Wie wollt den Starken bänd'gen Ihr,
Ihn milde Nachsicht lehren.
Wie sänftigen des Schwachen Drang,
Am Kettenring zu zerren?
Wer wagt's, zu zähmen die Gewalt
Urmenschlich wilder Triebe,
Wenn aller Unflat überquillt,
Wenn Haß verscheucht die Liebe,
Wenn Weisheit und Vernunft beschimpft
Entflieh'n dem eig'nen Hause,
Wie einstens die Propheten floh'n
In des Einsiedlers Klause.
Kann nicht ein neuer Prometheus
Das Himmelslicht entwenden,

Zu stecken fürchterlich in Brand
Die Welt an allen Enden?
Kann eine neue Völkerflut
Nicht stehen vor der Türe? . . .
Seht doch, was die Geschichte lehrt,
Und sagt, ich phantasiere!
In den Annalen blätternd man
Viel trübe Lehren findet:
Schaumblasen gleich wie Volk auf Volk
Erscheinet und verschwindet!
Weh dem Geschlecht, dem Glanz beschert,
Sein Schicksal ist besiegelt:
Versinkend in der Zeiten Flut
Bald nur sein Grab sich spiegelt.
Die Allmacht sorgt für's Ganze nur,
Auf's All ihr Aug' sich kehret.
Wenn ein Geschlecht, wie Sauerteig,
Vor Überreife gähret.
Wenn es geschwächt an Körperkraft
Und überhitzt im Geiste
Vor Schwäche und im Überreiz
Nach Friedenssegen heischte;
Wenn aus der Menschheit faulem Sumpf
Nur üble Sitten quellen,
Milliarden neuer Sünden sich
Den alten zugesellen.
Wenn Arbeit fremd dem Reichtum bleibt
Und eins dem andern trotzet,
Wenn abgefeimtester Betrug
Als Geist der Ordnung protzet,

Assaf Ciffrin
Vom jüngsten Drama
Wenn züchtiger Familiensinn
Nichts gilt und wenn die Weiber
Sich bieten feil, die Männer mich
Der eig'nen Frauen Leiber;
Den Vater mordet hin der Sohn,
Einander Blutverwandten. . . .
Ihr Trost: ob wirklich blutverwandt.
Dies zweifelhaft sie fanden. . .
Wenn steinern wird des Reichen Herz.
Stumpf brüten hin die Armen,
Kurz: wenn Zivilisation
Uns meistert ohn' Erbarmen:
Stürzt plötzlich vor ein wildes Volk
Mit ungestümem Trabe
Und i'lberftrömt dem Meere gleich
Der alten Welt Gestade.
Laßt doch den unfruchtbaren Streit!
Längst hat es Gott entschieden —
Des Menschen Amt ist: Mensch zu sein
Im Kriege wie im Frieden,
Der Gottheit würd'ges Ebenbild
Und brave Bürgerseele,
Berufen, daß er dort, wie hier
Den besser'n Teil sich wähle.
Assaf Cifsrin:
Vom jüngsten Drama.
i.
Die Kritik darf All» und Eintagssprache nicht reden; in der Zeit nicht er.
sterben, in der ein Tageskommentar vergilbt. Wohl den Zeitläuften Untertan,
ist sie laufender Zeit nicht versklavt, und damit ergibt sich die Forderung: das
allzufertige Zeitgemäße, das stets nur Gewand bedeuten wird, abstreifen und
nachzeitgenössisches Empfinden in sich tragen; so wird das Bleibende
im sausenden Wandel beim Kern erfaßt. Um das Bleibende, den Niederschlag
brodelnden Kunstumschmelzens, ist es zu tun. Im steten Pendelschlag, seit Urbe,
ginn der Welt, über Erdbeben. Revolutionen, Neugeburten hinweg, gilt das Ge»
setz der Schwere: ein Planeten», Erden», Weltgesetz! — und so ist has Ziel der
Kritik, das Wunder tiefmenschlichen Gleichmaßes in der Kunst, das im Wesen
des Menschentums Verankerte — ob trüb' oder heiter — festzuhalten und ein»
zurahmen . . .
. . . Einrahmen, wenn der Dichter das Bild dazu gibt, oder wenn der Dichter
selbst zu einem klaren Bilde geworden. Einrahmen mit kostbarem Gepränge,
wenn Dichter sprechen . . ., allein auch Wassergräben ziehen, wenn sehrendes
Feuer sich auszubreiten, unsere Speicher mit unserem Besten in Asche zu legen
Gebärde macht.

Vom jüngsten Drama

Assaf Ciffrin

Die Kritik will die Statue nicht entkleiden; will eher ein Gartenbeet um sie legen! Nicht nehmen, antichambrieren, immer nehmen — sondern geben, formen, geben . . ., wenn zu geben ist. Sie formt, wenn der Dichter stofflich gibt. Urteilen ist Formgebung!

Die Kritik ist nicht deskriptiv (Inhaltsangabe!); sie seziert das Seiende, Lugt aus nach Organischem, nach Geschwüren, nach Seidennähten! Sucht die resultierende Wirkung nach ihren Komponenten zu zerlegen. Ton, Farbe, Hand» lung, Stil, — als äußere Atribute —, Menschentum, Bekenntnis, Echtheit, — als innere Werte — ergeben die Endwirkung, in der relativ Gutes — in unseren Tagen —.oft mit absolut Schlechtem sich vermengt. Diese Zerlegung, die nicht Entkleidung ist, zeigt nur die Fugen eines Ganzen in sich, nicht das zerfallene Gemäuer. Erhellung der Wesenszüge, die so gern sich verbergen, beim Schlechten und Handwerksmäßigen fast zur Unkenntlichkeit verschrumpfen . . . und wie Magenkrebs wirken. . . .

Die Kritik steht zwischen Wissenschaft und Kunst; ist intuitiv und logisch; bildet eine Brücke zwischen despotischer Subjektivität und lichter Gegenständlichkeit. Pendelnd nach beiden Polen — allein des Flusses Lauf überschauend. Der Beherzigung wert: vom Iünger der Wissenschaft und der Kunst.

Slls Formende spricht die Kritik, im besonderen zu jenen, die den Inhalt kennen. Sie steht innerhalb, in dergleichen Luft, wie die Dichtung selbst^- wenn auch nicht auf gleichem Podium. Während die Bühne das Werk in den Fluß der Zeit abwickelt, (was der Leser selbst als Mitdichter auch vollführt), sitzt sie im Nachen — als von der Strömung Mitgeführte — und lugt ins Land, das der Strom auf der Reise durchspült (im Gegensatz zu Malerei und Bildner» kunst. den von der Zeit mehr losgelösten Künsteu). Man muß ein Zeitteilchen sein, mitschwirrend und mitsausend in der EntWickelung des Werkes, — um nicht zerstörender, zersetzender Anatom allein zu sein.

Das Aufbauende, Geschlossene, die Formung bleibt das Ziel. Die Mittel bleiben einerlei: Spaten, Meißel, Lied. Spiel. . . einerlei. Die Wirkung, das Gewirkte, muß ein Bild der Ganzheit sein. Scheinwerferlicht, des das Schönste selbst bedarf, um bleibendes Relief zu werden. Reliefgestaltung ist Kritik. Und wie mit dem Werk und dem Lichtstrahl: unpersönlich im Gegenstand, persönlich im Urteil.

II.

Hans Kyser schrieb Besseres schon als das Schauspiel „Charlotte Stieglitz". Hier drängt sich das Gefühl der dichterischen Ausgebrannt» heit auf: viel Asche auf glimmendem Zunder; nur wenn so ein zahmer Wind, den er dramatisch künstlich heraushaucht, (wie das spontane Erwachen des Weibes in Charlotte zum Nächsten des anderen Geschlechts), dann sieht man menschliche, lebendige Glut. Bleibendes, wenn es auch mancher besser, hellklingender schon ausgesprochen . . .

Assaf Ciffrin

Vom jüngsten Drama

Kyser steht mit seinem Werk zwischen dem symbolisch-aktiven „Drama" der Heutigen und dem psychologisch ausgeglühten „Schauspiel" der Gestrigen: Ibsenepigone mit der Puderquaste des Modernen. Hält an der Einmaligkeit des Ereignisses fest und verzichtet nicht auf die Allgemeingiltigkeit, auf das Symbol. In diesem Fall: die Selbstopferung des Fleischlich-Weiblichen für das Geistig-Männliche.

Der Zuschauer hat die Empfindung der Mattheit — der Kritiker die der Zersplitterung. Man vermißt das Scheinwerferlicht der Per» sönlichkeit für das Einmalige, die Tiefe des Psychologischen für das Allgemeine. Etwas aus beidem entstand: etwa Neutraltinte. . die (auf bleichem Untergrund) auch Spuren hinterläßt . . .

Das Buch*) spricht mehr, offenbart manches Tiefe — weil es unmittelbarer (da man das Eingeklammerte lesen muß) wirkt. An solchen Stellen der Tiefe ist man gefesselt — an Stellen dramatischen Aufleuchtens, schaut man, bestenfalls lau, wie der Dichter zu wirken sucht; wie er wirken will!

Die herostratisch-heroische Tat, wie sie Kyser gibt, streift an Komik, weil Charlotte Stieglitz den Selbstglauben, der eine Selbstvernichtung rechtfertigt, nicht besitzen kann. Sie kann sich keine Fackel wähnen — den Dichterling nicht einen Pulverturm: sich in ihn zu schleudern, selbst durch den Tod, mußte ihr — wie Kyser schildert — Wahnsinn scheinen. Hier liegt der Kern des Komischen. Tie Opferungstat ist um das Erhabene im Heroischen geprellt. Da fehlt Kyser die feste Hand; er wirkt matt.

Sein Hemptzug, seine Tension nach Tiefe, bleibt im Sprachlichen stecken; das dramatisch Zusammenschweißende, letzten Endes Vertiefende, fehlt in diesem Stück. Er gibt einen Ausschnitt aus der Zeit Reihel Varnhagens, aus dem Salon der Iägerstraße in dem Romantiker»Berlin. Das Romantische der Zeit entsteht, weil durch Worte faßbar, die romantische Opferung Charlottens verdämmert, weil es Kyser an Wucht gebricht: an Mut der dramatischen Persönlichkeit.

In dem Werk ist das Pochen eines Aufstandes nicht fühlbar — noch die Glut eines Bekenntnisses. Trotzdem ist Kyser echt. Das Schauspiel ist ein Stück lichter Intelligenz, die nicht zündet, die aber zeigt, daß sie sich zu einem Werk des Menschlichen zusammenballen und neu gebären kann! Und Kyser wird geben, weil er echt ist. . . .

Gäbe es noch eine einzige solche Frau, wie Kyser sie gibt, dann wäre dos Bild der Charlotte Stieglitz nicht wie das Weib Loths im Anblick der schwefel» brennenden Stadt Sodom — der klaren Erkenntnis — zur Salzsäule erstarrt. In dieser Einmaligkeit liegt nun einmal herbe Komik.

Für Schopenhauer ist der Intellekt das Licht, das sich der Wille ansteckt. Hier mangelte der Persönlichkeitswille — wie dem Stein der Weisen — der Weise selbst. Kyser hält ihn schon im Geist — noch nicht im Herzen. . .

*) S, Fischer.Berlin.

Vom jüngsten Drama Assaf Ciffrin
m.
Georg Kaiser steht auf eigenen Füßen — obwohl er auf dem Antlitz
auch Züge von Wedekind und Shaw trägt: Satyriker und Poet. Einen
milden Abglanz dieser Züge gibt „die Sorina" — Wirklichkeits'
forbe besitzen zwei andere Dramen.
„Die Sorina"*) ist ein zahmer Aufschrei, ein Halbbekenntnis: „mir erging
es so! so saht Ihr mich — und so sehe ich Euch!" Ein Ausrufungszeichen,
das sich selbst, auf Amtes Geheiß, entfärben mußte — weil es „Kindermord"
auf dem Titelblatt trug und des Herodes Mord an den Neugeborenen in den
modernen geistigen Kindermord übersetzt. Der Kindermord wird nie ersterben,
ist symbolisch — während „Sorina" farblos ist und auch „Rosina" heißen dürste.
Der „Kindermord" liegt in symbolischer Dämmerung — und ist eine Auf-
lehnung gegen die rohe Gewalt. Dieser lustige Kindermord, der weinen machen
müßte, erinnert an Moliöre, an einen Großen, der die Welt aus Ewigkeitsaugen
sah. — Die „Sorina" leuchtet nur im Schein des Herdfeuers, das Voll-
endeteres schuf und wirkt, weil ich weiß, daß der Autor jemand ist, der
etwas zu sagen hat, wenn auch nicht durch dieses Stück. Man empfindet: der
Autor verläßt sich auf seine besseren Werke ....
Hier schwankt er zwischen billiger Komik der Situation und tragischem Eia»
popeia des resignierten Genies: „So ist die Welt!", scheint es zu Beginn — der
dritte Akt bringt den Trug merklich zutage, da er in der Form von der Wahr»
scheinlichkeit abgleitet. Der Oberbegriff: so schlägt Leicht-Ideelles dem
Grob-Materiellen ein Schnippchen, bleibt über der Satire schweben.
Kaiser kratzt (schlägt nicht), weil er sich verwundet wähnt — und ver-
wundet ist. Macht Gleichnisse, die aus Großem geboren, das kleinste Mittel nicht
scheuen — und entkräftet sich so oft selbst. Wenn die Frau Polizeiinspektor zum
Dichter spricht: „Du wilder Liebling" und ihn an die dereinstige Einlösung seiner
Schuld mahnt, dann wirkt mehr als das Wort und die Situation zwerchfell-
erschütternd — das ist die A u s s i ch t . . . .
„Sorina" ist ein Teil des Teils, der Besseres kann und Minderes gab.
Sicher ist: Kaiser hätte das Stück nicht geschrieben, hätte man ihm andere nicht
verboten. Das sagt genug. Hier ist der Anlaß das Verbot — bei den an»
deren die I n tu i t i o n. — Mit diesem Komödienklöppel pocht er an die Pforten
der Bühnen — die in einigen Iahren ihn umringen werden (ohne Glocken» und
künstlich gerührtes Geläute). Dies war ein Spa ß, wird er sagen . . .
Kaiser ist e ch t, trotz Wedekind-Shawscher Verbrämung. „Die Bürger
vonCalais" zeigen ihn anders. Eustache de St. Pierre kennt nur das W ers,
das Greifbare — Iean de Vienne nur die Ehr e, die Idee. Um der Errettung

') S. Ftscher, Berlin.

des Hafens willen sollen sechs Bürger mit Stricken um den Hals, im Sande vor dem König von England knien. Und er findet — sieben Seelen, die opfer-bereit. Der Vater dieses Mannes empfindet als blinder , Sehender" die Geburt jenes Menschen voraus, der sich für das Werk opfert. . . Das klingt wie ein Bekenntn is, ist Wesenhaftes. Und das Bekenntnis macht da den Dichter sprechen .. ., Fernstes, den Ruhepol, ahnend ....
Die Sprache gleicht — zuungunsten des Gesamten — oft dem Sonnen-gefunkel auf einem Bergsee. Ein Sonnengeblinzel, das Nerven von Hirn trennt — und nur hie und da kommt die blaue Flut, das Element, zu Gesicht. Es schwelt und glüht unter dem Dunst der Sprache: etwas Männliches, Starkes, Ehrliches. Kaiser besitzt die Verwegenheit des offenen Strebens nach dem Ziel... .

5

„Von morgens bis mitternach ts" gibt den Alltag, der gen Sonn tagsrock sich anzieht, das stille Haus, das zum Weltbankett wird. Das Stück be» steht aus zwei Teilen; löst einen Stein aus wohlgefügter Familienmauer — und verfolgt seinen Sturz in die Tiefe, in den chaotischen Abgrund . . . Der Donner in uns hallt lange nach . . ., lang . .
Das „Sp i e l d e r L e i d e n s cha f t" ist entfesselt; erinnert an die „Büchse der Pandora". Und diese Leidenschaft will glühende, prustende Leidenschaft sehen, um aus fremden Gluten Kraft zum Dasein zu saugen. Da ist ein Aufpeitschen bis zur Gluthitze — und Abkühlung bis zur Vereisung. Gott segne die un-gehemmte Leidenschaft! so klingt's. Der Sperrhacken springt aus dem Menschen-Uhrgehäuse, und die Feder dehnt sich mit unerhörter Gewalt — hemmungslos — aus, bis sie matt, auseinandergeprallt, leblos vor dem Betrachter liegt.
Aus diesem Werk spricht eine starke Natur, die — obwohl sich mancher äußerlichen Abgekitzeltheit bedienend — aus Innerstem quillt und zur Ent-faltung drängt. Kaisers wesenhaftes Schauen ergibt den kühnen, grotesken Meißelstrich seiner dynamischen Dramatik.
Das Namenlose wird typisiert. (Typen sind nicht Charaktere). Menschen ohne Namen. Menschen mit Leidenschaften und Berufen nur.
Im Hause: die Mutter, die Frau, die Kinder — in der Welt: die Dirne, der Betrüger, die Kellnerseele, der Büßer ... So sieht nur ein ganz Starker, und Kaiser l«ßt da die Leidenschaften :n dem schönsten Prosa rythmus sprechen.
Die Zeit eilt. In der Hast liegt die dramatische Wirkung. Die Sonne geht auf, die Sonne geht nieder — ein Menschenschicksal hat sich an diesem Tage Gehirn und Muskel wundgearbeitet, die Folterreise einer aus dem Gleichgewicht gerissenen Seele . . vergeblich! „Ein Fußtritt für den eingeklemmten Schweif!";

so spricht Frohmut und Iugend, eine starke Persönlichkeit, die in langsamerer Bahn als „von morgens bis mitternachts", aus der Eigenart und Bewegung unserer Zeit, aus Zeitlichem quellend, durch Werke eigenen Ursprungs zu Bleibendem sich entfaltet.

Wer öffnet die Pforten? Einem Schaustück für Mimen und Stilkunst? Einem, der später der gespieltesten Einer sein wird? . . ^

IV.

Über Nacht wuchs RensSchickele von Vertrauten Weniger — zum Allbekannten Vieler. Zu einem Gehegten, in Liebe Umworbenen.

Mit dem „Hans im S ch n a k e n l o ch"*) gibt er sein Bestes: eine über- und überehrliche Seele, die seiner zerrissenen Heimat, dem Elsaß, entsproß. Schickele ist einer, der in dem Schmerze steckt und den Schmerz vorlallt. Der nicht Zeit hat, zu fragen: warum kam das Leid? Sondern einer, der allstündlich fühlt, daß der Schmerz nur daist...

Das Leben der Mutter Boulanger ist eine Tragödie; das Dasein ihrer beiden Söhne deren Lösung : ein Schauspiel.

Als Mens ch,mit seinem Leid, steht er i n n e r h a l b, als P o e t, mir einem Gran Ironie, neben dieser Tragödie und lallt: „ . . . was er will, das hat er nicht, und was er hat, das will er nicht" — wiebösеBuben; nicht, weil sie bös sind, Gott ist Zeuge, nein, sondern, weil sie Buben, Buben sind. — Und schlüge ich Einen, dann weint er; kitzelte ich ihn, dann lacht er. Kein Schlag, kein Kitzel erfolgt. Hier wächst aus dem Da Sein nur die Tragödie; weil er bewußter Elsässer ist.

Weil diese Tragödie wahr ist, eine Tragödie von Einzelnen ist, die die wahre Tragödie des Elsaß im Großen incarnieren, darum greift sie an das Innerste, läßt nicht los, zieht am Strang pessimistischen Bewußtseins und hallt lange . . . lange nach.

Weil es wahr ist, ist dieses Schauspiel schön, weil es tief ist, kann es nicht aus dem Gedächtnis schwinden. Die Rührung ballt sich zur Tiefe des Empfindens zusammen . . . war einer nicht erschüttert?

Schickele schuf Großes, das derMensch in Paris, Berlin, auf halbem Weg in Straßburg, menschlich empfinden wird. — Schickele als Dramatiker ist der Besten Einer. Wie er die Gestalten malt, unbemerkt in jedem Wort, Hinhauch e n d. Er baut sie nicht auf, Zug um Zug, dem Mosaikbild gleich — er haucht sie hin. Nach kurzem Anblick leben sie — und sind da. Ehre dem Dichter stiller Wahrheiten, der die geschrien« Halbwahrheit verab'

'I Verlag der Weißen Blatter, Leipzig.

scheut. Er malt unbewußt — gottlob: ohne Typisierung — malt Charakter»
gemälde! Ist dieser Oberlehrer nicht köstlich? Sah man seit Iahren Innigeres
als die Frau des Hans? . . .
Und wenn Hans leichthin sagt (über die Französin, der er folgte): „sie hat
grüne Augen. Man sollte grünen Augen niemals folgen! . . .", dann klingt so
Naiv-Tragisches herauf. Ein Vöglein, das in den Rachen der Schlange zwitschernd
hereinflog ... Wir wissen auch nur zu sagen: das Auge zieht mächtig an wie
«in Magnet!
Aus dem Räumlichen quillt Heimatluft — und Menschenleid.
Nur ein Künstler und Mensch empfindet so. Das Erlebnis gab die Tiefe,
das Erlebnis der Tausendfältigkeit, das hier und da aufwuchs in deutscher
Erde, über der einst die Tricolore flattert ... Es liegt Ironie in diesem
Zwitterdasein; und der Ernst der Ironie macht es tragisch — unerhört tragisch.
So wächst Schickele aus dem Heimatlichen heraus in den allgemein
menschlichen Zwiespalt.
In Schukele naht ein Bekenner, der sein erstes trauriges Lied kundtat.
Wir harren sein! ^

V.

IungePoeten erstehen, die das nahe Ziel sehen. Heute, was vorgestern
unmöglich war, vermag man zu sagen: sie sind da. Und aus diesem Zeit-
pendelschlag werden sich Kräfte lösen, die zur Ganzheit streben, und in
jüngsten Kräften sprießen neue Welten. Auf heimatlichem Boden, neue,
bleibende Paläste der Kunst.
.... Die Iüngsten sindda . . .

Trauriger Frühling
Thora Borg
Thora Borg:
Trauriger Frühling.
i.
Wer hat in die Frühlingsnacht oder klagt ein Vöglein im Nest? —
das leise Weinen gestreut? Hat das Vöglein geträumt,
hat der Wind, der Wind schon bereut, daß seine Muten gesäumt,
daß er die Lenzglut entfacht? bis es die Iugend verläßt?
Nein, — da der Tag entschlich,
taut ein Herz, das vor Weinen vergeht,
weil dreimal der Lenzwind verweht,
und der Frühling kam ohne Dich!
II.
Daß ich nicht weiß, ob Du noch bist,
indes ich hier die ersten Blumen breche,
und nur von Dir mit meinem Herzen spreche,
wenn über eine kleine Frist
der ganze Frühling niedersinkt, —
das taumelt durch mein Hirn, irr wie ein Schmetterling.
der mit den dunklen Flügeln sich verfing
und nicht mehr findet, wo das Licht ihm winkt.
III.
Seidene Harfen gehn
leise die Weiden im Wind,
wenn durch die blassen Alleen
langsam der Abend rinnt.
Aus der verblühenden Luft
sinken die Tränen zum Strauch,
und aus der Ferne ruft
Deine Sehnsucht nun auch.
Eine redet nächtens ihrer Seele zu:
Nicht weinen,
in allen Gassen
liegen sie so verlassen
mit heißen Augen wach.
Nicht weinen, nein, nicht weinen!
Schlafe, doch nicht zu tiefe,
wenn seine Stimme riefe,
wer ginge ihr dann wohl nach ?
nicht weinen.
15

Leo Sternberg:
Umwälzung.
Die Ungeheuer entstiegen dem Meer.
über die unbewachten Wehren des Himmels
sausten geflügelte Drachen herein. Ein Wald von Geisern
gischt in die Lüfte. Und die wilden Feuer der Tiefe
haben die Erde geöffnet und schießen hervor
in blutigen Brunnen . . .
O, dies vergeht nicht mehr!
Und was davor liegt, wird nun Sage bleiben.
Dies ist der Einsturz und die Wende
der Zeit, wo Riesenschmetterlinge
an tropischen Blüten sogen,
wo Menschen Kinder waren,
die Segel der Träume zogen übers Meer,
und das leichte Leben
uns spielend schaukelte nach jedem Ziel . . .
Ewig dahin sind nun die Träume,
Gärten mit Schwänen auf dem Teich,
Blondhaar und blauer Blick und Flügelstaub der Iugend.
Wo sichre Strichen liefen, wälzt sich trübe Flut,
und wo das Meer gebrandet, hob der Abgrund
Wildnis herauf und Wllstenland . . . noch ohne Weg.
Und voll von Feinden ist die Welt —
Wer nicht gepanzert ist, dem wäre besser,
er hätte diese Tage nie gesehn!
Wir selber sind nicht mehr dieselben.
Die Drachen des Grauens kreisten uns um das Haupt.
Flammen sengten die Wimpern uns ab auf dem Höllenweg.
Wie einem, welcher schon im Sarge lag
und wieder auferstand zum blassen Leben,
wird nie ein Lächeln
uns mehr die eisige Miene lösen.
Wir nehmen hart den Hammer in die Hand
und schlagen uns aus Felsen einen Weg,
um auf dem öden Gipfel auszuschaun
nach einer Heimstatt drunten in der fremden Ebne.

Franz Adam Beyerlein:
Der lächelnde Wirt.
Fortsetzung.
4.
Ein Wort war in Inkens Gedächtnis haften geblieben: „Klas Schmitt, der
ist Dein Fluch."
Sie überlegte: nun ja, es war Klas Schmitts Gewerbe, in der „Seemanns-
braut" Bier, Grog und Schnaps auszuschenken, aber wenn er ein rechtschaffener
Mann war, durfte er dem unsinnigen Treiben eines Trinkers nicht Vorschub
leisten, sondern es war seine Nachbar» uud Menschenpflicht, Lorenz und seinem
«gewohnten Zechkumpane, dem Zollwächter Strack, das Getränk zu verweigern.
Strack, der pünktlichste, zuverlässigste und gutmütigste Bursche, sofern er nüchtern
war, würde sich noch um Amt und Brot trinken, das konnte ihm nicht unbekannt
sein, und wie es um Lorenz Lorenzen stand, das pfiffen ja die Spatzen von den
Dächern.
Von Stund an erwog Inken, wie es möglich sein möchte, auf den Wirt zu
wirken, daß er seinen Vorteil hintansetzend ihr Bundesgenosse würde.
Sie hatte gegen Schmitt von Anbeginn einen herzhaften Widerwillen gehegt,
und durch das Leid, das unter den roten Fenstervorhängen seiner Kneipe hervor
auf sie ausstrahlte, war die Abneigung nur noch gesteigert worden. Daher wußte
sie im Grunde recht wenig von ihm, obwohl er der unmittelbare Anwohner des
Süderenderhofes war.
Vor etwa sieben Iahren hatte er seinen Einzug in die „Seemannsbraut"
gehalten. Er war vom Festland nach der Insel übergesiedelt, nachdem er auf
Grund einer uneinbringlichen Forderung den früheren Inhaber der Wirtschaft
aus seinem Besitz hatte treiben lassen. Der Umsatz in seinem Betrieb konnte un-
möglich groß sein, gleichwohl hielt ihn die Insel für reich. Bei der Enge der Ver-
hältnisse bedurfte es gar nicht erst der Schwatzhaftigkeit des Postverwalters, um
aller Welt kund und zu wissen zu machen, daß Klas Schmitt häufig genug Gelder
vom Festland erhielt und nicht minder oft in Prozeßangelegenheiten auf dem Ge-
richt der Kreisstadt zu tun hatte. Mirnnter lieh er auch ein paar hundert Taler
auf der Insel aus, gegen Sicherheit natürlich und auf gute Zinsen, aber er drängte
seine Schuldner nicht. In seiner Lebensführung galt er für einen Schürzenjäger,
nnd die bösen Zungen zischelten, nicht ganz freiwillig, sondern mit seiner freund-
lichen Unterstützung habe sich eines Tages seine alternde eifersüchtige Frau am
Dachbalken aufgeknüpft gefunden. Seitdem hielt er mit seiner Tochter, einem

verwachsenen, immer kränkelnden Mädchen von einigen zwanzig Iahren, Haus.
Die Wirtschaft aber besorgte eine Mamsell. Die „Seemannsbraut" sah viele
solch« Mamsells gehen und kommen, und gemeinhin erfolgte der Wechsel nach
einem bitterbösen Zerwürfnis, das zur Freude der Insel meist ganz öffentlich mit
sehr viel Lärm und ohne jegliche Zurückhaltung ausgefochten wurde.
Inken seufzte. Es schien, als sei das Süderende des Dorfes verfehmt. Drei
Gehöfte bildeten es: sie waren auf einer kleinen Anhöhe gelegen, von der aus man
die Heide weithin überschauen und im Westen ferne noch das Meer blinken sehen
konnte, im Grunde auf dem schönsten Fleck der Insel, aber in allen dreien war ein
unheimlicher Gast eingekehrt, im Hof und beim Zvllwöchter Strack das fressende
Laster und im Wirtshaus die Krankheit und der böse Leumund.
Allen Bedenken zum Trotz entschloß sie sich, Klas Schmitt aufzusuchen. Nach
dem sie lange Zeit ihre Tage wehleidig verdämmmerr hatte, war sie beinahe stolz,
nun einmal wieder etwas zu tun. Ein wenig Neugier und sogar eine gedämpfte
gruselige Slbenteuersucht waren freilich auch mit am Werke.
Ehe sie sich zu dem schweren Gang aufmachte, kehrte sie bei Sine in der Küche
ein. Die Magd saß am Tische und brockte schwarzes Brot in ihren Gerstenkaffee.
„Setz dich, Inken", sagte sie, indem sie mit der blaugedruckten Schürze einen blitz»
sauberen Stuhl noch einmal abwischte.
Die Frau ließ sich gehorsam nieder. Seitdem sie sich aus dem Geschehen-
lassen und Dulden der jüngsten Zeit zu einer Tat aufgerafft hatte, sah sie alles
ringsum gleichfalls mit neu erwachten Augen. Mit erstaunten Blicken betrachtete
sie die Magd. Immer noch war in ihrem Gedächtnis Gesine Iensen von einem
Schimmer der Schönheit, der das hochgewachsene Mädchen mit dem freien Ant»
litz, mit dem reichen hellblonden Haar und dem jugendlich prangenden Körper
einst verklärt hatte, bestrahlt geblieben, — und nun saß ihr gegenüber auf dem
niedrigen Schemel eine grobschlächtige Person mit harten, scharfen, von der Sonne
lederbraun gebrannten Zügen, das Haar gab zwar noch eine stattliche Flechten-
kröne her, aber es hatte eine schüttere graugelbe Farbe angenommen, und gar
dieser einst so jubilierende Körper war zu einem wahren Gerippe eingetrocknet
Fleischlos, die Knochen nur von Sehnen umkleidet und von hervortretenden Adern
umsponnen, ragten die dürren Arme aus der Iacke heraus. Aber diese Sehnen
waren wie von Stahl, immer bereit zu schaffen und unermüdlich, und in den großen
dunkelblauen Augen glomm immer noch ein schönes, helles Feuer. Wenn man
auf dem Süderenderhof den Kopf noch eben über Wasser hielt, so war es allein
Sines Verdienst.
Inken schaute beschämt auf die eigenen, weichen, weißen Hände in ihrem
Schoß. „Ich will zu Klas hinübergehen. Sine", begann sie schüchtern. „Wenn
er will, kann er uns aus der Not helfen. Er soll Lorenz das Trinken sperren.'

Die Magd hielt inne mit Brocken und blickte überlegend zu der Frau auf.
Mit einem Male schüttelte sie entschieden den Kopf, und ihre Augen leuchteten
unwillig auf. „Er könnt« wohl helfen," versetzte sie, „aber er tut's nicht. Er
>st geizig und habgierig. Geh' nicht hinüber, Inken!"
„Meinst du?"
„Es nützt nichts. Aber auch sonst — geh nicht!"
„Weil die Leute sagen, er läßt keinen Weiberrock in Ruhe?"
„Es wird wohl etwas daran sein. Und du solltest dich dem nicht aussetzen,
Jnken. Du nicht."
„Du großer Gott, wer bin denn ich?"
„Du bist Broder Brahmsens Schwester, Inken."
Inken stand auf und erwiderte matt: „Aber auch Lorenz Lorenzens Frau."
Von einer plötzlichen Müdigkeit überwältigt lehnte sie sich an den Tisch.
„Meinetwegen," ergab sie sich, „so geh' ich eben nicht." Stumpf sah sie zu, wie
die Magd die Brotbrocken im Kaffee untertauchte und bedächtig einen nach dem
andern verzehrte.
Nach einer Weile aber gab sie sich einen Ruck und lief eilig, wortlos hin»
über zur „Seemannsbraut". Sie schritt durch den Kohlgarten hinterm Haus
und durch die kleine Pforte und klopfte drüben an der Küchentür an. Es war
Sitte auf der Insel, bei einem nachbarlichen Besuch in der Küche einzusprechen.
Klas Schmitt und Bertha, seine Tochter, schienen sich gerade gestritten zu
haben. Das Mädchen hatte verkrüppelte Füße und vermochte sich nur auf Krücken
zu bewegen. Durch sein Gebrechen war es gänzlich verbittert worden und vergalt
nun das Mißgeschick seines Daseins der Umwelt durch Bosheit und Zanksucht.
Es saß am Herd in einem gepolsterten Lehnstuhl, zu dem eine kleine Stiege hinauf-
führte, und briet einen Fisch in der Pfanne. Klas stand bei der inneren Tür,
durch die man im Gastzimmer die Mamsell am Schanktisch hantieren sah.
Als Inken über die Schwelle trat, glättete sich sogleich das verärgerte Gesicht
des Wirts. „Siehe da, Inken", grüßte er. „Welch angenehme Überraschung
gleich am frühen Morgen." Er hatte eine alberne, gewissermaßen überfüllte Art
zu reden, z. B. insofern er am „frühen" Morgen sagte, obwohl es längst 10 Uhr
vorüber war.
Inken nickte: „Ich möchte ein Wort mit dir reden, Klas."
„Mit dem allergrößten Vergnügen, Inken." Er schloß die Tür nach der
Gaststube und stellte sich mit geneigtem Kopfe wartend hin.
Die Frau wandte sich aber erst zur Tochter. „Ah!" sagte sie auf die Pfanne
deutend. „Du hast Schollen von Hinrich Klasen genommen. Eine feine Mahl-
zeit! Wie geht es sonst?"

Das Mädchen schoß einen raschen Blick unter ihren dichten schwarzen Brauen
hervor und umfaßte damit im Nu die Besucherin, die trotz ihrer zweiundvierzig,
Iahre und ihrer Kümmernis mit ihrem rosigen Gesicht, mit ihrer fraulichen Be-
häbigkeit und Fülle und in all ihrer wohlgepflegten Sauberkeit vorteilhaft genug,
aussah. „Schlecht," antwortete es dann scharf. „Und ich wünschte allen, daß
es ihnen ähnlich ginge. Dann kämen sie wenigstens nicht her, um sich über aller-
hand Trödelkram zu beklagen. Das kannst du mir glauben, Inken, wer gesund-
ist, sollte zufrieden sein."
„Gesundheit ist viel, aber nicht alles," versetzte Inken. Darauf kehrte sie
sich zu dem Wirt um: „Klas, wenn es anginge, möcht' ich dich wohl allein,
sprechen."
„Aber ganz natürlich geht das an, Inken. Es muß in jedem Falle angehen."
Schmitt öffnete mit übertriebener Höflichkeit die Tür und schob sich ihr
voran durch die Schenkstube in das kleine Extrazimmer. Er rückte Tisch und
Stühle von dem weichen Sofa zurück und hieß Inken Platz nehmen, während er
selbst an dem einzigen Fenster, durch das die Sonne schräg hereinlugte, aufrecht
stehen blieb.
Die Frau schöpfte Atem. Während sie nach einem Anfang suchte, schaute sie
verstohlen zu dem Wirt auf. Auch ihn sah sie heute gleichsam zum ersten Male.
Mit feiner fetten, kurzfingrigen Hand spielte er an der Vorhangschnur, und fett
war alles an ihm, fett, fahl und schlaff, sein Körper, sein Gesicht, seine Stimme
und seine Bewegungen. Das war aber nicht das lustige, straffe Fett, wie es z. B
Viehhändler Thomsen am Leibe hatte; Thomsen hatte sich sein Fett gewisser-,
maßen zusammengefreut und trompetete es vergnügt vor sich her. Schmitt
aber glich einem Dieb, der unrecht Gut unter dem Mantel trägt. Vor allem
fiel es Inken auf, wie blaß sein Gesicht war. Alle Männer der Insel waren voir
Wind und Wetter gebräunt, nur Klas' breite Wangen glänzten weißlichgelb,
wie Speck, in den Maden geraten sind. An diesem Morgen steckte er in einem
über und über fleckigen blauen Tuchanzug, wie ihn die Stewards zu tragen
pflegen, an den Füßen aber hatte er unförmige Filzschuhe.
„Siehst du," begann er, „hier sind wir gänzlich allein. Also was hast du
mit mir zu reden?"
Inken gedachte ihn ihrem Vorhaben günstig zu stimmen, und da sie wußte,
daß er auf seine Weise die Tochter lieb hatte, lobte sie Berthas Aussehen.
Der Wirt zuckte die Achseln. „Findest du?" versetzte er. „Aber der Arzt
sagt beständig, wir müßten sie sehr in Acht nehmen. Nun, wir wollen hoffen,
Inken, von ganzem Herzen hoffen."
Danach mußte die Frau ihr Anliegen vorbringen. Sie hielt vor Scham die
Augen niedergeschlagen und schilderte, leise vor sich hinsprechend, die Gefahren^

die dem Süderenderhof drohten, sofern der Bauer nicht vom Trinken ließ. Dar»
auf bat sie Klas, er solle ihr als guter Nachbar beistehen; wenn er dem Gatten
die Getränke verweigere, müßte Lorenz sich bescheiden, und dann könne noch alles
gut werden. Halb unbewußt, als sie schon zu reden aufgehört hatte, floß es ihr
noch zuletzt von den Lippen: „Wenn du's nicht um Lorenz' willen tun willst,
den du doch deinen Freund nennst, dann tu's um meinetwillen, Klas!"
Der Wirt hatte vom Fenster aus mit geneigtem Kopfe zugehört und sich
nur manchmal hinter der vorgehaltenen Hand geräuspert. Unterdessen war die
Sonne vorgerückt, und ihre Strahlen erreichten Inken. Geblendet hob sie die
Rechte vor die Augen.
„Oh, oh!" machte Klas. Er wurde plötzlich behende und zog den Vorhang
aus rotem Kattun zusammen, daß sich mit einem Male ein rötlicher Dämmer-
schein über die Stube ergoß. Zugleich schien die geschlossene Gardine die Außen-
welt ferner zu rücken. Inken wehrte sich unwillkürlich gegen die vertraute
Heimlichkeit, die damit der Unterredung aufgeprägt wurde.
Bedächtig schob sich Schmitt heran und setzte sich der Besucherin gegenüber.
Er vollführte zuerst mit seinen breiten Fingern allerlei ziellose Bewegungen auf
der Tischplatte und hob dann stockend zu sprechen an. Natürlich bedauerte er
„aus voller Seele", daß Lorenz, über den er alle Hä>nde halte, sich so wenig
beherrschen könne; aber so schlimm, wie Inken meine, stünde es wohl nicht nm
ihn, mindestens habe er — bei Gott! — keine Ahnung davon gehabt. Alle seine
Worte trieften von Freundschaftsversicheruugen, aber zugleich waren sie so ge-
wählt, daß sie Lorenz erniedrigten nnd mit ausgerecktem Finger auf sein Laster
wie auf eine häßliche Eiterbeule hinwiesen. Und ja, schloß er, es sei doch nun
mal sein Beruf, Bier und Punsch zu verkaufen, und die Zeiten seien miserabel,
kaum daß er das liebe tägliche Brot über habe, und jetzt solle er sich gar
sozusagen seinen besten Kunden verscheuchen?
Inken hatte es dulden müssen, daß er den Gatten vor ihr an den Pranger
stellte; jetzt erwiderte sie rasch: „Er wird bald ein guter Kunde gewesen sein,
Klas!"
Danach verstummte sie jäh. Soviel hatte sie nicht verraten wollen. Aber
Klas begriff sofort, daß die Frau zuvor nicht übertrieben hatte, sondern daß es
in der Tat um Lorenz wackelig stand. „Tjaa!", sagte er, „wenn das mal gar
so trüb und traurig aussieht, dann wollen wir ihn doch auf die Liste setzen lassen.
Du stellst den Antrag, Inken, und ich bin Zeuge, von Herzen gern."
Die Frau sank in sich zusammen. Die Liste, die den namentlich aufgeführ-
ten gewohnheitsmäßigen Trinkernalkoholische Getränke zu verabreichen untersagte,
hing in sämtlichen Wirtschaften der Insel aus und brannte ein Schandmal für
alle Zeiten auf. Derzeit befand sich ein einziger darauf, Hilversen, der Stauer

von der Reede, der die englischen und dänischen Schiffer auf den Knien um emen Schluck Schnaps anflehte und in seiner unwiderstehlichen Gier bereits zum Einbrecher geworden war. Inken war niedergeschmettert, als sei ihr mit einem Beil vor den Kopf geschlagen worden, und hob nur abwehrend die Hand gegen den Vorschlag des Wirts.

Klas aber redete immer dringlicher auf sie ein. Er hielt es für an der Zeit, die Maske der Freundschaft hinter sich zu werfen, und zeigte ihr unverhüllt die Blöße ihres Gatten. Er erzählte ihr einzeln und haarklein, wie unflätig ee jener treibe im Rausch, und wie er Lorenz schon einmal um ein Haar habe die Tür weisen müssen, weil er der Mamsell zu nah getreten sei, was doch eine doppelt schamlose Schändlichkeit bedeute, wenn einer eine so feine und schöne Frau zuhause habe. Er bedauerte Inken „aus übervollem Herzen" und flüsterte ihr schmeichelnd zu, ein so liebenswürdiges Wesen verdiene wahr und wahrhaftig ein glücklicheres Los, und sie könne gar nichts Besseres tun, als sich trennen von dem Trunkenbold und Saufaus; eine so reizende Frau finde leicht einen Mann, der ihr dann „Stecken und Stab" sein werde.

Über alledem war er nahe an Inken herangerückt und hatte ihr leise, wie tröstend, den Arm um den Nacken gelegt. Die Frau brachte nicht die Kraft auf, sich ihm zu entziehen. Sie hörte ihn sprechen, ohne den Sinn seiner Motte zu begreifen. Nur daß jede Silbe ihre Betrübnis und ihre Schwäche vermehrte, verstand sie. Aber zuletzt ging auch dieses Empfinden unter in einer alles niederwerfenden Müdigkeit und in der übermächtigen Sehnsucht, nichts, gar nichts mehr zu denken, nicht mehr zu leben.

Mit einem Male sah sie das blasse, fahle Gesicht des Wirts ganz nahe vor sich, seine allzu hellen, fast farblosen Augen bohrten sich starr in sie hinein, — da erwachte sie. Sie stand auf und streifte den Unrat von sich ab, daß er wie ein schlechtgefüllter Mehlsack auf dem Sofa zusammensank. Dann ging sie.

Klas Schmitt blickte böse hinter ihr drein.

Inken hatte die „Seemannsbraut" durch die große vordere Tür verlassen, aber heimkehrend erblickte sie im Garten ihren Mann. Er stand müßig, den Spaten in der Hand, und blinzelte duselig in den Sonnenschein hinein. Sie konnte ihm jetzt nicht begegnen, deshalb schlug sie einen Bogen um das Wirts» haus und betrat wieder von rückwärts den Küchengarten.

Sine wirtschaftete mit Wäschestücken an der Bütte, aber sie war nicht mit Ernst bei der Arbeit. Als sie die Frau in der Pforte sah, lief sie eilig herzu. Sie brauchte Inken nur ins Gesicht zu schauen, um zu wissen, wie der Versuch bei Klas Schmitt ausgefallen war. Wortlos streichelte sie ihr die Hand. „Es ist noch nicht zu Ende heut," flüsterte sie dann.

Die Frau begriff nicht. „Was meinst du damit?"

„Mariechen Strack wartet auf dich." —
Die kleine Frau des riesenhaften Zollbeamten verging bereits vor Ungeduld in der Küche. Als Inten eintrat, sprang sie ungestüm von ihrem Stuhle auf. „Endlich, endlich!" rief sie.
Darauf sprudelte sie sogleich ihr Anliegen hervor. Am Morgen war der Inspektor vorgekommen; nicht Strack, seinen Untergebenen, sondern sie selber, Mariechen Strack, hatte er aufgesucht. Und hatte ihr in gutgemeintem Bertrauen mitgeteilt, mit Strack müsse das sich ändern. Ein königlicher Beamter dürfe kein schlechtes Beispiel geben und nächtelang in der Kneipe aufliegen. Darunter leide entschieden die Dienstfreudigkeit.
Inken ließ den Wortschwall sich ergießen.
„Ia, Mariechen," versetzte sie, „da hat der Inspektor wohl nicht unrecht."
Der kleinen Frau blieb der Mund offen. Sie war ein sauberes, rundliches Persönchen und verstand es, durch Näharbeit zu dem knappen Gehalt ihres Mannes manchen Groschen zuzuverdienen.
„Nicht unrecht?" wiederholte sie. „Recht, recht und tausendmal recht hat er!"
„Nun also!"
„Nun also? Und das ist alles?"
„Was soll denn ich dabei tun, Mariechen. Ich schleppe auch mein Teil."
„Du sollst deinem Mann das Handwerk legen, Inken! Er soll nicht mehr den Freigebigen spielen. Von mir kriegt Hermann keinen Groschen, — dafür laß' mich sorgen! Aber Lorenz verführt ihn."
Mariechen besaß ein flinkes Maulwerk und ließ es ausgiebig laufen. In einem Atem wurde der Zollwächter gelobt, wie brav er namentlich vordem gewesen sei, und in Grund und Boden verschimpfiert; stets aber blieb der Endreim : „Niemand anders wie Lorenz hat ihn auf dem Gewissen."
Inken ließ die Demütigungen, die ihr dieser Tag aufbehalten hatte, sich erfüllen. Sie hatte gebundene Hände und wehrte sich nicht. So kummervoll und zerbrochen saß sie da, daß die Empörung der kleinen Zollwächtersfrem unver» mittelt in helles Mitleid umschlug. Mit ihren runden Armen umhalste sie die Leidensgefährtin und schmiegte ihre tränenüberströmte junge Wange an das ernste Antlitz.
„O Gott, o Gott," rief sie, „was sind wir doch arme, unglückliche Geschöpfe, Inken!"
Wie sie sich eine bei ihren Liebkosungen gelöste Haarsträhne wieder zurechtsteckte, fiel ihr Blick auf die Küchenuhr. Geschwind flog sie zur Tür. „Fast elf

Uhr! Und er muß noch nach Tisch hinauf zum Norderstrand. Ein Faß Wein ist angetrieben. Ich brate ihm eine Scholle heute; er ißt sie so gern. Adjüs, Inken!"

Kaum war Mariechen verschwunden, trat Sine in die Küche. Sie hatte der Frau die Beschämung ihrer Gegenwart ersparen wollen, jetzt aber war sie wieder da, falls sie gebraucht wurde. Sie trug in einem Korb Kartoffeln und schickte sich an, sie zu waschen und zu schälen. Inken saß stumpf am Tische. Die Magd hatte sich zu ihrer Verrichtung auf dem niederen Schemel nieder-gelassen und streifte bisweilen die Frau mit einem verstohlenen Blick.

Mit einem Male hob ein gewaltsames inneres Schluchzen Inken vom Sitz empor und warf sie im nächsten Augenblick zu Boden. Sie kroch zu Sine hin und krallte ihre Finger in die weit entgegengebreiteten Arme der Magd. Wollte sie nicht schreien wie eine Tolle, mußte sie sich krampfhaft an irgendetwas anklammern. Ihr Körper bäumte sich und schütterte unter der Gewalt des Ausbruchs, ihr Antlitz ward weiß, wie das einer Toten; aber schließlich fanden ihre Augen Tränen.

Wortlos hielt Sine sie umschlungen. Die knochigen, von der schweren Arbeit gehärteten und von Nässe und Frost zerfressenen Hände hoben die Knieende sanft empor und geleiteten sie Schritt vor Schritt in das blitzsaubere Magd-stübchen, wo die Frau am besten einsam sein nnd sich erholen konnte. Als das ungestüme Seufzen und Schlucken sich beruhigt hatte, kehrte Sine an ihre Arbeit zurück. Es war nur noch wenig Zeit bis zum Mittag, und sie mußte sich eilen. Bisweilen ließ sie aber doch das Schälmesser sinken und richtete einen nachdenk-lichen, finsteren Blick hinüber auf das Nachbarhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Rund
schau

Rundschau der Kriegsliteratur XXI.

Von Dr. i«r. Kurt Ed. Imberg.

Einen interessanten Beitrag zum Verständnisse unserer östlichen Nachbarn bietet eine kleine Schrift, die unter dem Titel „Rußland und Europa" in der bei Eugen Diederichs (Iena) verlegten Schriftenfolge „Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volks» staates" erschienen ist. Sie ist ein Abschnitt aus einer größeren Abhandlung „Rußland und die nationale Frage", d!e in dem demnächst erscheinenden dritten Bande der „Ausgewählten Schriften" von Wladimir Solovjeff enthalten sein wird, die Harry Köhler beim Diederichsschen Verlage in deutscher Übersetzung veröffentlicht.

Solcvjeff vertritt den Standpunkt, daß nationale Interessen nur dann Be» rechtigung haben, nur dann auf die Dauer als reale Interessen auch für das betreffende Volk anzusehen sind, „wenn sie den Menschheitsinteressen nicht zuwiderlaufen, sondern sich ihnen unter» ordnen, sich vom Egoismus frei machen und damit den christlichen Gedanken realisieren."

Wie der Herausgeber in der kurzen, aber höchst übersichtlichen und lehrreichen Vorrede ausführt, verlangt Solovjeff von der Politik, „daß sie das Prinzip der christlichen Pflicht im Dienste einer höheren Wirklichkeit, als es das momentane, scheinbare Bedürfnis der eigenen Nation ist, in sich aufnehme, und für Rußland stellt er sich all das ausgedrückt und verwirklicht ror in einer Partei, die er „die russische Partei" nennt, d. h. eine Partei, die den wahren Wünschen, dem wahren Wesen und eigentlichen Charakter des russischen Volkes entspricht, und die nichr lediglich theoretisch und schematisch, nach irgendwelchen Vorbildern des Auslandes eine kurzsichtige Ratio» nalitätspolitik treibt." — Solovjeff, der mit den Slavophilen und ihren Be» strebungen in scharfem Widerspruche stand, bespricht in dem als Sonderabdruck vorliegenden Kapitel zwei Bücher des Slavophilen Danilewsky „Rußland und Europa" und „Der Darwinismus", sowie ein Buch von N. Strachoff über den „Kampf mit dem Westen in der russischen Literatur". In

dieser Kritik nimmt Solovjeff Stellung
gegen die slavophilen Bestrebungen, in
denen er geradezu ein Unglück für Ruß»
land sieht, da es durch sie in seiner Ent-
wicklung mehr gehemmt werde als durch
irgend etwas anderes. Solovjeff weist
in diesem Abschnitte ferner darauf hin,
daß die selbstschöpferische Betätigung
seines Vaterlandes als europäischer
Kulturfaktor gleich null ist, was dem
lediglich rezeptiven Charakter des ruf»
sischen Volkes zuzuschreiben ist, „das
durch diese Eigenschaft organisch darauf
hingewiesen sei, die Bausteine für seine
äußere Weiterentwicklung aus der älte-
ren Kultur des Westens herbeizutragen,
biö er- für seine besondere Aufgabe als
Glied der Gesamtmenschheit heran-
gereift sein wird".
Nnr wenigen unserer Leser wird es
vergönnt sein, die ganze Schrift des
russischen Denkers zu studieren, aber

wir können einem jeden, der sich für Rußland interessiert und der einen kurzen Blick in seine Kultur und Struktur werfen will, aufs Wärmste diese kleine Schrift „Rußland und Europa" von Solovjeff empfehlen; er wird es nicht bereuen, ein paar Stunden auf ihre Lektüre verwandt zu haben.

Ale 11. Heft der deutschen Folge der bei F. Bruckmann in München erscheinenden Sammlung „Weltkultur und Weltpolitik" erschien aus der Feder des bekannten Schriftstellers Vr. Paul Rohrbach „Der Kampf um Livland". Der Verfasser entrollt ein anschauliches Bild von der Entwick» lung des alten deutschen Kolonial- landes an der Ostsee und betrachtet diese gleichzeitig unter dem Gesichtspunkte des dauernden Kampfes zwischen Deutschtum und Russentum um diese Länder, des Kampfes, der im 13. Iahrhundert mit den Schlachten zwischen den deutschen Rittern und den russischen Großfürsten, die zum Verlust Livlands für die Russen führten, begann, und der, neuaufflammend, im 16. Iahrhundert den Staat des deutschen OrKens und die geistlichen Reichsfürftentümer in Livland zertrümmerte. Die Rohrbachsche Schrift zeigt ferner, wie sehr Livland von Anfang an in die Er» eignisse der Weltgeschichte hineinverflochten gewesen und wie alt der deutsch-russische Streit um dieses Land ist, der jetzt von neuem entbrannt ist.

Reiches Material über die Donaumonarchie enthält eine Arbeit von vi'. Alexander Redlich über „Qsterreich»Ungarn als Großmacht", die als 14. Heft der „Kriegspolitischen Einzelschriften" im Verlage von C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin erschie» n;n ist. Nach einer allgemeinen Übersicht über die Entwicklung des Großmachtbegriffs der Monarchie, die interessante Ausführungen über Weltreich und Hierarchie des Besitzes, bürgerlichen Individualismus, Absolutismus und Nationalismus aufweist, schildert der Verfasser Österreich-Ungarn als „bürgerliche Großmacht". Bei der Be» handlung der Nationalitätenfrage sagt Redlich u. a. folgendes, was von besonderem Interesse sein dürfte und bei der Beurteilung der Donaumonarchie von Bedeutung ist: „Wie ... in Österreich die Verhältnisse liegen, bilden bei den nichtdeutschen Nationen Klerikalis-

mus und Nationalismus die wichtigsten
Handhaben für den Feudaladel, um
seine Macht aufrecht zu erhalten. Das
wirtschaftlich zurückgebliebene Bürger-
tum unterstützt demnach unwissentlich
Machtgruppen im Staate, die ein ihm
selbst feindliches und entwicklungs»
geschichtlich eigentlich überwundenes
Herrschaftsprinzip darstellen. Der nor»
malen Entwicklung des Bürgertums
über sich selbst hinaus zur Teilnahme an
einer großwirtschaftlichen Organisation
stellt sich also ein merkwürdiger Block
entgegen, der aus Feudaladel und
Kleinbürgertum zusammengesetzt ist und
je nach den provinziellen Verhältnissen
vviwiegend entweder durch den Natio-
nalismus oder durch den Klerikalismus
zusammengehalten wird. Dieser Block
erfährt eine weitere wesentliche Stär-
kung durch die Bauernschaft. Der
österreichische Grundbesitz ist, auch ab»
gesehen vom feudalen Großgrundbesitz,
nur zum geringsten Teil an der moder-
nen Entwicklung des modernen Wirt»
sciiaftelebens zur intensiven und orga-
nisierten Produktion interessiert". Die
Folge hiervon ist die wirtschaftliche
Stagnation in der Monarchie, und uus
dieser wiederum ergibt sich als wich-
tigstes politisches Resultat, wie Redlich
aueführt, „daß ein unverhältnismäßig
großer Teil der Bevölkerung zu den
großen Gegenwartsfragen in gar keiner
Beziehung steht und, sofern er sich poli-
tisch betätigt, das willenlose Werkzeug
der Agitation und das Opfer von
Schlagworten ist, die er weder verstehen
noch beurteilen kann. Diese der poli-

tischen Entwicklung schädlichen, wirt» schaftlichen Zustände finden umgekehrt wieder ihre Ursache in der gehemmten politischen Entwicklung selbst; und so sehen wir, wie sich die Dinge ununter- brochen im Kreise drehen, ohne daß seit Jahrzehnten ein Ausweg gefunden wer- den konnte."

Im dritten Abschnitt beschäftigt sich Redlich mit den Fragen der auswärtigen Politik, wobei er naturgemäß dem Ver- hältnisse Österreich-Ungarns zu Ruß» land und zum Balkan einen größeren Raum gewährt. Bezüglich der künf- tigen Balkanpolitik Österreichs kommt er zu dem Ergebnis, daß die Monarchie wie bisher „eine selbständige und der Erwägung ihrer eigenen Interessen ent- stammende Balkanpolitik" treiben muß, und daß diese Politik keinesfalls darin wird bestehen können, daß sich Öster- reich-Ungarn die Balkanhalbinsel mit Rußland teilt. Es wird vielmehr auch heute wieder ihre Aufgabe sein, „den russischen Borstoß auf der östlichen Hälfte des Balkans zu verhindern". Ebenso wichtig ist für Österreich- Ungarn die Mittelmeer-Frage: „Die Monarchie muß mit militärischen Machtmitteln ihre Interessen im Mittelmeer vertreten können Österreich-Ungarn . . . muß die eng- herzige Betrachtung maritimer Dinge von sich werfen und erkennen, daß es von seinem Handel nach dem Osten künftig leben wird, daß die Verstärkung und Sicherung dieses Handels die ein- zige mögliche Grundlage für seinen in- dustriellen Aufschwung, für den Wohl- stand seines Volkes, kurz, für seine Um- wandlung in ein modernes, produktives Gemeinwesen ist."

Doch wir können leider an dieser Stelle nicht weiter auf die interessanten Ausführungen des Verfassers eingehen, obwohl sie noch eine ganze Reihe wich- tiger, beachtenswerter Punkte ent- halten. Sie werden jedem, der sich der angenehmen Mühe unterzieht, sie zu lesen, manches Wissenswerte und Inter- essante bieten.

Im Anschluß hieran sei eine kleine Schrift genannt, die als 2. Flugschrift des Vereins „Deutsche Wacht" (Mar Kellerer's Verlag in München) erschie- nen ist. In ihr behandelt der bekannte Grazer Staatsrechtslehrer Dr. Otto Frhr. v. Dun gern die „Balkan- probleme", die für uns von größter Be-

deutung sind. Er weist insbesondere darauf hin, daß heute auf der Balkan» halbinsel sich überall der Wille zum Nationalstaat „in seiner strengsten Form, als wirtschaftliches wie als rein politisches Dolksideal" zeigt, eine Tatsache, die bei der künftigen Regelung der Verhältnisse auf dem Balkan sehr zu berücksichtigen sein wird. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir auch nochmals auf das Buch von Dr. W. K. Weiß » Bartenstein „Bulgarien. Land und Leute" aufmerksam machen, das bereits 4913 bei der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen ist, aber heute von ebenso großem, wenn nicht noch von größerem Interesse für den deutschen Leser ist, wo die bulgarischen Truppen so tapfer an der Seite der Unsrigen gegen die Entente fechten. Das mit zahlreichen Bilderbeilagen geschmückte Buch wird vielen willkommen sein, die sich über Land und Leute in Bulgarien zu unterrichten wünschen.

Von dem Buche von Prof. Alfred Hettner „Englands Weltherrschaft und der Krieg", das in lobender Weise hervorzuheben wir bereits in einer früheren Rundschau Gelegenheit hatten, liegt nunmehr die dritte umgearbeitete Auflage vor, die unter dem neuen Titel: „Englands Weltherrschaft und ihre Krisis" wie die vorhergehenden im Teubnerschen Verlage erschienen ist und wichtige Zusätze und Veränderungen der früheren Auflagen aufweist. Wir wünschen dieser neuen Auflage vollen Erfolg. —

Aus der Feder des bekannten Leip» ziger Historikers, Prof. Dr. Erich Brandenburg ist im Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig eine Schrift über „Deutschlands Kriegsziele" erschienen, in der Brandenburg klar und bestimmt die Bedingungen aufzählt, deren Erfüllung für einen deutschen Frieden unerläßlich ist. In wohldurchdachter Weise sind diese Ausführungen begründet. Insbesondere weist der Verfasser auf den Wert internationaler Garantien, Schiedsgerichte. Abrüstung, Verträge hin und erörtert u. a. den Ausbau unseres Bündnissystems, etwaige Gebietserweiterungen durch Annexion, die Errichtung von Schutz» staaten und die Gestaltung unserer Kolonien. Die Ausführungen über diese beiden letzten Punkte dürften von besonderem Interesse sein.

Manches Lesenswerte enthält auch das Buch „Nicht Deutschlands — Europas Friedensziel im englischen Weltkrieg" von F. Ol off, das als 15. Heft der bei Puttkammer u. Mühlrecht in Berlin erscheinenden Sammlung „Zeitspiegel" veröffentlicht worden ist. Es scheint uns, daß der Verfasser sich nicht immer von subjektiven Stimmungen freigehalten hat, und daß manches in seinen Ausführungen lediglich unter dem Eindruck des Krieges entstanden ist. Doch wir wollen auf diese Einzelheiten nicht eingehen; abgesehen von dieser menschlichen Schwäche enthält das Buch, wie gesagt, manches, was wert ist gelesen und beherzigt zu werden. Besonders gilt dies vom 4. Kapitel, das über das zu erstrebende Friedensziel handelt.

Ferner seien drei kleine Schriften aus dem Züricher Verlage Art. Institut Orell Füßli genannt. Unter dem Titel „Ein neuer Gesichtspunkt zur Friedens» frage" vertritt der belgische Industrielle Henri Lambert die feste Überzeugung, daß der Freihandel mehr und mehr der einzige Friedensstifter sein wird. Im zweiten Teil der Broschüre ist der offene Brief Lamberts an Wilson vom Oktober 1914 abgedruckt, worin u. a. die Einberufung einer Konferenz angeregt wird, an der alle Völker der Welt teilnehmen sollten, um eine Konvention zu schließen, durch welche sämtliche Kolonien dem Freihandel aller Völker eröffnet würden. — In einem anderen Hefte schreibt der fin-

nische Schriftsteller Arthur Tra-
vers-Borgstroem über den
„Triumph der Organisation und ihr
Siegespreis". Der Gedankengang
dieser Schrift ist kurz folgender: Der
Krieg hat in den Staaten die Organi-
sation geweckt. In gewissen Zweigen
der sozialen Lebenshaltung ist eine neue
Lebensführung unter staatlicher Leitung
notwendig geworden. Wo man diese
bisher dem privat-industriellen oder un-
abhängig - vergesellschafteten Betrieb
überlassen hatte, ist er illusorisch ge-
worden und ausgeschaltet. Diese ver-
staatlichte Organisation muß aber auch
im kommenden Frieden beibehalten blei-
ben, wenn der Preis für die Krieg-
führung, also die Kriegskosten bezahlt
werden sollen. Um die dafür erforder-
lichen Geldmittel flüssig zu machen,
schlägt der Verfasser die Verstaatlichung
des Finanzwesens vor. — Das dritte
Heft aus dem genannten Verlage ent-
hält schließlich eine durch Zusätze er-
weiterte Rede von Prof. Dr. Fritz
Flein er über die „Politik als
Wissenschaft", an deren Schluß der
Verfasser ausführt: „Wie entfaltet die
Politik als Wissenschaft ihre lebendige
Wirkung am Lernenden, am einfachen
Bürger? In einem ethischen Moment.
Sie lehrt uns, daß die Hingabe an das
Gemeinwesen, in dem die Wurzeln un-
serer Kraft ruhen, der politischen
Tugenden größte ist."
Von der Mammenschen „Biblio-
thek für Volks- und Weltwirtschaft"
(„Globus." Wissenschaft!. Verlagsan-
stalt. Dresden) liegen zwei neue Hefte
2M

Vor. Im 32. Heft behandelt Dr.
Hans Siegfried Weber die
„Deutsch-russische Rücksiedlung". In
«mein einleitenden Abschnitte zeigt der
Verfasser, wie Deutschland jahr»
hundertelang den Kulturdünger für die
Blütenherrlichkeit fremder Staaten und
Völker abgegeben hat. Alsdann gibt
er einen Überblick über die wirtschaft-
lichen und kulturellen Verhältnisse und
die ganze Entwicklung der deutschen
Bauernkolonien in Rußland. Die be-
reits vor dem Kriege stattgefundene
Rücksiedlung von deutschen Baue?n aus
Rußland nach Deutschland wird des
näheren ausgeführt. Den Hauptnach-
druck legt Weber auf eine Darlegung
der Notwendigkeit und Bedeutung der
Rücksiedlung der deutschen Bauern»
Kolonisten au? Rußland nach dem Kriege.
Ein Landzuwachs im Osten verlange
auch dringend diese Rücksiedlung. Im
letzten Abschnitte beschäftigt sich der
Verfasser mit der Organisation der zu-
künftigen Rücksiedlung und der Art der
Ansiedlung der Kolonisten. — Im 28.
Heft der Sammlung, das „Klarheit in
der Ostjudenfrage" betitelt ist, bietet
I>r. Erich Bischoff eine Erörte-
rung der Ostjudenfrage, die infolge der
Eroberung der östlich unserer Reichs»
arenzen liegenden Teile Rußlands mit
ihrer starken Iudenbevölkerung sogleich
nach dem Frieden für uns zu einer bren-
nenden Frage werden wird.

Immer klarer und dringender tritt
die Erkenntnis zutage, daß unsere Zu-
kunft auf einem reichlichen Nachwuchs
ruht, daß das Fortschreiten des Ge-
burtenrückganges unsere Zukunft be-
droht. Abhilfe gegen diese Erscheinung
tut not. Eine Hauptursache der Ge»
burtenbeschränkung liegt zweifellos auf
wirtschaftlichem Boden, und es ist des»
halb erforderlich, daß wir uns zur wirt-
schaftlichen Förderung der Familien-
gründung und der Kinderaufzucht ent»
schließen, d. h. Familienbeihilfen ge-
währen. In einer bei I. Heß in Stutt»
gart erschienenen Schrift „Gesetzliche
Zulagen für jeden Haushalt" hat nun
der 1. Staatsanwalt A. Zeiler auf
Grund eines guten Zahlenstoffes aus
dem Leben den Versuch unternommen,
eine Beihilfenordnung auszuarbeiten.
Mag dieses oder jenes an der vorge-
schlagenen Ausgestaltung auf Bedenken
stoßen, so wird doch niemand, der sich
über die Frage der wirtschaftlichen Be-

kämpfungsweise des Geburtenrückgangs klar werden will, die Ausführungen und Berechnungen des Verfassers ohne Nutzen lesen. Sein Zahlenstoff wird aber auch für weitere Arbeiten über diese Frage eine willkommene Unter» lage bieten.

Th eaterrundschau.

Von Assaf Ciffrin.

I.

Das „Lessing-Theater" öffnete seine Pforten einer jüngeren — nicht der jüngsten — Generation. Diesem Haus gebührt der tiefe Dank Aufkommender und die Huld des Kunstjüngers. Ob matt oder leuchtend, die Sonne der Iüngsten bricht sich Bahn durch die Wolken. Das Schiff . . . dem Auge heute nach ein Schifflein . . . es naht . . .

Diese Bühne, die Barnowsky leitet, wird Schöpferin und erwirbt den schönsten Ruf: der Geburts- helferin einer neuen Genera- tion. In den Tagen materieller Däm» merung im Mittag künstlerischen Mutes, der der Vater aller Kunstbejahung ist. Alle ahnen die Geburt der Iüngsten voraus — und doch, trotz tausendfältiger Ahnung, blieb sie eine unter vielen, da sie den Mut hat, der zu den höchsten Sternen winkt . . .

Die Aufführung von Hans Kysers ..Charlotte Stieglitz", die Arthur Eloesser besorgte, war Eben»

Mäßigkeit. Das lag in der Ebenheit
des Stückes (siehe Seite 211 f.). Theodor
Loos hauchte das Bibliothekarsdasein
Stieglitz' dahin. Loos haucht meist
seine Menschen hin; und in diesem
Hauch liegt so viel Haltlosigkeit der Ge
stalten: Krater, die Vulkanseelen
bergen — und nie zum Handlungs»
Ausbruch gelangen. Tappende . . .
Lina Lossen hat nur ihre dunklen
Augen in die Luft zu bohren, mit vor-
gebeugtem Kopf ihre Nackenmuskulatur
zu spannen — und so viel Menschenleid,
Entsagung, entsteht in dieser stummen
Verwurzelung. Hat man sie mit Augen
erst umfangen, da erscheint das Wort
— überflüssig fast. Das Wort, das
zum Bewußtsein tappt. Das Auge er»
faßt sie ganz. — So spielten sie auch
in „Liebe" das aneinander gewöhnte,
aneinander zerriebene Ehepaar, machten
tiefer fühlen — sich selbst als Menschen
— denn die Sprache des Autors zu
sagen vermag. — Im Kyserschen Stück
spielte — spieldilettirte — noch Maria
Carmi die Lebenserkennerin . . . Sie
kommt von der Leinwandkunst, der zwei»
dim ensionalen, in die räum»
liche der Bühne. Unplastisch trotz
buntem Farbenstrich . . . Wie sie zu
Charlotte spricht: „Fürchtest Du Dich
nicht vor der Erkenntnis des Männer-
herzens?" da empfand man den Ab-
grund des Dilettantismus, der mit
Riesenmaß ins Bewußtsein sprang!
hämmerte .... Warum gerade
sie? . . .
Barnowsky arbeitete meisterhaft in
„Sorina". Es lieh auch Pulsierendes
die Kraft (siehe Seite 213). Lebendig.
Kit sprühte. Namentlich zu Beginn.
Wenn Ilka Grüning, als Frau Polizei-
inspektor, im Bademantel zurückhuscht,
den Schreck auf dem Antlitz, die
ruhige Absicht in jeder Bewegung,
das erschüttert. Nur bleibt sie später zusehr
die gleiche. Hervorragendes beim Auf-
tritt zeigt Carl Forest als Zwerg-Ge-
waltiger, bleibt indessen auch in der
EntWickelung stehen. Das ist schade.
Lag es am Stück? — ich glaube nicht.
Ein Fehler sprang in die Augen
und verstimmte: wenn die Liebesdurstige,
in Erwartung des Opfers, die Gardinen
vor den hellen Fenstern herabläßt —
später heraufzieht, so hat das Rampen-
licht zu wechseln. Da fehlte dem Re»
gisseur dasGegenwartsauge. Das
ist fundamental und verstimmte. Umso

mehr als die Aufführung so sprühend,
so lebendig und von Geist durchflutet
schien.
Über „Armut" in den „Kammer-
spielen" war gesagt: „ein Stiefkind
dem Autor, ein Stiefkind der Bühne".
Über Wildgans: „ein fertiger Un»
vollendeter. Unvollendeter durch „Ar.
mut", fertig (d. h. einer, der dramatisch
nicht mehr zu geben verspricht) durch
seine jüngste Tragödie „Liebe".
Über Liebe: „im Schatten des Er»
folgs von ,Armut^ geschrieben."
„Liebe"*) ist erarbeitet . . . und
das schmerzt, weil Wildgans als Lyriker
nicht fleißig zu sein braucht. Der Titel
erweckt Erwartung — und bleibt nur
ein „Tite l". Der Kern bleibt hohl.
In der Schale der Kokosfrucht — ein
Haselnüßlein. Schlag an! — Hohl!
Hörst Du den Klang?
Hat ein Größerer doch mit „Liebelei"
sich begnügt: und diesem wär' - blieb
er durstig nach dem „Liebeston" —:
Liebelei genug. Sicherlich der gleiche
Stolz, den ein Kind besitzt — dem man
g u t sein muß— wenn es mit innerer,
hochanfgerichteter Positur im Buchladen
ein Buch von großem, gutem Ruf ver-
langt ... um gehört zu werden.
„Liebe". Ist's inbrünstiges Gebet, Be-
kenntnis, Brunst, Spiel? Nichts von
allem in der Handlung — von
allem ein Grau in den Worten.
Innenleben? — Kaum. Wortklang
allein. — Armut ließ durch Poesie

*) Verlag Staackmann, Leipzig.

sich künden, die Liebe versagt in solchen
Worthülsen, die selbst in Versen Wurzel-
los sind . . . Liebe ist mehr! Da steht
der Faustwagner, das Reagenzglas mit
Salzwasser in der Hand, und spricht
zur Menge: „das Meer ist salzig —
hier, schaut! da ist das Meer!"
So sieht ein kleines Auge — so
ruft ein Halbapostel. Wildgans
bringt so viel apostolisch Gesalbtes.
Immer apostolisch — und drängt es in
Profanes und Heiliges. Man empfindet
die Arbeit, die nn dieser „Tragödie"
aufgewandt ist, und müßte sich verneigen,
wenn sie nicht den Titel „Liebe", eine
„Tragödie" trüge . . .
Bestenfalls — trotz vieler, kommen-
der Ausführungen, die selbst den Brün»
stigen nicht erschüttern können — ein
Abendspiellein. Die Aufführung war
schön. Loos und Lossen, wie im
Namenklang, ähnlich in ihrem zarten
Spiel. Dagny Servaes spielt die
käufliche Liebe, in deren Brust urplötzlich
die wahre Liebe erwacht. Sie tritt nur
einmal auf — und könnte die Tragödie
der Liebe sein, trüge sie nicht Züge ge-
drängter UnWahrscheinlichkeit. Echt und
beseligend ist die Schönheit, die die junge
Spielerin, nicht der Autor, mif die
Bühne bringt.
Für die Aufführung all der neuen
Werke — trotz wechselndem Erfolg —
ist Barnowski zu danken. Im
Dienst der Kunst dient er sich und
anderen . . .
Das „Künstler-Theater" brachte
drei Einakter, die ihr Dasein längst
bejaht, auf die Bühne: Den tragischen
„Kammersänger" von Wede»
kind, die zart erotisierende „Com»
tesse Mizzi" von Schnitzler
(beide von Eloesser geleitete Dar-
stellungen) und I. Klo. sse vonThome,,
die derblustige Fahrt zusammenver^
sprengter Gestalten aus dem bayrischen
Alltag. Vom Tragischen zum Über-
mutigen ging die Reise. Einer fand
sich immer ein und schien sich mählich
zu beleben; Bonn war in der Wede»
kindträne lau, im Lustigen gut, im
Burlesken als Bauernabgeordneter zwerch»
fellerschütternd.

II.

In den „Kammcrspielen" traf
ein Strahl nus hellster Helle nieder in
diese schwarze Wirklichkeit. Vahrs
„Konzert" prangt von zwei Seiten.
Erstens: die Unterhaltung enthält

Witz: zweitens: das Menschliche ist
enthüllt in seiner ewigen Wahrheit —
die dem Rhythums des Pendelschlags
menschlichen Gleichmnßes entquillt. In
hundert Iahren werden die Namen
wechseln — die Triebe bleiben die
gleichen; das Getriebe wird sich kaum
ändern . . . solange es Pianisten, gute
Frauen, Schwärmerinnen und kluge
Männer geben wird. Das Mensch-
lichc in diesem Stück macht es wert-
voll — so ewiggrünend unter welken»
dcm Gewand . . .
Die Komik besteht nicht im über»
raschenden Zusammentreffen einander un-
günstiger Zustände (jene wirkt i m m e r
— nnr für den Augenblick!). Sie
liegt in der Entkleidung von Menschen»
naturen. Bahr arbeitet da vollkommen
demaskiert; mit offenem Visier;
verläßt nie den Boden des Seins. Mehr
als Malerei von Eigenschaften! Eni»
hüllung bis zur völligen Nudität
— und in Erkennung eigener Zeichen
und Male, die die Nackten kennen, sich
wiederfindend. Der Kontrast zwischen
Wirklichkeit und Vorstellung ist
stilisiert. Wir haben hier: stili»
s ierte Nudität, die Bahr aus
Erkennerauge sieht. Nudität . . .
die cultiviert, fein cultiviert bleibt (bei
Schnitzler zum Wesenszug wird).
Ohne Larve! Auch auf einem Welt^
körper, der keinen Heiland trug, wo
Menschen nur mit ihren Leiden bei»
einander wohnen, würde man diesem
1'^

Ausfluß edelsten, verzeihenden Erkenntnisses lauschen . . . Bahr lauscht mit feiner Skepsis — und verzeihendem Optimismus zugleich dem Iahr um Iahr. Tag um Tag sich neugebärenden Trieb der Geschlechter.

Die von Carl Heine geleitete Auf» führung, die indes Bonn als Pianisten Heink, Höflich als Frau, Gebühr als Dr. Iura und Eckersberg als Frau Delfine ihr Bestes verdankt, muß als die schönste Lustspielaufführung dieses Winters bezeichnet werden.

Erinnerungen aus alten Tagen steigen auf und nicken . . . Das „Deutschc Thenter" wiederholte die Aufführungen von „Othello" und „Iudith". Wegener stand im Mittelpunkt und war Kern.

„Othello" wird immer marternd wirken — weil die Leidenden u» schuldig sind. Über dieses Peinigende kann eine gute Darstellung kaum hinweghelfen . . . Wer Wegener beschränkter Mittel zieh, (bis zu einem Grade knnn's geschehen), der sehe diesen Othello. Nicht mohrhaft gab er ihn; ich kenne — aus der Neibe — den Mohren, mit und ohne (Zivilisierten» quaste. Wegener gibt eher den Halbbedninen — ohne au ihn zu denken —: den Fletschenden im Rachefieber, den Grundgütigen im Glück. Der feine elfenbeingelben Zähne — lachend... und wiitend — zeigt. Wegener spielt nicht den Einzel menschen — seit seinem „College Crampton" nicht mehr — Wegener symbolisiert (unbewußt!) Er symbolisiert im Spiel. Dadurch entrückt er kleinlich-naturalistischer Realität — wirkt aber umso nachhaltiger. Ieder Ruf, jeder Ton, scheint begleitet zu sein von einem Donner-Bttinm eines mächtigen Tambours. Das ist der Kern seines Spiels. Donner» paukenschlag! . . .

Er entwächst symbolisch den Worten. Oft zuungunsten Shakespeares. Allein, er wirkt nachhallend als Sym bol. So im Gebet, wenn er in die Kniee stürzt (nicht fällt), wenn er die schöne Desdemona, seinen eigenen Schön» heitsborn. erdrosselt und wieder küßt. Neugeburt und Tod und abermals — Neugeburt. Die ewige Wiederkunft solchen Chaos wird durch Wegener offenbar. Verhundertfacht. Er gibt eine sich überpurzelnde Menschheit, wenn aus dem Glücksrad — der Zufall

ein Schräubchen gelockert. Er wird
Symbol für die gequälte Kreatur einer
sich zerwühlenden Natur, die der Gott
ohne Mitleid, der Gott der Men-
sch e n n t t r i bu t e, der Leiden' ohne
Zahl, schuf . . .
. . Wenn Wegener aufschreit —
halblaut nnr, — so fühle ich; so ruft kein
Einzelner! so sind die Klagen Tausender
von Entrechteten um das Ver-
lorene Paradies! Der Schrei des
Odipus. Ein Laut ohne Worte . . das
wortlose Ahh . . . (in A-Höhe). ein
Echo den Worten, die den Schmerz in
seiner Tiefe begründen. . . .
Ganz romantischer Berserker ist er
als Holofernes. Ein Teil bleibt nnr
Spiel. Strindberg, der Seelenzerreißer,
hat nie den weltversöhnenden Hebbel be-
griffen. Darin liegt Hebbels Größe und
Strindbergs Zwergtum in feiner Tiefe.
Das Drama der Iudith ist Sturm und
ergreift.
Und Maria Fein zeugte umfassende
Tiefe (die sie oft anderswo verwischt, wo
sie Palette bleibt). Mint erst eins
Iago war eine der schönsten Leistungen —
des Mannes und des Spiels. Welcker
spielt die Desdemona — neben
Meisterleistungen — . . . Othello hat
kaum mehr als das Weiß ihres Antlitzes
zu freien gehabt.,
Die beiden von Neinhardt ge-
leiteten Aufführungen sind von ehegestern
her bekannt — und waren schön.

in.
Die Aufführung von Carl Haupt-
nianns ..Tobias Buntschuh"*)
im „Deutschen Theater" hatte halben
Erfolg. Der galt mehr Pallenberg
nls Darfteller des Tobias, Hauptmann
dem Menschen, denn Hauptmann
dem Autor des „Buntschuh". Geht man
an das Stück selbst heran, dann er»
scheint man lieblos — indes man den
Menschen Hauptmann liebt.
Tobias', des Erfindergenies, Seufzer
ist ein Aufschrei aus materia»
l i st i s ch e r'Verkettung. Dieser Schrei
erfolgt nebenbei — und wird gedehnt.
Keine Ketten knirschen, keine Seele
wird offenbart. Es zöge der Einband
mehr als der Inhalt des Buches den
Blick auf sich. Und es könnte auf dessen
Rücken stehen, fingerbreit unter»
strichen, rot oder blau: das Spiel ist
eine Tragödie. Vom heutigen Hirn»
menschen, mit dem Stein an Herzens»
statt. Der sich verklagt, selbst unter das
Fallbeil legt und wieder Auferstehung
feiert . . . weil die Materie, sein Er»
finderhirn, ein Teil Gottes ist . ..
Da ist Radiana (dem Radium ähnlich!),
in Wirklichkeit Lotte Grasmück ge-
heißen, leuchtendes Mikröbchen der
Natur. — Er nnter st reicht:
unterstreicht fingerbreit, nicht rot oder
blau — sondern rot und blau und
grün und . . .
So bekundet Radiann zu anderen
em die zehn Mal: „ich könnte Herrn
Wendelborn mich geben" ... — ES
merkt ein jeder in der gewollten Sym»
bolik mehr: Gewolltheit, damit das
Symbol nicht verdämmere. Faustdick
unterstrichen. . .
Allein: ein Bekenntnis. Und
mit diesem Bekenntnis ist es Carl
Hauptmann furchtbar ernst. Und wäre
ich von Anbeginn geneigt, zu stocken . ..
') V:ela.z K.iet W olff. Leipzig.
ich ward ernst, da ich hie und da sah,
wie man mit dem Ernst lustig der-
fuhr. Das stimmt einen erst recht ernst.
Und Hauptmann ist es ja um ein Be»
kenntnis zu tun.
Das Werk ist „burleske Tragödie"
genannt. Es ist burlesk im Ge»
wand — die Tragödie bleibt ge
dacht.
In der Form ist Gesuchtes:
und das Gesuchte wirkt nicht frappierend,
sondern gesucht. Man empfindet bei
dem ganzen Zirkusgedränge die gewollte

Tesuchtheit, da es nebensächlich
bleibt. Den Seiltanz, wo niemand sich
mit seinem Leben in Gefahr begibt.
Nebensächliches. Die Sprache ist
bruchstückweise, schön.
Die Tragödie erstirbt in Halbburleske.
Splitter von einem Gedanken»Torso, der
im Rein'Gedanklichen — nie in
der Tat, sich äußert. Der Kern ist:
der gedankliche Torso. Tobias
entwickelt sich nicht; er bleibt im
umgekehrten Faustulus stecken. . . .
Die Pallenbergtragödie erschüttert,
weil Pallenberg immer, ohne zu suchen,
zu tappen, mit seinem Krächzen an das
Herz bleiern greift. Weil Pallen»
berg nicht spielt, — sondern ist.
Die Aufführung suchte mit Maria
Fein (Luisa), Winterstein als
guter Geist (Wendelborn). Welcker
nls liebliche Radiana manchen Gedanken'
splitter — leider nie Tattorso —
hernuszuzeichnen und zu Bleibendem zn
umrahmen. . . .
Den Untergrund zu seiner Komödie
„Die Rebhühner"') bildet eine
Fnmilienerinnerung beider Brüder Carl
und Gerhart Hauptmann. — Ein Vater,
fünf Töchter, fünf abblitzende Werber.
Die Einmaligkeit der Hand»
lung ist ihr Fehler, obzwar die Menschen
Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

der Wirklichkeit entsteige». Vornehmlich Situationskomik. Oft genügt ein Wor t, um die mit Humor gefüllte Luft zur Erplosion zu bringen. Die Malerei ist oft bewnßt; das Spontane einer plötzlichen Wirkung wird zuweilen vorweggenommen. Die lesenswerte Komödie bringt uns eine andere — durch den Dichter lustig gesehene — Seite des Familienlebens der Iung-Hauptmanns.

IV.

„Johu Gabriel Borkmann" erstand neu im „Deutschen Theater". Das Werk ist kein Bekenntnis Ibsens mehr; es ist nur ein Panier der Alternden — und als Panier hat es Bedeutung im Schlachtengewühl allein. ' Ienen revolutionären, die Enge sprengenden Zeiten sind wir um Iahreslängen und Erlebnistiefen voraus — und siehe da : das Stück ist zu einem Denkmal erstarrt. Stereotypisch in unsere Zeit versprengt. Uns Heutigen, bestenfalls ein Symbol jener Kampfzeit. Gerupfte Federn liegen am Boden; selbst zerzaust.

Ein Einzelfall ist gezimmert; im Gegensatz zur begrifflichen Symbolik in den „Gespenstern", im „Baumeister Solneß". Geplatzte Explosivbegriffe. Mgearbeitetc Sprungfedern, die ihre Schleuderkrnft eingebüßt lxiben — da bereits geschleudert ward. Eine Dämmerung zieht herauf. Eine Petroleumlampe in der Zeit der Bogenlampen und Scheinwerfer — mit ihrem wärmenden Licht. Manches klingt, nacherzählt, schöner, als es die Bühne gibt. So klingt es schön: wenn die zwei Schwestern, bis ins Mark sich zerhassend, über dem Toten — das Streitpanier, das einen Seelen in ord beging — sich die Hände zur Versöhnung reichen. In Worten — schön! Auf der Bühne und im Stück blutleer.

Eine so hervorragend gute Aufführung wird man selten zu sehen bekommen.Wegener (Borkmann), Bertens und Elfe Lehmann (die Schwestern), Pallenberg (Foldal). Meisterhaft gespielt — von Reinhardt inszeniert. Und mit schmerzlichem Gefühl denkt man; Wie Brahm symbolisch ward für die neue Generation des Naturalismus — warum verschließt sich da Reinhardt mit seinen drei Bühnen (!)dem jüngsten Drama? Das heute schon da ist?! Ihm und der

Literatur zu Ruhm?! . . .
Wohl war die „G'wissenswurm"» Aufführung anziehend, die Darstellung von „Weh dem, der lügt" — beide in der Volksbühne — eine abgerundete, durch Thimigs Leon, Ja In- nings fabelhaften Galomir und Pünkösdys Edrita neu belebt . . . ober, was ist Dir, mir . . , uns Hekuba? Eine neue Generation, mit besseren Werten, pocht an die Tür. Sie ist schon da!
Und etwas von Reinhardts — selbst Leichen — belebendem Hauch täte den Jüngsten not! Und er wüchse, in seiner Berufung — zumal sein Werk das Theater zn vertiefen und zu verschönen begleitend wirken kann — zu symbolischer Höhe einer Jugend, die lebt, heran! ....

V.

Das „Kleine Theater" spielte den „Raub der Sabinerinnen", und durch Abels köstliche Darstellung geriet alles in eine zwerchfellerschütternde Heiterkeit. — Es galt, einen Wink der Kasse zlizublinzeln. —
Heute gibt diese Bühne, die mit unglaublichem Mut und Freude sich für Reu6 Schickeles „Hans im Schnakenloch" einsetzt, ihr Bestes. Der Direktor Altmann, der die Aufführung leitet, hat neben dem ungemein großen Theatererfolg — einen literarischen Sieg von Bedeutung (siehe

Seite 215) davongetragen. Die Spuren sind nicht verwischbar. Eine starke Natur hat sie eingezeichnet.

Rodegg, ein intelligenter Schauspieler, auf dessen kluge Ausführungen in den „Hamletentdeckungen" (Verlag österheld, Berlin) hier hingewiesen sei, gibt den schwankenden Hans. Bildt, zu schroff, den eingelebten deutschen Bruder. Frau Ehn, ein schönes Bild der Frau Klär. Die kleine Bühne konnte oft die große Last nicht tragen — und daher wäre das Lesen dieses herrlichen Stick» kes*) — um seiner Tiefe willen zu empfehlen. Da ragen höhere Burgzinneu in die Höhe.

Dieser mutigen Bühne gilt ein literarischer, tiefer Dank! . . .

K r ie gs. F r au e»' R u nds ch a ».

Bon Ulla Wolff.Frank,

Täglich fast erweitert nnd vergrößert sich der Kreis der Interessen der weiblichen Hilfsarbeiter im Kriege, Dem Arbeitsfeld wird neue Mühewaltung zugeteilt. Der Tätigkeit erschließen sich ungeahnte, bisher ganz fremde, brach liegende Gebiete, die eine Durcharbeitung und Orientierung erfordern. Besondere Ansprüche machen sich geltend für eine Neuorientierung in Dingen, die dem Frauengeist bislang fernlagen, ihm jedenfalls keine Aufgaben stellten, mit denen er sich zu beschäftigen hatte. Ganz plötzlich taucht die Frage auf. ihre Beantwortung ruft neue Kräfte und Energien wach, und ehe man's recht bedenkt, sind sie erweckt und in den Dienst der Sache gestellt, als wäre dies das lang gewohnte, längst bekannte, so wie es allerdings das selbstverständliche ist. Zu diesen Fragen gehörte in jüngster Zeit die „ Hau sbesitze rin nen not ". Sie

') Bkrlag Wkihe Blütter, Leipzig.

war durch die traurigen Verhältnisse des Grundbesitzes zu unerträglicher Höhe gesteigert, suchte vergeblich nach Hilfs-Mitteln, um dem Ärgsten vorzubeugen, nachdem trotz ihres Anschlusses an den Hausbesitzerverein sich dieser nicht mit ihrer Lage speziell befassen konnte und sie, in der großen Allgemeinheit, einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil bildend, nur auf die allgemeinen Maßregeln hingewiesen werden konnten. Damit war ihnen aber nicht gedient, da diese ja auch dem Notstand des Gesamt - Grundbesitzes kaum Slbhilfe zu schaffen vermögen. Es mußte alfo ein anderes Ventil geschaffen werden, und siehe da,

es gelang. Die weiblichen Hausbesitze-
rinnen gründeten den Hausbesitzerinnen
Verein und nahmen ihre Angelegen-
heilen selbtätig in die Hand nach dem
Wahrspruch: Hilf Dir selbst, so wird
Gott Dir helfen. Tüchtige, kluge, ener-
gische Frauen widmeten sich der Lösung
des Problems, dessen Wichtigkeit in
seiner aktuellen und zukünftigen Bedeu-
tung den Einsichtigen und Weitblickenden
rasch klar wurde, und der Verein kam
zu Stande. Das schnelle Anwachsen der
Mitgliederzahl bewies, daß diese Frauen-
vereinigung heute bereits auf dem Ge-
biete des Organisationswesens im städ-
tischen Hansbesitz den Männervereini
gnngcn als ebenbürtiger Faktor ergän-
zend gegenübersteht. Nim hieß es aus-
bauen, erweitern, und vor Allem die
Mittel zu großzügiger Handhabung des
Hilfswerkes herbeischaffen. Mit Eifer
und Rührigkeit war man am Werk,
und eine ausgedehnte Werbearbeit be-
gann. In einem überaus interessanten
Vortrage, der, dem Vorstande angehören-
den, Frau Betti Geßler entwickelte
diese eindrucksvoll und überzeugend die
Notwendigkeit reger Teilnahme an den
Arbeiten des Vereins, indem sie aus-
führte:
„An dem Hintergrunde der in Berlin
vorhandenen etwa 6000 Hausbesitzerinnen
gemessen, bedeuten unsere bisher er»

reichten Werbeerfolge noch nicht genug. Um daher unseren theoretischen Zielen den praktischen Erfolg zu sichern, müssen wir das, was wir erreichen wollen, im Interesse unserer Hausbesitzerinnen werbend klarlegen.

Wir wollen unseren Mitgliedern mit Nat und auch mit der Tat helfen. B e-ratend sind wir bereits in eifrigster Weise an der Arbeit. Mt der Tat aber können wir nur in die jetzige prekäre Lage der Hausbesitzerinnen helfend eingreifen, wenn wir durch die Gesamt» summe der uns zufließenden Mitglieder» beitrüge einen pekuniären Untergrund bekommen, auf dem wir aufbauend unseren Zweck, helfend in die Notlagen der Gegenwart einzugreifen, verfolgen. Wir führen hier in der heimatlichen Front den Krieg gegen die wirtschaftliche Not im städtischen Hausbesitz. Wie unsere Heerführer gegen die militärischen Feinde in erster Linie pekuniäre Mittel zur Schaffung der vielfachen Waffen gegen sie brauchen, so ist auch für uns die Stellung von Mtteln zur Bekämpfung der Hausbesitzerinnennot erstes Gebot für die Erreichnng unserer Aufgaben. Aber diese Mittel müssen, da der schlimme Feind in Gestalt der Not unseren Stand hart bedrängt, schnell herbeigeschafft werden, weil überall sofortige Hilfe erforderlich ist.

Auch wir beabsichtigen, unter uns eine Art ZivUwehrpflicht einzuführen, zu der wir jedes Mitglied heranziehen wollen, damit es aus dem Gefühl der Solidarität für unseren Stand helfe.

Wie kann das nun in erster Linie geschehen?

Wir wollen Mitgliederwerberinnen aus Ihrer Mitte gewinnen; Damen zur Meldung hierzu anregen, die das Amt übernehmen, Hausbesitzerinnen, die noch nicht zu uns gehören, zu besuchen, um diesen die Notwendigkeit ihres Beitrittes zu unserer Organisation auf Grund eines zur Verfügung zu stellen» den Werbematerials klar zu machen. Wir legen gerade Wert darauf, Damen aus unserem Kreise hierzu zu gewinnen, weil der, der die Notlage seines Standes kennt, naturgemäß auch am wärmsten für die Einrichtung, die diese mildern soll, einzutreten in der Lage sein wird. Niemand darf vor dieser Aufgabe zurückschrecken! Niemand sogen: „Ich bin dem nicht gewachsen!" Ieder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

wird in der Lage sein, an der Hand
des ihm zur Verfügung gestellten Ma-
terials und auf Grund feiner eigenen
Erfahrung eine gute Sache zu vertreten,
die ihre Existenzberechtigung erwiesen hat.
Wir wollen jedoch, das sei extra be-
tont, den Hausbesitzer-Bezirksvereinen
keine Konkurrenz machen.
Wir wollen die staatlichen und
städtischen Behörden mit allen uns zu
Gebote stehenden Mitteln darüber auf-
zuklären versuchen, daß die Hausbesitze-
rinnen nicht imstande sind, den gestei-
gerten Anforderungen der Behörden und
der Hyvothekengläubiger gerecht zu
werden, wenn sie selbst bei vollvermieteten
Häusern weniger einnehmen, als sie aus-
geben müssen, ganz abgesehen von den
Fällen, in denen diese Anforderungen
an Frauen gestellt werden, die manche
leerstehende Wohnung in ihrem Hause
haben.
Für jeden Einsichtigen ist es klar,
daß der Hausbesitz zusammenbrechen
muß, wenn er sich nicht, die große Ge
fahr erkennend, selbst hilft, wenn er
nicht, neben dieser Selbsthilfe, Hilfe bei
den Behörden findet. Wir wollen auch
die Hausbesitzerinnen aufklären, die jahre-
lang aus Unkenntnis zuviel Hypotheken-
zinsen, zuviel Steuern und Abgaben
bezahlt haben.
Wie Sie wissen, gibt es unter den
heutigen Verhältnissen keine wirtschaftliche
Betätigung, die strenger und unerbitt-
licher nach rein kaufmännischen Grund-
sätzen und Regeln ausgeübt werden muß
als die unsrige, wenn sie nicht früher
oder später den Hausbesitzer oder die

Hausbesitzerin um Hab und Gut bringen
soll. Die Zeiten des alten, spießbürger-
lichen Hausbesitzes, der halb Liebhaberei,
halb Kapitalsanlage bedeutete, sind längst
vorbei. Der Hausbesitz ist ein Geschäft
geworden, das in unkundigen Händen
nur zu leicht zum Ruin sührt. Die
Not aber gerade der Hausbesitzerinnen
ist oft deshalb so groß, weil sie in vielen
Fällen auf Unkenntnis der Verwaltung,
auf treuloser Beratung beruht. Nun
gab es zwar bisher Gelegenheit für uns,
in Männervereinen des städtischen Haus-
besitzes aufgenommen zu werden. Dort
aber konnten wir Hausbesitzerinnen un»
seren Einfluß, unsere auf Erfahrungen
gegründeten Ansichten aus vielerlei
Gründen nicht geltend machen. Wir
scheuten uns, unter Männern unsere
Meinung öffentlich auszusprechen. Das
letztere hat auch deshalb keinen großen
Wert, weil uns von den Männern kein
Vereinsstiinmrecht, d. h. keine Stimme
bei Beschlüssen eingeräumt wurde. Aus
allen diesen Gründen haben wir uns
entschlossen, einen eigenen „Verein der
Hausbesitzerinnen Groß-Berlins" ins
Leben zu rufen.

Die Frau des Hausbesitzers muß
theoretisch vorgebildet werden, damit sie,
bei eventueller Krankheit oder Krieg oder
Todesfall des Mannes vorübergehend
oder dauernd imstande ist, dieses Ge
schäft zu leiten. Sie muß sowohl mit
der Buchführung vertraut sein, wie auch
den Kunden, den Mietern und ebenso
den Hypothekaren gegenüber ihre Pflichten
und Rechte kennen. Denn die Gefahr,
unvorbereitet das Hausgeschäft zu leiten,
ist so groß, wie es die Unkundige nicht
ahnen kann, und ist dazu angetan, sie
und ihre Erben um Haus und Hof zu
bringen. Unkenntnis des Gesetzes schützt
weder vor Strafe, noch kann diejenige,
die unvorbereitet die Hausverwaltung
übernimmt, vor irgendeinem Schaden
unter dem Vorwande, daß sie nicht
unterrichtet war, beschützt und behütet
werden. Sie müssen wissen, daß allen
Verpflichtungen im Hausbesitz eine per»
sönliche Haftpflicht zugrunde
liegt, um ganz die Wichtigkeit meiner
Anregung, die ich im Auftrage unseres
Vereins gebe, ermessen zu können. Durch
diese erwähnte persönliche Haftpflicht
müssen Sie noch, selbst nach Verkauf
Ihres Hauses, als Altschuldnerin für
Ihre Hypothekenschuld aufkommen und
können Ihr Kapital, das Sie am Hause

haben, wie Ihr mobiles Vermögen sehr
leicht verlieren, wenn Sie nicht von
allen Maßnahmen unterrichtet sind, die
Sie zum Schutze Ihres Besitztums treffen
müssen. Dies ist nur ein Punkt, den
ich heraushebe; viele solche gibt es aber
in der Gesetzgebung, die Sie leicht zu»
grunde richten können, wenn Sie nicht
mit allen Pflichten und Rechten bei
Übernahme der Verwaltung fest vertraut
sind. Das Lehrgeld kommt dann zu
teuer zu stehen, und die Kenntnisse, die
Sie sich erst während der Praxis haben
aneignen können, kommen zu spät, um
Sie vor dem Niedergang durch mangels
hafte Bewirtschaftung zu bewahren.
Daher ist es ein Gebot der Pflicht
gegen Sie selbst und Ihre Familie, in
unseren Verein einzutreten und sich zu
belehren, damit das ererbte oder erworbene
Gut noch weiter Ihnen und Ihren An-
gehörigen erhalten bleibt und Sie nicht
in die Lage kommen, auch Ihr sonstiges
Vermögen durch Unkenntnis hergeben
zu müssen."
Diese ernsten Worte in ernster Zeit
haben einen starken Nachhall gefunden,
und in emsiger Tätigkeit führt man den
Verein sicheren, gedeihlichen Zielen zn.
Eine zweite Pflegestätte praktischer und
sittlicher Frauenarbeit regte in diesen
Tagen das soeben erschienene Werk:
„Ein deutsches Iugendgesetz"
vom Wirkl. Geh. Admiralitäts-
rat Dr. Fe lisch an. Wiederum sind
es Frauen, die sich mit der bedeutsamen
Materie zu befassen bemüht sind, und
die Konsequenzen der Anregungen des
ausgezeichnet sachlich und wissenschaftlich

behandelten Stoffes zu ziehen gewillt sind, die der, um die Iugendfürsorge hochverdiente Autor gibt. Nachdem wir in klarer, anschaulicher Form vom Ver» fasser über die formellen und sachlichen Erfordernisse eines deutschen Iugend-gesetzes belehrt worden, erläutert er im einzelnen die Gründfragen, die als Vor-aussetzung des Gesetzes zu gelten haben. Er erörtert die Maßnahmen zugunsten der Iugend und die Maßnahmen zu gunsten der bürgerlichen Gesellschaft gegen gewisse Iugendliche; er behandelt nach physiologischer und psychologischer Seite das Problem, um zur juristischen Begründung dieses Gesetzes zu gelangen, für dessen Ausarbeitung er einen be-sonders auserwählten Personenkreis im Auge hat. In wieweit die Frauen zur Mitwirkung an diesem Gesetz und seiner Durchführung sich geeignet erweisen werden, läßt sich heute kaum noch be-stimmen. Aber eines steht fest: Alles, was sittliche Hebung und Fürsorge der Jugend zum Ziel hat, gehört zu ihren vornehmsten Aufgaben, und freudig werden sie dem Aufruf, mit dem Felisch sein Buch schließt, folgen: „Die Schaffung eines neuen Iungdeutschlands, das noch besser sein soll, als seine Bäter und Mütter waren, und das das überkommene Gut erhalten und ausbauen soll zum Heile des in Zukunft erst wahrhaft geeinten Vaterlandes. Dieses neue Deutschland der Iungmannen kann aber nicht ent» stehen, wenn wir Alten nicht die Kraft finden, die Iugend zu ihm nach einem einheitlichen Plane im gesamten Ger mnnenlande hinüberzuleiten und sie vor-zubereiten zu den neuen Werken, die ihrer harren.

„Dies Opfer sei nicht vorenthalten
Dem Weihaltar des Vaterlandes:
Nun, Iunge, kommt, löst ab den Alten
Im Schüren des geweihten Brandes!'

Das Vaterland erheischt von uns, daß wir die Jungmannen und die Iung-mädchen mit all dem Großen, was uns erfüllt, durchdringen und sie fähig machen, das Banner Deutschlands mit nerviger Kraft hoch zu halten, deutsche Art im eigenen Heim und auf dem Markte des Lebens zu pflegen, auszu-harren in den Stürmen, die sie um-dräuen werden. Führen wir den ersten Punischen Krieg — wer will es sagen, welches Geschlecht den zweiten wird durchfechten müssen? Dazu heißt es: dereinst stark sein. Und das erfordert:

stark machen! Wer unsere heilige Pflicht
nicht erkennt, alles daran zu setzen, mn
unsere Kinder und Kindeskinder zu besten
Deutschen heranzubilden, der ist entweder
kurzsichtig oder böswillig. Haben wir
aber die gewaltige Bedeutung dieser
heiligen Pflicht erfaßt, dann wissen wir
auch, daß es nur einen Weg gibt, sie
zu erfüllen: den Erlaß eines einheit-
lichen Erziehungsreichsgesetzes, eines
deutschen Iugendgesetzes."

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
y«rau»ael»r „nd Ch«fr«oaktn,r: 'Pros. r>r. Ludwig Stein In BrrUn V tv, Lutzowusn 5». ,T«I»fon «m, »ursSilt Nr Lljv8,) — «eranIworMcher RedaKIeur: vr. SylvIuIBruckK, Vr»Ia»,—AIlein»«««r,ning für Ungar«
«rilllch, 0, Sosbuchhanoluna <5>. B-nKS,, «uda»«It V, D«ro>tya.u>cz» 2. —B«lag «nd «»ck d« Schl«silch«n ««chdnuKir« » SSch»ltIa«»d«r, « »« , »r—lau III.

EmeöeuOeMinMfchch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlefische Buchdruckerei,^W?Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schorrlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. ?. Stelnocher. ««thold Sutter. «rM'sche K.K.Sostuchhandl. «nlev ck LoNelboIch
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«, Fritze, l.Idr»lrl, «07,!». Jacob DvHmad «nchhdlg. Internat, «uchhandl. Otto Keil,
für dl« Provinzen I» Schweden und In DänemarK: »«»^ «Hr. Ursin« «achsolger. «openhage».
plr die Schweiz: «kadem. »Miau. ». v»chk«»>l««a Her». Vaur, Zürich l.
«eneralvertremng für Holland: S.V. »an«t»«u» »« Est,», Haa«. Bultenhof ZK.
4i. Jahrgang. Band 161. Heft 51z. Juni 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Das Gleichgewicht der menschlichen Gesellschaft.

Die weiße Rasse, die vom Gott der Geschichte zur Weltherrschaft berufen war, hat ihr Gleichgewicht eingebüßt. Sie ist auf die schiefe Ebene geraten und sie wird rettungslos dem Verderben anheimfallen, wenn in ihr nicht im letzten Augenblick die Einsicht aufdämmert, daß man diesem verschleierten Selbstmord bei Zeiten Halt gebieten muß. Nur die Selbstbesinnung kam, zur Selbstbescheidung führen. Schon droht das Gespenst der Anarchie das Gleichgewicht der europäischen Menschheit vom östlichen Zipfel aus grundmäßig zu zerstören. Amerika taumelt in diese hirnwütige Raserei hemmungslos hinein, ohne zu erwägen, daß die amerikanische Demokratie die Lösung der sozialen Frage nicht hinter, sondern vor sich hat. Ie mehr sich das amerikanische Kapital zusammenballt, desto weniger werden sich 130 Millionen Menschen auf die Dauer die Tyrannei von 400 Pluto» krcitischen Familien gefallen lassen, die nicht einmal den Vorzug der guten Kinder« stube oder ein Patina der Überlieferung für sich haben. Was man in Rußland gesät hat, wird man in Amerika ernten. Man frevelt nicht ungestraft gegen den Geist der Natur und gegen den Sinn der Geschichte.

Die Herstellung des Gleichgewichtszustandes in Natur uud Geist ist, wie ich an anderer Stelle dargetan habe, der Grundbaß der Weltgeschichte. Entwicklung führt überall und notwendig zum Gleichgewichtszustand. Iedes bewegliche Gleich» gewicht hat die Tendenz, in ein absolutes überzugehen. So ist das Sonnensystem ein bewegliches Gleichgewicht, in welchem jede Bewegung durch eine Bewegung entgegengesetzter Natur aufgewogen wird. Ist der Gleichgewichtszustand erreicht, so beginnt der umgekehrte Prozeß der Auflösung. Den „Weg nach unten und den Weg nach oben" nannte die Rätselsprache Heraklits diesen Prozeß. Welt» Untergang und Welterneuerung. Ekpyrose und Palingenese heißt dieser Prozeß bei den Stoikern. Verwandlung oder Umschlagen in seinen Gegensatz, um be» reichert zu sich selbst zurückzukehren, nennt es die Widerspruchslogik Hegels.

Der menschliche Organismus hat sich eine Reihe von Schutzvorrichtungen ausgebaut, welche durch Anpassung der Bewegungssunktion an die äußere Um» gebung zu stonde gekommen sind. So hat die Lunge ihren Hemmungsapparat:

eine Schutzvorrichtung zur Fernhaltung von Staub und sonstigen schädlichen Sud»
stanzen. So haben wir uns zum Schutze des Auges gegen Sonne. Wind, Wetter
und etwaige Schädlinge Lid und Wimper angezüchtet, die sich reflektorisch zu»
fammenziehen, wenn dem Auge von irgend einer Seite Schaden droht. So be»
sitzen wir feste Hemmungsapparate, wenn nicht ganze Hemmungszentren zur Re>
gulierung des Atemholens, der Herztätigkeit, der Sekretion, der Sprechbewegungs.
Vorstellungen, weiterhin zur Herstellung des Gleichgewichts unserer Gliedmaßen,
besonders unserer werkzeugbildenden Hände und Gehwerkzeuge. Wie wir durch
Hemmungsvorrichtungen unsere Atmung willkürlich jeden Augenblick zum Stocken
bringen können, so regeln wir durch Hemmung unser Sprechen und Denken, unser
Gehen und Stehen. Schon der'z mikroskopisch kleine, strukturlose Protoplasma»
tropfen zeigt alle Symptome, wie des Lebens, so der Hemmung: Ernährung,
Wachstum, Fortpflanzung, Selbstbewegung. Die einfachste Zelle deutet in ihren
Funktionen schon auf Empfindung hin. Untersuchungen an kleinsten Lebewesen,
an der Vampyrella oder an den Arcellen, wie wir sie Engelmann danken, haben
ergeben, daß selbst die Protisten Hemmungsvorrichtunngen oder Kontraktionen
kennen, indem sie, sobald ihnen Schaden droht, ihre Fortbewegung regulieren,
um sich gegen den Schädling wehren, d. h. in die ihnen minder gefährlich er»
scheinende Lage zurückversetzen können. Das Wunder der Regulierbarkeit der
Selbstbewegung geht also schon auf das lebendige Automaton, auf den Mikrokos.
mos: Zelle zurück. Das Modell der Kontraktion (Zusammenziehung) der Zelle
bei drohendem Schaden ist die Attraktion (Anziehung in der Physik). Wenn
unsere Bauern, deren Leiterwagen noch keine Bremse kennen, beim Talfahren em
einem der Hinterräder Eisenketten oder Bleikugeln anbringen, so hat sie die plumpe
tägliche Erfahrung gelehrt, daß man beschleunigter Bewegung Hemmschuhe ent»
gegensetzen muß. um das Gleichgewicht des Wagens aufrecht zu erhalten. Eine
Maschine vollends, die ja nur eine Organprojektion des Menschen ist, sofern dieser
in seinen Werkzeugen die eigenen Arbeitsorgane nachbildete und verdoppelte, muß
einen sinnreich konstruierten Hemmungsapparat befitzen, da sie sonst schon bei der
ersten Inbewegungsetzung Gefahr läuft, zertrümmert zu werden. Genau so wie
schon das Protoplasma einer jeden Zelle reizbar und kontraktil ist, sodaß selbst
die niedersten Tiere, die gar keine Nerven hoben, Apparate der Hemmung, Zu-
sammenziehung oder Kontraktion besitzen müssen, da sie sonst unfehlbar zugrunde
gehen, so müssen auch die künstlichen von Menschen konstruierten Bewegungs»
träger — Maschinen — das Protoplasma nachbilden und ihre Kontraktions»
apparate mitbekommen. Das berüchtigte Wort üe ls ^lettrie'8: I/doiuiue
«»«Kille, gilt, aber nur in seiner Umkehrung: die Maschine ist der erweiterte,
ergänzte, seine Organe in Werkzeuge hinausprojizierende Mensch. Hier wie dort
wird sinnreich, kunstvoll, wie durch unbegreifliches Wunder, Wärme in Arbeit um»
gesetzt. Oder wie der Physiologe Foster definiert: in der Maschine wie im mensch»
lichen Körper wird potenzielle Energie in aktuelle umgesetzt, und. wie wir hinzu»

fügen möchten, beide müssen Hemmungsapparate als Regulatoren ihrer Bewegung
haben. Was wir unter Hemmungen verstehen, kann jedermann mühelos an der
Hemmungswirkung beim Anhalten der Atembewegung an sich beobachten. Von
der Hirnrinde aus werden nämlich unsere motorischen Neurone nicht blos erregt,
sondern auch gehemmt. Jedermann vermag in jedem Augenblick vermittelst seines
Hemmungsapparates seine Atembewegung willkürlich zum Stocken zu bringen. Auf
Kitzeln reagieren wir hemmend durch Zucken, auf blendende Gesichtsreize durch
Augenschluß. Daß wir beschleunigende Fasern haben, wußte man längst. Jm
Jahre 1845 entdeckten die Brüder Ernst Heinrich und Eduard Weber die Hemmungs»
fasern, die mit den Zweigen des Vagus zum Herzen gelangen. Durch das Be.
kanntwerden dieser Hemmungsfasern fiel reiches Licht auf die selbstregulierende
Tätigkeit des menschlichen Organismus. Der Hemmschuh am Wagen, die Klappe
am Ofen, die Bremse an der Maschine, der Gegendampf an der Lokomotive, der
Ventilator in unseren Räumen — alle diese Hemmungsvorrichtungen erweisen sich
als unbewußte Nachbildungen der unsere Herztätigkeit nicht nur, sondern
unseren ganzen Organismus im Gleichgewicht erhaltenden Hemmungsfasern.
Ein weiteres Abbild dieser Hemmungsvorrichtungen bilden jene Dämme und
Schleusen, wie wir sie bei Stromregulierungen zur Verhütung von Wasserschäden
errichten.
Diese Hemmungsvorrichtungen, die wir uns im Kampfe um unsere Selbst»
behauptung als Regulatoren unseres körperlichen Gleichgewichts auf dem Wege der
Anpassung und Vererbung angezüchtet haben, beherrschen indeß nicht blos unser
vegetatives und animalisches Leben, sondern auch unsere höchsten geistigen Funktionen.
Unsere Empfindungen sind, wie der Physiker.Philosoph Ernst Mach einmal aus»
führt, kein passiver Vorgang. Die niedersten Organismen antworten schon auf
ihre Empfindungen mit einer einfachen Reflexbewegung, indem sie die heran»
kommende Beute verschlingen. Bei höheren Organismen findet der zentripetale
Reiz im Nervensystem Hemmungen und Förderungen, welche den zentrifugalen
Prozeß modifizieren. Ohne unsere angezüchteten Hemmungsapparate würden wir
uns wie gedanklich, so auch gesellschaftlich ins Vage, Unbestimmte, Uferlose ver»
lieren. Geht unserem Affektleben seine Hemmungsvorrichtung verloren, so werden
wir die Beute ungezügelter Sinnlichkeit und das Leben unterwühlender Aus»
schweifungen. Büßt der normale Mensch seinen Hemmungsapparat ein, so leidet
er an Ideenflucht und an den damit verbundenen Störungen. Funktioniert der
Hemmungsapparat unserer Sprechbewegungsvorstellungen nicht ordentlich, so ver»
fallen wir im milderen Falle der greisenhaftigen Geschwätzigkeit, dem unheimlich
wirkenden Redefluß, in pathologischer Entartung dem maniakalischen Irrereden,
sinnlos plapperndem Lallen. Kinder, hilflose Greise und Irre unterscheiden sich in»
bezug aus das Unzusammenhängende, Ungeordnete und Regellose ihrer Sprech»
bemegung darin, daß die Heinmungsapparate bei den ersteren noch nicht, bei den
letzteren nicht mehr voll funktionieren.

Solche Hemmungsapparate besitzen wir vollfinnigen, vorgeschrittenen Kultur» menschen für unsere Instinkte, Reflexakte und automatischen Handlungen. Wir sind eben lachende Erben unserer Vorfahren. Was jene in ungezählten Iahrtaufenden, im Schweiße ihres Angesichts, mühselig angefammelt und aufgespeichert haben, ist uns Heutigen schon durch die Keimzelle, welcher jeder von uns sein Dasein ver» dankt, als vererbter, fester Kulturbesitz übermittelt worden. „Im Zusammenschluß der Miteinanderlebenden und dem Zusammenhang der Aufeinanderfolgenden liegt die Möglichkeit aller Kulturentwicklung." (Ratzel).

übertragen wir diese Hemmungserscheinungen aus dem Physiologischen ins Psychologische und Logische, so besitzen wir auf der Bewußtseinseite etwas ganz Paralleles, wie in der rein physiologischen Funktion der Reflexbewegung: die Konzentration der Aufmerksamkeit. Wer das Phänomen der Aufmerksamkeit der-folgt, wird bald inne, daß alle Hemmungswirkungen des bewußten Denkens von der Aufmerksamkeit abhängen. Es bleibe dahingestellt, ob sich auch in diesem Falle Funktionen Organe geschaffen haben, so daß die Hemmungsfunktionen der konzentrierten Aufmerksamkeit ein besonderes Organ, das von Wundt so genannte Apperzeptionszentrum, zu tage gefördert haben. Uns genügt in diesem Zusammen» hange die Konstatierung der Tatsache, daß Hemmungsvorrichtungen schon in den niedrigsten Lebewesen, der Monere und den Infusorien, anzutreffen sind, und zwar in der Form der Zusammenziebung (Kontraktion), und daß sie sferner auf der höchsten Staffel der menschlichen Wertskala, im Bewußtsein, als konzentrierte Aufmerksamkeit ihr Analogon haben. Auch in den logischen Kategorien, jenen ordnenden Funktionen des Menschengeistes, welche die unübersehbare Mannigfaltig» Kit in unserem Vorstellungsablauf nach festen Denkgesetzen regeln, sehen wir nichts anderes, als logische Hemmungsapparate, Ordnungsfunktionen, welche das Denken daran verhindern, sich ins Plan» und Uferlose zu verlieren. Die Anschauungsformen in Raum, Zeit und Zahl, fowie die vier Hauptdenkformen (Kategorien) erweisen sich als logische Hemmungsapparate zur Herstellung des Gleichgewichts im Denk» Prozesse.

In jenem weitverbreiteten Phänomen des Vorurteils, das nach fertig über» nommenen Urteilen Anderer Gesinnungen oder Handlungen regelt, statt dem eigenen zu vertrauen, sehen wir ebenfalls nur einen logischen Hemmungsapparat zur Ein» dämmung des eigenen Urteils. Ihr Zentrum aber besitzen alle diese logischen Hemmungsapparate in der Aufmerksamkeit. So wenig es uns an dieser Stelle anlockt, auf die vielbesprochene Apperzeptionstheorie Mundts einzugehen, ebensowenig dürfen wir der Versuchung anheimfallen, die Herbartsche Theorie von der Mechanik der Vorstellungen, welche mit dem Hemmungsphänomen aufs engste verwachsen ist, in diesem Zusammenhange zu entwickeln. Es genüge der Hinweis, daß nach Herbart die menschliche Seele in den Vorstellungen Regulatoren der Selbsterhaltung gegen störende Einflüsse von außen besitzt. Die Vorstellungen haben allesamt das Streben, ins Bewußtsein zu gelangen. Entgegengesetzte Vorstellungen hemmen

einander und entschwinden aus dem Bewußtsein; hört die Hemmung auf, so treten
sie ins Bewußtsein ein. Nach der Herbartschen Formel besteht zwischen Intensität
und Hemmung der Vorstellung ein streng mathematisches Verhältnis — das der
umgekehrten und direkten Proportion —, so daß die Hemmungen der Vorstellungen
förmlichen mechanischen Gesetzen unterworfen sind. Da uns indes nur die Hemmungs»
Vorrichtungen der menschlichen Gesellschaft an dieser Stelle beschäftigen, genügen die
obigen Hinweise auf Wesen und Aufgabe der Hemmungsvorrichtungen im Haus»
halte der lebendigorganischen Natur und der Welt des menschlichen Bewußtseins,
um Raum für jene Behauptung zu gewinnen, die wir hier zu verfechten gedenken,
daß nämlich unsere sozialen Einrichtungen und staatlichen
Institutionen — in ihrem sozialphysischen Wesen erfaßt —
nichts anderes sind als Hemmungsvorrichtungen zum Schutz
und zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der mensch»
lichen Gesellschaft. Was Lid und Wimper fürs Auge, das sind Sitte und
Brauch, Recht und Gesetz, Kirche und Staat sür den sozialen Organismus. Wie
sich das menschliche Geschlecht in unzähligen Generationen physiologische Hemmungs»
opparate und Schutzvorrichtungen angezüchtet, durch Anpassung und Vererbung in
immer subtilerer Gestalt sich angeeignet hat, um den einzelnen menschlichen
Organismus lebens», kampfes» und arbeitsfähig zu machen, so hat die menschliche
Gattungsvernunft an der Hand der bewußten Erfahrungen über alles Nützliche
und Lebensfördende, den Gattungstypus Erhöhende, soziale Hemmungsvorrichtungen
zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts geschaffen. Der Regulator
des vorgeschrittenen Denkens heißt Logik, der des Handelns: Moral. Überall dort,
wo gebietende Mächte, Autoritäten entstehen, welche dem Einzelindividuum Rat-
schläge oder direkte Befehle sür sein Verhalten erteilen — Gott, Religionsstifter.
Gesetzgeber, Monarchen, Kirche, Staat, gesellschaftlicher Takt, Mode, Brauch, zu»
oberst: Verfassung — sehen wir nichts anderes als soziale Hemmungsvorrichtungen
zur Regelung menschlicher Unbeholfenheit und Ratlosigkeit im besten, zur Nieder»
Haltung selbstsüchtiger Triebe und lebensfeindlicher Handlungen im schlimmsten
Falle. Alle diese hemmenden Apparate haben die Bestimmung, den sozialen Gleich»
gewichtszustand herbeizuführen; positiv durch öffentliche Befehle und Gesetze, negativ
durch Fernhaltung oder Ausscheidung störender, zersetzender, aufrührerischer, gesetz»
verhöhnender Elemente. So suchen die logischen Gesetze der Gedankenanarchie, die
religiösen Dogmen der Gefühlsanarchie, die Staatsgrundgesetze, Rechtsgesetze,
politische Einrichtungen und soziale Institutionen endlich der politischen Anarchie
einen Damm entgegenzusetzen. Verliert Iemand seine physiologischen Hemmungs»
opparate, so gehört er ins Krankenhaus; büßt er seine logischen Hemmungsapparate
ein. so kommt er ins Irrenhaus; geht er endlich seiner moralischen Hemmungs»
sunktion, des Gewissens, verlustig, so wandert er ins Zuchthaus. Krankenhäuser.
Irrenhäuser und Zuchthäuser sind jene sozialen Schutzwehrmittel, welche sich die
Gesellschaft zur zwangsweisen Herstellung ihres Gleichgewichts errichtet hat.

Religion und Moral. Recht und Staat verdanken solchergestalt ihre soziologische Sanktion dem Umstonde, daß wir in ihnen Ventilatoren der allgemeinen Ordnung, Bremsvorrichtungen zur Niederzwingung der „menschlichen Bestie", Schutz» apparate zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts, kurz: Beför» derungsmittel der öffentlichen .Wohlfahrt, d. h. des sozialen Gleichgewichtszustandes vor uns haben.

Karl von der Heydt:

„Neuorientierung."

Schon bald nach Anfang des Krieges ließ sich folgende Prognose stellen: Der Obrigkeitsstaat hat sich als der leistungsfähigere bewiesen, und dennoch naht eine demokratische Welle, emporgewölbt von der nackten Zahl der 10 Millionen Kämpfer, die ihn wegspülen wird, derart daß es eine Aufgabe des Tages bildet, dabei das von ihm für Deutschland zu retten, was sein überlegenes und wirksames Prinzip ausmachte. Ich weiß, auch diese Überlegenheit selbst, in der „etrioleuo?" wird jetzt bestritten. Es heißt, Frankreich und England hätten Organisationsleistungen aufgezeigt, die denen unserer Berufsbeamtenschaft gleichkommen, ja sie übertreffen. Aber das ist nicht richtig. Man muß sich diese beiden Länder nicht in der günstigen Lage denken, in der sie sind: erst 7 gegen 2, dann 10 gegen 4, verbunden mit den Vorräten und Lieferungen der ganzen Welt, sondern einmal in der unsern: abgeschlossen von allem, nur auf uns selbst angewiesen.

Da wären sie, insbesondere Frankreich mit dem verlodderten Fuhrpark seiner Eisen» bahnen und all seinen sonstigen Rllckständigkeiten, vom Kriegsgerät ganz zu schweigen, schnell zusammengebrochen. Es ist keine große Organisationsleistung, wenn man sich aus einem „neutralen" Lande, dessen Eisenindustrie das doppelte der unsern ausmacht, alles gemütlich bestellen kann und zwar auf Kredit, während ein Riesen» reich seine Riesenarmee willig dafür aufopfert, daß man auch dazu Zeit habe.

Ietzt erst im Fortgang des U»Boot»Krieges kommen für die beiden Länder schwerere Organisationsaufgaben, und wir wollen sehen, wie und ob sie sie bewältigen werden. Eine Verwaltung durch Advokaten und Iournalisten, also Dilettanten, muß a priori schlechter sein als eine fachmännische: Korruption*), Herabdrückung der Beamtenschaft zum Niveau des Subalternen und dann eben der Dilettantismus,

*j Am unsympathischsten sind da die berühmten und .vielbeschäftigten" Advokaten, die in den Intervallen ihrer Ministerschaften ihren Einfluß als Gewesene und Kommende an ihn Klientel »er» schleiszen. Es ist also guter Gnind. daß sie stets .vielbeschäftigt" sind.

das sind ihre Schattenseiten, ihre Lichtseite, die ich mit nichten unterschätzen will, ist die Politisierung der Regierung, der einheitliche große und politische Hauch aus der Volksseele, der sie durchweht, und den man kaum leugnen kann, mag man über die Erkennbarkeit der Volksseele denken, wie man will. Kann man die Vorteile haben und die Nachteile vermeiden, das ist das Problem.

Was den Dilettantismus anlangt, so gibt es leider viele kluge Leute, die er gar nicht schreckt. Sie sind der Ansicht, daß es gewisse Berufe gibt: Kauf» mann, Iournalist, Advokat, die eben alles verstehen. Ich bin selbst Kaufmann und der Großneffe eines gewiß nicht erfolglosen preußischen Handels» und Finanz. Ministers, der vom Bankier herkam, ich wage aber zu behaupten, daß diese Ansicht, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein gefährlicher Irrtum ist. heute wenigstens. Iedem Berufe geht es im Grunde so wie dem Schuster, der auch nur an seinem Leisten etwas leistet.

Daß es ein Unsinn ist, einen Sortimentsbuchhändler oder einen Philosophen (beides in England der Fall gewesen) zum Kriegsminister, einen Iournalisten zum Marineminister zu machen (Churchill), sehen noch die meisten ein, (die Eng» länder ja jetzt auch), ebenso wird schwerlich jemand daran denken, sich einen Eisenbahnminister zu wünschen, der nicht Fachmann ist, (mein Großonkel, der Bankier, konnte f. Z. noch Eisenbahnminister im Nebenamt sein!). Doch gibt es immer Ressorts, die viele für Freijagdgebiete des gesunden Menschenverstandes oder der persönlichen Anpassungsfähigkeit halten, in erster Linie die Diplomatie.

Die Leistungen unserer Diplomaten sind besonders im Anfange des Krieges viel bewitzelt worden, dagegen wurden uns die des Iournalisten Barröre, der Advokaten» Brüder Cambon in den Himmel erhoben. Es wird besonders auch darauf hin» gewiesen, daß wir im Rückstonde seien, weil wir unsere Diplomaten einem zu engen aristokratisch»adligen Milieu entnehmen. Dabei spielen viele Irrtümer und Unklarheiten mit. Auch England, das ja die besten Diplomaten haben soll, ent» nimmt sie fast ausschließlich seinem Adel (und hat überhaupt als Oligarchie die engste Auswahl für alle Ämter), ebenfo Italien und bisher Rußland. Sogar in Frankreich, der demokratischen Republik, ist der Adel in der Diplomatie sehr stark vertreten. (1912 waren an der französischen Botschaft in Berlin ebensoviel Adlige wie Nichtadlige). Daran also kann es nicht liegen und liegt es auch nicht. Unsre Diplomatie ist so gut wie irgend eine andere, es fehlten ihr nur die aus einer folgerichtigen starken Politik geborenen Instruktionen, und die fehlten, weil das, was ich die Politisierung der obersten Staatslenkung nenne, fehlte. Wenn die Staatslenkung ihre Richtung nicht vom intelligibeln Volkswillen erhält und dieser sich keine Organe schafft, eine solche Richtung zu geben, dann kommt jene Un< sicherheit und Launenhaftigkeit in diese Lenkung, deren Beispiel wir jetzt vor uns sehen.

Hätte unsere auswärtige Politik von diesem organisierten Volkswillen ihre

Impulse') empfangen, so hätte sie sicher auch Keffer arbeiten können. Die Politisierung der obersten Staatsleitung ist für mich das Zentralproblem.
Sie bezieht sich vor allem auf die Stellung des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten, und diese muß meines Erachtens vollkommen über den Rahmen eines Ressortministeriums hinausgehoben und so ausgestattet werden, daß im Reich wie in Preußen er als Minister ohne Portefeuille lediglich die politische Richtung angibt. Das kann er nur, wenn seine Ernennung nicht ein Zufallsprodukt deS Kaiserlichen Willens, sondern das Ergebnis gemeinsamer Auswahl seitens des Kaisers und der Parlamente ist.
Es ist ja eigentlich eine fast selbstverständliche Forderung, daß der Mann, dessen Persönlichkeit für Reich und Staat Richtung gebend ist, nicht ohne Zu» stimmung der Volksvertretungen in sein Amt gelangen kann.
Unsere altpreußische verfassungsrechtliche Theorie, daß der Monarch sich seine Ratgeber selbst wählt, muß da weichen. Abgesehen davon, daß es eigentlich ein Wider» spruch in sich selbst ist, daß man sich einen Ratgeber selbst wählen soll, weil der Rat, den man von ihm zu erwarten hat, der Selbständigkeit entbehrt und zum Spiegelbild des eigenen Willens wird, so ist es doch auch eine ganz unzulängliche Fiktion, die Minister lediglich oder vorwiegend als Berater der Krone aufzu» fassen. Sie sind doch in erster Linie die Häupter großer Verwaltungen und der Reichskanzler das oberste Haupt aller Reichs» und Staatsverwaltungen, und es ist ein legitimes Interesse der Volksvertretung zu wissen und mitzubestimmen, in wessen Hände solch große Aufgaben kommen.
Um nun zu einem politisch einheitlichen Reichskanzler zu gelangen, muß das Wahlrecht des Abgeordnetenhauses dem des Reichstages gleich gemacht werden. Das eine ist die Vorbedingung des andern! Und zwar eine durchaus zwingende!
Aber auch an und für sich läßt sich das Reichstagswahlrecht in Preußen nicht mehr aufhalten. Es hat gar keinen Zweck, Abstufungen oder Korrektive aus» zuklügeln. Die Zeit dafür ist vorbei. Populäre Forderungen sind Gerichte, die heiß oder gar nicht gegessen werden müssen. Halbheiten sind jetzt gradezu schäd- lich, da sie die Agitation lebendig erhalten und immer mehr vergiften, die man doch gerade los sein will.
Daß das Reichstagswahlrecht besonders für Preußen, das ja außer der Ver» kehrssteuer (Eisenbahnen) nur direkte Steuern kennt, ungerecht ist, weil es den Vermögenslosen die Verfügung über das Portemonnaie der Besitzenden gibt, ist oft dargelegt. Darnach geht's leider nicht. Denn der Staat ist zwar juristisch eine „moralische Person", aber sicherlich keine „moralische Einrichtung".

*) Diese Impulse können gerne falsch sein, wenn sie nur folgerichtig sind, und die großen Massen sind zwar oft sehr unintelligent, aber immer sehr konsequent, nämlich naiv egoistisch, man irrt sehr, wenn man sie wankelmütig nennt.

Für die nächste Zukunft, wo alle Steuerquellen bis zur theoretisch möglichen
Grenze werden herangezogen werden müssen, ist übrigens die Gefahr nicht mehr
so groß.
Die Steuern, die Scheidemann, und die, die Heydebrand dem Besitz auferlegen
werden, werden sich ziemlich ähnlich sehen.
Das einzige mögliche Korrektiv kann in einer Reform des Herrenhauses
liegen, die diesem eine Autorität schaffen könnte, deren es jetzt völlig entbehrt.
Oder es gibt vielleicht noch ein zweites Korrektiv, das ich freilich zögernd
nenne. Es ist das Frauenstimmrecht. Ich sehe den entscheidenden Punkt dabei
darin, daß den Frauen ein Stimmrecht geben in Wahrheit bedeutet, der Familie,
dem konservativsten Faktor im Staatsleben, ein doppeltes Stimmrecht geben.
Der auf die einheitlichen Vertretungen des Reiches und Preußens gestützte
Reichskanzler muß, so meine ich, da seine Aufgabe nicht mehr fachlicher Natur
ist, auch ein Parlamentarier sein können. Ich sehe klar, daß das zu der Praxis
führen wird, daß er fast stets ein solcher ist.
Und seine Mitarbeiter muß er das Recht haben frei zu wählen, sowohl seine
Kollegen in Preußen als auch seine Stellvertreter im Reiche, die Staatssekretäre.
Dann kämen wir zu einer einheitlichen Regierung, zu einem wirklichen
Kabinett. Ieder weiß, daß wir diesen Zustand bisher nicht hatten, nicht einmal
im Reiche, wo doch die Staatssekretäre verfassungsmäßig Angestellte des Reichs«
kanzlers sind und also zum mindesten die Einheitlichkeit vorhanden sein könnte.
Jeder von uns erinnert sich der Namen von Miniftern und Staatssekretären,
die gleichsam wie Fremdkörper im preußischen Staatsministerium oder im Gefüge der
Reichsverwaltung standen, das sie nach einiger Zeit gewöhnlich abkapselte und so
unschädlich machte. Die Beteiligung des Kanzlers an ihrer Ernennung war auf
ein schwachmütiges Dulden beschränkt geblieben.
Dieser Zustand hat auch zur Folge, daß eine einheitliche Beratung über die
gesamte Politik vollständig fehlt. In Preußen gibt es ja Staatsministerial»
sitzungen, die sich aber Wohl kaum über das Niveau von Ressortfragen erheben.
Im Reiche aber findet der Reichskanzler wohl niemals Veranlassung, eine Erörterung
der allgemeinen politischen Lage mit der Gesamtheit der Staatssekretäre vorzunehmen.
Formell hat er Recht. Er ist ja der Vorgesetzte dieser Herren. Aber auch
der amerikanische Präsident ist der Vorgefetzte der Sekretäre und hält mit ihnen
dennoch Kabinetsrat ab.
Man sagt sich, daß selbst der so sichtbar herannahende Krieg niemals Gegen»
stand einer gemeinsamen Beratung der großen Reichsämter gebildet hat.
Und doch wäre eine Fülle von Fragen gewesen, an denen jedes einzelne
Ressort und darüber hinaus sie alle als Gesamtheit interessiert waren, wie z. B.
die Rohstoffversorgung, die Seesperre, die Haltung der Neutralen u. a., und es
wäre sicher gut gewesen, wenn alle Chefs von Reichsämtern ihre Aufgabe mehr

als die einheitlicher Mitarbeit an der Gesamtpolitik des Landes, wie als Ressort»
arbeit hätten auffassen können.
Das kann nur dadurch anders werden, daß der Reichskanzler freie Hand
erhält zur Auswahl von Mitarbeitern, die den allgemeinen Richtlinien seiner
eigenen politischen Auffassung möglichst nahe stehen.
Sie, denke ich mir, nach wie vor als dem Fachbeamtentum angehörig, wobei
natürlich anzumerken, daß, wenn es sich z. B. um ein neues Reichsamt für Arbeits»
fragen handelt, ein Gewerkschaftsbeamter ebenfalls als Fachmann zu gelten hat
und gerade erst recht.
Ich sehe anderseits auch nicht ein, weshalb nicht Minister und Staatssekretäre,
die der Beamten»Hierarchie entstammen, sich, wie das früher auch in Preußen
geschah, um ein Mandat bemühen sollten.
Ein Faktor wird bei allen Reformvorschlägen oft und mit Emphase erwähnt
und doch im Grunde außer Acht gelassen: Die Sozialdemokratie. Man hält sie
für eine politische Partei, eine Bezeichnung, die jedensalls ihr Wesen durchaus
nicht erschöpft. Ihre Lehren sind die Dogmen einer neuen Religion und sie ist
eine Kirche und genau wie das Christentum der römischen Kaiserzeit fängt sie
an, mit ihrer eigenen Beamtenschaft einen Staat im Staate zu bilden und all»
mählich alle Staatsfunktionen zu übernehmen.
Weil der Bischof in feinem Sprengel stärker und intensiver verwalten,
näher an seine Herde heran kommen konnte, als die kaiserlichen Prokonsuln und
Prokuratoren an ihre Untertanen, deshalb mußte Konstantin s. Z. mit der neuen
Kirche paktieren. Und dann war nachher schwer zu entscheiden, hatte die Kirche
das Imperium oder das Imperium die Kirche unterworfen.
Das kann auch der heutigen Welt so gehen, und Wahlreformen und Neu»
orientierungen, mögen sie Namen haben, welchen sie wollen, sind für eine solche
Bewegung keinerlei Hemmschuh. Das darf man nicht erwarten.
Es handelt sich im Vorstehenden nicht um Rezepte gegen die Sozialdemokratie,
sondern nur darum, solange der bürgerliche Staat überhaupt noch besteht, und das
kann noch Iahrhunderte sein, ihm die höchste Leistungsfähigkeit im Wettbewerb
mit andern Staatswesen zu sichern, oder um es bescheidener und vorsichtiger aus»
zudrücken, darum, zu verhindern, daß die demokratische Welle seine Leistungsfähig»
keit als Maschine, wie als Organismus herabmindert. Daran sind wir alle inter»
essiert, sogar die sozialistische „Kirche".
»

Siegfried Dyck
Cheftedakteur Siegsried Dyck, Hallea.S.:

Nationalindividualiömus und Nationalitäten-Prinzip.

Die kraftvolle Individualität einer Persönlichkeit wird sich nie unterdrücken lassen. Sie kennt in entscheidenden Fragen keine Kompromisse, setzt sich durch oder geht mit dem Individuum zu Grunde. Sie hat nur ein Maß für die Dinge: das Maß ihres eigenen Wesens. Was ihrer inneren Natur widerspricht, wird als Druck oder Zwang empfunden, der unerträglich ist, und alle Kraft wird aufgewandt, um diesen Druck abzuschütteln, den Zwang zu brechen.
Auch die Völker aber haben ihre Individualität. Das gemeinsame Fühlen Her Individuen ist es, das in enger Volksgemeinschaft, in gleichem Anschauungs» kreis emporwuchs und in den Lebensbedingungen der Staatsgemeinschaft, die es hervorbrachte, die größte Kraftentwicklung zeigt. Ein Volk mit ausgeprägtem Volksbewußtsein aber wird in seiner Gesamtheit wie die starke Persönlichkeit des Einzelmenschen empfinden. Nur das trägt den Stempel seiner Natur, seines inneren Wesens, was von Innen herauskommt, was die eigenen materiellen und geistigen Kräfte dieses Volkes schufen. Das andere mag gut für andere sein, die Volksindividualität lehnt es ob. Und wenn man gewaltsam es von außen her ihr aufzuzwingen sucht, dann wird sie, wie Einzelmenschen, eigener Prägung, dem fremden eigenen Willen gegenüberstellen und um ihrer inneren Entwicklung willen selbst das Äußerste wagen. Entweder sie setzt sich durch oder sie geht zu Grunde. Wer sie bleibt, was sie war, sich selbst getreu.
Deshalb wird man heute, wo die nationalen Sonderheiten in Europa scharf ausgeprägt sind, niemals ein Volk mehr dauernd knechten können; nicht als Er» oberer ihm Form und Richtung des Lebens vorschreiben, wie es die Engländer ivollen, wenn sie Deutschland ihren Willen aufzwingen möchten. Insoweit ist es berechtigt, wenn diejenigen, die Annexionen ablehnen, davon sprechen, daß ein an eigenes Leben gewöhnter Staat sich nicht ohne schwere Gefahren einem anderen Staatskörper einfügen läßt, von dem ihn das Fühlen und Denken, von dem ihn Hoffen, Glauben und Sitte, von dem ihn Rechtsempfinden und die bisherigen Erwerbs» und Lebensbedingungen trennen. Nur dann erst wird er sich dem ver. haßten Zwange fügen, wenn seine Lebensenergie vollständig gebrochen, und er wird sich dagegen erheben, wenn er von neuem erstarkt.
Wir haben das auf dem Balkan und vorher schon in Deutschland und Italien gesehen. Kampf und Unruhe, bis völlig gebrochen das Volkstum am Boden lag. dann mit langsamem neuen Erstarken ein Erwachen der alten Ideale, die unauf»

haltsam dem einen großen Ziel zudrängten und zudrängen: Freie Entwicklung der
Volkspersönlichkeit.
Doch gibt es bei den Einzelmenschen nicht allzuviel«, die
wirklich Eigene sind, die Ziel und Maß ihrer Entwicklung in sich tragen
und dieser Entwicklung zuliebe jede Not auf sich nehmen, ja selbst den Tod nicht
scheuen, da sie nur als freie Menschen zu leben vermögen. Andere sind nur
halbstark, sie können nur im Verein mit Anderen, Gleichgesinnten, den Mut
entwickeln, zu sein, was sie sind. Schließlich aber gibt es noch Viele, selbst in
Deutschland noch Allzuviele, die keine eigenen Persönlichkeiten, die
Wachs in Anderer Händen sind, daraus man knetet und formt, was ein Meister erdacht.
Meister, nicht immer der Kunst, die höchste Vollkommenheit zu erreichen, sondern
nur Meister der Menge, well er den Ungefestigten, Weichen gegenüber ein Stärkerer,
Harter ist.
Vielleicht steckt in Iedem, schlummernd, tief innen die Kraft der Entwicklung
zu eigenem Leben; doch sie ruht gebunden, unregsam, bis sich der günstige Boden
zu ihrer Entwicklung findet. Kümmert und bleibt verborgen; niemand kennt sie.
So paßt sich die große Masse der Einzelmenschen den Lebensbedingungen an. die
ihnen die Umwelt schuf, anstatt sich eine Welt nach ihren Lebens.
notwendigkeiten zu schaffen.
Und was für Einzelleben gllt, gilt auch für Völker! Nicht alle
fanden sie ausgeprägt schon heute ihr tieferes, gemeinsames Wesen, ihr eigenes
Volkstum. Manchen fehlt noch das Ziel, sie bleiben beweglich und passen sich leicht
noch em, andere wieder sind zu Mischvölkern geworden, deren Teile sich noch nicht
organisch miteinander verbundeil haben. Auch Sprach» und Rassengemeinschaft ist
noch nicht Volksgemeinschaft. Die Beispiele sind so zahlreich, daß man in jedem
großen Volke sie finden kann, selbst in Völkern, die schon eine ausgeprägte Volks»
Psyche zeigen. Die Deutschen der Schweiz und in Oesterreich fühlen nicht so wie
wir und noch weniger die Deutschamerikaner. Auch der Anglo»Amerikaner fühlt
anders als der Brite der Inseln und unter diesen bleibt trotz der Sprach», Rechts»
und Wirtschaftsgemeinschaft der Schotte ein anderer als der Südengländer und
der Ire ein anderer als der Schotte. Der Deutsch»Litauer, der Polnisch»Litauer
und der Lette sind nach Stamm und Sprache sehr nahe einander verwandt und
doch verbindet sie kein so starkes Band, daß sie individuelle Gemeinsamkeiten in
allen Lebensfragen ihres Volkes haben. Bei den Deutschen im Ausland haben sich
allmählich in immer steigendem Maße Einflüsse geltend gemacht, die sie in ihrer
Gesamtheit modelten, ihrem Volkstum entfremdeten, lfie von dem geschlossenen
Volksindividualismus Deutschlands ablösten. Das Gleiche trifft auch auf Franzosen.
Italiener und Engländer zu. Wir sehen, daß Nachkommen — vielfach gerade
der Deutschen, dieumihrer deutschnationale nGesinnung verfolgt,
die Heimat verlassen mußten — jetzt deutschfeindlich sind, wir sahen im
Reichsland Deutsche, die ihr Deutschtum völlig vergaßen und — trotz ihrer

deutschen Sprache — Franzosen waren. Wir sehen aber andererseits auch Iran»
zosen — die Hugenotten, die Refugiös und manche andere — die trotz ihres Volks»
tums, das damals schon stark ausgeprägt war, Deutsche wurden und deren Nach»
kommen das deutsche Volksempfinden heute genau so rein verkörpern, wie die
deutschen Stämme, die sich in ihrem Blute rein erhalten haben.
Die Volksindividualität zeigt also eine größere Beweglichkeit als die Einzel»
individualität und braucht nicht für alle Zeit und überall als unabänderlich ange»
sehen zu werden. Bei den Nationen, die noch keine bewußte Empfindung einer
Volkspersönlichkeit haben, wie z. B. die Litauer, und bei Teilen von Nationen, die
durch ein enges Zusammenleben mit anderen Nationalitäten und eine wirtschaftliche
und staatliche Interessengemeinschaft die Gegensätze gemildert haben, ist eine Volks'
individualität noch nicht vorhanden. Das Schulbeispiel für Letzteres bietet die
Schweiz, in der drei Nationen friedlich einander stützen, die jede für sich in ihrem
Stammland sich heute feindlich gegenüberstehen.
Und wie in der Schweiz in gemeinsamem staatlichen Rahmen die ursprüngliche
nationale Volksindividualität sich soweit umgeformt hat, um eine Gemeinsamkeit
auch des Denkens und des Fühlens hervorzurufen, die stärker als die nationalistischen
Gegensätze wurde, so formt sie sich auch im Frieden in den Grenzgebieten, wo
nicht störende Einflüsse dauernd die Entwicklung hemmen. Hunderterlei ge»
meinsamer Gedanken und Empfindungen werden aus gemein»
famen wirtschaftlichen Beziehungen geboren, sodaß diese Grenz»
bevölkerung niemals in ihrer Gesamtheit die scharfen Gegensätze dem Nachbarvolke
gegenüber zeigt, wie etwa der Bewohner des inneren Landes. Gewiß werden
auch im täglichen Verkehr manche Verschiedenheiten stärker zum Bewußtsein kommen
und Gegensätze schaffen, doch ist, als Ganzes genommen, wohl kaum zu bestreiten,
daß Grenzgebiete, in denen lebhafte Beziehungen sich herüber und hinüber spinnen,
niemals so ausgeprägtes Volkstum zeigen, daß sie nicht auch dem
Nachbarvolke sich anpassen könnten. Wie stark diese Anpassungsfähigkeit ist, zeigt
die Einwanderung hüben und drüben.
Durch diese Wanderung im Frieden wird ja vielfach der Nationalitäten»
charakter langsam geändert. So sahen wir in Siebenbürgen zuerst die Deutschen
siedeln. Sie waren ein Fremdvolk den früheren Bewohnern und prägten ihnen
doch ihren Charakter auf. Später wanderten nun die Walachen nach Sieben»
bürgen in immer steigendem Maße ein; noch hat zwar, dank der höheren Kultur
der Deutschen, Siebenbürgen seinen deutschen Charakter nicht verloren, doch sind
zahlenmäßig die Rumänen so stark geworden, daß Rumänien Siebenbürgen bereits
zu den „unerlösten" Gebieten zählt.
Die Beispiele solcher Zuwanderung im Frieden ließen sich beliebig vermehren.
Solange der Zustrom schwach ist, wirkt die Anpassung fast restlos, wird er stark,
so bleiben individuelle Charakterzüge ihres Volkes den Zuwandernden erhalten,
doch schließt das niemals aus, daß auch diese Elemente, die in den neuen Wohn»

gebieten bessere Entwicklungsmöglichkeiten haben, sich anpassen. Schon die Tatsache der Wanderung zeigt, daß sie anpassungsfähig waren.
Diese Faktoren in der staatlichen Entwicklung finden noch zu wenig Beachtung, wenn man, wie das so häufig geschieht, Annexionen fordert oder solche prinzipiell verwirft. Falsch wäre es natürlich, ein ganzes Land mit ausgeprägter Volks» individualität einem ihm wesensfremden Staatskörper einzufügen, obwohl die Annexion der Burenrepubliken durch die von englischem Geiste erfüllte Kapkolonie zeigt, daß selbst das unter besonders günstigen Umständen nicht ohne Erfolg — wenigstens zeitweiligen Erfolg — geschehen kann; noch unrichtiger aber wäre es, jede Gebietserweiterung aus der vorgefaßten Meinung abzulehnen, daß sie zu Gegensätzen führen müßte, die die innere Kraft eines Landes schwächen, anstatt sie zu stärken. Völker, wie die Letten und Polnisch»Litauer, haben noch eine so wenig ausgeprägte Volkspsyche, daß ihre Angliederung an einen anderen Staatsverband, der ihnen wirtschaftliche und geistige Entwicklung besser sichert als Rußland, leine Bedenken für die Gegenwart hat. Für die Zukunft allerdings müßte Alles vermieden werden, um Gegensätze hervorzurufen, die in jedem willkürlichen Eingreifen in die Entwicklung des Volkstums liegen. Auch in Grenzdistrikten wird sich bei ruhiger Behand» lung die Anpassung ohne besondere Gefahren vollziehen, bleibt doch den Elementen, die dieser Anpassung widerstreben, die Möglichkeit der Abwanderung.
Sehr gefährlich aber dürfte es sein, das Nationalitätenprinzip derart zu überspannen, daß man den fremdsprachigen Majoritäten in Grenz» gebieten ein Recht gibt, sich für den Anschluß dieses Gebietes an diesen oder jenen Staat zu entscheiden, wie es die Kon» sequenz der Botschaft Wilsons an den Senat erfordern würde. Die Zuwanderung der Rumänen in Siebenbürgen läßt das klar erkennen, auch das Vordringen der Imliener in Tirol weist darauf hin. Würde eine solche Zu» Wanderung, die den nationalen Charakter eines Landstriches ändert, der Nation der Einwanderer ohne Weiteres ein Anrecht geben, auf Grund einer Volksabstimmung die territorialen Hoheitsrechte eines solchen Gebietes zu beanspruchen, dann müßte sich jedes Land aus reinemSelbsterhaltungstrieb folcherEinwanderer erwehren.
Wir kämen damit zu einer hermetischen Abschließung der Grenzen in allen Ländern gegenüber fremdsprachigen Einwanderern. Das aber würde die Entwicklung der Nationalstaaten durchaus nicht fördern, sondern Schranken und Gegensätze schaffen, die. statt eine friedliche Entwicklung zu bringen, die Gefahr ge» waltsamer Zusammenstöße noch erhöhen würde.
Nationale Gegensätze lassen sich nicht ausgleichen, indem man ihre Träger in festen, unlösbaren Schranken zusammenballt, sondern nur durch den freien Verkehr von Volk zu Volk, der Blut vermischt, und durch die Ideenfülle aller Kulturen einer Rasse, in der trotz großer Mannigfaltigkeit der Völker noch fo viel gemeinsam

ist, daß es sich lohnt, danach einmal zu suchen. Nur dadurch können wir zu den gemeinsamen Linien einer Rassenindividualität gelangen, die dann vielleicht noch weitere Entwicklungsmöglichkeiten bietet.
Der Individualismus ist nicht, wie manche in diesem Kriege voreilig ge» schlossen haben, gestorben. Er hat sich fortentwickelt. Neben der Einzelpersönlich» keit besteht heute schon die Sippen», die Staats» und Volksindividualität und neben dieser könnte wohl mich die Rassenindividualität bestehen. Sie ist ein Schritt auf dem Entwicklungswege. Doch niemals ist sie auf dem Wege eines Zwanges der Nationen und Völker zu erreichen. Wenn sie einst kommt, muß sie von innen heraus die Kraft entfalten, um sich durchzusetzen.

Professor Dr.Adolf Koch:

Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens.

In einem ungeheuren, fast über irdisches Maß hinaus gedehnten Kreise voll- endet sich die gewaltige Schicksalstragödie des großen Krieges. In so riesiger Auswirkung und Ausgestaltung, daß die Umrisse dem Auge des Beobachters leicht verschwimmen. Dem tiefer Dringenden, der Einblick und selbständiges Urteil zu gewinnen sucht, mag es darum als eine willkommene Fügung erscheinen, daß einzelne Ausschnitte aus dem unendlichen Bogen im Kleinen ein treues Abbild des ganzen unübersehbaren Feldes geben, daß in ihrem Mikrokosmos gleichsam der Makrokosmos, die Welt des großen Kampfes, mit allen Kräften, Trieben und Leidenschaften der Kämpfende» sich klar und deutlich offenbart. Da spiegelt sich dann nicht nur jener Haß und Neid wider, der so heiß und grimmig ist, daß er gegen die aufstrebende Macht im Herzen Europas die Reihe der mächtigsten Nationen mit kleinen und kleinsten, Romanen mit Angelsachsen, Slawen mit Mongolen, Despotien mit Republiken in einen großen Bund zu einigen vermocht hat, auch die Eifersucht und das Mißtrauen der Verbündeten gegeneinander, die die Einheitlichkeit ihres Aufmarsches so oft gefährden, treten da zu Tage.
Und gerade in Gebieten, die uns räumlich fern gerückt sind, und die wir des» halb vielleicht doch zu leicht als Nebenschauplatz der Geschehnisse zu betrachten geneigt und gewöhnt sind, am klarsten.
Auf persischem Boden hat sich eine Politik versucht und nahezu vollendet, die die welthistorischen Gegensätze, welche in dem gewaltigen Ringen der beiden Völkergrupen ihre Entladung und ihren Ausgleich suchen, wie die Nebenbuhler» schafr und Eifersucht der gegen Deutschland verbündeten Mächte untereinander , in gleicher Weise in sich begreift und in dem Rahmen des persischen Problems

wie in einem Spiegel das Abbild der allgemeinen Weltlage und Weltpolitik
schauen läßt.
In dem langen und zähen Ringen um den beherrschenden Einfluß in Persien,
das die Politik der beiden sogenannten Schutzmächte des Landes, Englands und
Rußlands, nicht nur kennzeichnet, sondern schlechtweg selber ist und bedeutet,
hatte Rußland durch den Vertrag vom 31. August 1907, der Persien in zwei
Interessensphären und eine neutrale Zone teilte und damit eine reinliche
Scheidung der beiderseitigen Ansprüche herbeizuführen schien, einen großen Vor»
teil davongetragen. Und gleich hier wird die Einwirkung der allgemeinen Politik,
des großen weltbeherrschenden englisch-deutschen Gegensatzes, deutlich erkennbar.
Denn England hat diesen Vertrag nicht geschlossen, um die Reibungsflächen mit
Rußland aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu vermindern, sondern das
Abkommen ist nichts anderes als ein Schachzug jener gegen Deutschland gerichteten
Einkreisungspolitik, der dazu dienen sollte, Rußland den englischen Wünschen
gefügig zu machen, die auf ein Größeres, auf die Gewinnung des Moskswiter-
tums für den Kampf gegen das Deutschtum, abzielten. Aber auch als dies Ziel
erreicht und der Weltbrand entfacht war, ist der stille Krieg um Persien trotz
aller Verträge und Abmachungen, und trotzdem die Nebenbuhler nun Verbündete
geworden waren, weitergegangen.
Vielleicht ist Spiel und Gegenspiel in diesem Kampfe eines der interessantesten
Momente im Gewebe und Getriebe der weltpolitischen Gegensätze unserer Zeit
überhaupt.
Und wie an einem Schulbeispiel lassen sich die Züge Englands in diesem
Spiel an der Hand einer soeben erschienenen Schrift verfolgen, die den Titel
führt: „Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens".*) Wie den beiden
großen Mächten kein Mittel zu schlecht war, um Persien in ihre Hand zu be»
kommen, so hat England nichts unversucht gelassen, die Russen nun um die
Früchte jenes Vertrages zu betrügen. Auf geheimen Schleichpfaden, durch unter-
irdische Minengänge hat es dem unbequemen russischen Partner Schwierigkeiten
bereitet und Hemmnisse in den Weg gelegt, wo immer sich Gelegenheit dazu bot.
Da schienen alle Mittel recht, um russenfreundliche Minister und Gouverneure zu
stürzen und englandfreundliche an ihre Stelle zu setzen; da werden russische Eisen-
bahn- und Wegepläne hintertrieben, im Schoße der indischen Regierung Maß-
nahmen gegen die Ausbreitung des russischen Handels in Südpersien erwogen,
der Rubelkurs gedrückt, allerlei Intrigen gegen die verdiente schwedische
Gendarmerietruppe gesponnen, und wo die Künste der Überredung oder An-
drohung von Gewalt nicht verfangen wollen, da lockt und verführt das
englische Gold.

*) Englische Dokumente zur Erdrosselung Perflens. 1917, Berlin, Verlag „Der Neue Orient".
Preis 1 Mark.

Diese ganze dunkle Hintertreppenpolitik erfährt nun plötzlich durch die
„Englischen Dokumente zur Erdrosselung Persiens" eine grelle Beleuchtung.
Es sind Geheimakten, die zum größten Teil nach der Festnahme des englischen
Konsuls in Schiras durch persische Gendarmen in deutsche Hände gefallen sind,
streng vertrauliche Mitteilungen englischer Beamten, sowie Privatbriefe hervor-
ragender englischer Diplomaten und ihrer Mittelsmänner. Eine ganze An-
zahl dieser Schriftstücke ist in faksimilierter Wiedergabe beigefügt. Sie sprechen
eine so beredte, deutliche Sprache, kennzeichnen Art und Mittel, Wege und
Methoden britischer Politik so schlagend, daß sie keiner weiteren Erläuterung de»
dürfen. Englische Dokumente sind es, die englischer Politik das Urteil sprechen:
„«x ore tuo te zuSicabo".
Gleich die ersten mitgeteilten Aktenstücke, Berichte des englischen Gesandten
in Teheran, die den Konsuln in Isfahan, Schiras, Täbris, Mesched, Kerman und
Buschir zu ihrer streng vertraulichen Kenntnisnahme zugehen, unterrichten sehr an-
schaulich über die politische Lage. Sie sind auch des Schreibers wegen interessant;
es ist derselbe Sir Walter Townley, der neuerdings als „Mann der starken Hand"
zur Vertretung der englischen Interessen nach dem Haag gesandt worden ist, um,
wie die „Morning Post" schrieb, „den patriotischen und nationalen Geist der
Niederländer aufzurütteln und ihnen zu zeigen, daß dieser Geist auf die Seite der
Aliierten gehört". Aber auch die zarte Hand, die geschickt ist, das Netz feiner
Intrigen zu spinnen, ist diesem Vertreter Englands zu eigen. Mitten im Welt-
kriege rühmt er sich, die politischen Pläne des russischen Verbündeten in Persien
gestört und durchkreuzt, den moralischen Kredit der Russen geschädigt zu haben.
Am 7. April 1915 schreibt er:
„Aserbeidschan (d. h. die Besetzung dieser Provinz durch die Russen)
war schlimm genug, aber noch lange nicht ausreichend für den moskowitischen
Appetit. Nachdem sie einen tüchtigen Bissen in Isfahan genommen hatten, war
natürlich der Plan in Bereitschaft, die Hand auf Fars zu legen und zwar auf dem»
selben Wege, durch den sie versucht hatten, Isfahan völlig unter ihre Kontrolle zu
bringen. Die einzige Möglichkeit, sie dabei zu hindern, war die, den Krieg in ihre
eigene Festung Aserbeidschan zu tragen und so ihre Hand vom Zentrum und vom
Süden fernzuhalten. Das tat ich absichtlich und berührte eine empfindliche
Stelle dadurch, daß ich verschiedene ihrer Skandale enthüllte."
In einem geheimen Rundschreiben vom 22. August 1914 hatte Str
W. Townley schon die Russen der „auf Befehl von St. Petersburg" begangenen
Unterschlagung persischer, namens der persischen Regierung eingezogener, Steuern
beschuldigt. Kann man die brüderlichen Empfindungen für die treuen, im furcht-
barsten Kriege eng Verbündeten wärmer zum Ausdruck bringen?!
Und es gewinnt fast den Anschein, als ob Townley und sein Nachfolger
Marling in ihrem russischen Kollegen Korostovetz, der auch nachher in Peking tat-
sächlich eine üble Rolle gespielt hat, die Verkörperung aller russischen Untugenden

gesehen hätten. „Korostovetz war ein Unglück", schrieb Marling am 17. Mai 1915 an den englischen Konsul in Schiras, und dem englischen Botschafter in St. Petersburg, Sir George Buchanan, schickt er am 20. Iuni 1916 eine Charakterschilderung, die allzu große Herzlichkeit kollegialer Gesinnung gewiß nicht verrät:

„Was Korostovetz anlangt, so kann ich zu meinem Bedauern Ihren Glauben an seine Aufrichtigkeit nicht teilen ... Ich habe keinerlei Vertrauen zu ihm. Alles hier beschreibt ihn als jemanden, mit dem man unmöglich lange auskommen kann, als den Typ eines Menschen, der aus Bösartigkeit handelt und sich ein Vergnügen daraus macht, das zu tun, was niemand sonst tun würde. . . Niemand scheint hier seine Abreise zu bedauern, am wenigsten seine eigene Gesandtschaft!"

Freilich: „Die persischen Angelegenheiten gaben", wie Townley am 23. März 1914 seinen Konsuln geschrieben hatte, „Veranlassung zu einigen verdrießlichen Fragen zwischen Rußland und England." Diese „Verdrießlichkeiten", die dazu führten, daß „die beiden Gesandtschaften, die englische und die russische, bei jedem Berührungspunkt gegen einander fochten", haben ihr Werkzeug und zugleich ihren Chronisten in dem amerikanischen Abenteurer und Glücksritter I. N. Merrill gefunden, der mit seinem ihm an Charakter und Leistungen so ganz unähnlichen Landsmann W. Morgan Shuster nach Persien gekommen und als der einzige von allen da geblieben war, als Shuster sein Werk aufzugeben und Persien zu verlassen genötigt wurde. Er fühlte sich zu wohl in einem Lande, das von unaufhörlichen Machenschaften der englischen und russischen Diplomaten und ihrer Kreaturen zerrüttet, in dem Hin und Her sich durchkreuzender politischer Interessen einem skrupellosen Profitjäger einen günstigen Boden für lohnende Tätigkeit zu bieten schien. Man sieht ihn förmlich vor Augen, diesen geschäftigen Zwischenträger und Ohrenbläser, wie er vor Freude sich kaum zu lassen weiß, wenn er seinem Freunde, dem britischen Konsul, Major O'Connor in Schiras, am 20. Ianuar 1915 aus der persischen Hauptstadt melden kann: „Die Luft summt jetzt buchstäblich von Intrigen in Teheran", und man versteht, wie wohl er sich in dieser Luft, seinem wahren Lebenselement, fühlt! Im übrigen wird man sich hüten müssen, den Mann nach seinen geistigen Anlagen und Fähigkeiten zu unterschätzen. Er war zweifellos ein guter Beobachter, der weit in der Welt herumgekommen war und Menschen und Dinge nun auch in Persien mit scharfem Blicke mustert. So erkennt er denn bald, daß das persische Volk in seiner Mehrheit innerlich der deutschen und türkischen Seite zuneigt, und er. macht aus dieser Wahrnehmung seinen englischen Gönnern und Freunden gegenüber kein Hehl. So schreibt er am 1. Februar 1915 vertraulich an O'Connor: „Nach meiner Meinung würde Persien, wenn es dies wagen könnte, mit den Türken sich verbinden", und wenige Wochen später, am 4. März: „Wenn es Ihrer Flotte gelingt, Konstantinopel zu nehmen, so wird es hier (in Teheran) eine große moralische Wirkung aus-

üben, da die Perser unzweifelhaft intensiv deutschfreundlich und xro-türkisch sind. . . ."
Und er, Freund, Vertrauter, Mithelfer und Werkzeug britischer Politik, hat auch in dürren Worten das Endziel bezeichnet, das England und Rußland, den beiden sogenannten Schutzmächten Persiens, bei allen ihren Maßnahmen und Schritten von Anfang an vorschwebte: die Aufteilung und Annexion des Landes. „Es würde mich," so schreibt er am 31. Mai 1915, „nicht ein bischen über» raschen, wenn die Entwicklung dahin ginge, daß Ihre Regierunng (England) bereits in die Teilung Persiens eingewilligt hätte, ferner in die Verlegung der Regierung nach Isfahan, in die Übernahme der Kontrolle des ganzen Südens, einschließlich Isfahan (vielleicht auch Hamadan und Kirnmndscha), und wenn Ihre Regierung Rußland ersucht hätte, zu warten, bis eine Krisis in Nordpersien auftauchte, bevor das Land annektiert wird."
Die Mittel, die die beiden Großmächte zur Erreichung ihres Zieles ange- wandt haben, stempeln ihre Politik zu einer Reihe skrupelloser Intrigen, brutaler Gewalttaten und verbrecherischer Erpressungen. Rücksichtslos wurden die Kräfte und Schätze des Landes für die eigennützigen Interessen der beiden großen Nachbarn ausgenützt, jede selbständige politische und wirtschaftliche Regung Persiens unterbunden. Und sowie das aus tausend Wunden blutende, unter den würgenden Griffen der russischen und englischen Faust verröchelnde Land doch in heroischen Anstrengungen sich aufzuraffen versuchte und Ansätze zu einer wirr» schaftlichen Gesundung und zu militärischer Erstarkung sichtbar wurden, da wurden diese verheißungsvollen Reformen, insbesondere das Werk W. Morgan Shusters und die Bemühungen der schwedischen Gendarmerie-Offiziere, nieder» geschlagen.
Knapp, aber gerade deshalb umso eindringlicher, schildert die durch sichere Beherrschung des Stoffes wie durch vortreffliche Darstellung gleich ausgezeichnete Schrift den Gang dieser Erdrosselungspolitik, die jetzt ein Seitenstück in Europa an der systematischen Vergewaltigung Griechenlands gefunden hat. Es ist ein System, in dessen Handhabung England und Rußland durch lange Übung allmäh- lich die Meisterschaft erworben haben, ein Schauspiel, das Georg Brandes das bittere Wort entlockt hat: „Wenn irgend einer eines Beweises bedürfe, wie die Mächte beschaffen sind, welche die Welt regieren, so hat er ihn hier" (»Pol!» tt'ken" vom 29. November 1916). W. Morgan Shnster aber war die schmerzliche Erkenntnis aufgegangen, „daß Persien das hilflose Opfer eines erbärmlichen Kartenspiels wurde, das ein paar europäische Mächte mit einer durch Iahr- hunderte langen Praxis erworbenen Geschicklichkeit noch immer mit schwächeren Nationen, mit dem Verluste von Menschenleben, Ehre und dem Fortschritt ganzer Rassen als Einsatz spielen".
Durch die Beschwörungen und Klagen eigener erleuchteter Landsleute wie Professor Edward Brown und Iohn Galworthn haben sich die Engländer in

diesem Spiel so wenig, wie durch das Verdammungsurteil des Dänen Brandes und des Amerikaners Shuster und durch den Verzweiflungsschrei der Vergewaltigten selbst, stören lassen. Auch das Ohr des großen Beschützers der Rechte der Kleinen und Schwachen, des Präsidenten Wilson, blieb dafür taub. Einer der großen Condottieri der Renaissance hat freilich einmal gesagt, einen Staat könne man nicht mit Paternostern regieren, aber die Politik der Russen uud namentlich der Engländer in Persien war, wie einst nach Talleyrands Urteil die Politik Napoleons in Spanien, schon mehr als ein Verbrechen, sie war ein Fehler, oder wie Brandes es ausdrückt: „eine politische Handlung muß, wenn sie nicht moralisch ist, zum wenigsten heilsam sein. Lord Greys persische Politik ist keines von beiden".

Noch ist das letzte Wort darüber, ob Englands persische Politik ein Fehler gewesen ist oder nicht, nicht gesprochen. Daß sie ein Verbrechen war, durchaus unmoralisch und in jedem Betracht unsittlich, wird durch die Tatsachen, die die Schrift beleuchtet, und den Wortlaut der in ihr mitgeteilten englischen Dokumente unwiderleglich dargetan. Aus ihnen spricht die skrupellose Machtgier, die über jedes Recht sich unbedenklich hinwegsetzende britische Gewaltpolitik, spricht England, das kaltherzig egoistische, treulose England selbst. Und von dem erhabenen Richterstuhl der Geschichte wird ihm das Donnerwort entgegentönen :

„Lx ore tuo te juSicsbo!"

» ' —»»»»'

Legationsrat Dr. Jenhsch:
Erinnerungen an Süd-Rußland.

Im heißen Sommer 1909 begab ich mich von Bukarest nach Charkow, und zwar zunächst mit der Bahn nach Galatz; von dort ging es die Donau entlang mit einem in der Frühe abgehenden russischen Dampfer nach Odessa. Die russische Gepäckrevision fand in Reni statt, der im jetzigen Kriege gelegentlich russischer Truppenansammlungen und der Anwesenheit des Zaren im dortigen Hauptquartier wiederholt erwähnten Grenzstation gegen Rumänien. Die Fahrt auf der Donau, etwa 10 Stunden, berührt viele historische Plätze aus den verschiedenen türkisch-russischen Kriegen. Nach Fortsetzung der Fahrt im Schwarzen Meere legte der Dampfer am andern Tage früh in Odessa an.

Die Verpflegung auf dem russischen Dampfer war nicht schlecht; diese Erfahrung hatte ich auch auf einer Fahrt durch das Mittelländische Meer von Alexandrien

nach dem Piräus gemacht, wo ich gleichfalls einen russischen Dampfer benutzte; besonders reichhaltig war immer die Sakuska, die dem Mittag» und Abendessen vorangehende Vorspeise.

Odessa ist die wichtigste Handelsstadt im Schwarzen Meer. Nach einigen Stunden Aufenthalt dort bestieg ich von neuem einen Dampfer, der mich nach Sebastopol führte. Das Schwarze Meer war wild bewegt; die dunklen Meereswogen des Pontus Euxinus haben es in sich; ich habe das Schwarze Meer wieder» holt bei ruhiger klarer Witterung auf spiegelglatter Fläche von Konstanza nach Konstantinopel durchquert, die Fahrt nach Sebastopol aber zeigte ein anderes Bild des Meeres; die kurzen Wellen überschlugen sich in gewaltiger Höhe und bedeckten vielfach Schiff und Reisende mit Spritzern. In Eupatoria auf der Krim, landschaftlich und klimatisch schön wie an der Riviera gelegen, war kurzer Aufenthalt. Einige Stunden noch und wir waren in Sebastopol, mit einem Hafen, wie ich mich, abgesehen von Neapel, kaum eines herrlicher gelegenen entsinne. Bis zur Abreise nach Charkow blieben mir einige Stunden zur Besichtigung von Sebastopol und seiner Umgebung.

Sebastopol erglänzte in hellen Farben; die Häuser haben durchweg weißen Anstrich. Seit dem Krimkriege neu aufgebaut, zieht sich die Stadt in üppiger Naturpracht am Meeresstrand entlang. Im Hafen liegt der größte Teil der russischen Schwarzmeerflotte. Mich interessierte es, die HauptpläHe aus dem Krimkriege kennen zu lernen. Ich fuhr hinauf zum Malakoffhügel, dessen Erstürmung, im August 1855, das Schicksal des belagerten Sebastopol entschied. Die umliegenden Anhöhen sind kahl und zeigen noch ein verwüstetes Bild aus der Kvimschlacht. Auf den nahen Friedhöfen liegen 80 000 gefallene Franzosen nnd 120 000 gefallene Russen.

Die weitere Fahrt nach Charkow erfolgt auf der Eisenbahn; bei Borki geht die Bahn über eine Brücke, auf welcher Alexander III. mit knapper Not einem Attentat entging. In der Nähe ist eine Kapelle mit vergoldetem Dach errichtet zur Erinnerung an die Errettung des Zaren bei dieser Unglücksstelle.

Charkow ist eine lebhafte, große Handelsstadt von 200 000 Einwohnern, der Mittelpunkt des südrussischen Handels. Die Stadt liegt in einer weiten getreidereichen Gegend, ohne Wald; es wird dort gut gelebt; die russische kräftige Küche, die Borschtsuppe mit Pasteten, ist bekannt; Konzertlokale und Theater, besonders leichterer Art, gibt's wie in größeren Weltstädten. In Charkow befindet sich eine ganze Anzahl von Reichsdeutschen; sie waren meist wohlhabend; viele hatten eigene Geschäfte, andere bekleideten angesehene Stellungen in großen Handelshäusern; die kleinen Angestellten waren meist Russen. Deutsche und Polen überragten dort an Intelligenz entschieden die russischen Elemente. Ich möchte annehmen, daß auch nach dem Kriege Rußland ohne den deutschen Kaufmann, ohne den deutschen Ingenieur und Chemiker kultureller Fortschritte entbehren

müßte. Den Sommer in Charkow zuzubringen, ist keine Annehmlichkeit; die Sonne brennt entsetzlich, die Hitze steigt bis über 40 Grad. Alles, was geschäftlich in der Stadt zu tun hat, weilt dort nur einige Stunden und verbringt die übrige Tageszeit auf einer Datsche, einer Sommerwohnung außerhalb der Stadt. Ein deutsches Bierhaus in der Stadt war lebhaft besucht, von Deutschen, von Fremden, die sich in Charkow zu Geschäftszwecken aufhielten, und von Einheimischen, Russen. Eine ausländische Musikkapelle sorgte für Unterhaltung der Gäste.

Während meines Aufenthalts in Charkow fanden große militärische Feier» lichkeiten in Poltawa statt, zur 200jährigen Erinnerung an die Schlacht vom 27. Iuni / 9. Iuli 1709, zwischen Peter dem Großen und Karl XII. von Schweden. Mit einem Empfehlungsschreiben des mir bekannten Gouverneurs von Charkow begab ich mich in Begleitung eines befreundeten Herrn nach Poltawa in mehrstündiger Eisenbahnfahrt. Es war bereits spät abends, als wir dort ankamen. Der Gasthof, in dem wir Zimmer bestellt hatten, lag weit ab vom Bahnhof, mitten in der Stadt; er war völlig besetzt von Offizieren und sonstigen Gästen. Fremde waren zu den Feierlichkeiten nicht geladen; nur der französische Militärattache war zugegen. Am anderen Tag« verschafften wir uns an den zuständigen Stellen die erforderlichen Eintritts» und Passierkarten. Tie Stadt, mit 50—60 000 Einwohnern, zeigte reichen Schmuck an Nationalflaggen; dunkle Gärten durchziehen die Stadt. Die errichteten Festpforten waren mit Blumen und buntem Zeug geschmückt. Die Kutscher erschienen in weißen und roten Bauernkitteln. Es war herrliches klares Wetter. Die Ordnung in der Stadt und Umgebung wurde durch Polizei aus Poltawa^ aus Moskau und Petersburg aufrecht erhalten. Der Kaiser war mit mehreren Großfürsten, Ministern, unter ihnen Stolypin, und großem Gefolge zu den Festlichkeiten er» schienen. Es fanden zwei Paraden statt; für den kaiserlichen Hofzug war ein besonderes Geleise zum Paradefeld gelegt. An den Paraden nahmen Truppen der Regimenter teil, die in der Schlacht von Poltawa gekämpft hatten, so das Preobraschenski Leibgarde-Regiment, das Ssemenowsche Garderegiment, das Ingermanländische Infanterie-Regiment und andere; der Kaiser erschien in der Uniform des Preobraschenski-Regiments, das Peter im entscheidenden Kampfe persönlich geführt hatte. Für das Publikum waren Tribünen errichtet, die jedoch eine auffallende Leere zeigten, infolge der strengen Absperrungsmaßregeln. Beim Gange durch die Straßen war an den Fenstern kaum jemand zu sehen. Viele Aus» weisungen waren erfolgt, namentlich von Iuden. Die uns auf der Fahrt zur Parade begegnenden Soldaten, hohe blonde Gestalten, machten keinen üblen Eindruck. Erschien der Kaiser in der Nähe der Tribünen, so mußte das Publikum dem Kommando der Gendarmen gehorchen, wenn diese riefen, aufstehen, setzen, Hut ab, Schirm zu usw. Der Kaiser begab sich mit Gefolge zur Kirche beim Schwedengrab und zur Ausstellungshalle, die Erinnerungsgegenstämde aus der

Schlacht von Poltawa enthielt; das Publikum konnte nachher gleichfalls Kirche und Ausstellung besichtigen. Auch haben wir die noch erhaltene kleine Kapelle besucht, in der Peter nach der Schlacht betete.

Die religiösen Zeremonien vor Beginn der Parade nahmen längere Zeit in Anspruch. In unmittelbarer Nähe des Kaisers befanden sich Kosakenoffiziere und Kosakentrompeter in ihren langen roten Röcken. Die Pferde der Kosaken sausten dahin wie der Wind; für den Krieg scheint die Kosakentruppe aber nur von geringem Wert; sie können nicht als diszipliniertes Militär, sondern nur mehr als eine mordende und brandschatzende Truppe angesehen werden; davon zeugen die Einfälle in Ostpreußen und die Kosakengreuel an anderen Stellen des östlichen Kriegsschauplatzes. Nach der Parade fuhr der Kaiser durch die Stadt in langer Wagenreihe. Am folgenden Tag« fand nochmals eine Parade statt mit größerem religiösem und militärischem Pomp als tags zuvor. Es war uns gelungen, mit Empfehlungen, Zutritt zum Hofzug zu bekommen, der elegant und praktisch eingerichtet war und das Quartier des Zaren bildete. Die Bewachung war äußerst scharf. Das Paradefeld war vom Hofzuge aus zu übersehen. Der Zar begab sich vor der Parade wiederum zur Kirche und erschien dann im Prozessionszuge mir der Geistlichkeit und den blau mit Gold gekleideten Sängern auf dem Paradefelde, wo erneut Gottesdienst abgehalten wurde. Die russischen Kirchensänger sind berühmt; ich habe in russischen Kirchen Baß-Sänger gehört, mit Stimmen von unglaublicher Tiefe.

Die Truppen des Paradefeldes waren in Kakiuniform; Kavallerie und Artillerie unberitten. Eine Anzahl Großfürsten umgab den mehrstündig zu Pferde sitzenden Zaren. Die Rückfahrt in unserem Wagen ging über das alte Schlachtfeld von Poltawa. Am Abend war Stadt und Lager illuminiert.

Die Schlacht bei Poltawa entschied zu Gunsten Peters; die politische Bedeutung im Norden ging von Schweden auf Rußland über; Schweden war zwei Iahrhunderte unumschränkte Gebieterin der Ostsee gewesen. Wohl kann man die Frage aufwerfen, wie sich die Geschichte Rußlands, ja der Welt gestaltet hätte, wenn nicht Peter, sondern der jugendliche Karl XII. gesiegt hätte. Karl hatte sich, anstatt nach Moskau, wie die Russen erwarteten, nach dem Süden, in die Ukraine gewandt, um seine Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen, an denen es mangelte; in der weizenreichen Ukraine, konnte er hoffen, sich solche zu beschaffen; auch hatte ihm der Hetman der Ukraine, Mazeppa, seine Hilfe dabei versprochen, sowie die Zuführung frischer Truppen. Mazeppa schloß sich Karl XII. an, um gegen Peter, der ihn nicht als Fürsten, sondern nur als Untertan anerkennen wollte, die Freiheit des Landes zu wahren. Karl glaubte, Poltawa, damals ein kleines Städtchen, nur von einem Erdwall umgeben, gegen Einfälle krimscher Tataren, überrennen zu können. Der Platz hielt sich jedoch drei Monate lang. Anfang Iuni stieß Peter zum Heere. Am 17. Iuni wurde Karl durch eine Kugel

am Fuß verwundet; er konnte am Tage der Schlacht nicht reiten und den Oberbefehl nicht selbst übernehmen; am 27. morgens zeigte er sich in einer Tragbahre vor der Front seines Heeres. Zwei der russischerseits errichteten Redouten wurden von den Schweden erstürmt; das russische Nowgorodsche Regiment kam bereits zum Weichen; da stellte sich Peter an die Spitze zweier Bataillone des Preobrashenski-Leibregiments und stellte das Gleichgewicht wieder her. Eine Kugel trifft Karls Tragbahre; er stürzt; die Schweden sehen's, glauben, er sei tot, und fliehen. Karl wird aus dem Getümmel gerettet. Die Armee sucht ihr Heil in der Flucht und Karl flieht mit Mazeppa zu den Türken. Durch das Mißgeschick bei Poltawa verlor die Ukraine ihre Freiheit. Die Ukraine mit 30 Millionen Bewohnern ist der reichste Teil des russischen Reiches; zur Ukraine gehören von größeren Städten Kiew, Charkow, Poltawa. Vom Dnjestr bis zum Kaukasus dehnt sich die schwarze Erde, Rußlands Kornkammer, aus. Am Dnjepr liegt das Eisen, am Donez befinden sich die großen Kohlenbergwerke. Getreide, Kohlen, Eisen, die Produkte der Ukraine, dienen zum Verbrauch im weiten Rußland oder sie gehen zur Aus» fuhr in die Häfen des Schwarzen Meeres nach Odessa, Cherson, nach Taganrog am Asowschen Meere. Die Ukrainer sind Nachkommen von slawischen Stämmen, über die im zehnten Iahrhundert die normannischen Warägerfürsten herrschten, die aus Schweden kamen. Aus Skandinavien gelangten Normannen als Wikinger auch nach Nordfrankreich und die Herrschaft Unteritaliens ging im Anfang des 11. Iahrhunderts auf Normannen über. Von der Ukraine zogen die Waräger weiter über das Schwarze Meer nach Byzanz. Nach Charakter und Sprache sind die Bewohner der Ukraine von den Russen verschieden. Das offi» zielle Rußland kennt keine Ukraine, es kennt nnr ein Klein-Rußland. Die Volks» sprache auf dem Lande ist ukrainisch geblieben, von Brest»Litowsk bis zum Kaukasus; ukrainisch darf aber in Rußland weder geschrieben noch gedruckt werden. Der jetzige große Krieg, der Kriegsschauplatz im Osten und in Rumänien (Dobrudscha) lenkt unser Augenmerk unwillkürlich auch nach den weiten Gebieten Süd-Rußlands hin, die wohl außer zu geschäftlichen Zwecken weiteren Kreisen wenig bekannt sind, die aber, besonders zur Ietztzeit, allgemeineres Interesse beanspruchen dürften.

Gustav Schneider

Amtsgerichtsrat Gustav Schneider:

Ein deutscher Denker über deutsche und fremde Staatseinrichtungen.

Seit Ausbruch des Krieges sind die Stimmen im feindlichen und neutralen Ausland nicht verstummt, die gegen Deutschland den Vorwurf erhoben, es habe sich Iahre lang vor dem Kriege durch ungeheure Rüstungen auf diesen vorbereitet und ihn in dem Zeitpunkt entfesselt, den es für den günstigsten hielt; der „deutsche Militarismus" müsse daher niedergekämpft werden, wenn die übrige Welt wieder frei atmen wolle; das laufe aber darauf hinaus, daß die „preußische Militärkaste" zerschmettert und dem „Volk" in Deutschland ein größerer Ginfluß auf die Regierungsgeschäfte eingeräumt werden müsse, der es ihm ermögliche, den Kriegshetzern in Deutschland in den Arm zu fallen und ihnen das Handwerk zu legen. Als die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch „neutral" waren, erlaubte sich schon der Präsident Wilson in seiner Botschaft an den Senat vom 22. Ianuar 1917 den Satz: kein Friede könne dauern, wenn nicht der Grundsatz anerkannt werde, daß die Regierung alle ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableite.

Seitdem Nordamerika aber sogar aktiv auf die Seite unserer Feinde übergetreten ist, erschallen lauter denn je die Stimmen jenseits des großen Wassers, die gegen unseren „Militarismus", unsere „rückständigen" staatsrechtlichen Einrichtungen und unsere Reichsverfassung zu Felde ziehen und behaupten, die Vereinigten Staaten träten jetzt in den Kampf „für die Demokratie, die Freiheit und die Menschlichkeit" ebenfalls mit ein. Es ist dabei die größte Ironie der Weltgeschichte, daß nicht nur England durch den Krieg gezwungen worden ist, den ihm so verhaßten „Militarismus" bei sich selbst einzuführen, sondern daß auch die Union im Begriffe ist, unter dem Deckmantel des deutsch-amerikanischen Konfliktes, in Wirklichkeit aber wegen der in Zukunft drohenden Auseinandersetzung mit Iapan ein Gleiches zu tun.

Von unserer Seite ist oft genug darauf hingewiesen worden, daß unsere geographische Lage uns einem politischen Druck und einem Angriffe von allen Seiten aussetzt, daß daher Rüstungen bis zum höchsten Grade der Bereitschaft ein notwendiges Erfordernis für uns sind, und daß dieser Umstand wieder die eigenartige Gestaltung unserer staatsrechtlichen Einrichtungen und unserer Verfassung bedingt.

Das hat auch im letzten Drittel des 19. Iahrhunderts immer wieder Eduard von Hartmann betont, der deutsche Denker, dessen Werke viel mehr gelesen

werden sollten. Besonders verdienen seine nachgenannten politischen Schriften in der heutigen Zeit eine größere Beachtung, da sie eine Fundgrube politischer Weisheit bilden und auf vieles, das sich auf politischem Gebiete später verwirklicht hat, schon frühe und fast prophetisch hingewiesen haben.

Hartmann, der die Offizierslaufbahn wegen eines Knieleidens aufgeben mußte, hat sich später nicht bloß dem reinen Denken gewidmet, sondern auch fortlaufend bis zum Schlusse seines Lebens eine Fülle von Aufsätzen politischen und sozialpolitischen Inhalts geschrieben, in denen er als treuer Sohn seines Volkes und als dessen getreuer Eckart dieses lehrt, seine Schäden und Gebrechen zu erkennen, seine Vorzüge und seine eigenartigen, guten Seiten und Einrichtungen aber hochzuschätzen und zu bewahren. Die Aufsätze hat er später wieder gesammelt in verschiedenen Büchern herausgegeben. Es kommen hier in Betracht: „Zwei Iahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage" (1889), „Tagesfragen" (1896) und „Zur Zeitgeschichte" (1900). Ich kurze das erste Werk P. ab, das zweite T., das letzte Z.

Schon in seinem im August 1872 geschriebenen Aufsatz „Die geographisch-polirische Lage Deutschlands" (P. 75 ff.) war Hartmann zu dem Ergebnis gekommen, daß wir angesichts dieser Lage unseres Landes auf eine eminent friedliche Politik zwingend angewiesen seien. (P. 95.)

„Wenn die erste aus der Betrachtung der geographisch-politischen Lage Deutschlands gezogene Lehre die ist, daß wir erst die letzte der europäischen Nationen sein können, welche abrüstet, so lautet die zweite daraus zu entnehmende Nutzanwendung dahin, daß Deutschland genötigt ist, eine eminent friedliche Politik zu verfolgen." . . . „Glücklicherweis« stimmt diese Nötigung voll» kommen mit den Neigungen des Volkscharakters, mit der föderativen Verfassung des Reichs und mit der Art der Heeresorganisation überein,". . . . sodaß „in keinem Lande auch nur annähernd so starke Garantien gegen offensive Kriegs» gelüste vorhanden sind, als in Deutschland, und daß bedeutende Rüstungen in diesem Lande deshalb keineswegs in offensivem Sinne zu deuten sind, weil kein anderes Land so sehr in der Lage ist, sich für die Defensive mit Anspannung aller Kräfte vorbereiten zu müssen." (P. 94—96.)

Am bedeutsamsten für die heutige Zeit aber ist der 1899 geschriebene Aufsatz Hartmanns „Ein Rückblick auf das alte Iahrhundert" (Z. 38 ff.). Es finden sich einige Sätze darin, an die man gerade heute wieder nicht genug erinnern kann.

Hartmann prüft zunächst die Frage, was von den drei politischen Idealen, die vor 100 Iahren durch die Aufklärung und die französisch« Revolution in den westlichen Ländern zur Geltung und Wertschätzung gelangten, den Idealen des Parlamentarismus, der Republik und der Demokratie, um die Iahrhundertwende lebendig geblieben sei. Er kommt dabei zu folgendem Ergebnis: Die Freiheit des Volkes ist nicht in der parlamentarischen Regierungsform

gewährleistet, nach der die Krone genötigt ist, die Minister aus der Parlaments-
Mehrheit, genauer aus deren anerkannten Führern, zu wählen, mögen ihr diese
Personen auch noch so mißliebig sein. Das 19. Iahrhundert hat gezeigt, daß
„die Mißwirtschaft, Willkür, Kliquenherrschaft und Korruption der Parlamente
noch schlimmer sein kann, als die einer bureaukratischen Verwaltung, und daß
sie, einmal eingerissen, noch weit schwerer auszurotten ist." ....
„Die Anwendung des Parlamentarismus auf verschiedene neu gebildete
Staaten (Belgien, Griechenland, Italien, Rumänien, Serbien usw.) hat die
Schattenseiten des Systems recht klar gelegt" . . . „Wo das Wahlgesetz und
seine Handhabung derart sind, daß die jeweilige Regierung bei den Parlaments-
wahlen einer Mehrheit sicher ist, wie in Spanien, Ungarn, Serbien, da wird der
Parlamentarismus zum Hohn der Volksfreiheit und Volksrechte. Wo aber,
wie in den Vereinigten Staaten, ein maschinenartiges System der Wahlmache von
feiten der Parteileitungen Platz gegriffen hat, da ist der Hohn auf nationale
Selbstbestimmung womöglich noch ärger. Wie in Italien die dringend not»
wendige Agrarreform, so scheitert in Frankreich die ebenso dringende Steuer-
reform an den Interessen der Abgeordneten. Die Unstätheit der Regierungen, der
parlamentarische Sport der Ministerstürzerei, macht" (hier) „jede stetige Politik
unmöglich. Und selbst bei uns, wo die Parlamente noch am wenigsten schaden
können, ist ihr Ansehen in beständigem Sinken. Alle Welt ist parlamentsüber-
orüssig, aber niemand weiß etwas Besseres vorzuschlagen." (Z. 38, 39.)
„Das deutsche Volk begreift nach und nach, daß ein Hauptvorteil seiner
Politik gegen diejenige anderer Länder in der Stabilität (Stetigkeit) seiner Regie-
rung ... liegt, und daß es diese allein dem Umstand verdankt, daß es keine parla»
mentarische Regierungsform besitzt. . . . Vor allem aber wünscht es sich Glück,
daß es zu dem sonstigen parlamentarischen Fraktionstreiben nicht noch jene per-
sönlichen Aspirationen, Intrigen und Kliquenbildungen (d. h. die ehrgeizigen
Bestrebungen, hinterlistigen Ränke und Bildungen von Klüngeln, die fest zu»
sammenhalten,) mit in den Kauf zu nehmen hat, wie sie bei der parlamentarischen
Regierungsform unvermeidlich sind." (P. 118, 119.)
Iedenfalls paßt die parlamentarische Regierungsform nicht für uns bei
unserem vielzerklüfteten Parteiwesen, sondern nur da, „wo, wie im bisherigen Eng-
land, „n i ch t m e h r a l s zw e i Parteien, die beide gleich national und
gleich konservativ sind, im Besitz der Parlamentsmehrheit abwechseln."
(P. 118, 119.) (Vgl. auch P. 107 ff., 116 ff., 238—241, 366 ff.)
„Vor hundert Iahren stand der Glaube an die Überlegenheit derR epublik
über die Monarchie bei den Denkenden auf seiner Höhe." . . . „Ts galt als
Glaubenssatz, daß die Fürsten begierig nach Kriegsruhm und Ländererwerb, die
Völker aber friedlich gesinnt seien, ... die republikanische Regierungsform (also)
den Frieden verbürge. Das 19. Iahrhundert dagegen hat uns gelehrt, daß die

Monarchen sich die äußerste Mühe geben, den Frieden zu erhalten und den unvernünftigen Kriegsdrang der Völker zu zügeln. Die Republiken von Süd» und Mittelamerika bieten das Schauspiel beständiger Kriege und Bürgerkriege, die fronzvsische Republik betrachtet den Krieg gegen Deutschland, sobald er ohne Selbstmord möglich ist, als das unverrückte Ziel ihres Daseins. Die Republik Washingtons hat soeben einen Eroberungskrieg gegen Spanien vom Zaune gebrochen, um diesem ein Gebiet von 420 000 Quadratkilometer mit über zehn Millionen Einwohnern zu entreißen, also einen weit größeren Raubzug, als jemals die erobernde römische Republik auf einmal gemacht hat, oder als in irgend einem europäischen Kriege dem Sieger als Beute zugefallen ist." (Z. 39.)

„Abgesehen von der republikanischen oder monarchischen Staatsform hielt man früher den demokratischen Charakter einer Verfassung für eine Friedens» bürgschaft. Iedes Volk in seiner Masse ist friedliebend; es schien also nur nötig, der Volksmasse das verfassnngsgemäße Recht oder die tatsächliche Gelegenheit zum Geltendmachen seines Willens zu geben, um eine Bürgschaft dauernden Friedens zu gewinnen. Auch darin hat die Erfahrung das Gegenteil gelehrt. Fast alle Kriege des letzten Menschenalters sind dadurch zustande gekommen, daß bei dem Konflikt zweier Staaten der Regierung des einen die Zügel aus der Hand glitten, eine demokratische Strömung die Führung übernahm und die blinde Leidenschaft einer erregten Masse über die vernünftigen Erwägungen der Staats» lenker den Sieg davon trug." (Man denke hier an Italien und Rumänien!). . .

So war es auch „im amerikanisch-spanischen Kriege die plötzlich ausbrechende Eroberungslust, Ruhmgier und Beutesucht der amerikanischen Volksmassen, welche die widerstrebende Regierung nötigten, einen Krieg, der für die Befreiung Eubas von der spanischen Herrschaft nach Proklamation der Autonomie Cubas ganz über? flüssig war, zu beginnen und nach beendetem Kriege je länger je mehr Sieges» beute zu fordern." ....

„Der Hort des Friedens sind gegenwärtig diejenigen Monarchien, in welchen die Macht der Krone stark und gesichert genug ist, um sich von den Massenströmungen im Volke unabhängig zu behaupten; das sind aber diejenigen Mächte, in welchen die Krone sich auf ein starkes und tüchtiges Heer stützt. So sind die stehenden Kriegsheere zur Bürgschaft des Friedens geworden, indem sie den friedliebenden Regierungen ermöglichen, die unvernünftigen Kriegsgelüste ihrer Völker unbeachtet zu lassen oder im Zaume zu halten. Die Fürsten und ihre Räte haben eben naturgemäß ein stärkeres Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Entschließungen als die Masse, bei der sich die Verantwortlichkeit auf Millionen verteilt und auf jeden einzelnen nur ein verschwindendes Teilchen kommt." ... Die „Masse übersieht nicht die Schwere der Folgen und läßt sich nicht sowohl von der Vernunft als von leidenschaftlichen Impulsen leiten. Sie ist für gewöhnlich friedliebend; wenn aber eine Anzahl Demagogen es verstehen, ihre Leidenschafren zu erregen, so setzt sie jede vernünftige Erwägung bei Seite und wird kriegs»

wütig.*) . . . Gelänge es, überall demokratische Republiken ohne stehende Heere oder doch nur mit kleinen Armeen einzuführen, so würde der Krieg mit kleinen Scharen auf Erden wieder genau so der normale Zustand werden, wie er es im Mittelalter in Europa war." . . . „Die Verantwortlichkeit eines Krieges wird um so schwerer zu tragen, je größer die Heere, die Kriegskosten und die wirtschaftlichen Einbußen beider Kriegführenden werden. Deshalb sind starke stehende Heere auch in dieser Hinsicht die beste Friedensbürgschaft und die hohen Militärbudgets eine Versicherungsprämie gegen den Krieg." ... (Z. 40, 41.)

Dazu kommt aber der ungeheure volkserzieherische Wert der Militärdienstpflicht. Diesem Gedanken hat Hartmann schon früher einen treffenden Ausdruck verliehen: „England ist der einzige europäische Staat, welcher das mittelalterliche Söldnerheer in die moderne Zeit hinübergetragen hat, der einzige, dessen Bürgern die hohe Schule in Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Anstelligkeit, Subordination, Pflichttreue und Vaterlandsliebe fehlt, die den Völkern mit allgemeiner Wehrpflicht durch die Militärdienstzeit zuteil geworden ist." (P. 376.)

All diese Erkenntnisse haben in Deutschland in letzter Zeit mehr an Verbrei» tung gewonnen. „Selbst der Arbeiterstand hat eingesehen, daß die Form der Republik ihm in mancher Hinsicht noch ungünstiger sein kann als die einer Monarchie; denn die Republik ist weit rücksichtsloser in der Ausbeutung der Vorteile des Besitzes der herrschenden Klassen, als eine kluge Monarchie, die ein Interesse daran hat, auch die niedere Masse für sich zu gewinnen." (Z. 41.)

Unsere Reichsverfassung ist übrigens — wie Hartmann in seinem Aufsatz „Unsere Verfassung" (T. 45—57) nachweist — eine glückliche Mischung von monarchischen und republikanischen, von aristokratischen und demokratischen Zügen, freilich mit einem Überwiegen des demokratischen Prinzips. Iedenfalls besitzt der Deutsche das demokratischste Wahlrecht, das es gibt, d. h. dasjenige, das den auf Freiheit und Gleichheit abzielenden Bestrebungen am weitesten entgegenkommt.

Wenn auch Hartmann die Gefahren der Demokratie nicht übersieht (T. 25 ff.), so will er doch keineswegs dem Volke das Recht der Mitwirkung bei der Leitung des Staates entzogen wissen. So schreibt er: „Niemand denkt heute mehr daran, der Volksmasse dasjenige Maß von mitbestimmendem Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder zu entziehen, das ihm nach Maßgabe seiner Leistungen für den Staat und seiner Leistungsfähigkeit für dessen Verwaltung gebührt. . . . Die höheren Stände haben aus den Lehren der Geschichte gelernt, daß nur die gemischten Verfassungen die Bürgschaft der Dauer in sich tragen, welche allen Volksmassen nach Maßgabe ihrer Leistungen auch entsprechende Rechte einräumen." (T. 43, 44.) Vor allem findet Hartmann, daß die Parlamente in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung „nicht der treue Ausdruck des Volkswillens"

*) Ein treffendes Beispiel hierfür bietet die Kriegsraserei, die in Nordamerika in den ersten beiden ffebrimrwoche,, die Massen ergriffen hatte.

sind*), sodaß „die Regierung mit dem Volke in Konflikt geraten kann, trotzdem sie sich mit der Volksvertretung verständigt hat." (T. «7, 7L.)

Die Verschlage, die Hartmann in Bezug auf das Wahlrecht gemacht hat (T. 70 ff. und P. 245 ff.), wären wohl geeignet, einer zeitgemäßen Reform des preußischen Wahlrechts als Grundlage zu dienen.**) Wenn einmal eine Änderung dieses Wahlrechtes erfolgt sein wird, dann wird ein Hauptvorwurf entkräftet sein, den das Ausland uns heute noch machen kann. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß auch bisher schon in Preußen wie überhaupt in Deutschland die Freiheit und die Gleichheit mindestens in demselben Maße wie in irgend einem anderen Lande zugunsten eines jeden bestanden, wenn man unter der Freiheit „die Rechtssicherheit eines jeden Staatsbürgers und Schutz vor Willküreingriffen Mächtigerer" und unter der Gleichheit „die Gleichheit des Rechtes aller zum Emporsteigen in höhere soziale Kultnrschichten" versteht (T. 35.) Soweit hier vor dem Kriege noch tatsächliche Schranken bestanden, werden diese gerade durch den Krieg und nach diesem immer mehr verschwinden, und es wird damit die Bahn frei „für alle Tüchtigen".

Mögen wir so immer kühner „auf den verheißungsvoll neu betretenen Bahnen" fortschreiten, so dürfen wir aber andererseits um so weniger an dem militärisch-monarchischen Grundzug unserer Staatseinrichtungen rütteln lassen. Wir müssen uns stets zum Bewußtsein bringen, „daß eine tüchtige Monarchie weit bessere Bürgschaft gegen Korruptjon des Beamtentums und der Volksvertretung gewährt als eine Republik, daß sie dem Volke die Kosten und die Aufregung für wiederkehrende Präsidentenwahlen erspart, durch ihre Lebenslänglichkeit mehr Stetigkeit in die innere und äußere Politik bringt, die Kräfte des Staates zu seiner Selbstbehauptung gegen die Nachbarn straffer zusammenfaßt, dem Heer ein einheitlicheres Standesbewußtsein verleiht, und vor allen Dingen ehrgeizige Sonderbestrebungen von glücklichen Generalen nicht aufkommen läßt, welche die größte Gefahr der Republiken bilden." (Z. 47.)

Freilich ist ein Krieg auch nicht bedeutungslos für die Stellung des Deutschen Kaisers. Ist dieser im Frieden nur eigentlich „Präsident" eines Bundesstaates mit dem Namen „Deutscher Kaiser" (nicht: Kaiser von Deutschland), so wird er im Kriege und durch den Krieg erst Imperator, Kaiser im eigentlichen Sinne des Wortes. „Die kaiserliche Gewalt im neuen Deutschland ist begründet worden durch zwei große, rasch aufeinanderfolgende, unerhört glückliche Kriege und durch die Notwendigkeit, das Errungene gegen starke, übelwollende

') Vergleiche hierzu auch das treffliche Schriftchen von Hans Delbrück .Regierung und Volkswille."

Vergleiche den Aufsatz von Nr Plotke „Eduard von Hartmann? Vorschlage zur Wahlreform", Nr. 24 der „Grenzboten" von l916.

«nd mißgünstige Nachbarn vermittelst fortdauernder höchster Anspannung der militärischen Leistungsfähigkeit zu behaupten. Der Deutsche Kaiser ist, was er ist, nur dadurch, daß er Imperator, d. h. oberster Bundesfeldherr, ist. . . Daß er dabei auch Präsident der Reichsrepublik ist, verschwindet vor der Wichtigkeit der Jmperatorstellung, in der die starken Wurzeln seiner Kraft stecken." (T. 55.)

Deshalb wird auch der jetzige Krieg dem deutschen Kaisergedanken neue, lebendige Kräfte zuführen und ihn fester denn je in den Heizen der Deutschen verankern.

Baron Julius Wlassics,
Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes:

Die Neutralitat im Weltkriege.

Schluß.

VIII.

Doch setzen wir unsere Untersuchungen fort. Keine Satzung ist von größerer Wichtigkeit, als der 7. Artikel, wonach die neutrale Macht nicht verpflichtet ist, die Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition, und überhaupt von Gegenständen, die zu Zwecken der Armee oder der Flotte verwendet werden können, für irgendeine der kriegführenden Parteien zu verhindern. Vor allem betone ich, daß hieraus nicht folgt, daß er alles dies zu dulden verpflichtet sei, sondern daß er alles dies auch untersagen könne. Ia es kann der neutrale Staat auch die Benützung der sich in seinem eigenen Eigentum oder im Eigentum von Gesellschaften oder Einzelner befindlichen Telegraphen- und Telephonlinien oder drahtlosen Telegraphenapparate den kriegführenden Parteien untersagen oder ihnen gegenüber «inschränken. (8. Artikel.) Demzufolge kann jeder neutrale Staat seinen eigenen Untertanen die Lieferung von Munition usw. für die kriegführenden Parteien ver» bieten oder sie in derselben beschränken, daher hätte dies im gegenwärtigen Weltkriege auch Amerika untersagen oder beschränken können.

Dies ist die Frage, wovon schon während des Krieges viel die Rede war nnd «orüber nach Beendigung des Krieges noch mehr gesprochen werden wird, wenn einmal die gesamte Kulturwelt an der Reform des Völkerrechtes arbeiten wird. Als man die Normen bezüglich der Neutralität festsetzte, dachte — wie ich schon erwähnte, — niemand daran, daß sich im großen Weltkriege ein neutraler Staat finden werde, der seine Fabriken direkt zu Kriegszwecken umgestaltet und sich geradezu zum Hauptlieferanten von Kriegsmitteln macht. Es wird Gegenstand ernstlicher Erwägung bilden, ob es, obschon sich große Interessen an den un-

gestörten Gang des Handels neutraler Staaten und Personen knüpfen, erlaubt sei, in den Begriffskreis der „Neutralität" die Lieferung von Kriegsmaterial und aller anderen Kriegszwecken dienenden Gegenstände in einem solchen Ausmaße einzubeziehen, wie dies die Nordamerikanische Union tat. Die Lieferung von Kriegsmitteln in solchem Umfange, ohne deren Einwirkung der Krieg direkt aufgehört haben würde? Die Neutralität, wenn wir deren Wesen betrachten, wird schon dann verletzt, wenn der Charakter, der Inhalt der nicht waffenmäßigen Teil» nahme solcher Natur ist, daß sie für die Fortsetzung oder für die Beendigung des Krieges geradezu von entscheidender Wichtigkeit ist. Hier hat bereits der Satz, daß nicht der Staat der Lieferant ist, sondern nur dessen Untertanen, gegenüber dem aus der Gesamtheit der Untertanen bestehenden Staate nicht mehr jene entschuldigende Kraft, daß der offizielle Staat, wenn er von seinem Rechte des Untersagens oder Beschränkens keinen Gebraucht macht, für wirklich neutral gehalten werden könne. Auch gegen die englische Papierblockade protestierte es nur formell. Nordamerika zog sich hinter die Buchstaben des Rechts zurück. Die auf hohem Niveau stehenden und inhaltreichen Noten unseres auswärtigen Amtes hingegen werden meiner Ansicht gemäß die Ausgangspunkte zur weiteren, einen wichtigen Fortschritt bedeutenden rechtsbegrifflichen Ausbildung der Neutralität sein. Nordamerika, hätte es gewollt, hätte schon bei den gegenwärtigen Rechtssatzungen der Lieferung großer Mengen Kriegsmaterials Schranken setzen, ja eS hätte nach einer gewissen Zeit die Lieferung auch verbieten können. Denn wenn schon nichts anderes, so hätte es die unabweisbaren logischen Folgen einer Rechts» satzung anderen Gegenstandes (9. Artikel: Die neutrale Macht hat gegenüber den kriegführenden Parteien in gleicher Weise alle jene beschränkenden oder untersagenden Verfügungen anzuwenden, die es in der im Artikel 7 und 8 berührten Richtung erließ) fühlen und entschieden erkennen sollen. Es wird hiermit angeordnet, daß, wenn die Staatsregierung eine verbietende oder beschränkende Ver» fügung trifft, sie diese Verfügung in gleicher Weise gegenüber jeder kriegführenden Partei anzuwenden habe. Es hätte fühlen müssen, daß es ein Zerrbild der gleichmäßigen Behandlung ist, wenn es der einen kriegführenden Partei aus dem Gebiete des Staates Munition und Kriegsmittel in solchen Mengen liefert, daß Amerika tatsächlich zum Arsenal der Entente wurde, ja sich auf diese Weise, wie sich eine unserer Noten ausdrückte, sozusagen „militarisierte" — während der anderen Kriegspartei nicht einmal Lebensmittel, weder aus Amerika, noch aus einem anderen neutralen Lande zugeführt werden können. Es hätte fühlen müssen, daß es die Aushungerungspolitik der einen kriegführenden Partei auf das entschiedenste unterstützt. Mit Recht machte es unser auswärtiges Amt zum Gegenstand der Frage, ob jenes Prinzip der gleichartigen Behandlung, welches in der Haager Konvention (Artikel 9) bezüglich der beschränkenden und untersagenden Ver, fügungen zu klarem Ausdruck gelangt, nicht auf den Kopf gestellt sei, und ob Nordamerika gemäß den Grundsätzen der Logik und der „interxretatio s^sts-

Urtica," sagen könne, daß es sich nicht gegen den Geist der auf die Neutraliät
bezüglichen Rechtssatzungen vergangen habe, als es das Prinzip der „gleichen
Behandlung", welches im 9. Artikel, obschon in anderer Beziehung, aber zum
offenen Ausdruck gelangt, so schwer verletzte. Amerika wäre in der Lage gewesen,
beschränkende oder untersagende Verfügungen zu treffen. Amerika bezog sich aber
darauf, daß es das Gesetz ändern müßte, daß es ohne Gesetz keine Ausfuhrverbote
erlassen könne, wenn es aber während des Krieges ein Gesetz schaffe, so könnte
dies füglich für eine Verletzung der Neutraliät gehalten werden. Auf die Lücken
dieser Argumentation verwies die Note vom 29. Iuni 1915 unseres Ministers
des Äußeren. Es verwies diese Note darauf, daß das nationale Recht kein Hinder»
nis sei, denn England hatte sowohl durch die papierenen Seeblockaden, wie auch
durch eigenmächtige Ausdehnung der Kriegsbannwaren das Völkerrecht derart
Verletzt, daß die Regierung Amerikas, hätte sie es gewollt, schon diese Umstände
Herade auf Grund ihrer eigenen nationalen Gesetze zum Erlassen von beschränkenden
«der untersagenden Verfügungen hätte benützen können. In England wußte
man schon damals gut, wohin die Neutralität der Nordamerikanischen Union
zu zählen sei. Als das Deutsche Reich an Portugal den Krieg erklärte, nahm
Grey im englischen Parlament die räuberische Tat Portugals an den in dessen
Häfen stationierenden deutschen Schiffen damit in Schutz, daß Portugal eigentlich
niemals „vollkommen neutra l", sondern vielmehr ein Bundesgenosse ge»
wesen wäre. Wir würden eher sagen: ein Vasall. Grey blieb die wissenschaft-
liche Bestimmung dessen schuldig, was die vollkommene, die unvollkommene, die
wahre und nicht wahre Neutraliät sei.

Wenn auch Grey weder in seinen Schriften, noch in seinen Reden nützliches
Material zur weiteren Entwicklung des Neutralitätsrechtes geboten hat, so wer»
den hingegen jene diplomatischen Schriftenwechsel, welche gelegentlich dieser
Frage einerseits zwischen Nordamerika, andererseits zwischen dem Deutschen
Reiche und Hsterreich-Ungarn erfolgten, das wertvollste Material zur weiteren
Durchbildung des Begriffskreises der Neutralität liefern, und ich entsage mich
nicht der Hoffnung, daß, wenn einst dieser schreckliche Krieg und die damit ver-
knüpfte Hysterie ein Ende haben werden, sowohl Amerika, wie auch England bei
der Klärung des neuen Rechtsbegriffes der Neutralität mittätig behilflich sein
werden, denn unerschütterlich ist mein Glaube, daß, wenn der Parorismus des
Krieges aufhört, das gelassenste internationale Verständnis die befruchtende Rolle
übernehmen werde.

Fern steht mir der Gedanke, eine solche Entwicklung des Rechtsbegriffes der
Neutralität zu wünschen, die den neutralen Handel lähmen würde. Im Gegen-
teil, es dient zur Milderung der Schrecken des Krieges, wenn die neutralen
Staaten die Wirkung des Friedenszustandes nach jeder Richtung verspüren zu
lassen vermögen. Diese Forderung darf nicht fallen gelassen werden. Ia sie soll
noch weiter entwickelt werden, damit der neutrale Handel durch den Krieg wo-

möglich am wenigsten gestört werde. Der neutrale Handel soll selbst vor den Kriegszonen nicht versperrt werden. Es soll die neutrale Flagge und die neutrale Ware selbst am Meer in Ehren gehalten werdend Ia es darf auch nicht die neutrale, die feindliche Ware, wenn von der neutralen Flagge geschützt, weg» genommen werden: und die neutrale Ware soll auch dann geschützt werden, wenn sie unter feindlicher Flagge fährt. Diese allgemeinen Grundsätze, welche das Ergebnis einer langen Entwicklung sind, sollen in ihrem Glanze leuchten, und bei Bestimmung der Ausnahmen (Bannware usw.) soll mit der sorgfältigsten Erwägung vorgegangen werden. Es gibt keinen Rückfall von der Seerechtsdeklaration vom Iahre 1856. Doch darf man dem Bestreben nicht entsagen, solche Widrigkeiten, wie sie der jetzige Krieg aufweist, nach Möglichkeit auszumerzen. Damit müssen wir im reinen sein, daß das menschenmöglichste gleick>artige Vorgehen gegenüber allen kriegführenden Parteien die innige Eigenschaft der Neutralität ist, daß wir jenen Staat nicht für neutral halten können, dessen Gebiet zum Arsenal für die eine kriegführende Partei wird, und der dessen Aushungerungspolitik im vollen Maße unterstützt.

IX.

England tat alles, was die Kraft des wirtschaftlichen Krieges gegen Deutschland zu steigern vermochte. Die VI. Haager Konferenz beachteten weder England, noch dessen Verbündete. Sie begnügten sich nicht damit, daß sie die sich zu Kriegsausbruch in ihren Häfen befindlichen sämtlichen feindlichen Schiffe beschlagnahmten und auch Uferfischerboote entgegen der XI. Haager Konvention konfiszierten. Sie hielten auch die sich in ihren Häfen aufhaltenden neutralen Schiffe zurück und benutzten dieselben für ihre eigenen Dienste. England gab Kohle nur unter der Bedingung, wenn das neutrale Schiff hinsichtlich der Fahrt» richtung und Ladung seine Befehle erfülle. Es erreichte, daß die deutschen Seehäfen von dem neutralen Seehandel gänzlich abgesperrt waren. Balfour, der erste Lord der Admiralität, äußerte sich auch in einer seiner Guildhaller Reden dahin, daß die Engländer und deren Verbündete auf der See zweifellos ihr volles Machtübergewicht aufrechterhalten haben. „Mehr Beute — so sagt er — können wir nur darum nicht machen, weil sich die Handelsschiffe des Feindes auf der See nicht zeigen können. Über die feindliche Flotte können wir nur deshalb keinen Sieg davontragen, weil sie ihre Operationsbasis nicht verlassen kann. Doch sind wir darum bei weitem nicht zur Passivitält verdammt. Wir haben schwerere Aufgaben, als den bloßen Schutz der Passivität. Unsere Flotte sorgt für die Sicherung der Verbindungslinien der auf verschiedenen Punkten Europas operierenden Armeen. Unsere Flotte hat für die Aufrechterhaltung der Seesperre zu sorgen, sonst wären die Hilfsquellen des Feindes nicht verbarrikadiert." So sprach Balfour, — er hätte aber auch mehr sagen können. Er hätte sagen

können, daß England auch die neutrale Flagge ständig mißbraucht. Daß es auf die neutralen Staaten jeden denkbaren Terror ausübte. Daß es die territoriale Neutralität ebenso verletzte, wie die persönliche Neutralität. Es setzte sich auch über jene Normen hinweg, welche die Freiheit der Postbeförderung sichern. Er hätte auch von jener furchtbaren Verletzung reden können, als die Entente die Diplomaten der Zentralmächte von neutralem Gebiete einfach vertrieb, ja sogar mehrere Diplomaten verhaftete. Er hätte sagen können, daß er die Handelsfreiheit der neutralen Staaten durch Aufstellen der sogenannten „schwarzen Listen" in höchstem Maße beschränkte, wofür ihn Amerika auch zur Verantwortung zog. Und da hätte er den englischen Standpunkt vielleicht mit mehr Geschick verteidigen können, als Grey, der in Beantwortung der amerikanischen Note sich damit entschuldigte, daß England in der schwarzen Liste nur seine eigenen Untertanen beschränken wollte. Dazu aber habe es das souveräne Recht. Hätte aber diese Einschränkung keinen Einfluß auf die Handelsfreiheit der neutralen Staaten gehabt, so hätte Amerika bei seinem übermäßigen Wohlwollen gegenüber England gewiß nicht protestiert. Grey verschwieg aber, daß unter dem Vorwand der schwarzen Liste die englischen Kriegsschiffe die neutralen Handelsschiffe anhielten, und wenn sie auf einem Schiffe, welches von einem neutralen Hafen in einen anderen neutralen Hafen fuhr, nur deutsche Kohle fanden, dasselbe samt seiner Fracht beschlagnahmten.

X.

Wenn wir das Gebiet der bisher bekannten Rechtsverletzungen vom Standpunkte unseres Gegenstandes aus betrachten, so glaube ich konstatieren zu können, daß die neutralen Staaten ihre Pflichten gegenüber den kriegführenden Parteien weniger verletzten, als die kriegführenden Parteien gegenüber den neu» tralen Staaten. Der Pflichtkreis des neutralen Staates besteht vielmehr aus Enthalten, denn aus Handeln. Ihre Handlungen sind nur durch wenige Satzungen geregelt. Wenn sich auch seitens der neutralen Staaten Verletzungen ereigneten, so waren sie meistens gezwungen, dieselben zu verüben. Die krieg» führenden Parteien, wie es die oben ausführlich analysierten Beispiele zeigen, konnten meistens nur unter Mitwirkung der neutralen Staaten gewisse Verletzungen verüben, denn der neutrale Staat war gezwungen, jene Verletzung zu dulden oder geradezu zu unterstützen, welche es der Satzung gemäß hätte verhindern sollen. Das „veiuo ultra posse" kann zwar einen Entschuldigungsgrund bilden, doch wird dabei die das Recht verletzende Tat dennoch verübt. Iedem souveränen Staate steht es frei, neutral zu bleiben oder sich in den Krieg einzumischen. Ein dauernd neutralisierter Staat ist zwar auch eine souveräne Macht, aber seine Pflicht ist das neutrale Verhalten. Das ihm zugesicherte Recht verliert er sofort, wenn er mit einer der kriegführenden Parteien gegen die andere

feindliche Taten verübt. Belgien hat nicht nur eine sogenannte Neutralitäts-
rechtssatzung verletzt, sondern es hat mit seinem durch die Neutralisierung gewon-
nenen Pflichtkreis gebrochen, als es als neutralisierte Macht bereits mit seiner in
Friedenszeiten vorbereiteten Politik zum Feinde Deutschlands wurde. Es hat
daher Belgien jene Pflichten verletzt, welche ihm die ständige Neutralisierung vor-
schrieb (die Verträge vom 15. November 1831 und 19. April 1839). Es ist nicht
nur die Pflicht des neutralisierten Staates, einen anderen Krieg als einen solchen
zum Schutze seines Gebietes nicht zu führen, sondern es ist auch seine Pflicht, eine
neutrale Politik in Friedenszeiten zu führen.

Iene Rechtsverletzung, welche die kriegführenden Staaten den neutralen
Staaten gegenüber verübten, zogen gewichtige Folgen nach sich. Sie haben nicht
nur die Anforderungen der Neutralität bezüglich des neutralen Gebietes nach
mehreren Richtungen hin verletzt, sondern sie haben insbesonders die international
gesicherten persönlichen und Vermögensrechte der Untertanen neutraler Staaten
verletzt. Es ist nicht zu leugnen, daß auch den deutschen Unterseebooten neutrale
Untertanen zum Opfer fielen. In diesen Fällen ist aber die oben erwähnte all<
gemeine Mahnung erfolgt. Wenn sich auf der versenkten Lusitania neutrale
Untertanen befanden, so kann die oben besprochene deutsche Ankündigung vom
4. Februar 1915 das Vorgehen der Unterseeboote entschuldigen, denn die An»
kündigung veröffentlichte die Mahnung bezüglich Nersenkunng jedes Handels-
schiffes auf Kriegsgebiet. Es ist zu entschuldigen, wenn bewiesen werden kann,
daß das Deutsche Reich berechtigt war, diese Verfügung zu erlassen. Es gibt
angesehene Iuristen, die behaupten, daß England die Schranken des Prisenrechtes
stürzte, daher das Deutsche Reich in Ermangelung einer besonderen rechtlichen
Regelung des Unterseebootkampfes berechtigt war, die fragliche Ankündigung zu
veröffentlichen. Häufigere Verletzungen erlitten aber die Untertanen neutraler
Staaten hinsichtlich ihrer Güter. Auf dem kontinentalen Gebiete der neutralen
Sraaten — Griechenland immer ausgenommen — litten die Güter weniger, aber
auf der See ist der Verlust ein enormer. Selbstredend erreichte er bei weitem
nicht die Größe der Verluste der kriegführenden Parteien. Grey klagt in seiner
Antwort auf die Note Amerikas (1916) über die enormen Schiffsversenkungen.
In diesem Iahre — sagt er — wurden nur vom 1. Iuni bis 30. September 262
Schiffe durch feindliche Unterseeboote versenkt. Darunter gab es 73 englische
Schiffe, 125 Schiffe der Verbündeten und 66 neutraler Länder. Davon aber
spricht Grey nicht, daß die Verantwortung nicht die deutschen Unterseeboote trifft,
deren verschärfte Kampfesweise nur eine „Retorsion" war. Die Verantwortung
lastet auf England, welches das Prisenrecht umstürzte und mit seiner unmöglichen
Bannwarenpolitik und mit seinen noch unmöglicheren Minenfeldern die Inan-
spruchnahme der schärfsten Mittel entschuldbar machte.

Aber wenn auch viele Rechtsverletzungen verübt wurden, so kamen auch zahl»
reiche Satzungen des Völkerrechtes zur Geltung. Die deutsche Reichsregierung

hat mit den skandinavisch«« Staaten bezüglich Schadenersatzleistung für mehrere
versenkte Schiffe die Verhandlungen eingeleitet. Das Deutsche Reich ging auch
bei der ihm aufgezwungenen Unterseeboots»Kampfesweise in der Anpassung an die
Regeln des Seekriegerechtes bis zu den Grenzen der Möglichkeit, obschon es, da
es sich um ein neues und nicht verbotenes Kampfesmittel handelte, ihm freistand,
von den alten Normen abzustehen Bei Beurteilung der Frage, in welchem
Maße die Völkerrechts»Regeln zur Geltung kamen, darf aber auch die englische
Rechtsauffassung nicht außer Acht gelassen werden, welche die in ihrem eigenen
eomiuol l Isv sich geltend machende Rechtspraris als Völkerrecht erachtet. Es
darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die „formelle" bindende Kraft der
Rechtsquellen eine lockere ist. Es darf auch nicht außer Acht gelassen werden,
daß es sich hier nicht um die Regelung friedlicher sozialer Verhältnisse handelt,
sondern darum, daß die ihrer Interessen halber zusammenstoßenden Parteien zur
„ultima ratio" gelangten. Das Wesen des Krieges ist stets die gewaltsame
Entscheidung solcher Interessenzusammenstöße, welche nicht auf friedlichem Wege
ausgetragen werden können. Und deshalb bin auch ich mit mehreren Rechts-
autoren der Meinung, daß jene, die im Kriege nur ein Rechtsverhältnis sehen und
nichts weiteres, an Einseitigkeit leiden. In einer solchen Atmosphäre der Gewalt-
tätigkeit, wo es Zweck ist, dem Feinde je mehr Sckzaden zuzufügen, wo die Kraft-
entfaltung entscheidet, kann auf die Unverletzlichkeit der Rechtssatzungen nicht ge-
rechnet werden. Aber eine solche Unverletzlichkeit ist auch bei den Regeln sozialer
Verhältnisse friedlicher Natur ausgeschlossen. Die Aufgabe des völkerrechtlichen
Kriegsrechtes ist, den wilden Übertreibungen der Gewalt Grenzen zu stecken, den
Humanismus, die Gefühle der Menschlichkeit und Billigkeit zu sichern, deren Siche»
rung das Interesse jeder kriegführenden Partei ist. Aber insbesondere ist es eine
seiner wichtigsten Aufgaben, daß, wenn schon der Krieg im Schicksale der Mensch-
heit unvermeidlich ist, die gesamte Kraft des Rechtes erschöpft werde, daß Sicher-
heiten gesucht und aufgestellt werden, damit es zu dieser Menschenvernichtung nur
im äußersten Falle komme. Für den äußersten Fall, wo man ungestraft Völker
auszurotten wünscht, wo also die Existenz und Ehre von Nationen am Spiele
stehen. Bei der Arbeit der Zukunft wartet eine große Aufgabe des Gebietes des
internationalen Kriegsrechtes in allen seinen Winkeln. Wir müssen die Erfah-
rungen des großen Weltkrieges ziehen und müssen insbesondere jede Bestimmung
verbessern, welcher anzumerken ist, daß sie gewisse Gesichtspunkte vollkommen anßer
Acht lassen. Der eine Gesichtspunkt ist die lange Dauer des Krieges.
Diese hielt der allgemeine Glaube in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, des
großen militärischen Messens der Völker für unmöglich. Der zweite Ge»
sichtspunkt ist, daß der moderne Krieg eigentlich ein Krieg der tech-
nischen Mittel ist. Der dritte Gesichtspunkt ist, daß, falls
sämtliche Großmächte miteinander in Krieg geraten: jener natürliche Schutz des
internationalen Kriegsrechtes, welchen das Gewicht der wachenden Macht der neu»

tralen Staaten bietet, abgestumpft ist. Außer diesen drei Hauptgesichtspunkten werden neue Wege und neue Mittel schon auch deshalb nötig sein, weil, wenn sich die völkerrechtliche Entwicklung auf die Basis des Friedensschuß-verbands und damit des obligatorischen internationalen Schieds» gerichtes und anderer obligatorischer internationaler ständiger Vermittlungsinstitutionen stellt, die Völkerrechts» satzungen die detaillierteste Umarbeitung erfordern. Besonders die Flotten-Frage, die Fragen des Seekriegsrechtes, des Kolonialbesitzes, die die Sicherung der Frei-heit des Meeres bezweckenden möglichst wirksamen Verfügungen dehnen das Gebiet außerordentlich aus. Es bedarf reines Beweises, daß das obligatorische internationale Schiedsgericht ohne klar formulierte und gleichgeartete Rechts-satzungen unmöglich ist. Und es kann auch nicht bezweifelt werden, daß in diesem Falle die des Rechtsschutzes bedürftigen Interessen zahlreichere Rechtsobjekte, als die heutigen, schaffen werden, denn es ist neben dem Friedensschutzverband und den obligatorischen ständigen Vermittlungsinstitutionen unmöglich, daß das Völkerrecht gegenüber solchen Treibereien stumm bleibe, wo auf dem Gebiete eines verbündeten oder neutralen Staates gegen die territoriale Unverletzlichkeit eines anderen Staates die ausgedehnteste Propaganda, Verschwörung vor sich geht, und besonders wo diesen gebietsraubenden Krieg die offizielle Diplomatie arran-giert. Ob sich das Völkerrecht auf die Basis des Friedensschutzverbandes und des von demselben unzertrennbaren Schiedsgerichtes (obligatorische ständige Vermitt-lungsinstitutionen) stellen wird, weiß ich in vorhinein nicht sicher. Aber jedes Anzeichen weist dahin, daß sich gegen dieses furchtbare zerstörende Blutvergießen, in welches die kulturellsten Staaten der Welt gewirbelt wurden, das Gewissen der Menschheit empört. Es empörte sich auch schon jetzt. Es schreit schon jetzt und wird noch energischer nach der Schaffung von Institutionen schreien, die die Greuel des Krieges nach Möglichkeit zu verhindern vermögen. „Dieser Schrei wird so stark, so berechtigt sein, daß es zu einem Ergebnis führen muß" — sagt Bethmann Holweg in seiner berühmten November-Rede (1916). Die Institutionen des obligatorischen Schiedsgerichtes und anderer ständigen internationalen Ver-mittlungsinstitutionen sind zweifellos wirksame Faktoren. Aber nur dann, falls, — wenn die Staaten wieder zum Frieden kehren — die Geschwüre der Interessen» zusammenstöße aufgehen und kerne Dornen dort verbleiben, die eine neuerliche Entzündung hervorrufen könnten. Es wurde allerseits über den Friedensschutz-verband gesprochen. Wilson, Grey, Bethmann Holweg haben die Idee des Friedensschußverbandes und dessen unzertrennbaren Aceessoriums, des obligato-rischen Schiedsgerichtes, den Gedanken der obligatorischen Vermittlungsinsti-tutionen alle gleich freundlich begrüßt. Wilson sprach in einer seiner Wahlreden sehr warm über die Gründung der Gesellschaft der Staaten. Alle Völker der Erde müssen mitarbeiten und niemand darf indifferent neutral bleiben, wenn es sich darum handeln wird, den Weltfrieden aus Gründen zu stören, welche die Mei»

nung der Welt nicht für berechtigt anerkennen kann. Der Weltfrieden dürfe nur dann gestört werden, wenn die Grundrechte der Menschheit am Spiele stehen, aber nicht aus ausgeklügelten Gründen. Amerika sei deshalb da, damit die menschlichen Grundrechte wenigstens in einem Gouvernement verkörpert werden. Es sei daher die Pflicht Amerikas, als Mitglied der großen Völkerfamilien, seine gesamte geistige und physische Kraft im Interesse der großen menschlichen Grundrechte in die Wagschale zu werfen. Grey betont, daß nach dem Kriege die Zeit für den großen Friedensschutzverband gekommen sein wird! Warum nicht sofort — frug Bethmann Holweg? England schwieg, weil es aller Wahrscheinlichkeit nach darauf rechnete, daß der Zustand seines eigenen siegreichen Friedens unter internationale Garantien gestellt werde. Bethmann Holweg befürchtete nicht, wenn sofort konstatiert würde: wer die Einkreisenden waren? Welche Ziele die Einkreisungspolitik hatte? Wer von anderen Staaten Gebiete erwerben will? England aber sah nur auf die Zeit nach dem Kriege. Die Vision Englands ist, daß der Friedensschutzverband der Entente-Mächte und der Neutralen die sehnlichst gewärtigten Gebietsraube sanktioniere. Wenn sie Konstantinopel, Kleinasien, Trieft, Trient, Galizien, die Bukowina, Siebenbürgen, Kroatien-Slawonien, Bosnien, Dalmatien und Elsaß-Lothringen in ihre Gewalt bekommen haben werden! Dies wären nach der Vision Englands die Bedingungen des beständigen Friedens. Eine neue englische Weltordnung, gestützt auf den Bund der Völker, das ist die edle englische Idee. Iene internationalen Friedensgarantien, welä>e ihm vor Augen schweben, besitzen überhaupt einen eigentümlichen, den englischen Wünschen entsprechend zugeschnittenen Charakter. Seiner Auffassung nach haben die Neutralen zu Kriegszeiten zu schweigen und alle Gewalttätigkeiten der eng» tischen Weltmacht auf der See friedlich zu dulden. Nach dem Kriege aber, wenn England unsere Köpfe eingeschlagen hat und nach seinem eigenen Willen die ganze Welt verwaltet, dann mögen sich die Neutralen zur Sicherung der neuen englischen Weltordnung anschließen. In England stehen auf dem tätigen Boden der Weltpolitik stets die schönen Ideen im Vordergrunde. Die schönsten Ideen nehmen seine Staatsmänner auf die Lippen: der Schutz der kleinen Völker, Ge» wissensfreiheit, Glaubensfreiheit, gleichzeitig aber handeln sie anders. Auch das Vaterland der „Einkreisungspolitik" war England. Sie waren auch die Kartenmischer in der Marokko-Frage, welche schon damals beinahe zum Weltkriege geführt hätte. Schiedsgerichte, Kongresse bringen sie fortwährend in Vorschlag, aber oft benützen sie die ernstesten Sachen als politisches Spielzeug. Was wollte England mit seinem Abrüstungs»Vorschlag erreichen, mit welchem es sich den Ruhm des großen Retters der Menschheit erwarb? Daß es das Deutsche Reich entwaffne. Den Schutz seiner Meeresufer unmöglich zu machen. England selbst hatte damals eine dreimal so große Flotte, als Deutschland, welches eben damals mit seinem Programm der Flotten»Entwicklung fertig wurde. Diese Entwicklung wollte es verhindern. Als aber der deutsche Bevollmächtigte, Marschall, gegen die

Abrüstung Stellung nahm — die wirklichen Gründe seiner Stellungnahme konnte natürlich auch er nicht mitteilen — brach der Pressekrieg gegen den deutschen Militarismus aus, welcher die Vorschläge Englande zurückwies. Die Friedensliebe Englands kann in gewisser Hinsicht nicht in Zweifel gezogen werden, denn es war bisher sein System, die ihm gefährlichen Völker aufeinander zu hetzen. England selbst arbeitete höchstens mit Geld, es nützte aber gleichzeitig auch alle Vorteile der Neutralen aus. So sicherte es fortwährend seinen nahezu unbeschränkten Imperialismus zur See, welchen es jetzt in diesem Weltkriege schreck» lich mißbrauchte. Aber wahrscheinlich lernte auch England aus dem Weltkriege, weil die alte Methode Bankerott machte, und auch England gezwungen war, den dem Deutschen Reiche so oft vorgeworfenen Militärstaat zu schaffen. Auch Eng» land führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Viele seiner ersten Familien starben im Mannesstamme aus, denn sie erfüllten ihre Pflichten mit unleugbarem Heldenmut. Aber auch die Kosten des Krieges waren höhere, als zur Zeit der alten Söldlingskämpfe. Vielleicht wird es ihm von nun an ernster sein mit solchen Institutionen, mit Hilfe deren der Imperialismus zur See ohne Blutvergießen gesichert werden könnte. Der Vertreter des Deutschen Reiches hatte mit wirklicher männlicher Offenheit und feierlichem Ernst erklärt, daß das Prinzip des Rechtes in Zukunft die freie Entwicklung der Völker sichern solle. Das Deutsche Reich wünsche, daß der zu schaffende Friedensbund solche aggressive Bündnisse zu verhindern im» stande sei, wie es das „Einkreisungs"-Bündnis war, welches nur auf territorielle Eroberungen losging. Die Zentralmächte hingegen haben nur einen Verteidigungskrieg geführt. Wer war der Friedensstörer? Wen hätte der Friedensbund hindern sollen, wenn ein solcher damals bereits bestanden hätte? Richtig sagle daher Bethmann»Holweg, daß Deutschland jeden Versuch, der zur richtigen Heranbildung des Friedensbundes führen kann, gerne unterstützt. Theoretisch wünsche er sich zwar nicht mit der Frage des obligatorischen internationalen Schiedsgerichtes zu beschäftigen, aber an der praktischen Lösung der Frage wolle er ehrlich mitarbeiten, um so mehr, weil er hoffe, daß der große Weltkrieg solche politische Zustände schaffe, wo die Rechtsherrschaft die freie Entscheidung jedes kleinen und großen Volkes sichert und die Rechtsherrschaft nicht nur am Festlande, sondern auch zur See zur Geltung gelangt.

Zu weit würde es uns von unserem Gegenstande führen, wollten wir uns in die Zergliederung dessen einlassen, weshalb das Deutsche Reich auf der Haager Konferenz die Idee des obligatorischen Schiedsgerichtes nicht unterstützte. Nicht vom prinzipiellen Standpunkte aus, aber wegen damals obwaltender wichtiger politischer Gründe war es genötigt, dem von Rußland noch im Iahre 1899 vorgeschlagenen richterlichen „Obligatorium" zu widersprechen. Ietzt besteht aber kein Zweifel darüber, daß nach dem Kriege die Idee der obligatorischen Gerichtsbarkeit unter anderen Bedingungen in den Vordergrund gelangen, werde. Heute wäre es bereits eine moralische Unmöglichkeit, einer Institution auszuweichen.

welche, wen sie auch nicht befähigt ist, die Kriege abzuschaffen, aber nach mensch-
licher Berechnung ein wirksames Mittel ist, um Kriege nach Möglichkeit zu ver-
meiden. Es ist aber eine unerläßliche Bedingung, daß die Entente»Mächte
jener Eroberungsbestrebungen entsagen, wegen welcher sie nahezu das ganze be»
wohnte Gebiet der Welt in die jetzige Katastrophe gestürzt haben. Und England
zertrete nicht die Freiheit des Meeres, sondern es sichere vielmehr dasselbe auf die
Weise, daß jedem Kulturvolke der Weg am Meer offen stehe. Meinen Gedanken-
gang an diese allgemeinen Gesichtspunkte knüpfend, kann ich konstatieren, daß das
völkerrechtliche Gebiet der Neutralität tiefgreifender Reformen bedürftig ist. Re»
formen, die wir bereits auf Grund der bisherigen Erfahrungen skizzieren können.
Wirklich werden wir nur dann mit der induktiven Methode unsere Reformarbeit
aufbauen können, wenn einmal die sämtlichen neutralen Staaten, mit Beweisen
gestützt, jene Daten veröffentlichen werden, aus welchen die konkreten Verletzungen
der Rechte der neutralen Staaten ersichtlich sein und wir andererseits klar sehen
werden, wie geartete Neutralitätspflichten die neutralen Staaten verletzt haben
und unter welchen Umständen sie diese Verletzungen hervorgerufen haben. Wenn
einmal die glaubwürdigsten konkreten Daten in jenen dunklen Hintergrund
leuchten werden, aus welchem der Terror, die unerhörte Gewalttätigkeit hervor-
brach, welcher besonders auf dem Boden des Seehandels die neutralen Staaten
ausgesetzt waren.

Wie oft zwang nur die äußerste Not Holland, Dänemark, Schweden — von
Griechenland gar nicht zu sprechen — gewisse Verfügungen ins Leben treten zu
lassen, die zum neutralen Verhalten im schroffen Gegensatze stehen. Ein annähern»
des Bild geben aber auch schon die bisherigen Daten, und sie geben so viel
Lichtstrahlen, welche uns den Weg auf dem noch dunklen Gebiete der Reform
zu einem gangbaren machen.

Es ist natürlich, daß sich die Reformarbeit des Neutralitätsrechtsgebietes vor
allem nach den oben erwähnten drei Hauptgesichtspunkten zu
richten hat. Iener Gesichtspunkte, welche, wie ausgeführt, die Erfahrungen des
Weltkrieges uns erschlossen, welche daher bei der Feststellung der heute gültigen
Rechtssatzungen entweder gar nicht oder nicht genügend in Betracht gezogen
waren.

1. Bei der Arbeit der Zukunft wird es die erste Anforderung sein, daß das
f o r m e l l e O b l i g a t o r i u m d er R e ch t s q u e l l e n nicht im ver-
kommenen heutigen Zustande verbleibe. Daß die Bekräftigung
der geschlossenen Vereinbarungen, die Einfügung derselben unter die Rechts-
quellen der die Vereinbarungen schließenden Staaten ernstlich durchgeführt werde.
Daß kein solcher Fall vorkommen könne, wie heute, wo die Londoner, Deklaration
im gegenwärtigen Kriege vom Gesichtspunkte des Prisenrechtes aus gar nicht
bindend ist, weil sie seitens der Staaten nicht bestätigt wurde. England bestätigte

nicht die Vereinbarung über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Seekriege, durch das Zurückweisen der ,,Xs,v«1 prise Bill" im Parlament (Oberhaus) ver- eitelte es die Aufstellung des internationalen Prisengerichts. Das größte Wirrnis herrscht auf dem Gebiete des Prisenverfahrens, für jedes Volk ist dessen eigenes Recht maßgebend. Daß es nicht vorkommen könne, daß es Staaten gebe, wie es solche heute gibt, welche keine einzige der Haager Konventionen bestätigt haben. England hatte auch die Pariser Deklaration vom Iahre 1856 nur unterschrieben, aber nicht bestätigt. Es ist unmöglich, neben dem Friedensschutzbund, dem obli- gatorischen Schiedsgericht, neben obligatorischen ständigen Vermittlungsinstitu- tionen jene rechtliche Auffassung Englands aufrechtzuerhalten, welche sich hinter das englische common Ig,v und dessen Eigenmächtigkeit unterstützende richterliche Urteile verschanzt und nur sein eigenes Recht als Völkerrecht anerkennt. Ohne gleichgeartete internationale Rechtssatzungen wird jeder Friedensbund, jede Schiedsgerichtsbarkeit und jede ständige Vermittlungsinstitution einfach illusorisch. Neben Friedensbund und obligatorischen ständigen internationalen Institutionen kann unmöglich gestattet werden, daß die Rechtsquelle selbst Grund zu einer solchen Interpretierung geben könne, wie England heute interpretiert, daß die Haager Konventionen vom Iahre 1907 im gegenwärtigen Kriege formell über- haupt keine bindende Kraft besitzen, weil sie teilweise nicht bestätigt wurden, andererseits aber solche kriegführenden Parteien am Kriege teilnehmen, welche sich keiner der Konventionen anschlossen.

2. Man darf auch nicht vor der schweren Aufgabe zurückschrecken, denBe - griffskreis der Neutralität einer Umarbeitung zu unterziehen. Der Weltkrieg hat bewiesen, daß den neutralen Staaten heutzutage eine bezüglich des Ergebnisses und der Dauer des Krieges entscheidende Rolle zufällt. Wir können es für bewiesen erachten, daß das große Menschenmorden, falls Amerika sich nicht zum Arsenal der Entente umgewandelt hätte, schon längst beendet worden wäre. Als das internationale Recht den ungestörten Gang des Handels den Untertanen der neutralen Staaten sichern wollte, dachte es gewiß nicht daran, mit dem Be» griffskreis der Neutralität jene Situation zu decken, wo unter dem Schutze des Neutralitätsrechtes die ganze Gesellschaft, die kommerzielle, industrielle und land- wirtschaftliche Kraft des neutralen Staates zu einem wirklichen Bundesgenossen der einen kriegführenden Partei werden kann, hingegen die in die dunkelste Bar- barenepoche passende Aushungerungspolitik gegenüber der anderen kriegführenden Partei ihrer offenen Unterstützung teilhaftig wird.

Es ist unmöglich, daß, wenn die Munitions- und Kriegsmittellieferung der Gesellschaft des neutralen Staates das Schicksal des Krieges entscheidet und es hiervon abhängt, ob Millionen und Millionen weiter ihr Blut vergießen, Milli» arden und Milliarden von Werten zugrunde gehen, ein solcher Staat hinter den Schanzen des Rechtskreises der Neutralität einen Ausrottungskrieg gegen eine der kriegführenden Parteien führe.

Deshalb, wenn es w abstracto auch noch so schwer sei, die Grenze zu ziehen,
wo die Handelsfreiheit der Untertanen des neutralen Staates bereits zu einer
Mitbetätigung von militärischer Einwirkung wird, so darf man dieser Frage und
dem Bestreben, dieselbe zu lösen, nicht ausweichen und man muß die Art und
Weise suchen, welche es ermöglicht, zu konstatieren, wann es zur Pflicht des Staates
ivird, seinen Untertanen die Lieferung von Kriegsmaterial und Kriegsmittel zu
untersagen, oder dieselbe entweder in der Quantität oder durch Festsetzung eines
Endzeitpunktes zu beschränken. Hierzu sind, wenn auch nicht die Schieds-
gerichte, so doch die Vermittlungsinstitutionen sehr ge-
eignet. Nur der jetzige Weltkrieg hat in voller Klarheit aufgedeckt, daß der
moderne Krieg der Krieg der technischen Mittel, der Kanonen, der Bomben, der
Maschinen ist. Als man es auf den internationalen Konferenzen bloß zum fakul-
tativen Rechte der neutralen Staaten machte, die Lieferungen zu untersagen, aber
keine Schranken schuf, — da dachte man wahrlich an Kriege ganz anderer Natur,
als an solche, wo die Technik entscheidet.

3. Aus der Souveränität der Staaten folgt, daß sie vollkommene
Freiheit haben müssen darüber, ob sie sich einer der kriegführenden Parteien
, anzuschließen wünschen oder nicht. Wenn ein souveräner Staat neutral zu bleiben
^wünscht, so haben diesen seinen aus der Souveränität folgenden Willen die krieg-
führenden Parteien in Ehren zu halten. Es wird die Pflicht des Völkerrechtes,
besonders des auf dem Friedensschutzbund und aufden obligato-
rischen ständigen internationalen Institutionen beruhenden
Völkerrechtes sein, für die wirksamsten Garantien zu sorgen, welche der Kraft des
Willens des souveränen Staates möglichst Geltung zu verschaffen vermögen. Der
neutrale Staat wird zur kriegführenden Partei dann, wenn er es will. Aber wenn
er eine solche nicht werden will, und die eine kriegführende Partei den Staat z. B.
so behandelt, wie Griechenland, wo daher der Neutralitätswille zerschmettert wird,
hat das internationale Kriegsrecht dafür zu sorgen, daß dies als das schwerste
internationale Vergehen mit den schwersten Folgen verbunden sei. Es muß auch
dafür gesorgt werden, daß, wenn irgendein Staat den neutralisierten Staat schon
zu Friedenszeiten zu solchen Schritten bewegen will, deren sich zu enthalten ein
neutraler Staat verpflichtet ist, der neutralisierte Staat das Recht habe, die An-
gelegenheit sofort vor eine ständige Vermittlungsinstitution des Friedensschutz-
bundes zu bringen. Die Gesamtheit der Bestimmungen soll womöglich eine solche
sein, daß es nicht ausgeschlossen sei, auch den Tatbestand eines schweren inter-
nationalen Vergehens festzustellen. Wenn der neutralisierte Staat die Anmel-
< dung versäumt, so wird er auch selbst zum Subjekt des internationalen Vergehens.

4. Auch diese allgemeinen Bemerkungen beweisen, daß die gründliche Um»
arbeitung des internationalen Kriegsrechtes eine große Aufgabe der Friedenszeit
Hilden wird. Die ganze Arbeit wird im Zeichen des Suchens und Findens von
^Garantien zu stehen haben. Zu Rechtssatzungen sollen jene erhoben werden, auf

deren womögliche Einhaltung gerechnet werden kann. Unmögliche Anordnungen und Verbote sollen vermieden werden. Die garantielle Achse des Friedensschutzbundes bilden die obligatorische Gerichtsbarkeit und die obligatorischen Vermittlungsinstitutionen. Die wirkungsvolle Sicherstellung des Funktionierens derselben ist unerläßlich. Es muß auch für die Sanktion des richterlichen Urteils gesorgt werden. Es soll nicht nur die Bemessung weitgehender Schadenersatzleistungen und Geldbußen auf internationale Vergehen möglich gemacht werden — sondern es möge eben auch deren Erekution unter das Schutzschild der nationalen Ehre gestellt und es möge deren Verletzung mit den schweren Folgen der internationalen Vertrags» schließungsunfähigkeit verbunden sein. Angelegenheiten, welche nach Rechtsfragen und Rechtssatzungen entschieden werden können, gehören vor das internationale Schiedsgericht, für Angelegenheiten aber, welche für die richterliche Entscheidung nicht geeignet sind, wäre die weiter ausgebildete internationale Untersuchungskommission sehr geeignet, welche die Haager Konvention bereits geschaffen hat, welche sich, obschon sie keine Urteile fällt, und nur für Angelegenheiten minderer Bedeutung angewendet zu werden gedacht war, auch in bedeutenderen Angelegenheiten bewährte. Ein Beispiel hierfür ist der Huller Fall schwerer Natur. Es gibt auch eine andere Institution, deren zweckmäßige Organisarion entsprechen würde. Nach den alten englisch-amerikanischen Mustern der „I^esßne to e«for«e peace" hat Taft, der gewesene Präsi» dent der Union, in einer seiner Reden darauf verwiesen, daß das richterliche Verfahren zur Entscheidung jedes internationalen Interessenzusammenstoßes nicht geeignet sei, und daß man behufs Ergänzung der Gerichtsbarkeit eine internationale Vermittlungsbehörde organisieren müßte, welche in den diplomatisch oder richterlich nicht zu entscheidenden Angelegenheiten ihre Meinung äußert und Ratschläge erteilt. Kein Staat würde sein Recht zum Krieg verlieren, aber jeder Staat wäre verpflichtet, bevor er den Krieg beginnt, die Meinung dieser internationalen Be» hörde abzuverlangen. Die Meinung würde die Parteien nicht binden, sie wären aber verpflichtet, die Meinungsäußerung in Anspruch zu nehmen. Natürlich würde der Krieg in den meisten der Fälle auch unterbleiben. Lammasch, der berühmte Völkerrechts-Gelehrte, hat sich dieser Idee warm angenommen und erwähnt, daff als Bryan noch im Iahre 1913 sämtlichen Mächten den Vorschlag machte, auf dieser Basis Verträge zu schließen, 30 solcher Verträge zustande kamen, wo» runter 16 auch bekräftigt wurden. Wir wissen, daß auch das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn im Prinzip dem Schließen eines solchen Vertrages zustimmten. Lammasch hebt hervor, daß, wenn jeder Staat verpflichtet wäre, seine Angelegenheit vor dem Krieg vor eine solche internationale Vermittlungsinstitution zu bringen, auch die moralische Kraft der öffentlichen Weltmeinung Staaten vor ernstlich nicht begründeten Kriegen zurückhalten könnte, denn der gute Ruf eines Staates wird immer mehr zum wertvollen Bestandteil seines politischen Kapitals.

Ich erachte selbstredend auch eine solche Bestimmung für nötig, wonach die internationalen Schiedsgerichte und ständigen internationalen Vermittlungsinstitutionen auf Wunsch irgendeiner der Parteien oder der neutralen Staaten auch schon während des Krieges verfahren können.

5. Ich habe schon vielmals erklärt, daß ich nicht zu jenen gehöre, die glauben, daß wir in der Lage seien, solche Institutionen zu schaffen, welche den ewigen Frieden sichern, aber ich blicke mit unausrottbarem Glauben in die Zukunft des menschlichen Fortschrittes und hoffe, daß, wenn auch die Idee des „Weltbürgertums", welche Ludwig Stein in einer seiner herrlichen Broschüren so schön be» schrieben, des verdienten Sturzes teilhaftig wurde, der Gedanken des internationalen Sichverstehens, obschon ihn der gegenwärtige schreckliche Parorismus verdüsterte, nicht verloren ging. Nach der Hysterie des Krieges wird der Gedanke der internationalen Verständigung siegreich emporsteigen. In dieser belebenden Atmosphäre dieser Verständigung wird jedes Volk nicht aus Sentimentalismus, nicht aus Ideologie, sondern in seinem praktischesten Interesse bestrebt sein, solche Institutionen zu schaffen, die die Verhinderung jener furchtbaren Menschen» und Wertzerstörung, deren Opfer jetzt jeden Staat treffen, menschlich ermöglichen. In der Atmosphäre dieser Verständigung wird sich in der Volksseele jeder Nation der Gedanke von Stufe zu Stufe verdichten, daß die gemeinsamen Interessen der auf der Erde wohnenden Kulturmenschheit auch eine gemeinsame Regelung fordern und daß diese Regeln womöglich mit allen Eigenschaften der „lex perkeot«." ausgestattet werden sollen. Es ist hier nicht die Rede vom Aufopfern staatlicher Souveränitäten, sondern von der ernsten gemeinsamen Willensäußerung souveräner Staaten. Von einer solchen Willensänßerung, deren Ehrung und Wirk» samkeit nicht nur mit den unwiderstehlichen Forderungen der menschlichen Würde, sondern auch mit der Befriedigung der unabweisbaren Interessen des menschlichen Zusammenlebens eng verknüpft sind. Darum, wenn es auch Pessimisten gibt, die an die Zukunft des Völkerrechtes nicht glauben — und immer grübeln, ob das Völkerrecht ein Recht sei oder nicht — würden sie viel richtiger handeln, wenn sie alle ihre Kraft daran wendeten, behilflich zu sein, damit das Bewußtsein der unbedingt bindenden Kraft der internationalen Rechtssatzungen zum Bestandteil der öffentlichen Meinung der Völker werde.

Zwischen der Utopie und dem Ideal gibt es einen großen Unterschied. Die Utopie leitet zu Träumereien — aber ohne ein Ideal können wir keine bedeutenden praktischen Erfolge aufweisen. Das annähbare Ideal darf mit Traum» bildern nicht verwechselt werden. Anch ich kann heute leider nicht an den ewigen Frieden glauben, ich kann aber glauben, ja sicher hoffen, daß wir dahin gelangen, ständige Institutionen des Friedensschutzes vermehren und vertiefen zu können. Daß wir dahin gelangen, daß viele zwischen den Staaten entstehende solche große Zusammenstöße, welche bisher als nur mit Krieg, Vermögensvernichtung und Menschenlebenzerstörung zu erledigen gedacht waren, mit Hilfe von in der

Atmosphäre des Rechts zur Geltung kommenden ständigen Institutionen jenen Charakter der Leidenschaftlichkeit, des Hasses, der Verbitterung verlieren werden, welcher die internationalen Gesellschaften zum gegenseitigen Morden antrieb. Wenn die Menschheit einst die nützliche Funktionierung der ständigen Institutionen sehen, wenn sie erfahren wird, daß es diesen friedlichen Institutionen gelingt, das Vergießen von Menschenblut und die schreckliche Zerstörung von Vermögen bei solchen Zusammenstößen zu verhindern, wo einstenö nur die rohe Gewalt für den allein entscheidenden Faktor gehalten wurde: dann wird in der Gesellschaft jeder Kulturnation das Volksbewußtsein tiefe Wurzel schlagen, daß jener allgemeine Glaube ein irriger war, der die Wahrheit nur mittelst großen Blutvergießens zu finden vermeinte. Diese höhere Weltanschauung hält die gemeinsam begründete internationale Rechtsordnung in Ehren und bereitet im Falle einer Verletzung deren retorsiver Geltendmachung unter der Decke der Souveränität keine Hindernisse, wo es sich eben im vollen Bewußtsein dieser Souveränität zur Respektierung der internationalen ständigen Friedensschutzinstitutionen obligierte. Im Dienste dieses Ideals soll jedermann stehen, angefangen vom größten Staatsmann bis hinunter zum letzten Bürger. Man muß aufhören, sich darin nutzlos zu gefallen, daß sich für die ständigen Friedensinstitutionen nur die Utopisten, die Professoren, die Sentimentalisten begeistern, hingegen die „praktischen Staatsmänner" darüber nur lächelnd zur Tagesordnung übergehen und bloß im Hervorrufen von zerstörenden Kriegen die Weisheit der Diplomatie und der Weltpolitik erblicken mögen. Ihnen steht es in erster Linie zu, daß die Friedensschutzinstitutionen der Rüstungskammer der Weltpolitik angehören. Ihnen steht es zu, das Volksbewußtsein zu vertiefen. Ihnen steht es zu, jene Entwicklung zu befördern, daß die öffentliche Meinung der Nationen die Respektierung der durch Selbstentschluß der Völker übernommenen Satzungen und die Möglichkeit ihrer Geltendmachung mit dem Nimbus der Ehre umgebe. Ein selbstbewußtes und männliches Beispiel gab Bethmann Holweg in seiner berühmten Rede vom 9. November:

„Wenn während des Krieges und nach seiner Beendigung die Welt zum vollen Bewußtsein jener furchtbaren Zerstörung gelangen wird, welche der Krieg in Blut und Gut verursachte, so wird sich ein Schrei über die ganze Menschheit erheben, daß friedliche Übereinkommen und Vereinbarungen getroffen werden, welche, insoweit dies der menschlichen Kraft zusteht, das Wiederkehren einer solchen riesigen Katastrophe verhindern. Dieser Schrei wird so stark, so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, welcher die praktisch« Lösung anstrebt, ehrlich untersuchen und an seiner womöglich«n Verwirklichung mitwirken, um so mehr, falls der Krieg, wie wir vertrauensvoll gewärtigen, solche politische Zustände schaffen wird, welche die freie Entwicklung sämtlicher Völker, der großen so wie der kleinen, ermöglichen. Hierbei muß das Prinzip des Rechts und der freien Entwicklung nicht nur am Festlande, sondern auch mit Bezug auf die Meere zur Geltung gelangen."

Diese Stimme fand Widerhall bei allen Parteien des deutschen Reichstages.
Es wird Deutschland nicht mehr am Wege stehen bleiben dort, wo es genötigt war, sich der obligatorischen Gerichtsbarkeit zu widersetzen. Sie fand Widerhall bei der Wissenschaft. Die allerersten deutschen Völkerrechtler begrüßen dies als eine feierliche ernste Ankündigung dessen, daß die auf den Haager Konferenzen vom Iahre 1907 unterbrochene Arbeit von neuem aufgenommen werden soll. Professor Philipp Zorn sagt über die Rede des Reichskanzlers, daß die kurzen, aber gewichtigen Worte des Kanzlers für die Welt eine feierliche Garantie bilden, ja der deutschen Politik außerordentlich wichtige neue Wege vorzeichnen. Es bedeutet dies einen neuen Grenzstein — sagt er — in der Geschichte Deutschlands und der Welt. Ebenso äußerte sich vor kurzem auch Lammasch. Alle, die wir uns für diese Frage interessieren, schreiben eine große Bedeutung den Worten des Reichskanzlers zu. Heute kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Deutschland auch die auf der zweiten Haager Konferenz am toten Punkte angelangte obligatorische Gerichtsbarkeit zu seiner Zeit mit deutscher Energie, mit Friedens- und Wahrheitsliebe befördern werde. Bethmann Holweg steht heute in der allerersten Reihe, der in seiner berühmten Rede feierlich die ehrlichste Mitwirkung anbot und hiermit vielleicht viele kleine Politiker zum Verstummen bringen wird, die sich in der „praktischen Pose" gefallend, — die edelste Kulturaufgabe, den Zweck und die Mittel der internationalen Verständigung für ein Spielzeug, in die Kinderstube gehörend, erachteten.

Äkos v. Timon,
o. ö. Professor an der Universität Budapest:

Die Theorie der heiligen ungarischen Krone und die Krönung.

I. Die Theorie der Heiligen Krone.

Die ungarische Nation betrachtet die Krone, das ist die Krone Stefans des Heiligen, als heilig; sie steht mit dieser Auffassung allein unter den in monarchischer Staatsform lebenden Völkern. Diese Auffassung faßte in der ungarischen Nation in jenen Zeiten feste Wurzeln, sie trat damals in den Vordergrund, als einerseits der Krönungsakt seinen rein kirchlichen Charakter verlor und zu einem verfassungsrechtlichen Akte wurde, und andererseits der öffentlich-rechtliche Begriff, das Mysterium der Krone sich ausbildete.

Die Krönung war in ihrem Ursprunge in Ungarn, so wie bei den mittel» alterlichen Völkern überhaupt, eine kirchliche und keine staatsrechtliche Einrichtung,

keine Verfassungsgarantie. Die Bedeutung der letzteren gewinnt sie erst, als die ungarischen Könige anläßlich der Krönung nicht bloß den kirchlichen Krönungseid, das „iuramentuiu iustitis.« «t paciu" leisten, sondern auch auf die Verfassung einen Eid ablegen, nämlich schwören, daß sie die Rechte, Freiheiten und Gesetze der Nation unverbrüchlich bewahren wollen. Dieser Verfassungseid ist seit den Zeiten König Andreas II. urkundlich nachweisbar. Von hier ab datiert die verfassungsrechtliche Bedeutung der Krönung; von diesem Zeitpunkte an können wir die Geltung des hochbedeutsamen staatsrechtlichen Grundsatzes beobachten, daß nur derjenige der rechtmäßig herrschende König von Ungarn sei, den die Nation mit der Krone Stefans des Heiligen gekrönt hat.

Im Zusammenhange hiermit gestaltete sich im Gemeindebewußtsein der ungarischen Nation der öffentlich-rechtliche Begriff, das Mysterium der Heiligen Krone aus, wodurch das ungarische Volk vor allen Völkern des Westens zum Begriffe des Staatswesens und der wirklich öffentlichen Gewalt gelangte; darum blieb auch der ungarischen Nation jene Phase der Verfassungsentwicklung er» spart, die wir bei den westlichen Völkern mit dem Namen der ständisch-patrimonialen Monarchie bezeichnen und die in den Staaten des Kontinents seit dem siebzehnten Iahrhundert zur Ausbildung der absolutistischen Fürstengewalt führte.

Es leuchtet ein, daß in der Ausbildung des öffentlich-rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone sich bis auf den heutigen Tag der eigentümliche Charakterzug der staatlichen Organisation des ungarischen Volkes widerspiegelt, der diese von den zeitgenössischen Staatsverfassungen des Westens unterscheidet.

Die ungarische Verfassung ist eine historische Verfassung, das Ergebnis einer mehr denn tausendjährigen stufenweisen Entwicklung; ihre Wurzeln, ihre fundamentalen Normen reichen in die Urheimat zurück.

Kein anderer kontinentaler Staat kann auf eine ähnlich lange und gleichmäßige Verfassungsentwickelung zurückblicken, die den freien Mitgliedern der Nation die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten so beständig gesichert hätte.

Zeitgenössische Berichte bekunden es, daß das ungarische Volk von seinem ältesten historischen Auftreten an bis herab auf unsere Zeit sich durch den kräftigen Gemeinsinn, die kräftigere öffentlich-rechtliche Richtung charakterisiert und von den germanischen Völkern unterscheidet. Die ungarische Nation begeisterte sich nicht für ein Individuum oder für Individuen, sondern für Ideen, für die Ge» samtheit. Die natürliche Folge hiervon war, daß bei den Ungarn das Prinzip der Individualität sich nie über das Staatsprinzip emporschwingen konnte und daß im öffentlichen Leben der Ungarn die privatrechtliche Richtung gegenüber der öffentlich-rechtlichen stets unterliegen mußte.

Es ist ferner eine unzweifelhafte historische Tatsache, daß das staatliche Leben und die staatliche Organisation der ungarischen Nation auch im späteren Verlaufe der mittelalterlichen Entwickelung trotz des Einflusses feudaler Staatsgedanken und Einrichtungen den öffentlich-rechtlichen Charakter nicht verlor, daß ins»

besondere das Königtum sich nicht zu einer privatrechtlich charakterisierten, persönlichen Oberlehnsherrlichkeit schmälerte, sondern sich gerade immer entschiedener zu einer auf öffentlich»rechtlichen Grundlagen beruhenden und konstitutionellen Gewalt entwickelte. DerkraftvolleGemeingeist, derGemeinsinn, dendieungarischeNationausihrerUrheimatmitgebracht
hat, verhinderte es, daß an Stelle des die Grundlage des staatlich«n Daseins bildenden öffentlichen Verbandes, der das Individuum, die freien Mitglieder der Nation an ein höheres Ganze, an den die Gesamtheit, die Staatsinteressen vertretenden König knüpft, der auf dem Individualitätsprinzip fußende Lehnsverband trete, der das Individuum durch Vertrag, auf privatrechtlicher Grundlage zum Untertan eines anderen, mächtigeren Einzelnen herabdrückt.

Die Rezeption der Grundprinzipien und Einrichtungen der westlich-feudalen Staatsverfassung erfolgte in Ungarn eben in öffentlich-rechtlichen Formen. Das Individualitätsprinzip trat wohl vermittels der Ausbildung der Besitzaristokratie in den Vordergrund, vermochte jedoch nicht dem öffentlich-rechtlichen Staats» prinzip die Herrschaft zu entreißen. Auch die Beschränkung der privaten Gewalten im staatlichen Interesse erfolgt nicht in privatrechtlich-feudalen Formen, wie in den Staaten des Westens, sondern unter Geltendmachung der Idee der öffentlichen Gewalt, die im öffentlich-rechtlichen Begriffe, in der
Person ifikation der Heiligen Krone zum Ausdrucke
gelangt.

In der Blütezeit der von Stefan dem Heiligen begründeten Staatsverfassung gab es keine Gewalt im Staate außer der königlichen. Alle Gewalten und öffentlichen Rechte waren im Königtum vereinigt; die Erledigung aller öffentlichen Angelegenheiten ging auf die königliche Gewalt zurück. Das Königtum besaß in der Burgmiliz, die der unbedingten Verfügung des Königs unterstand, und den Einkünften, aus den Domänen und Burgländereien, sowie aus den nutzbaren Hoheitsrechten sichere Stützen seiner Macht. Diese beiden Machtquellen verliehen dem Könige Autorität und gewährleisteten die Vollstreckung seiner Verordnungen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß es seit den Zeiten Stefans des Heiligen die Institution des Königtums war, die die ungarische Nation zu einem staatlichen Ganzen verband und die staatliche Selbständigkeit, die Souveränität der ungarischen Nation zum Ausdruck brachte; aber die Staatsgewalt war keine zwischen König und Nation geteilte, sondern vielmehr eine über der Nation stehende, gewissermaßen persönliche Gewalt, die keine anderen Schranken hatte, als die Freiheitsliebe der Nation und die Gemessenheit der öffentlichen Pflichten.

Die großen Veränderungen, die während des 13. Iahrhunderts im öffentlichen Leben der ungarischen Nation eintraten, beraubten das Königtum mehr und mehr der materiellen Basis seiner Macht. Die Verringerung der Burgländereien und der königlichen Domänen hat die Abnahme der königlichen Heeresmacht zur Folge; und auch die Einkunftsquellen der königlichen Schatzkammer vermindern sich. Die

Städte streifen allmählich die engen Fesseln jenes Untertänigkeitsverhältnisies ab, in dem sie ursprünglich zum Königtum standen, und gelangen zu umfangreicher Selbstverwaltung. Durch die Verleihung der Immunitäten erwerben die geistlichen und weltlichen Herren die Gerichtsgewalt, später infolge der Ausbildung der Banderiatsverfassung auch die Heeresgewalt über ihre Hintersassen und entziehen so die nicht-adeligen Freien mehr und mehr der unmittelbaren Gewalt des Königs. All diese Erscheinungen bekunden das Eindringen westlich-feudaler Staatsideen. Neben dem Königtum entstehen private Gewalten im Staate, die einen stets größeren Anteil an der Ausübung der öffentlichen Rechte beanspruchen. So» wohl die Rechtspflege, als das Heer- und Finanzwesen hört auf, ausschließlich der königlichen Verwaltung anzugehören, und nimmt einen privatrechtlichen Charakter an.

Als das Königtum solcherart von der Höhe seiner ehemaligen Macht herabgesunken und der Alleinherrschaft im Staate verlustig gegangen war; als die Gefahr bevorstand, daß auch das öffentliche Leben der ungarischen Nation unter dem Einflusse des Westens sich aus privatrechtliche Grundlagen stellen und auf diesen Grundlagen die ständisch-patrimoniale Monarchie, das ist die Negation der wahren Staatsidee, der wirklich öffentlichen Gewalt, sich erheben werde: da entwickelte der kraftvolle Gemeinsinn, die öffentlich-rechtliche Anschauungsweise der ungarischen Nation den Begriff der in der Nation wurzelnden, dem König und der Nation gemeinsam zustehenden öffentlichen Gewalt. Die Idee der öffentlichen Gewalt — der Statsgedanke — gewinnt, im Gegensatze zur persönlichen Gewalt des Königs, in dem öffentlich-rechtlichen Begriffe derHeiligen Krone konkreteGestalt und bringt als weitere Folgeerscheinung die Theorie der Heiligen Krone, nämlich das auf dem öffentlich-rechtlichen Begriffe, auf der Personifi» kation der Heiligen Krone beruhende staatsrechtliche System hervor.

Die Auffassung des Staates als eines lebendigen Organismus, als einer Persönlichkeit ist ein Fundamentalsatz der neueren Staatswissenschaft. Der Vorstellungswelt der mittelalterlichen Völker und so auch des ungarischen Volkes ging diese Aufassung, wie der abstrakte Staatsbegriff überhaupt, ab. Auch später gelangten die Völker des Mittelalters zum eigentlichen Staatsbegriff und somit zum Gedanken der übertragenen öffentlichen Gewalt bloß vermittelst der staatsrechtlichen Prinzipien des antiken Rom; die ungarische Nation hin» gegen fand jene Begriffe vermöge der Personifikation der Heiligen Krone vor allen Völkern des Westens.

Das ungarische Volk sah den Staat, die im Interesse der Gesamtheit organisierte Gesellschaft, als organisches Ganze in der Heiligen Krone verkörpert. Es faßte die Heilige Krone einerseits als Wahrzeichen und Symbol der Staatlichkeit Ungarns auf, das nach anßen, gegenüber den anderen Staaten die Souveränität,

die internationale Selbständigkeit der ungarischen Nation zum Ausdrucke bringt; andererseits personifizierte es sie als den Inhaber der in der Nation wurzelnden, dem König und der Nation gemeinsam zustehenden öffentlichen Gewalt. Diese ist durch ein Mysterium in der Heiligen Krone gegenwärtig.

Wir haben unanzweifelbare Belege dafür, daß der Begriff der Staatlichkeit und der öffentlichen Gewalt sich in Ungarn von jeher an die Heilige Krone knüpfte. In den Urkunden ist seit dem Ausgange des XII. Iahrhunderts beständig von Kämpfen für den König und die Krone, von der Treue oder der Treulosigkeit gegen die Krone, von den, der Krone erwiesenen Diensten die Rede.*) In allen diesen Ausdrücken tritt die Vorstellung zutage, daß über dem Könige als höhere ideelle Einheit die Heilige Krone stehe, die Zusammen» fassung von König und Nation, deren Begriff identisch ist mit demjenigen des Vaterlandes, pa. tria, dem Vorläufer des heutigen organischen Staatsbegriffs.

Das Mysterium, die Persönlichkeit der Heiligen Krone bildet bald das Fundament der Staatsverfassung. Ieder Faktor des Staatslebens tritt in unmittelbare Beziehnng zu ihr und erhält von ihr seine Funktion. Sie ist einer» seits die Quelle alles Rechts und aller Gewalt; an sie wenden sich andererseits die für die Gesamtheit, den Staat geleisteten Dienste und Pflichten. In den Urkunden des XV. Iahrhunderts sprechen die Könige schon in erster Reihe von den Rechten der Heiligen Krone, sie leiten ihre Hoheitsrechte und ihren Anspruch auf die Treue der Untertanen in der Regel aus dem Rechte der Heiligen Krone und der dieser geschuldeten Treue ab. Die königlichen Decrete betrachten sogar die königlichen Hoheitsrechte kirchlichen Ursprunges (ius «upreini Mtrnngrus) als Rechte der Heiligen Krone.

Die höchste Staatsgewalt ist keine an die Person des Königs, des Fürsten gebundene Gewalt, wie nach der Auffassung der west-europäischen Völker, sondern die Obrigkeit der Heiligen Krone (iurisSietio Sa«r».e re^ui Ooronae); die staatlichen Hoheitsrechte sind keine königlichen Majestätsrechte, keine persönlichen Herrscherrechte mehr, sondern Rechte der Heiligen Krone (iura Kacrse Ooronse); dieder Heiligen Krone als einer ideellen Persönlichkeit zustehen und erst von dieser auf den König übergehen. Das Staatsgebiet ist das Gebiet der Heiligen Krone; die königlichen Einkünfte sind Einkünfte der Heiligen Krone (donavel pecnlia Kacrae regni Ooronne); jedes freie Besitzrecht stammte von der Heiligen Krone als der Wurzel (raSix omni um possessiouu rn). Demgemäß ruhte das ungarische Donationalsystem, im Gegensatze zur feudalen Besitzverfassung des Westens, nicht auf privatrechtlicher,

*) Siehe die diesbezüglichen Belege: Zlkos v. Timon, Ungarische Verfassung?» und Nechtsgeschichte. — Zweite vermehrte Auflage, Berlin 1909.

sondern auf öffentlich-rechtlicher Grundlage: die Schenkung war ausschließlich ein
öffentlich-rechtlicher Akt des Trägers der Heiligen Krone. Es gilt daher der Rechts-
grundsatz, daß das ungarische Schenkungsgut einzig die Belohnung öffentlicher
Verdienste (laures. virtutis) sei und in rechtlicher Weise nur durch der Gesamt»
heit geleistete Dienste, wie bereits die Goldene Bulle es ausdrückt: iusto servitin
erworben werden könne.
Aus dem Mysterium der Heiligen Krone folgt, daß in dieser die Nation sich
mit dem König vereinigt. Alle, die ihr Besitzrecht von der Heiligen Krone her-
leiteten, waren einst Glieder der Heiligen Krone (m«inbrs. Sacra« ivzM
Ooroime) und nahmen als solche an der Ausübung der dieser zustehenden öffent-
lichen Gewalten teil; seitdem die staatsbürgerlickse Rechtsgleichheit eingeführt
wurde, bildet die ganze ungarische Nation, das heißt sämtliche Insassen des Ge-
biets der Heiligen Krone im Vereine mit dem königlichen Träger der Heiligen
Krone, jenes einheitliche, öffentlich-rechtliche Ganze, jenen lebendigen Organis-
mus, den die mittelalterlichen Quellen als den ganzen Körper der Heiligen Krone,
totum «oi'pus Saci-ne lezzoi Lorouae, wir aber heute als Staat bezeichnen.
Die Entwickelung der Persönlichkeit der Heiligen Krone hat in Ungarn den
reinen Begriff der wirklichen Staatsgewalt hervorgebracht, dieser Gewalt, die in
der Nation, in dem zum Staate organisierten Volke wurzelt und kraft des Willens
der Nation durch die Krönung auf den König übergeht. Die Persönlichkeit,
das ist das Mysterium der Heiligen Krone und in Verbindung damit der Be»
griff des totui» corpus 8acr»e regni Ooronae, als der König und Nation zu»
sammenfassenden organischen Einheit, die der eigentliche Inhaber der höchsten
Gewalt ist, stammt also nicht aus dem Bereiche kirchlicher Vorstellungen; der
öffentlich-rechtliche Begriff der Heiligen Krone stellt keine einfache Nachahmung
des mittelalterlichen Mysterium OKrisri vor. Wir haben es hier mit einer
wirklichen staatsrechtlichen Konstruktion zu tun: sie ist die eigen-
tümlichste Schöpfung der Verfassungsentwickelung der ungarischen Nation, die
noch heute den Mittelpunkt und das Fundament des ungarischen Staatsrechts und
der Staatsverfassung bildet.
Den Begriff und das Wesen der übertragenen öffentlichen Ge»
walt hat bereits Werböezy in seinem Tripartitum so klar und bestimmt
formuliert, wie sie um diese Zeit nirgends im westlichen Europa, selbst in England
nicht erkannt wurde. Als die Ungarn, sagt Werböczy, Stefan den Heiligen
aus freiem Willen zum Könige wählten und krönten, wurde das Recht der Er»
hebung in den Adelsstand, folglich das Recht der Schenkung, zugleich mit der
Herrschaft und der Regierung von der Gemeine und kraft des Willens der Ge»
meine auf die Heilige Krone dieses Reiches und demzufolge auf unseren Fürsten
und König übertragen.
Dieser Satz Werböezys enthält aber nichts neues, sie formuliert nur ganz
einfach die in der Nation lebendige und auch von den Königen gebilligte Rechts-

Überzeugung, die verfassungsrechtliche Auffassung, daß der eigentliche Inhaber der höchsten Gewalt die Heilige Krone sei. So erklärt König Matthias in seinem 1464 an die Stadt Pozsony (Preßburg) gerichteten Einladungsschreiben zur Krönung, daß er aus dem Grunde trachte, die Heilige Krone sich aufs Haupt zu setzen, da die Machtfülle der königlichen Würde in ihr vereinigt sei.

Die auf uns überkommenen positiven Beweise stellen untrüglich außer Zweifel, daß die Personifizierung der Heiligen Krone und die auf ihr sich erhebende Staatsverfassung nicht die „Erfindung" Werböczys oder eines anderen Rechtsgelehrten ist — wie das einzelne ausländische Autoren behaupten wollen — sie ist das Resultat einer jahrhundertelangen Entwickelung der ungarischen Verfassung, welche Werböczvs Tripartitum schon fertig vorfand und nicht einmal in genügender Weise und nach jeder Richtung hin beachtete, da doch der Zweck des Tripartitums nicht die Codification des ungarischen Verfassungsrechtes, sondern eher die des Privatrechtes war.

Wie das bisher gesagte beweist, haben wir den, von dem westlichen feudalen Staatsorganismus abweichenden Charakter des Staatsorganismus der ungarischen Nation in der Personifizierung, in dem Mysterium der Heilige» Krone zu suchen. Die Entwickelung der auf die Heilige Krone bezüglichen Rechts» prinzipien verhinderte es, daß der staatliche Verband, der die Grundlage für das Aufrechtbestehen der staatlichen Existenz bildet, seinen staatsrechtlichen Charakter völlig verliere und daß an seine Stelle ein, auf dem Prinzipe der Individualität beruhender Privatverband, der feudale Verband trete, sie hat es vielmehr versucht, daß der staatsrechtliche Charakter des allgemeinen Untertanenverbandes eine festere Grundlage erhielt, dadurch, daß die freien Glieder der Nation als Glieder der Heiligen Krone mit dieser, die als die Besitzerin der Staatsgewalt angesehen wurde, wie mit einer staatlichen Persönlichkeit in ein unmittelbares Untertänigkeitsverhältnis traten.

Durch die Ausbildung der Theorie der Heiligen Krone wurde das Königtum eine eigentlich öffentliche Gewalt und zwar eine konstitutionell beschränkte. Der ungarische Staat blieb wohl monarchisch, der König war nach wie vor souverän, aber die in der höchsten Staatsgewalt begriffenen Rechte waren inbetreff ihrer Ausübung zwischen dem König und der Nation, als den Gliedern der Heiligen Krone, geteilt. Der König, als Träger der Heiligen Krone, ist formell Inhaber der, in der Heiligen Krone enthaltenen Hoheitsrechte, seine Macht erstreckt sich auf alle freien Mitglieder der Nation, auf die Glieder der Heiligen Krone, die ihm gegenüber in untergeordnetem Verhältnisse sieben; die Glieder der Heiligen Krone hinwieder nehmen teil an der Ausübung der Rechte der öffentlichen Gewalt, die der Heiligen Krone zukommt. Die königliche Gewalt ruht wohl nach der neuen Staatsverfassung in bedeutend größerem Maße auf öffentlich-rechtlichem Grundlagen, als nach der Verfassung Stefans des Heiligen; dennoch hat das Königtum nicht mehr jene dominierende Stellung inne wie vormals: die in der

Heiligen Krone begriffenen Rechte stehen dem Könige nicht mehr ungeteilt zu, er
teilt sie mit den Gliedern der Heiligen Krone.
Infolge der Ausbildung des staatsrechtlichen Begriffs der Heiligen Krone
gewinnt jede Funktion der Staatsgewalt öffentlich-rechtlichen Charakter und kon»
stitutionelle Formen. So erscheint zunächst die gesetzgebende Gewalt, die je länger,
desto mehr als Äußerung des höchsten Staatswillens in den Vordergrund der
Rechtsbildung tritt, als eine zwischen König und Nation verfassungsmäßig geteilte
Gewalt. Bereits unter König Sigismund entwickelt sich der Rechtsgrundsatz, daß
bleibende, allgemein gültige Rechtsnormen nur vom König und dem Reichstage
gemeinsam geschaffen werden können. Nur wo der gesamte Körper der Heiligen
Krone, nämlich der gekrönte König nnd die Glieder der Heiligen Krone, zugegen
ist, kann ein Gesetz erbracht werden.
Die Kompetenz des Reichstages erstreckt sich ohne Einschränkung und Aus-
nahme auf alle staatlichen Angelegenheiten. Die Fülle der höchsten Staatsgewalt,
der Souveränität, steht dem Reichstag im Verein mit dem königlichen Träger
der Heiligen Krone zu, der einst auf den Reichstagen in eigener Person zugegen
war und den Vorsitz führte, seit den Königen aus dem Hause Habsburg bis zum
Iahre 1848 sich durch den Palatin und den Personal vertreten ließ.
Im Einladungsschreiben von 1462 sagt König Matthias I., daß „alle An-
gelegenheiten, die das gemeine Wohl des Landes betreffen, auf dem Reichstage
mit dem gemeinen Rate der Nation verhandelt und erledigt werden sollen". Es
ist hierin klar ausgesprochen, daß keinerlei staatliche Angelegenheit der Zuständig-
keit des Reichstages entzogen und kraft absoluten Herrscherrechts
verwaltet werden könne. Die auf dem Begriffe der Heiligen Krone
beruhende Staatsverfassung kennt von Anbeginn bis auf den heutigen Tag keine
absoluten Hoheits» oder Reservatrechte, auf die dem Reichstage nicht ein be-
schränkender Einfluß zustände. Der konstitutionelle Charakter der übertragenen
Majestätsrechte schließt ein solches Reservatrecht vollkommen aus. Die in der
öffentlichen Gewalt begriffenen Rechte rühren von der König und Nation vereini»
genden und verkörpernden Heiligen Krone her und gehen durch die Königswahl
und die Krönung, in neuerer Zeit vermöge der Thronfolgeordnung und Krönung
auf den König über. Darum sind die königlichen Hoheitsrechte
durch die Gesetzgebung konstituiert und beschränkt. Das
ungarische öffentliche Recht kennt demzufolge nur durch die Gesetze konstituierte
und durch die legislative Gewalt in ihrer Ausübung modifizierbare Hoheitsrechte.
Diese staatsrechtliche Auffassung kommt in G. A. XI. § 2 v. I. 1741 zu genauem
Ausdrucke: „Die Königin wird auch an ihrem Hofe in allen Dingen, die aus der
ihr gewährten höchsten Gewalt fließen, sich nach ihrer hohen Einsicht
nnd gemäß ihrem königlichen Amte der Unterstützung und des Rats ihrer treuen
ungarischen Räte bedienen."

Wie wir sehen, wird in diesem Artikel von Maria Theresia selbst anerkannt,
daß die königlichen Hoheitsrechte, die dem Konig zustehende höchste Gewalt,
suprt'ma potesta«, im ungarischen Staate von der Nation stammt, eine von der
Nation auf den König übertragene, dem König üb erlassene ist, die daher
auf der Grundlage der Reichsgesetze ruht und nach deren Verfügungen ausgeübt
werden muß.
Unsere Gesetze enthalten, von der Goldenen Bulle bis auf unsere Tage, un-
zählige Bestimmungen, in denen die königlichen Hoheitsrechte festgesetzt sind und
deren Ausübung beschränkt ist. Eine ganze Reihe von alten Gesetzen regelt je die
persönliche Gerichtsobrigkeit, das Begnadigungs- und Abolitionsrecht des Königs,
dessen oberste Kriegsherrlichkeit, sein Recht Krieg zu erklären und Frieden zu
schließen, das königliche Gesandschafts», Schenkungs» und Münzrecht, ja sogar das
oberste Patronatsrecht, das doch kirchlichen Ursprungs ist. Die jüngste Feststellung
und gesetzliche Beschränkung der kriegsherrlichen Rechte enthält hinsichtlich des
stehenden ungarischen Heeres § 11 des G. A. XII: 1867, der folgendermaßen
lautet: „Vermöge der auf das Heerwesen bezüglichen verfassungsmäßigen
Herrscherrechte Seiner Majestät wird alles, was die Führung, das Kommando
und die innere Organisation des ganzen Heeres und somit auch des ungarischen
Heeres als eines ergänzenden Teiles des ganzen Heeres betrifft, als durch Seine
Majestät zu erledigend anerkannt." Es ist dies ein neuestes Beispiel der auf
Grund des öffentlich-rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone konstituiert'n
Hoheitsrechte, die bloß durch die Gesetzgebung abgeändert, erweitert oder ein-
geschränkt werden können, nicht aber durch einseitige Verfügung des Königs.
Wie die gesetzgebende Gewalt, ist zwischen dem Träger der Heiligen Krone
und deren Gliedern auch die vollziehende Gewalt, besonders die Ausübung der
Kriegs-, Finanz» und Gerichtshoheit geteilt. Diese Teilung bewirkte wohl einst
unter dem Einflusse feudaler Staatsideen und Einrichtungen ein Überwiegen des
Individualitätsprinzips und demzufolge eine Schwächung des die Staatsinteressen
vertretenden Königtums; aber sie ging nie so weit, daß sie die in der Heiligen
Krone verkörperte Einheit des Staates vernichtet und an deren Stelle, nach dem
Beispiele der ständisch-patrimonialen Staaten des Westend, den Dualismus der
Fürstenrechte und Ständerechte gesetzt hätte.
Die königliche Statthalterschaft des Palatins ist desgleichen eine eigen-
tümliche Schöpfung der auf der Theorie der Heiligen Krone beruhenden
Staatsverfassung, desgleichen wir in keinem europäischen Staate finden. In
Abwesenheit des Königs ist der Palatin dessen Notstellvertreter. Der König kann
einerseits die Ausübung der vollziehenden Gewalt niemand anderem als ihm über»
tragen; andererseits kann der König, sobald er die Staatsgrenzen verläßt, die voll-
ziehende Gewalt nicht mehr selbst ausüben, sondern mnß sie durch den Palatin aus»
üben lassen, der nicht sein Beamter, sondern der Beamte der Heiligen

Krone ist und daher die gemeinsamen Interessen des Königs und der Nation, d. h. diejenigen der Heiligen Krone vertritt. Er erhält seine Würde vom König und dem die Nation vertretenden Reichstage, auf dem Wege des Gesetzes.
Im Verlaufe der großen Kämpfe, die die ungarische Nation nach der Katastrophe von Mohacs um die Aufrechterhaltung der auf die Heilige Krone bezüglichen staatsrechtlichen Prinzipien von Zeit zu Zeit führen mußte, trat die verfassungsrechtliche Bedeutung des Palatinalamtes immer mehr in den Vordergrund. Es war die Aufgabe des Palatins, des Beamten der Heiligen Krone, die Inter» essen des gesamten Körpers der Heiligen Krone zu vertreten und demgemäß die Gegensätze zwischen König und Nation nach Recht und Billigkeit auszugleichen, den schädlichen Einflüssen landesfremder Räte zu wehren und die angestammte Verfassung der ungarischen Nation gegen jeden widerrechtlichen Angriff zu schützen. Darum hielt die Nation zähe an dem Amte des Palatins und an dessen ungeschmälertem Wirkungskreise hinsichtlich der vollziehenden Gewalt fest, bis i«l Iahre 1848 auf der Grundlage der verantwortlichen ministeriellen Regierungsweise der moderne konstitutionelle Staat zustande kam.
Seit der Verdrängung des verantwortlichen kömglich«n Rates gelangt im Palatinat jenes Erfordernis der Theorie der Heiligen Krone zum Ausdruck, daß die Nation, die Gesamtheit der Glieder der Heiligen Krone, au der Exekutive teilhabe und deren willkürliche Ausübung verhindere. Die Einwirkung dieses alten ungarischen Verfassungsinstituts zeigte sich noch bei der Errichtung des verantwortlichen Ministeriums, denn 8 2 des G. A. III: 1848 bestimmt: „In Abwesenheit Seiner Majestät vom Lande übt in Ungarn und den Neben» ländern der Palatin und königliche Statthalter, bei Wahrung der Einheit der Krone und des Reichsverbandes, die vollziehende Gewalt nach Recht und Verfassung mit voller Machtbefugnis aus, in diesem Falle ist die Person des jetzigen Palatins, des k. u. k. Erzherzogs Stefan gleichfalls unantastbar."
Die andere hochbedeutsame Einrichtung der ungarischen Verfassung, die berufen war, die Exekutive des Königs zu beschränken, ist die Selbstverwaltung und Autonomie der Comitate, die Errichtung der Institution des ungarischen Muni» zipiums. Auch diese ist ein Ergebnis des staatsrechtlichen Begriffs, der Personifikation der Heiligen Krone. Der Begriff der Comitatsgemeine (universiw nodilinin) entwickelte sich auf der Grundlage der Theorie der Heiligen Krone.
Die Comitatsgemeinen üben, als adelige Gemeinen, gleich den englischen Grafschaftsgemeinen (connties) einerseits auf Grund der staatlichen Übertragung die Exekutive innerhalb ihres Gebietes durch ihre eigenen Organe selbständig aus, was wir heute als staatliche Selbstverwaltung («elf Lovernement) bezeichnen; andererseits erledigen sie — innerhalb der Schranken der Gesetze — ihre inneren Angelegenheiten in selbständiger Weise: hierin besteht die eigentliche Autonomie.
Iedes Comitat stellt als adelige Gemeine, als Gemeine der Glieder der

Heiligen Krone (universits« nobiliriiu) mit dem die Person des Königs reprä-
sentierenden Obergespan an der Spitze den gesamten Korper der Heiligen Krone,
den Staat im kleinen dar. Es hat teil an der Gewalt und als organisches Ganze
in selbständiger Weise an dem Leben der Herligen Krone. Das öffentliche Be-
wußtsein der Nation betrachtete die Comitate seit dem XVII. Iahrhundert als
Bollwerke der ungarischen Verfassung, und die Geschichte bezeugt es, daß die
Comitate ihre wichtige verfassungsrechtliche Mission bis auf uirsere Tage mit Er-
folg erfüllten.

Eben die allgemeine öffentlich-rechtliche Grundlage der politischen Freiheit,
die Mitgliedschaft der Heiligen Krone hat in Ungarn die Ausbildung besonders
bevorrechteter ständischer Korporationen und deren Beteiligung als selbständige
staatsrechtliche Rechtssubjekte an dem Besitze der Staatsgewalt neben dem Fürsten
verhindert. In Ungarn gab es und gibt es seit der Entwickelung des öffentlich-
rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone nur ein einziges Subjekt der staatlichen
Hoheitsrechte: die Heilige Krone. Von dieser gehen sie (das ist im obigen des
näheren dargestellt) vermittels der Krönung auf den König über, der sie in
verfassungsmäßiger Weise, nämlich unter Teilnahme der Glieder der Heiligen
Krone ausübt. Es gab demnach in Ungarn nie der Person des Fürsten zustehende
Herrscherrechte, wie wir solchen in den westlichen Staaten begegnen, wo
ihnen die den ständischen Korporationen als besonderen Rechtssubjekten zu-
stehenden Ständerechte gegenübergestellt waren.

Dieser, nach privatrechtlichen Begriffen konstituierte Dualismus des Besitzes
der staatlichen Hoheitsrechte, der mechanischen Zergliederung des Staatslebens,
war dem Staatsleben der ungarischen Nation stets fremd. Und da der König
von Ungarn niemals persönliche, in privatrechtlichen Formen konstituierte
Herrscherrechte, sondern bloß in der Nation wurzelnde und ihm von der Heiligen
Krone überkommene Hoheitsrechte wahrhaft öffentlich-rechtlicher Natur besaß,
so konnten diese Rechte nie mit den persönlichen Fürstenrechten des Herrn der
österreichischen Erbländer, des späteren — und heutigen — Kaisers von Öster-
reich verschmelzen, sich nie mit den letzteren vereinigen, wie die Anhänger der Ge»
samtmonarchie noch in jüngster Zeit darzutun trachten.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war nie eine staatsrechtliche Einheit,
und ist es auch heute nicht, sie ist keine über dem ungarischen Reiche
und über dem österreichischen Reiche stehende Staats o r gan i sati o n.
Sie besitzt als solche keine eigene Staatsgewalt, Souveränität, sie
besitzt keine eigene Krone, sie hat keine eigene Gesetzgebung,
wie es denn auch keine österreichisch^ungarische Staatsbürgerschaft gibt, noch je
gegeben hat, die deren Grundlage gebildet hätte. Die österreichisch-ungarische
Monarchie ist bloß eine Machteinheit, eine Machtorganisation,
deren Grundlage das Bündnis zweier vollkommen selbständiger Staaten mit

gänzlich unabhängiger Verfassungsentwicklung bildet, zu dem Zwecke, daß einer-
seits die Identität der Person des Herrschers, andererseits die gegenseitige und
gemeinsame Verteidigung gesichert sei. Hierin besteht das Wesen des
von DeKk geschaffenen, auf der richtigen Auslegung der
Pragmatische nSanktionberuhendenDualismus, welcher der
Monarchie als einer Machtorganisation die einzige sichere Basis bildet. Iedes
Streben, welches einerseits auf die Auflosung der staatlichen Einheit des Reiches
des Heiligen Stefan, der Länder der Heiligen Krone, andererseits auf die
Schmälerung der Souveränität der Heiligen Krone abzielt, bedeutet den Zu»
sammenbruch der großenSchöpfungDeKk's,desDualismus.

(Schlusz folgt)

Professor Dr. Ludwig Geiger,
Geheimer Regierungsrat:

Polen, Land und Leute nach neueren Dichtungen.

Während Politiker und Kulturhistoriker das Schicksal Polens aus der
Vergangenheit deutend für die Zukunft zu bestimmen suchen, bemühen sich
polnische Dichter, ihr Land zu schildern, wie sie es anschauen, und deutsche Verleger
strengen sich an, diese bei uns bisher wenig beachteten Darstellungen auf den
Markt zu bringen. Der Dichter, um den es sich hier handelt, ist W. S. Revmonr,
dessen Name zwar nicht mehr polnisch klingt, der aber doch ein Vollblutpole ist und
im Laufe des letzten Iahrzehnts zwei große Werke zusammen von etwa 2000 Seiten
geschrieben und in ihnen polnische Dörfer und Städte mit höchster Virtuosität und
grausamer Realistik vorgeführt hat.

Ich brauche absichtlich das Wort: grausame Realistik. Denn dieser Pole,
der instinktiv die Russen haßt, seinen Ingrimm jedoch nur versteckt zeigt, aber seine
Wut gegen Deutsche und Iuden ganz offen verkündet, geht bei aller Liebe für
seine Genossen in keiner Weise säüiftiglich mit ihnen um, sondern schildert sie
gradezu in ihrer hohen Gewinn- und Genußsucht, in ihrer Vertiertheit, ihrer Lust,
zu betrügen und Gewalttätigkeiten zu üben. Im Gegensatz zu unfern Landsleuten
B^rthold Auerbach und Ieremias Gotthelf, die, so verschieden sie auch vonein-
ander sein mögen, doch einig darin sind, ihre Liebe zu den Bauern zu bekunden, und
ohne das Schlechte zu verschweigen, das in ihnen steckt, doch redlich bemüht sind,
das Gute, das in ihnen lebt, herauszuholen, entwirft Reymont ein Bild, das den
Leser nur schaudern macht.

Das große Werk über die Bauern*) wird von dem Verfasser selbst nicht als
Roman bezeichnet; Bauernspiegel es zu nennen, wie der Übersetzer getan, trage ich
große Bedenken. Man könnte es als eine Darstellung von Land und Leuten einer
großen Dorfschaft Lipcke innerhalb eines Iahres bezeichnen. Die Schilderung be-
ginnt im Herbst, läßt darauf den Winter folgen, den Schluß machen Frühling und
Sommer. Für ein Dorf ist die Bewirtschaftung des Landes die Hauptsache, die
Bebauung, die von dem Fleiß und der Tüchtigkeit der Bewohner, und meistenteils
auch von der Gunst und Ungunst der Witterung abhängt. Sie werden in sehr
anschaulicher, oft in breiter und wortreicher Weise vorgeführt. Einer Reihe von
Großbauern stehen viele kleinere Bauern gegenüber, die nur über wenige Morgen
verfügen, und eine große Anzahl Käthner, die nichts oder wenig besitzen.
Einen sehr wichtigen Gegenstand der Untersuchung und Darstellung bildet
der Kampf der Alten gegen die Iungen: Der Alten, die ungern von ihrem Besitze
scheiden, der Iungen, die auf ihre Iahre vertrauend und auf ihr Recht pochend,
die Alten zum Abgange verdammen möchten. Manche Beispiele werden vorgeführt
von älteren Frauen und Männern, die die Übergabe ihres Besitzes an ihre Kinder
vorgenommen haben und von diesen entgegen den Versprechungen äußerst schlecht
behandelt werden; andere solcher Alten treten auf, Weiber und Männer, die zähe
an ihrem Eigentum festhalten, die erwachsenen Kinder mit Äußerster Strenge be-
handeln, manchmal sogar von Haus und Hof treiben. Wilde gemeine Ausdrücke,
Schimpfereien, Prügel sind an der Tagesordnung. Die Arbeit wird unter-
brochen durch Feste, durch wüstes Trinken in der Schenke, durch Tanzen, das oft
in Orgien ausartet, durch Liebeleien erlaubter und unerlaubter Art.
In der Mitte der Handlung — denn auch von einer solchen muß gesprochen
werden, obgleich sie nicht die Hauptsache ist — steht die Familie des Großbauern
Boryna: Der Alte, trotz seiner Iahre robust und kräftig, führt ein eisernes Regi»
ment. Nachdem er schon mehrere Frauen begraben, vermählt er sich, nachdem
er bereits die 60 überschritten hat, mit einer berückenden Dorfschönen Iagena, einer
mannstollen Dirne, die vor ihrer Hochzeit mit vielen Burschen und verheirateten
Männern geliebelt und sich vergangen hat und die von einer gradezu verzehrend«n
Sinnenlust ergriffen ist, sodaß sie selbst einen angehenden Priester in ihre Netze
zu ziehen versucht und sich ihrem Stiefsohne Antek, dem sie schon vorher ihre Gunst
zugewendet hatte, auch als Stiefmutter nichts weniger als unbarmherzig erweist.
Nicht diese Liebelei, sondern der Widerspruch des Ante! gegen seinen Vater,
der sich in wildesten Gewalttätigkeiten äußert, nötigt den Vater, den Sohn aus
dem Hause zu weisen. Und doch duldet er, nachdem Antek in einer fürchterlichen
Schlägerei der gesamten Bauerschaft gegen den Förster und die Leute des Guts-

*) W. S. Reymont: Die polnischen Bauern. I. II. Herbst, Winter. HI. IV. FrWiug,
Sommer. Der Bauernspiegel. Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul
d'Ardeschah. 4. und 5. Tausend. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1916.

herrn, in der der alte Boryna halb tot geschlagen und so zugerichtet wird, daß er nach längerem Hinsiechen stirbt, daß die Schwiegertochter mit ihren Kindern zu ihm zieht, die sich nun aus einer verschüchterten zu einer überaus tätigen Frau entwickelt und ein strenges Regiment in Haus und Hof führt. Antek, der wegen seines Totschlags in Untersuchung abgeführt worden war, in der er mehrere Monate schmachtete, kommt dann seinem ferneren Schicksal entgegengehend, nach Hause zurück, neigt sich bald seiner Gattin zu, bald fängt er wieder seine Liebeleien an, bis er und das ganze Dorf von jener liebestollen Iagena dadurch befreit wird, daß sie durch ein bäuerliches Strafgericht so übel behandelt wird, daß sie an Körper und Seele schwer leidend, vom Schauplatz verschwindet. Im Grunde ist das kein Ende eines wirklichen Romans. Sondern nur der Abschluß des Schicksals einer der Hauptpersonen, alle die anderen Fäden, die angesponnen waren, werden nicht fertig gewebt; das Ganze ist eben nur ein Ausschnitt aus dem bäuerlichen Leben.

Die unzähligen anderen Figuren können hier nicht im einzelnen genannt, ihre Schicksale nicht gewürdigt werden. Es sind Säufer und Schwadroneure, Megären und verbuhlte Weiber, Raufbolde und wüste Fresser, Arbeitsschinder und Tagediebe, dreiste Bengel und nach Genuß lechzende halbwüchsige Dirncn, Diebe und Heuchler, Gewaltszwinger und Schleicher, Hetzer und Zuträger. Man muß gestehen: es ist ein schauerliches und wüstes Bild menschlicher Leidenschaft, eines gewaltigen Naturtriebes, trotziger Kraft, aber ein Nachtgemälde so grausam, daß kaum ein Schein echter Tugend und wirklicher Gutheit ab und zu aufleuchtet. Zwar macht sich die Hilfsbereitschaft geltend, z. B. in einer Szene, in der die Bauern eines Nachbardorfes herbeieilen, um zur Saatzeit die fehlende er» wachsene männliche Bevölkerung zu ersetzen, da diese vollständig nach der Stadt in Untersuchungshaft gebracht worden ist wegen des angedeuteten blutigen Zusammentreffens mit den Leuten der Gutsherrschaft; daneben Mildtätigkeit wirklichen Bettlern gegenüber und auch solchen, die unverschuldet in augenblickliche Not geraten sind. Im Ganzen jedoch ist es eine mit außerordentlicher Kunst und Treffsicherheit vorgeführte verrohte Gesellschaft in ihrem ungebändigten Natur» triebe. Auch keine Spur wirklicher Kultur zeigt sich unter diesen Haufen, sodaß z. B. keines der Weiber Geschriebenes zu lesen vermag und auch die wenigsten Männer in dieser Kunst erfahren sind. Aber alle diese Personen bilden trotz vieler Eigenschaften, die den meisten gemeinsam sind, nicht einen Haufen gleichmäßiger Gesellen, sondern die außerordentliche Kunst des Autors gibt sich darin kund, daß er zu nuanzieren versteht und mit einer unvergleichlichen Geschicklichkeit Typen schafft, die sich zwar ähneln, aber nicht gleichen.

Das Buch wäre keine Bauernschilderung, wenn es sich darin bloß um persönliche Erlebnisse einzelner bandelte; es ist vielmehr die Geschichte eines Dorfes und seines Verhältnisses zur Obrigkeit, zur Gutsherrschaft, zur Geistlichkeit, zu den Fremden.

Zur Obrigkeit in doppeltem Sinne. Zunächst zu dem selbst gewählten
Schulzen, der ein Leuteschinder, Betrüger, ein sittlicher Lump ist, dessen gemeine
Schuftereien allbekannt sind und ihn verächtlich machen, bis seine Diebstähle an
der ihm anvertrauten Kasse ihn zur Niederlegung seiner Stelle zwingen und ihm
eine gerichtliche Untersuchung zuziehen. Sodann das Verhältnis zum Gericht und
zur Gendarmerie. Denn bei dem ewigen Prozessionieren der Kinder gegen die
Eltern, bei den stets wiederkehrenden Schlägereieu der Dörfler, die nicht selten
blutig enden, werden die Gerichte vielfach in Anspruch genommen. Endlich zur
Regierung. Sie will eine russische Schule einrichten, und trotz des furchtbaren
Widerstandes, die die meisten diesem Plane entgegensetzen, weiß sie durch den
faszinierenden Eindruck, den ein höherer Beamter auf die blöde Menge ausübt,
die Schreier einzuschüchtern, die Widersprechenden umzustimmen, sodaß sie trotz
der Verblüfftheit der Menge, die garnicht glauben will, einem solchen Beschluß
zugestimmt zu haben, ihren Plan durchzusetzen vermag.
Ferner das Verhältnis zur Gutsherrschaft. Denn der Gutsbesitzer bringt es
fertig, den Gemeindewald abholzen zu lassen, wobei er die Bewohner des Dorfes
völlig übergeht und sich Arbeitskräfte von auswärts bestellt. Erst zum Schluß
kommt er dazu, nicht etwa aus Gutherzigkeit oder aus Gerechtigkeit, sondern durch
Schulden gedrängt, sein Eigentum unter die Dorfleute zu verteilen.
Auch das Verhältnis zur Geistlichkeit wird dargestellt. Die Bauern sind
fromm, gewähren ihrem Pfarrer die schuldige Ehrerbietung, aber dieser ist kein
Musterbild. Zwar seine Sittlichkeit ist unanfechtbar und auch Trunksucht und
andere Laster sind ihm fremd, aber er ist kein wahrhafter Gottesmann. Zwar
kommt er seinen priesterlichen Pflichten nach, hält den Gottesdienst ab, ist ein
treuer Seelsorger, ein strenger gewaltiger Prediger, aber daneben weiß er seinen
Vorteil zu wahren, teils durch das Erheben hoher Gebühren, teils durch ein«
außerordentlich rege Tätigkeit für seine Bienen, für sein Vieh und seine Felder. Er
ist kein Gelehrter und kein Stubenhocker, der ausschließlich oder auch nur vorzugs-
weise bei seinen Büchern sitzt, sondern ein Mensch, der, ohne gradezu ein Lebemann
zu sein, doch ein Weltkind ist, das in anregender Gesellschaft sich wohlfühlt, wobei
er auch eine gute Kost nicht verschmäht, gern auf dem Felde schweift, wobei er
selbst nicht bloß nach dem Rechten sieht, sondern derb und tüchtig mit anpackt.
Und wie wenig Ehrfurcht er vor dem geistlichen Wesen besitzt, bekundet der Verfasser
dadurch, daß er den angehenden Geistlichen Iascho, den Küsterssohn, einen ganz
jungen unverdorbenen, übrigens wunderbar geschilderten Menschen von weltlicher
Neigung, ja gradezu von einer tollen Liebesbrunst zu der Verführerin des ganzen
Dorfes erfüllt darstellt, aus der er weniger durch eigene Kraft als durch Zureden
und Schläge der Seinigen gerettet wird.
Endlich das Verhältnis zu den Fremden. Zu diesen Fremden gehören Iuden
und Deutsche. Die wenigen Iuden, die vorkommen, sind Händler, und der Besitzer
der Schenke, in der alle Lustbarkeiten stattfinden, Geschäfte gemacht und dem

Branntwein mehr, als dem Beutel und den Sinnen mancher gut ist, zugesprochen wird. Dieser jüdische Schankwirt und die Händler, die das Vieh von den Bauern kaufen, werden zwar nicht mit Vorliebe dargestellt, aber auch nicht mit grimmigem Hasse verfolgt; vielmehr sieht der Verfasser in ihnen, wie es bei den dortigen Zuständen selbstverständlich ist, die Parias, die von niedrigem Schacher leben oder ihr Schankgewerbe zwar gewandt, aber mit betrügerischer Gewinnlust und allen erdenklichen Kniffen treiben. Und doch findet sich eine höchst bemerkenswerte Stelle in dem Buche (III. S. 380), die fast wie eine Verheißung der Verbrüderung zwischen Iuden und Polen klingt.

Nichts von Gemeinschaft aber wollen die Bauern von Lipce und wohl auch der Verfasser unseres Buches von den Deutschen wissen. Es handelt sich dabei nicht um die Herrschaft der Deutschen oder um den Anschluß an die Deutschen, denn das Buch ist ja lange vor dem Kriege geschrieben, sondern um das gelegentliche Erscheinen deutscher Ansiedler und um deren Bemühen, heimisch in der Um» gegend des Dorfes zu werden. Diese deutschen Ansiedler haben von dem Gutsherrn eine Meierei gekauft und suchen sich in ihr trotz des manchmal in Tätlichkeit ausartenden Widerspruchs der Dorfbevölkerung festzusetzen. Aber sie werden vom Unglück verfolgt und müssen schließlich schmählich abziehen, wobei sich der wütonde Haß der Bauernschaft gegen die Deutschen mit lauten Worten Luft macht.

Aus diesen Andeutungen des fast überreichen Inhalts des vielbändigen Werkes möchte man glauben, daß in diesem großartigen Kulturbild, dessen gegenständliche Schilderung alles Lobes würdig ist, nur grau in grau gemalt sei, daß in die Trübe nirgends ein Lichtblick falle und daß die Roheit, Gewalttätigkeit und das Unrecht überall triumphieren. Das ist freilich zumeist der Fall, aber zwei Ausnahmen geben sich kund. Die eine besteht darin, daß die verworfene Iagena schließlich den Lohn für alle ihre Übeltaten empfängt, sodaß sich in gewisser Weise ein Triumph der Gerechtigkeit vollzieht, die andere macht sich dadurch geltend, daß wenigstens eine ideale Figur erscheint: der alte Rochus. Das ist eine merkwürdige Erscheinung, halb Bettler, halb Gast, bald Nichtstuer, bald ungemein tätig, nirgends ansässig und doch überall zu Hause. Er ist der gute Geist des ganzen Werkes. Er nimmt an den Händeln keinen Anteil, betrinkt sich nicht, be sitzt keine unsittliche Neigung, bettelt nicht, sondern nimmt nur das ihm Gewährte als gerechten Tribut an. Er unterhält an den langen Abenden die staunend Zuhorchenden durch seine Erzählungen und durch seine weisen Reden, in denen sich Wahres mit Übertriebenem oder Falschem, Scherz mit Ernst mischt. Er redet überall zum Guten, versucht aufkommende Streitigkeiten im Keime zu ersticken, wirklich ausgebrochene Händel zu schlichten, er ist bemüht, die Strauchelnden zu stützen, den Gefallenen ins Gewissen zu reden, die Verstockten zu bekehren. Er ist tatkräftig, soweit es seine geringen Mittel und seine schwachen Lebensgeister erlauben, und spornt, wo seine eigenen Kräfte nicht ausreichen, andere zur Hilfe an, z. B. die Bauern der Umgegend bei der Männernot in Lipce. Wo er nur hin-

kommt, herrscht Friede und Ruhe; selbst die Aufgeregtesten und Stolzesten beugen
sich vor seiner Autorität, die eben nur in seinem höheren Wesen begründet, nicht
durch äußere Machtmittel bestimmt wird. Und grade dieser Mann, der Bringer
des Lichts in der Finsternis, der einzig wirklich Gute inmitten der rohen und
schlechten Mitwelt muß leiden; am Schluß des Werkes wird erzählt, daß er flüchtig
werden muß, weil er, man weiß nicht aus welchem Grunde, von der Polizei ge»
sucht wird, und sein Verschwinden läßt wirklich die einzig ideale Gestalt zu
Grunde gehen.

Der Verfasser unseres Buches, der solches und unzähliges andere Entsetzliche
und Grausame zu berichten weiß, ist nicht bloß ein Kulturschilderer hervorragenden
Ranges, sondern ein Dichter. Er weiß dramatisch zu gestalten und den Leser in
atemloser Spannung zu erhalten, er versteht es trotz der Vielgestaltigkeit der Ge-
stalten die Einheit festzuhalten, ihm ist vor allem die Gabe verliehen, Bilder zu
prägen, die im Gedächtnis des Lesers bleiben.

Unter diesen Bildern ragen zunächst die Naturschilderungen hervor. Die
vier Iahreszeiten mit ihren Schrecken, denn auch Frühling und Sommer sind von
solchen nicht frei, aber zugleich in ihrer Lust und ihrem Segen werden herrlich
dargestellt.

Außer den Schilderungen der Natur die der Liebe. Gewiß, es handelt sich
hier nicht um sanfte Triebe, um sentimentale Anschauungen oder ideale Ge-
sinnung. Bei diesen ungebändigten Naturmenschen gibt es kein Schmachten und
kein Verzichten, kein Werben und kein Verhandeln, sondern nur stürmische Besitz»
ergreifung im Rausch oder in Wollust seitens der Männer, gierige Hingabe oder
selbstzuchtlvses sich Aufdrängen seitens der Weiber. Treue gehört zu den Selten-
heiten, und wo sie vorkommt, wird sie weniger aus wahrer Sittlichkeit geübt, sondern
aus Pflicht, aus Gewohnheit oder aus Bequemlichkeit. Mädchenhafte Keuschheit
oder frauenhafte Reinheit wagen sich nur schüchtern in dieser Gemeinschaft hervor,
in der an Stelle der Kultur ausschließlich die Natur herrscht. Und doch bewährt
sich in der Vorführung dieser tollen Liebesszenen, die zu natürlich sind, um schlüpfrig
genannt zu werden, der begnadete Poet, der selbst in der von Liebestollheit zer-
fressenen Iagena eine wunderbare Gestalt geschaffen hat, der trotz aller Raserei
eine gewisse Zartheit innewohnt, in der trotz aller Brunstbefriedignng eine uner-
füllte Sehnsucht nach wahrer Liebe herrscht. Endlich die Schilderungen der
Frömmigkeit. Auch hier keine weltentrückte Verhimmelung, kein Gottsuchen, kein
Ringen um Erleuchtung, kein heldenmütiger Kampf gegen Zweifel und Unglauben.
Alle Männer und Weiber, Greise und Kinder, sind gewohnheitsmäßige Katholiken,
die ihre Messe hören, zur Beichte eilen, das Abendmahl nehmen; aber die Gewalt
Der Kirchenglocken, das Fortreißende, Imponierende der großen Gottesdienste, der
gewaltige Eindruck der Wallfahrten, auch auf die Verstockten, die Einwirkung der
polternden donnernden Worte des Priesters, der zur Buße und zur Tugend mahnt

und der sich nicht scheut, einzelne Frevler an den Pranger zu stellen, werden von
einem wirklichen Poeten mit außerordentlicher Kraft behandelt.
Wenn man so für des Verfassers bedeutsame Qualitäten nicht Lobesausdrücke
genug finden kann, muß man den Übersetzer «ufs schärfste tadeln. Seine Über-
tragung ist so roh und plump, so undeutsch und so unkünstlerisch, daß man oft be-
dauert, nicht das Original zur Hand zu haben, um einzelne Stellen zu verstehen;
sie mischt polnische Ausdrücke in ein hartes und ungelenkes Deutsch und gewährt
absolut keinen wahrhaften künstlerischen Genuß.
Während in dem Bauernroman die Stadt nur als der Schauplatz des Gerichts
und des Iahrmarktes erscheint, tritt sie in dem großen Kulturbilde Lodz als der
Ort hastenden, unermüdlichen und unersättlichen Erwerbsstrebens hervor. Der
Bauer klebt an seiner Scholle und will sie sich nicht entreißen lassen. Er will
zwar Vorteile aus ihr ziehen, ist aber mit ihr durch innige Liebe verbunden; der
Städter oder wenigstens der, der in dem zweiten Romane erscheint, ist nur in
Ausnahmefällen mit der Stadt verbunden. Nur wenige sehen auf ihre Aus-
dehnung mit Behagen hin und erlangen dadurch eine innere Befriedigung. Die
meisten vielmehr sind starre Egoisten, die nicht das Ganze, sondern nur sich im Auge
haben und ein rasches Fortkommen, großen Reichtum verlangen. Während die
Bauern sich mit einer schnellen Befriedigung ihrer Naturtriebe begnügen, ver-
langt der Städter raffinierten Genuß.
Diesen im einzelnen darzustellen ist die Aufgabe von Reymonts zweitem
Roman.*) Während, wie oben gezeigt, in dem Bauernroman fast ausschließlich
Polen auftreten, denen selten die Herrschaft streitig gemacht wird, und die
Deutschen und Iuden nur episodische Figuren sind, sind in dem der Stadt gewid-
meten Roman Deutsche und Iuden fast in gleicher Anzahl mit den Polen vertreten.
Und während das erste Buch ein großes bäuerliches Kulturbild ist, in dem die Er-
zählung nebensächlich erscheint, ist der Städteroman eine festgeschlossene Erzählung,
die nicht in Einzelheiten zerflattert und die wie jeder wirkliche Roman einen wirk»
lichen Abschluß hat.
Es ist die Geschichte eines polnischen Mechanikers, eines genialen Zeichners
Borowiecki, der erst bei einem Deutschen angestellt, später selbst in Verbindung mit
einem Deutschen und einem Iuden eine Fabrik begründet, dann, nachdem diese
abgebrannt ist, mit der Tochter eines reichen Deutschen verheiratet, die Fabrik
dieses Deutschen übernimmt, sie in mächtigen Schwung bringt, zu großem Reich»
tum und hohem Ansehen gelangt, aber im Genuß und im Besitz, in rastloser und
aufreibender Tätigkeit keine innere Befriedigung findet, gequält von der Er-
innerung an sein früheres genußsüchtiges Leben und gepeinigt von der Untreue, die

') Lodz, das Gelobte Land, von W. St. Rcymont. deutsche Übersetzung von A. v. Guttry.
6. Auflage, München, Georg Müller 1916.

er an seiner polnischen Braut, einem liebenswürdigen aufopfernden Mädchen be-
gangen hat. Doch tritt diese Geschichte eines Einzelnen, die unendlich reich an
Episoden ist: Geschäftskniffen, Liebeleien mit allen möglichen Frauen, durchaus
zurück hinter der Darstellung der Stadt und ihrer Bevölkerung mit ihren mannig-
fachen Kämpfen. Denn was dem Verfasser hauptsächlich am Herzen liegt, ist zu
zeigen, wie sich die Polen im Lebenskampfe befinden mit den Vertretern der beiden
andern Parteien, der Deutschen und der Iuden, und wie sich das Erwerbsleben
einer mächtigen Stadt abspielt. Die rastlose Tätigkeit eines nach Hundert-
rausenden zählenden Gemeinwesens wird vorgeführt, in dem Redlichkeit und
Brutalität, Genialität und Zurückgebliebenheit, List und feiner Betrug miteinander
in ewigem Kampfe liegen. Wenn aber in dem Bauernbuch keine Tendenz vor-
waltet, tritt in dem Stadtroman eine ganz bestimmte Absicht hervor. Sie besteht
darin, zu zeigen, wie in dem Existenzkampf der Polen gegen Iuden und Deutsche
zwar augenblicklich der Sieg auf der Seite der beiden letztgenannten Parteien steht,
wie aber die Polen zum endgültigen Triumphe ausersehen sind; denn nur sie allein,
wenn sie auch gleich dem Hauptheldеn nicht durchweg Mustergestalten sind, ob-
gleich sich unter ihnen wundervoll gezeichnete edle Frauen und tätige Männer her-
vortun, sind doch diejenigen, die ideale Triebe kennen, die das Gute wollen, vom
nationalen Bewußtsein geschwellt, dem Polentum zum Siege zu verhelfen gedenken
und dazu imstande sink Die ihnen entgegenstehenden Deutschen und Iuden sind
zwar auch teilweise tüchtig, arbeitsam, nüchtern, fromm, obwohl es auch unter
ihnen genug Sinnen» und Gewaltmenschen gibt, aber sie kennen nur eines,
nämlich das Geld, und scheuen, um Schätze zu erwerben, vor keinem, auch nicht dem
gemeinsten Mittel zurück. Ein solches schrankenloses Verlangen, womit natürlich
die schwersten Schädigungen des Rechtes anderer verknüpft sind, erzeugt die ärgste
Tyrannei. Was hier über das schamlose Geschäftsgebaren einzelner Iuden, z. B.
das Anzünden der Fabriken durch Bankrotteure, was ferner von dem Überfluten
des Marktes mit schundmäßiger Ware, was hier von der Roheit deutscher Fabri-
kanten, ihrem schrankenlosen Ehrgeize, ihrer frechen Unsittlichkeit, ihrer Ausbeutung
der Arbeiter gesagt wird, ist so furchtbar, daß man, wenn auch gewiß vieles der
Wirklichkeit entnommen ist, doch von starken Übertreibungen des Autors zu sprechen
geneigt ist.

Neben dieser Schilderung der Fabriks» und Handelstätigkeit werden die
Vergnügungsstätten aller Art: Kneipen, Versammlungsorte der vornehmen Welt,
wie Theater vorgeführt. Die Beschreibung eines Theaterabends, z. B. bei dem
viele der Hauptpersönlichkeiten des Romanes anwesend sind, ist ein packendes
Gemälde, in dem die Gewandtheit des Verfassers, die Vertreter der verschiedenen
Kreise an einem neutralem Orte zu vereinigen, ihre Ansichten und Stimmungen
darzulegen, zur hellsten Entfaltung kommen. Grade an jenem Abend verbreitet
sich die Nachricht von einer Handelskatastrophe, und es ist ungemein packend, zu-
gleich höchst lustig zu lesen, wie die Großkauflente, obgleich sie im Innersten vor

furchtbaren Verlusten zittern, sich doch äußerlich dem Genusse hingeben, um nur die Konkurrenten nichts von ihrer Aufregung merken zu lassen. Man tut ferner an der Hand des außerordentlich begabten Verfassers tiefe Blicke in das Familienleben der drei verschiedenen Bevölkerungsschichten: Deutscke, Polen und Iuden. Auch hier muß man freilich sagen, daß der Verfasser, wenn er auch das feste Zusammenhalten der Deutschen gelten läßt und die innigen Familienbeziehungen der Iuden hervorhebt, doch mit größerem Nachdruck den starken Zusammenhalt der polnischen Kreise darzutun sich bemüht.

Grade diese Tendenz macht das Werk zu einer markanten Erscheinung, die auch dem Politiker zu denken gibt; es ist die Überzeugung der Polen von der Superioritär ihres Stammes und von der Inferiorität der anderen, es ist das Bewußtsein des endlichen Sieges, den sie über den zeitweiligen Herrscher und gegen die Eindringlinge, mögen sich diese auch noch so breit machen und auf ihre Bedeutung pochen, erringen müssen. Grade dadurch erhebt sich das Werk weit über den Rahmen eines gewöhnlichen Romans; es ist, wenn es auch vor einer ganzen Reihe von Iahren verfaßt worden ist, — die deutsche Übersetzung beider Werke, die Anlaß zu diesen Ausführungen bot, ist allerdings erst kürzlich er» schienen, — ein höchst aktuelles Produkt, das den Politiker und den Kulturhistoriker ebenso lebhaft beschäftigen sollte, wie den gewöhnlichen Leser, der nur ein poetischs Werk genießen will.

Or. pdil. Rosa Heine:

Deutschland und die Deutschen in der russischen Literatur.

2. Dostojewski.

Feodor Michailowitsch Dostojewskis Vater war Stabsarzt in einem Armenkrankenhaus in Moskau, in der Dienstwohnung dieser Anstalt kam der Dichter im Iahre 1821 zur Welt und brachte dort seine erste Iugend zu.

Die Iahre 1837—43 verbrachte Dostojewski auf der Haupt-Ingenieurschule. In diese Zeit fiel auch seine Begeisterung für Balzac, Hugo E. T. A. Hoffmann, Schiller u. a. Über Schiller schreibt Dostojewski im Iahre 1840 in einem an seinen Bruder gerichteten Brief: „Ich habe ihn auswendig gelernt, habe in seiner Sprache gesprochen und in seinen Bildern geträumt*)". Auch hatte Dostojewski die Absicht, die Übersetzung der gesamten Werke Schillers herauszugeben.

») F. M. Dostojewski. Briefe. Piper. München 1S14.

Dostojewski erlangte den Rang eines Oberleutnants im Iahre 1844 und nahm seinen Abschied, um sich ganz der literarischen Arbeit zu widmen. Eifrig arbeitete er bis zum Iahre 1849, in welchem er mit anderen zu» sammen für die Zugehörigkeit zum Petraschewskischen Kreis zum Tode verurteilt wurde. Der Kreis Petraschewski hatte keine revolutionär-politischen Zwecke verfolgt; er wollte hauptsächlich theoretisch durch Verbreitung von Büchern sozialen Inhaltes wirken. Im allerletzten Augenblick vor der Hinrichtung wurden die Verurteilten begnadigt; diese Zeitstrecke in Erwartung des sicheren Todes gab Dostojewski eine besondere Prägung, ein etwas mehr vor allen anderen Menschen. Die Todesstrafe wurde ersetzt durch Degradierung, vierjährige Strafarbeit im sibirischen Zuchthaus und den Soldatendienst ohne Beförderung in einem sibirischen Linienregiment; auch wurde jede Veröffentlichung seiner Werke verboten. In diese Zeit des Zuchthauslebens fällt auch der Anfang der epileptischen Anfälle, eine gewisse Disposition dazu scheint er aber schon in seiner Kindheit gehabt zu haben. Der Zarenwechsel brachte Dostojewski seinen Adelsstand und die Freiheit wieder; 1859 kam er nach Petersburg. Von Gläubigern und epileptischen An» fällen geplagt, reiste Dostojewski ins Ausland, wo er sich in verschiedenen Städten vier Iahre lang aufhielt; unter anderen auch in deutschen Städten. Auch später reiste Dostojewski öfters für kürzere Zeit ins Ausland. 1876 begann Dostojewski „Das Tagebuch eines Schriftstellers" herauszugeben dieses setzte er bis zu seinem Tode fort. Im Iahre 1881 starb er in Petersburg.

Wenden wir uns nun zur Darstellung von Dostojewskis Meinung über Deutschland und die Deutschen.

Dostojewski gehörte mit seiner ganzen Seele Rußland an und fühlte sich nirgends außerhalb Rußlands wohl. So z. B. schreibt er in einem Briefe vom Iahre 1867 an den Dichter Apollon Maickow, daß er Rußland für seine Arbeit, sein Dichten und sein Leben brauche, außerhalb Rußlands sei er wie ein Fisch ohne Wasser, er verliere alle Kräfte und Daseinsmöglichkeiten. Aus dieser Unfähigkeit Dostojewskis, sich außerhalb Rußlands wohl zu fühlen, sind wohl auch die ärgerlichen Äußerungen über Berlin zurückzuführen, die im eben angeführten Briefe vorhanden sind, es heißt: „Wir verließen so schnell wie möglich das langweilige Berlin (wo ich mich nur einen Tag aufgehalten habe, wo die langweiligen Deutschen mich nervös und rasend gemacht haben)". Weiter heißt es: „Wie gemein sind doch diese Deutschen! Sie sind alle Wucherer, Schurken und Betrüger! Als die Zimmervermieterin sah, daß wir ohne Geld nicht abreisen konnten, steigerte sie uns!" Diese Worte Dostojewskis in Bezug auf die Zimmervermieterin sind sehr leichtfertig und wohl im ersten Augenblick des Ärgers gesagt, denn auch in Rußland macht man häufig genug die Erfahrung, daß die Zimmervermieterinnen nicht gerade die humansten unter den Menschen sind. Dann erzählt Dostojewski im gleichen Briefe von einem Besuch bei Turgenjew: „Vor dem Weggehen schüttete ich so ganz zufällig und ohne besondere Absicht alles aus, was sich in mir

in diesen drei Monaten an Haß gegen die Deutschen aufgespeichert hatte. „Wissen Sie, was es hier für Schwindler und Schurken gibt? Wirklich, das einfache Volk ist hier viel schlimmer und ehrloser als bei uns; daß es auch dümmer ist, unter' liegt keinem Zweifel. Sie sprechen immer von der Zivilisation; was hat diese Zivilisation der Deutschen gegeben und worin übertrifft sie uns?" Tugenjews Antwort wurde schon angeführt. Man kann doch nicht umgehen, daran zu zweifeln, daß Dostojewski trotz seiner Behauptung, daß er „so ganz zufällig und ohne besondere Absicht" seine Ansichten über die Deutschen Turgenjew gegenüber in solcher Weise äußerte, es war zu jener Zeit für Dostojewski, wie auch für andere aus seinem Kreise kein Geheimnis mehr, wie Turgenjew sich zu Deutschland stellte, und in den Äußerungen Dostojewskis muß doch eine böse Absicht, Turgenjew „den russischen Verräter" zu ärgern gewesen sein, und nicht seine ebrliche Meinung über die Deutschen, denn sein Urteil war doch manchmal stark von seinem augenblicklichen Empfinden abhängig.

In dem publizistischen Werk Dostojewskis „Das Tagebuch eines Schriftstellers"*), heißt es an einer Stelle, daß die Russen den Franzosen 1870 Erfolg wünschten, da sie die Deutschen nicht von Herzen lieben, trotzdem sie sie verstandesmäßig verheren. Im gleichen Tagebuche heißt es: „Noch in Petersburg mit seinen Ostsee-Völkerschaften haben die Russen sich dem Einfluß der benachbarten Deutschen ausgesetzt, die Deutschen waren zwar nützlich, aber dafür paralysierten sie die russische Entwicklung, bevor ihr wirklicher Weg zum Ausdruck kam." Weiter an einer Stelle werden die Deutschen im Vergleich mit den Griechen, die Konstantinopel bevölkerten (es wird die Frage behandelt, ob es von Peter dem Großen klüger gewesen wäre, nach dem Süden seine Schritte zu lenken), als die Gröberen bezeichnet, die Griechen haben auch mit den Russen mehr Berührungspunkte als die den Russen „unähnlichen Deutschen", führt Dostojewski aus.

Im Tagebuch für dasselbe Iahr erzählt Dostojewski, wie er in einem deutschen Hotel sich über das fleißige, arbeitsame Dienstmädchen wunderte, welches trotz der schweren Arbeit für eine bescheidene Belohnung immer lustig und freundlich war. Der Fleiß, welcher sich durch Iahrhunderte in Deutschland einbürgerte, imponierte Dostojewski sehr, jeder verstehe es, an seine Sache heran» zugehen, jeder verstehe, seine Sache vollkommen zu machen, zwar „mir seine Sache". Weiter kommt noch ein großes Lob auf den deutschen Postbeamten, der es verstehe, aus einem Wurm sich zum Menschen empor zu heben, während der russische kleine Beamte den umgekehrten Weg gehe. Die Eisenbahnschaffner, sagt Dostojewski, zeichnen sich in Deutschland außer ihrer Tüchtigkeit noch auch durch besondere Freundlichkeit und Aufmerksamkeit den Reisenden gegenüber aus. Im gleichen Tagebuch erzählt Dostojewski, daß er in Dresden 1870 die ins Feld gehenden Soldaten sah, er bewunderte sie aufs Höchste; auffallend war für ihn der Bürger,

*) Das Tagebuch eines Schriftsteller». 1376. Die russische Ausgabe vom Jahre 1888.

den man in jedem Soldaten herausfühlte, diese Leute, meinte er, wurden nicht ins
Feld gejagt, sie gingen entschlossen und siegesglwiß, zugleich aber ohne Spuren
von Drill, die Bewegungen waren frei und bewußt, nichts hölzernes, nichts
korporalhaftes, und das sind die Deutschen, von denen die Russen seit Peter dem
Großen den Korporal und den Stock übernommen haben, sagt erstaunt Dosto»
jewski. Nun kehrten diese Soldaten als Sieger über die Franzosen wieder. Ietzt
wären die Deutschen sehr übermütig geworden, unerquicklich sei dieser Übermut,
für Dostojewski besonders deshalb, weil die Selbstzufriedenheit im Falle eines
Erfolges bei den Deutschen alle Grenzen übersteige — die Selbstzufriedenheit
soll ein allgemein deutscher Volkszug sein, welcher merkwürdig bei so einem Volke
sei, einem Volke, welches sogar auf sehr vieles stolz sein kann, im Vergleich mit
jeder anderen Nation, und es deshalb gar nicht nötig habe, so viel Kleinlichkeit zu
zeigen. Der Übermut wäre so groß, daß die sich in Dresden aufhaltenden Russen
Beleidigungen ausgesetzt waren, es hieß: „Mit den Franzosen sind wir fertig,
jetzt kommt ihr dran." Die Erbostheit gegen die Russen sei im deutschen Volke
ganz spontan zu Tage gekommen, trotzdem die Zeitungen auf die Politik Rußlands
während des Krieges aufmerksam machten, auf die Politik, ohne welche die
Deutschen nicht ihren Sieg errungen hätten. Es war zwar die erste Trunkenheit
des militärischen Erfolges, aber schon daß man in dieser Trunkenheit sofort an
die Russen dachte, schien Dostojewski merkwürdig. Gr wußte zwar, daß die
Deutschen immer und überall die Russen schon seit der deutschen Sloboda in
Moskau nicht mochten, aber so etwas hat er doch nicht erwartet. Im Essay
„Büßer"*) findet sich auch eine kurze Bemerkung über die deutsche Selbstzufrieden-
heit, es heißt: „Eine naiv triumphierende Selbstzufriedenheit, eine satte Gespreizt-
heit ist einem Russen nie eigen, nicht einmal einem dummen. Man vergleiche
einen russischen Betrunkenen mit — nun, meinetwegen, mit einem Deutsch?n;
der betrunkene Rnsse ist vielleicht gemeiner, als der betrunkene Deutsche, doch ist
er zweifellos dümmer und komischer als der Russe. Die Deutschen sind ein vor»
nehmlich selbstzufriedenes, auf sich stolzes Volk. Im betrunkenen Deutschen pflegen
nun diese Grundzüge des Volkecharakters an Ausgeprägtheit proportional dem
Quantum des getrunkenen Bieres zuzunehmen. Der betrunkene Deutsche ist ein
zweifellos glücklicher Mensch und denkt nicht daran zu weinen, statt dessen singt
er selbstgefällige Lieder und ist stolz. Er kommt stocksteif besoffen nach Haus,
aber er ist dabei stolz."

Was die Schärfe und die Auffassungsgabe des deutschen Geistes anbelangt,
darüber existieren, meint Dostojewski auch im Tagebuch von 1876, verschiedene
Meinungen.

Bei den Russen sind immer mehrere Anekdoten über die Schwerfälligkeit und
die Stumpfsinnigkeit der Deutschen im Gang, trotz der ganzen aufrichtigen Ver-

*) F. M. Dostojewski. II. Abteilung. Bd. 12. Literarische Schriften. Piper, München 1913.

ehrung ihrer Gelehrsamkeit. Dostojewski ist aber selbst der Meinung, daß es sich bei den Deutschen um eine zu ausgeprägte Eigenartigkeit handelt, welche zu hartnäckig ist, schon sogar zum Hochmut ausartet und welche manchmal bis zur Entrüstung erstaunt, diese Hartnäckigkeit führt zuweilen zu einer falschen Meinung über die Deutschen. Übrigens im Zusammenleben und besonders auf einen eben nach Deutschland angekommenen Ausländer mache der Deutsche einen etwas sonderbaren Eindruck, führt der Schriftsteller zum Schluß an. Im Tagebuch des Schriftstellers vom Iahre 1877 heißt es, daß der Deutsche schon 19 Iahrhunderte lang protestierte gegen Rom und seine Idee, zuerst gegen das antik-heidnische Rom, dann gegen das katholische; dieses ist der Germane, der blind glaubt, daß nur in ihm die Verjüngung der Menschheit und nicht >im Katholizismus liegt. Nach dem Sieg über Frankreich ist der Deutsche seiner Triumphe sicher: Deutschland hat die Freiheit der Forschung und das Luthertum verkündet, aber ein positives Wort außer des Protestes sagte Deutschland noch nicht, es ist möglich, meint Dostojewski, daß „dieses große Volk" sterben wird, falls es mit dem Protestieren zu Ende sein wird.

Die politische Lage Deutschlands übersah der geniale Bismarck und verfolgte den Sozialismus, ebenso wie auch den Katholizismus, sagt Dostojewski. Weiter spricht er von der Notwendigkeit für Deutschland, sich mit Rußland zu verbinden, und zwar nicht vorübergehend, sondern für ständig, die Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland ist keine heuchlerische, und diese muß befestigt werden im Bewußtsein der Nationen, welche sich „verstehen, achten und schätzen lernen sollten." Deutschland beansprucht für sich den Okzident und Rußland überläßt es den Orient; es werden dafür Beweise angeführt.

Wenden wir uns noch zu den bellestristischen Werken von Dostojewski. Die Flüchtigkeit und die Unfertigkeit dieser Werke konnte irrtümlich den Eindruck erwecken, daß Dostojewski ein Verleugner der Theorie der reinen Kunst war, und daß er nur in der Hauptsache journalistisch, für den Augenblick arbeitete, aber er sah selbst seine Mängel und wünschte sich andere Lebensbedingungen, in denen er wenigstens einen Roman in Ruhe, wie z. B. Turgenjew, durcharbeiten konnte, dieses spräche doch dafür, daß Dostojewski auch am künstlerischen Moment seiner Werke lag. Eine andere Bestätigung dieser Vermutung, daß Dostojewski sich auck um die künstlerische Gestaltung seiner Romane bemühte, sind die Zeilen seines Freundes, des Schriftstellers N. N. Strachoff"), in denen der Letztere behauptet, daß Dostojewski, je mehr er schrieb, desto mehr seine Entwicklung erreicht, und vor dem Tode sprach er sich direkt für die Formel „I'art pour ?'»rt" aus. Also auch wie bei' Turgenjew sind bei Dostojewski manche Personen wie Farbflecke» in einem Gemälde aufzufassen, so z. B. im Roman „Rodion Raskolnikoff" ist eine deutsche Zimmervermieterin in Petersburg, die gutmütig, aber doch mit etwas

") W. I. PoKotvski. F. M. Dostojewski, sein Leben und Werke I. Teil. Moskau, 1908 (russisch).

unterstrichenen, für die Russen typisch deutschen negativen Eigenschaften dar-
gestellt. In Petersburg sind Pensionsbesitzerinnen und Zimmervermieterinnen oft
deutsche Frauen und deshalb gehörte auch Amalia Iwanowna in den Rahmen
des Romans hinein. Im Roman „Die Brüder Karamasoff" wird ein deutscher
Arzt als sehr gütiger Mensch in ganz rührender Weise dargestellt, das gleiche auch
im Roman „Die Erniedrigten und Beleidigten".
Anders scheint es sich zu verhalten mit dem Roman „Der Spieler", hier
findet man eine Empörung gegen die deutsche Philisterhaftigkeit, welche mit starken
Farben aufgetragen ist.
Es hat wenig Wert, weiter auf die einzelnen bellestristischen Werke Dost«»
jewskis einzugehen, da sie nichts Abweichendes von dem schon angeführten bringen,
und im übrigen haben die Tagebücher genügend Material zur Entscheidung unserer
Frage geliefert.
Betrachten wir nun jetzt das Resultat unserer Untersuchung. In Dosto-
jewskis System wimmelt es von Widersprüchen, Willkürlichkeiten und Verall-
gemeinerungen. Hier sei nur als Beispiel der Widersprüche Dostojewskis auf die
menschenfreundlichen Ansichten des Starez Sosima „Die Brüder Karamasoff" einer-
seits, welche auch die Ansichten des Autors sind, hingewiesen und zum Vergleich
auf die Zeilen im Tagebuch vom April 1876 und April 1877, da heißt es: daß „der
lange Friede den Menschen vertiert und erbost", ein Blutvergießen unter Völkern
ist zur Erfrischung der Brüderlichkeitsgefühle direkt notwendig. Ein anderes Bei-
spiel für Dostojewskis Widersprüche ist, daß der Verteidiger der „Erniedrigten
und Beleidigten" ein böser Antisemit war; man kann noch auf vieles andere hin»
weisen, aber dieser Kampf der Evangeliumsstimmungen mit denen des Dämons
gehört in eine spezielle Untersuchung über das Schaffen des Künstlers und nicht
in diesen Rahmen.
Trotz der Widersprüche kann man doch sagen, daß im Verhalten Dostojewskis
Deutschland und den Deutschen gegenüber das Positive und für die deutsche Art
Verständnisvolle und Gerechte dem Negativen und Leichtfertigen gegenüber
überwiegt.
Es ist bezeichnend vor allem, daß Dostojewski darauf hinweist, die Deutschen
und die Russen müssen ewige und nicht zeitweilige Verbündete sein und ras
Wichtigste ist, daß diese Nationen sich achten und schätzen lernen sollen. Falls
ein bewußter Haß gegen Deutschland vorgelegen hätte, wann solche Äußerungen
durchaus nicht möglich gewesen. Es ist überflüssig, hiernach Dostojewskis Worte
zu interpretieren, es ist alles klar genug von ihm selbst ausgeführt.
Also wie der Westler Turgenjew so auch der Panslawist Dostojewski bringen
keinen Beweis für einen tiefgehenden Haß der Russen den Deutschen und Deutsch-
land gegenüber.

Hedwig Fischmann
Irlands Sänger
Dr. Hedwig Fischmann:
Irlands Sanger.
Auf dem Wege der skrupellosen nationalen Entwurzelung, den der englische Imperialismus seit Iahrhunderten zielbewußt verfolgt, galt von jeher sein Haupt« augenmerk der Knebelung und Ansmerzung der alten keltischen Sprache und der in ihr überlieferten reichen Literaturdenkmäler Irlands. Hier war der Punkt, den Lebensnerv irischen Wesens zu treffen und zu durchschneiden. Von jenem berüchtigten Beschluß des Parlaments zu Kilkenn» im Iahre 1367 an unter dem Sohne Eduards III., der den in Irland angesiedelten Engländern unter Androhung des Verlustes all ihres Besitzes den Gebrauch der irischen Sprache, das Halten von Minstrels und Barden an ihren Höfen verbot, bis herauf in unsere Tage, bis zu dem Wirken der „National Education" — wie sie sich in schneidender Ironie nennt — läßt sich Schritt für Schritt der Passionsweg verfolgen, der zur Abtötung irischer Sprache und irischen Geistes führen sollte. Weiß doch Englands eigener Sohn, Lord Byron, keine stärkere Bezeichnung, um das unerträgliche Ioch türkischen Despotismus vor den Augen Europas zu brandmarken, als daß er die geknechteten Griechen „eine Art irischer Papisten des Ostens" nennt. Keine Waffe war zu grausam, keine zu kleinlich. Feuer und Schwert, Hungersnot und Verbannung waren am Werke, um aus Irland ein bloßes Westengland zu machen. Der gleiche Preis ward auf das Haupt eines Priesters, eines Barden und eines Wolfes gesetzt, der gleiche Haß galt allen dreien. Und mitten in ihrer Blutarbeit erachteten es Cromwells Soldaten für ebenso wichtig, jede Harfe, die in ihre Hand fiel, zu zertrümmern, mit dem scharfen Blick des Hasses in dem irischen Lied den immer neu belebenden Quell des nationalen Widerstandes erkennend.
Neben den Mitteln der offenen Gewalt und der Übermacht die vergifteten Pfeile des Spottes und der direkten Ableugnung: Irland habe keinen Anteil an der Kultur, an allen Künsten der Zivilisation besessen, vor jenem Tage des Heils, da sein Erlöser, da der Engländer die grüne Insel betreten habe — so formn» lierte eine Leuchte der Wissenschaft, Dr. Brinkley vom Trinity College, der Präsident der Royal Irish Academy seine Ansicht von irischem Wesen, eine Ansicht, zu der England ganz Europa bekehren möchte. Und in schöner Übereinstimmung damit äußerte ein anderer Gelehrter: je früher die Isländer erkennen würden, daß sie vor der Ankunft Cromwells bloße Wilde gewesen, desto besser würde es für alle Beteiligten sein. Ist hier in Wahrheit von jenem Irland die Rede, das in den Tagen des frühen Mittelalters die Stätte höchster Gelehrsamkeit, bildungsbeflissener Mönche, die „Insel der Heiligen" gewesen? Ienes Irland, das lichtspendende Apostel durch alle Länder Europas gesandt, durch Frankreich und Bur» gund, durch Deutschland und die Schweiz bis hinunter nach Italien und dem

Balkan, das seinen Namen auf ewige Zeiten mit den hervorragendsten Pflege-
statten geistigen Lebens im Mittelalter am Hofe Karls des Großen wie in den
Klöstern von St. Gallen oder Pavia, von Regensburg oder Würzburg, von
Luruenil in Burgund oder von Skribentium im heutigen Bulgarien verknüpft hat
in unauslöschlichem Ruhme? Ienes Land, dessen frühe Kunstbestrebungen ebenso
durch die über die ganze Insel verstreuten runden Türme, Steinkreuze und die
spezifisch sogenannten irischen Kirchen bezeugt wird, wie durch „das zahllose Heer
der illuminierten Bücher der Männer von Erin"; das allein unter allen Völkern
des Abendlandes unbeeinflußt von griechischen oder römischen Einwirkungen in
seiner „»pIell<1iS isoIation" eine Literatur nach ihren eigenen natürlichen Linien
entwickelt hat, die sich rühmen kann, die älteste in einer noch lebenden Sprache
Europas zu sein? Fürwahr, stark und unhemmbar mußte der Quell der Sanges-
kunst einem Volke fließen, das all diesen Knebelungen und Leugnungen zum Trotz
der Väter Sangesweise durch die Iahrhunderte bewahrt, das die Lieder, die Sagen
und Märchen seiner Heimat herübergerettet hat bis in unsere Tage. Vieles ist
uns verloren, vieles mag noch verschüttet nnter den Trümmern seiner Entdeckung
entgegenharren; doch was das neu erwachte und nicht wieder erloschene Interesse
an der nationalen Dichtkunst und den großen Tagen der Vergangenheit, das auch
in Irland zu Beginn des 19. Iahrhunderts mit dem Emporkommen der Romantik
in impulsiver Kraft erwacht ist, ans Licht gefördert hat, das ist ein seltener Schatz,
veredelt durch die Patina seines hohen Alters.

Aber noch ein anderer Unstern wirkte neben dem politischen Druck der
Kenntnis und Anerkennung der Poesie Irlands im Auslande entgegen: die Assi-
milierung und Aneignung alt-irischen literarischen Guts durch die stammverwandten
Gaelen Schottlands. Kein Macphexson, kein Percy ist den Iren erstanden. Und
während die angeblich alt-schottischen Lieder Ossians in der geschickten Fiktion
Macphersons einen Triumphzug ohnegleichen durch das literarische Europa an-
traten, der in den Schriften Herders und Goethes für uns seinen deutlichsten
Niederschlag gefunden hat, ahnten wohl nur wenige, daß in der Sage und im
Liede Irlands, daß in dem seit Iahrhunderten im Volksmunde lebenden Fenian-
Zyklus der Urquell dieser Schöpfungen zu suchen sei und dem schottischen Ossian
der irische Barde Oisin gegenüberstünde. Wie einstmals selbst der Name Scotia
von dem Lande Erin hinübergeglitten war zu seinem heutigen Träger; wie die
Doppeldeutigkeit des Wortes dann nur dazu beitrug, allen Glanz auf dem Haupte
des glücklicheren Stammesgenossen zu sammeln: so versanken auch die Gestalten
Finns und Oisins in dem Riesenschatten des schottischen Fingals und Ossians.
Und das gleiche Los, das hier den dichterischen Schöpfungen Irlands wider»
fahren ist, war auch vielen seiner Melodien beschieden: als schottische Volksmusik
hat manche von ihnen ihren Weg über England nach dem Kontinent gefunden, die
einst von wandernden Minstrels von der irischen Insel in das schottische Hochland
gebracht worden ist, wo sie bei der nahen Rassenverwandtschaft der beiden Völker

eine schnelle Aneignung und häufig auch eine charakteristische Weiterbildung erfahren hat. Vielleicht das bezeichnendste, wenngleich keineswegs einzige Beispiel dafür bildet die seit altersher in Irland ungemein volkstümliche Melodie zu O'Dalys Lied „Eilin a Run" aus dem 14. Iahrhundert, von der Händel sagte, daß er für den Ruhm, der Schöpfer dieser Melodie zu sein, mit Freuden die beste seiner eigenen Kompositionen hingeben würde. Freilich Irlands Volk hatte, wie Hardiman, der verdienstvolle Sammler der alt-irischen Poesie, mit bitterer Resignation betont, andere, realere Güter zu verteidigen als seine Musik und seine Dichtkunst. Es ist nicht das geringste Ruhmesblatt des anglo-irischen Dichters Thomas Moore, daß er durch seine so ungemein populär gewordenen „Irischen Melodien", in denen er in glücklichster Weise die romantische Stimmung seiner Tage den alten nationalen Melodien zu unterlegen verstand, während sie selbst wieder von den Schwingen dieser unvergleichlichen Musik getragen wurden, zum erstenmal vor den Augen ganz Europas das Eigentumsrecht seines Volkes auf diese Schöpfungen geltend machte. Nicht länger sollten Irlands Weisen die Sprossen zur Ruhmesleiter eines fremden Volkes bilden, nicht den rücksichtslos geplünderten Wäldern der grünen Insel gleiehen, die mit ihren entwurzelten, machtvollen Stämmen die Londoner Westminster-Halle wie die Bibliothek der Seinestadt krönen mußten.
Doch während sich alle äußeren Gewalten gegen die Poesie Irlands verschworen zu haben schienen, ward ihr im Sturme aller Iahrhunderte ein Nährboden von seltener Fruchtbarkeit in dem sangesfreudigen Eiland beschieden. Berichtet doch der irische Historiograph Keating, daß in jenen glücklichen Tagen des frühen Mittelalters fast ein Drittel aller Iren dem Sängerstand angehört habe.
Von den grauen Zeiten des Heidentums» bis tief ins 18. Iahrhundert hat sich hier in ununterbrochener Kette ein fester Bardenstand mit seinen besondern Rechten und Pflichten erhalten, hoch geehrt von vornehm und gering, von dem Wandel der Iahrhunderte wohl berührt und erschüttert, aber in seinen Grundfesten nicht entwurzelt. Und während durch die meisten Literaturen Europas ein jäher Bruch geht, der mit dem Zeitpunkt der Einführung des Christentums zusammenfällt; während fanatische Glaubenseiferer überall bestrebt waren, die alten nationalen Dichtungen der Heidenzeit zu vernichten und gänzlich auszurotten: blieb Irlands Poesie von dieser frommen Raserei verschont. Ja, die Apostel des neuen Glaubens gehörten vielmehr zu den eifrigsten Bewahrern der alten heidnischen Dichtungen ihrer Heimat und emsige Mönche widmeten in stiller Klosterzelle die gleiche Sorgfalt den nationalen Sagen wie dem Leben der Heiligen. So verdanken wir die älteste erhaltene Aufzeichnung von Sagen aus dem Cuchulain-Zyklus in dem „Buch des Dun Cow" einem geistlichen Kopisten, und wie innig die geistige Zusammengehörigkeit zwischen den Lehrern des neuen Glaubens und den alten Sagengestalten gewesen, das erhärtet die Tatsache, daß St. Patrick sie gleich zu seinen Eideshelfern anruft, indem er vor dem heidnischen Monarchen von Tara die Vision CuchulainS heraufbeschwört, ihn von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen. Fast

Irlands Sänger

Hedwig Fischmann

«nmerklich gleitet die Literatur Irlands aus den Tagen des Heidentums in die christliche Ära hinüber und leise Retvuchen, die von den mönchischen Kopisten an Den alten Manuskripten vorgenommen wurden, tragen das ihrige dazu bei, den linterschied zwischen den beiden Epochen häufig völlig zu verwischen.

Die Beteilignng der weitesten Kreise Irlands an der Dichtkunst — selvst-schöpferisch oder doch wenigstens sie mit regster Anteilnahme begleitend, — das Auftreten gleichsam des ganzen Volkes als ihres Trägers hat mitbestimmend auf die Gestaltung ihres Gesamtbildes eingewirkt: die großen dominierenden Namen fehlen, die Poesie ist das Gemeingut aller. Wohl nennt und rühmt die Über-lieferung eine stolze Reihe von Dichternamen bis zurück zu Amergin, dem Sohne des Milesius, des Ahnherrn der Kelten Irlands; wohl sind uns viele Dichtungen mit dem Namen ihres Schöpfers überliefert und zwar in den Tagen des grauen Altertums mit vager Sicherheit, von der Zeit St. Patricks mit immer stärkerer Be-glaubigung : aber den eigentlich bestimmenden Charakter haben nicht sie der irischen Literatur aufgedrückt. Der köstlichste Schatz der nationalen Dichtung, die reiche Sagenwelt, sowohl diejenige der mythologischen wie der heroischen Zyklen mit ihrer reizvollsten Blüte, dem Red-Branch-Zyklus oder den Cuchulain-Sagen, ist nicht gebannt an einen Namen, ist im edelsten Sinn des Wortes der ganzen Nation zugehörig. Ieder Barde schuf mit an ihrer Gestaltung, indem er die von der Überlieferung geheiligten Tatsachen treu bewahrte, aber innerhalb der großen äußern Umrisse seine Phantasie in freier Ausgestaltung der einzelnen Szenen sich ausleben ließ. Mit diesem gleichsam unpersönlichen Charakter der Poesie Irlands einerseits, mit den Grundzügen des irischen Temperaments andererseits, das, jäh umspringend, der ruhig fortschreitenden Entwicklung der erzählenden, wie der mit absoluter Naturnotwendigkeit sich entfaltenden Entwicklung der dramatischen Dichtung gleieb fremd gegenübersteht, hängt es zusammen, daß auf dem Boden Erins weder das Epos, noch das Drama eine Heimstätte gefunden haben. Für beide waren viel versprechende Keime vorhanden. Der große Zyklus der Cuchn-lain»Sagen ist von einer inneren Einheitlichkeit und Homogenität, daß nach den Worten Eleanor Hulls, der Erforscherin dieser Dichtungen, es fast glaublich wäre, der ganze Zyklus sei in einem Hirn nach einem Gesamtplan erfunden und nur durch einen Zufall in der losen Form einzelner Sagen auf uns gekommen.

Ferner erscheinen auch die zahlreichen sogenannten Ossianschen Dichtungen, die sich parallel mit den Profaerzählungen des Fenian-Kreises entwickelt haben, durchdrungen und zusamengehalten von einem fortlaufenden Faden der Erzählung, von einem gemeinsamen Ideengehalt, der sie zu einer Art gaelischen Odyssee, die Schicksale und die Vernichtung der Fenians behandelnd, eint. Hier wie dort liegen die Bausteine zu einem großen, nie geschriebenen irischen Epos. Auch für das Drama, das bis ins 19. Iahrhundert hinein Irland völlig fremd geblieben ist, findet sich in der Ossianschen Poesie, in den dramatisch belebten Dialogen zwischen St. Patrick und Ossian eine erste Entwicklungsstufe.

Diese Gegenüberstellung von Heidentum und Christentum, symbolisiert in den
Gestalten des nationalen Sängers und des nationalen Heiligen, birgt zweifellos
einen Keim reicher Dramatik in sich. Aber die hier schlummernden Möglichkeiten
sind niemals in die Wirklichkeit umgesetzt worden.
Irlands eigentliches dichterisches Machtgebiet ist neben der Sagendichtung,
neben der bis ins 5. Iahrhundert zurückreichenden Fülle der Annalen die Lyrik.
War doch gerade der sangbaren Lyrik in der melodiösen Sprache des Landes das
glücklichste Medium beschieden, das nach dem unparteiischen Urteil von genauen
Kennern beider Sprachen nur noch im Italienischen eine ebenbürtige Rivalin auf-
zuweisen hat. Wie seltsam und tendenziös nehmen sich daneben die abfälligen
Aussprüche englischer Beurteiler aus, die sich nicht genug tun können, die Rau-
heit und Härte des gaelischen Idioms zu verspotten. Freilich, sie kennen nicht
mehr die stolze Königstochter, die in den ragenden Hallen der irischen Könige und
Großen gehegt und gepflegt wurde; sie beurteilen nur die unselige, dienende Magd
in den Hütten der Armen und Ungebildeten, zu der die Entthronte dank englischem
Despotismus nach der Verbannung oder Vernichtung der alten Geschlechter herab-
sank. Nur so läßt sich die in England weit verbreitete Erzählung aus der Zeit der
Königin Elisabeth verstehen, nach der ein vom Teufel Besessener in Rom in allen
Zungen gesprochen habe, nur nicht in der irischen; denn diese habe nicht einmal der
Fürst der Hölle wegen ihrer Rauheit sprechen können. Und diese Erzählung
wiederum, so lächerlich sie jedem ruhigen Beurteiler in all ihren Voraussetzungen
erscheinen mag, soll auf den abergläubischen Sinn Iakobs l. einen so tiefen Ein»
druck gemacht haben, daß er von Stunde ab eine maßlose Antipathie gegen das un-
glückliche Land faßte, dessen Sprache nicht einmal der Teufel reden wollte.
Doch allen englischen Spöttern zum Trotz war in Irland eine stolze lyrische
Poesie emporgeblüht. Zwei Töne sind es vor allem, welche die Grundmelodie ihrer
Lieder bilden: Liebe und Vaterland. Beide in immer neuen Weisen zu feiern,
wird der irische Sänger ebenso wenig müde, wie der irische Hörer ihnen zu
lauschen. Und häufig verschmelzen diese beiden Ideale in eins: Irland wird die
angebetete Geliebte, der der Barde huldigend sein Leben weiht. In das Gewand
dieser Allegorie kleidet sich mit Vorliebe die Iakobitische Poesie, welche die Kämpfe
für das Thronrecht Iakobs II. und seiner Nachkommen bei den irischen wie bei
den schottischen Gaelen ausgelöst haben; hier fällt dann dem von den Irländern
so treu unterstützten Thronprätendenten die Rolle des verlorenen Geliebten zu, um
den seine Braut, Irland, trauert.
Doch neben diesen politisch gefärbten Liedern besitzt die irische Literatur auch
eine reiche Fülle reiner Liebeslieder: Werbelieder, Frauenlieder, Dichtungen, die
den Iubel des Glücklichen und die Klage des Unerhörten künden. Denn nicht
umsonst heißt es in einem vielgesungenen Volkslied: „O, Lieb' ist die Seele des
irischen Manns." Rein und herb ist der Hauch, der diesen Weisen entströmt, weit
entfernt von der Schwüle der Troubadourpoesie, wie auch die Frauengestalten der

irischen Sagen — und Europa dankt dem Eiland einige seiner frühesten Liebes-
geschichten — keusch und zart erscheinen, die Mitte haltend nach Eleanor Hulls
Worten zwischen den titanischen Heldenweibern des Nordlands und den ange-
kränkelten, üppigen Frauen der südlichen Romanzen. Als ein wahrer Frauenlob
zeichnete sich unter den Barden Irlands besonders der blinde Sänger Carolan aus,
„der letzte der Barden", wie er weniger nach dem Recht der Chronologie als infolge
seines Lebens und seiner Persönlichkeit genannt wird, die das reinste Wesen des
Bardentums widerspiegeln. Wie um einen toten König trauerte ganz Irland an
seiner Bahre. Aber auch viele der andern Liebeslieder, deren Autoren meist un»
bekannt sind, haben eine große Volkstümlichkeit gewonnen, wie etwa das
melancholische Lied von dem Mädchen mit dem schönen schimmernden Haar, das
leidenschaftlich innige Frauenlied vom Braundorn oder die unendlich vielen
Dichtungen, die mit liebevollen Zügen die Schönheit der Geliebten rühmen, mit
Vergleichen nicht weniger kargend als die Poesie des Morgenlands.
Eine besondere nationale Note bringen in Irlands Liebeslyrik die zahllosen
Sehnsuchtsklagen der unglücklichen Verbannten um die ferne Geliebte — ach,
und ihre Schar wuchs und wuchs mit den Iahrhunderten! Ein Meer des Leides
wogt in diesen Liedern, entströmt mit zwingender Urgewalt Dichtungen wie
etwa derjenigen von „Uileacan Dubh", dem „Liede des Kummers", wie es mit
Recht genannt wurde, oder den schwermutsvollen Versen von „Roisin Dubh", dem
Liede von der dunklen Rose, das Iames Clarence Mangan im 19. Iahrhundert so
wundervoll nachgedichtet hat. Die Seele der ganzen Nation, dieser „Niobe unter
den Völkern", klagt und schluchzt in diesen Dichtungen. Es ist kein bloßer Zu-
fall, daß unter den irischen Poesien die Elegie einen so breiten Raum einnimmt;
sie ist in Wahrheit die der nationalen Stimmung adäquateste Dichtungsart. Sind
doch Totenklagen, die sogenannten ,,c^oines", von Klageweibern improvisiert,
nach Rodenbergs Bericht noch in der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts in
manchen Gegenden Irlands üblich gewesen. Oft und oft ertönten von den
Lippen der Barden die Totenklagen um ihren verstorbenen Gebieter, um die zu
früh entschlafene Herrin oder um einen dahingegangenen Meister des Gesanges.
Aber Irlands Sänger hatten mehr als einzelne Tote zu beweinen. Ihre Klage
galt den zahllosen Helden, die im Kampfe um die Freiheit gefallen, galt vor
allem der einen großen Toren: dem freien Irland. Eine glühende Vaterlands-
liebe pulsiert in den Liedern der Barden. Sie sind die Rufer zum Streite gegen
den verhaßten Zwingherrn und sie stacheln den Widerstand ihrer Zeitgenossen
immer wieder auf, indem sie von Erins einstiger Größe und seinem tiefen Falle
singen. Scharf und schmetternd wie Trompetenschall klingt der Weckruf, mit dem
Angus O'Dalys „Ode an die Milesier" die Großen des Volkes zum Kampf auf-
ruft; aber wie eine Antwort müder Resignation tönt es aus O'Gnives „Unter-
gang der Gaelen" nns entgegen. Es ist die gleiche Trauer, das gleiche Weh, das
Iahrhunderte früher in Mac Liags erschütternder Klage um das verödete, seiner

Helden beraubte Kineora, die Burg des letzten starken und freien Irenkönigs
Brian seufzt. Mit seinem Heimgang, dessen Barde Mac Liag gewesen und dessen
Tod er in einer andern Ode beklagt, mit dem unseligen, allzu teuer erkauften Sieg
von Clontarf, der die Blüte der Ritterschaft dahingerafft, hub Irlands Elend an.
Aber durch alles Leid, durch den Schmerz des Exils, das soviel Söhnen Erins be
schieden, strahlt ihnen leuchtend wie ein ferner Stern die Schönheit der heiß-
geliebten grünen Insel. In ihrer Schilderung haben die Barden Töne reinsten
Naturgefühls gefunden. Macnamaras leidenschaftlicher „Hymnus auf die lichten
Hügel des heiligen Irlands", das ihm, dem Weltenwanderer, fernhin entrückt
war, steht hier an erster Stelle. Doch schon eines der frühesten, vielleicht über-
haupt das früheste uns überlieferte Lied, eine Dichtung, die dem Barden Amergin
zugeschrieben wird, ist ein Preis der unberührten Natur des glücklichen Eilands,
wie es sich lockend den Augen seiner ersten Besiedle? darbot. Und umgeben von
dem ganzen Zauber des Südens, in Toscanas blühendsten Gefilden, gedenkt
Donatus, der Bischof von Fiesole, einst Mönch von Glendalough, sehnsuchtsvoll
der unvergessenen Reize seines Heimatlandes:
„I'iuibns occiöuis ckesoriditur optiiua teil»« . .
Wenn es Irlands Sängern vergönnt gewesen, in dem politischen Leben ihres
Volkes eine so hohe Mission auszuüben; wenn es ihnen beschieden gewesen ist,
das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anzufachen und zu hüten — freilich, leider
auch oft als Sänger eines Stammes, eines Geschlechtes die schwelende
Flamme des Partikularismus, zu dem Irlands Nation nur allzu leicht geneigt ist
und der im 17. Iahrhundert zu einem förmlichen Singerkrieg zwischen Nord und
Süd geführt hat, — so dankten sie diese Macht nicht zuletzt dem durch die Iahr-
hunderte festgefügten Gebäude ihres Standes und dem hohen Ansehen, dessen er
sich von altersher unter den Iren erfreute. Wohl gab es Zeiten, in denen diese
Schulen mit ihren bestimmten Klassen, die jeder in dem vorgeschriebenen Zeitraum
von 9—12 Iahren durchlaufen mußte, bis er die höchste Stufe eines ,,oIIainK"
erklimmen konnte, mit der Unmenge des zu erlernenden Regelwerks, (wurden doch
allein im 10. Iahrhundert 3—100 Metren in den Schulen gelehrt), in starre
Verknöcherung auszuarten drohten; aber die sturmdurchtobte Geschichte der Insel,
an der die Sänger kraft ihrer Stellung regsten Anteil nahmen, und das tief ein»
gewurzelte, gesunde poetische Empfinden der Kelten bewahrte sie immer wieder
vor der drohenden Gefahr der Stagnation, der die in einen viel engeren Horizont
gebannten Meistersängerschulen Deutschlands anheimfielen.
So konnten die Iren eine nationale Literatur hervorbringen, von der einer
ihrer Erforscher mit Recht rühmt, sie sei dank ihrer überquellenden Fülle der
Schlüssel, der uns die Welt der Kelten erschließt. Und daneben war Irland, das
arme, geplünderte, ausgehungerte Irland noch reich genug, auf seinem Boden
eine zweite, eine anglo-irische Dichtung neben der irisch-keltischen emporsprießen

zu lassen, war reich genug, des stolzen Englands Literatur um strahlende Dichter-
namen, wie diejenigen eines Oliver Goldsmith, eines Swift, eines Thomas Moore
oder um die Namen der Häupter des „Iungen Irlands" zu bereichern. Denn wie
einstmals die Insel nach einer alten Sage gesegnet ward, keine Schlange in ihrem
Umkreis zu bergen, so ward sie gesegnet, eine Pflegestätte der Sangeskunst zu fein:

„Kein gift'ges Gewürm, keiner Schlange Brut
Kann hausen auf gaelischem Boden;
Nie fand der Barde, der Fremdling nie
Ungastlichen Willkomm in Erin."

vr. L. Roth.

Vom Lebenswege eines Denkers").

Eine farbenprächtige orientalische Legende berichtet: Wenn ein Weiser
stirbt, dann kommen die Könige und legen ihre Kronen auf das Grab des Weisen;
sie schmücken mit ihrem Diadem die Ruhestätte und verklären das Andenken des
Mannes, der nach Weisheit und Schönheit gerungen hat. So erscheinen in diesem
ersten Band der nachgelassenen Schriften Friedrich Iodls die Fürsten des Geistes,
die Denker und Dichter der Vergangenheit, die der verstorbene Wiener Denker
mit seinem große« Herzen einst erfaßt, und umstrahlen nun seine Gestalt mit Ruhm
und Unsterblichkeit. Denn dieser wahrhaft schöne Band enthalt in feiner Um-
arbeitung und besonders in vielfacher, künstlerischer Vervollkommnung die kleineren
Schriften und Reden Iodls; fein ziseliert, mit vollendeter Meisterschaft der Be-
herrschung des Stoffes und der Form, die diese Sammlung i.i , i. , ^rderste Reihe
jener Literaturgattung stellt, die wir gemeiniglich die popular-wissenschaftliche
nennen, die aber in Wirklichkeit zu den schwierigsten Arten literarischer Darstellung
gehört. Gewaltige Stoffe, zentrale Fragen des philosophischen, ästhetischen und
kulturellen Fühlens in klare Momentaufnahme bannen; über Kant, Fichte,
Schölling, Schiller, Goethe, Grillparzer, Strauß, Feuerbach, Speneer, also über
Männer der verschiedensten Geistesrichtung und Köpfe von durchaus eigener
Prägung sprechen und eine Fülle neuer Gesichtspunkte ausstreuen, zu jedem dieser
Denker das „Pathos der Distanz" finden und doch nirgend zur Manie seine eigene
Auffassung erstarren lassen, das ist die eigentliche Kunst dieser Sammlung. Sie
konnte nur veröffentlicht werden, weil sie das Problem aller Kunst, zumal der

Friedrich IM: Vom Lebenswege. Gesammelte Vorträge und Aufsätze, herausgegeben von
Wilhelm Börner. Erster Band. Stuttgart. I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 191K.

literarischen, löst: zwischen Form und Stoff ein völliges Ebenmaß zu finden. Die subjektive Auffassung wird hier nicht auf Kosten des objektiven Tatbestandes er-kauft. Auch dort, wo Iodl nicht Anhänger eines Weltbildes ist, sucht er von der hohen Warte des Künstlers den angeschauten Gegenstand in völliger Wahrheit hervorleuchten zu lassen, Konturen zeichnet er, die eine Kontrastwirkung zwischen den subjektiven Anschauungen und dem Objekte schaffen, die sich dann zu künstle-rischer Wirkung steigern. Ein Beispiel solcher künstlerischer Auffassung sind die Studien über Kant. Iodl ist kein Anhänger Kants. Sogar ein entschiedener , Gegner des Weltbildes, das in Kant seinen Ahnherrn hat. Und dennoch sind die hier vorliegenden Kant-Aufsätze und Reden Kabinettstücke der Darstellungs» kunst. Er geht an seinen Gegenstand mit der Intuition des schauenden Künlers heran; die Gedanken des Systems leuchten ihm im Nebeneinander auf; objektiv läßt er die geschichtliche Umwelt Kants hervortreten, in wenigen Strichen steigert er die Vergangenheit zur vollen Lebendigkeit; der Leser fühlt: hier ist Leben, hier ist Wirksamkeit, denn die Kantschen Ideen sind aus geschichtlicher Notwendigkeit herausgeboren. Dann erscheint eine neue Wirklichkeit, ein subjektives, des Ver-fassers Gedankenbild, die Welt kann auch anders gedeutet werden; Philosophie, jede echte, ist die Möglichkeit der Welterklärung, so stehen Weltbilder gegenein-ander, die Kontraste erhöhen sich, die Gegenfätze wachsen ins gigantische, die Lebensfragen und unbegrenzten Hoffnungen, die letzten abschließenden Welt-gedanken gewinnen in ihrer Gegensätzlichkeit immer mehr Gehalt. Die Antithesen werden nicht verschoben, sondern mit zunehmender Wucht auseinander gehalten; nur weil es mehrere Weltbilder gibt, gibt es eine Welt, die Vielheit philosophischer Welterklärungen verbürgt den Fortschritt. Das Nietzsche»Worr erhält hier tiefe Bedeutung: Nur wer sich ewig wandelt, bleibt mir stets verwandt. Diese echt künstlerische Art des Anschaueus erhebt die Geschichte menschlichen Denkens in eine neue Sphäre. Es ist die unerschütterliche Überzeugung, wonach die Menschheit trotz aller Irrungen und Rückfälle gedanklich fortschreitet. Wie Aristoteles, als echter Grieche, des Glaubens war, daß die Welt in der Form — in der künstlerischen Gestalt — ihre Wesenheit habe, daß aller Stoff in sich die Entelechie, das Streben nach höchster Ausprägung trage, so sind diese Reden und Schriften Iodls vom Glanben getragen, daß die Menschheit im ewigen Ringen nach immer neueren Aussichtspunkten einer rationalen Beherrschung der Natur und Geisteswelt entgegen geht. Eine Überzeugung, die heute allerdings erwes wie jene feine Ironie des Propheten Iesajas klingt, der nicht müde wird in einer Zeit sittlichen Verfalls von der Größe einer kommenden Welt des ewigen Friedens zu singen, „in welcher der Leopard mit dem Böcklein, der Bär nnd das Kalb fried-lich nebeneinander weiden werden". Aber der Reiz dieser Abhandlungen liegt für die Gegenwart nicht zuletzt in eben diesem Glauben, der heute so fremdartig klingt. Iodl hat ja an zahlreichen Stellen auch der vorliegenden Arbeit jenen falschen Darwinismus bekämpft, der unter dem Schlagworte „des Kampfes ums

Dasein" den rücksichtslosen Kampf und den Egoismus als den höchsten Sinn hinstellt. Wie hat er an die Stelle jener materialistischen Geschichtsauffassung, die schließlich in Ichsucht ausartet, die Würde des Menschen und den unendlichen Wert der Menschenseele gesetzt, die immer erneuter Vertiefung eine Religion des Menschentums kündet. In den Aufsätzen über Schiller erscheint nrch einmal mit geläuterter Kraft jener vertiefte Idealismus, der die Menschheit durch die ästhetische Erziehung zur Selbsterkenntnis und sittlichen Reife führen soll! Und in „Fichte als Sozialpolitiker" weist er auf jene Bildungsmöglichkeiten der Menschheit hin, die die Fäden spinnen, aus denen die Taue werden, die die Schiffe feindlicher Nationen zu Trägern gemeinsamer Menschenkultur vereinigen sollen. Die falschen Begriffe des sozialpolitischen Handelns wurzeln in falschen Vorstellungen und Wertungen des Lebens. Durch das Tor der Wahrheit und Schönheit gelangt der Mensch in das Land einer reicheren Sittlichkeit. Dies eines der Grnndmotive dieser Arbeit. Die psychologisch so wirksame Art, Kontraste hervorleuchten zu lassen, hat ihren Quellpunkt im Reichtum der Gedanken und in der Beweglichkeit eines reichen Gemütslebens. Die Geschichte der Kultur, die Entwicklung der Philosophie als höchste Vernunftoffenbarung, die Herausgestaltung künstlerischer Typen bilden das Beobachtungsgebiet seines Denkens. Als tiefem Kenner der Entwicklung der Ideen dienen ihm diese in ihrer Problematik zur Schilderung jener Spannungen, in denen das gedankliche Leben der Gattung verläuft. Er erfaßt ferner die ge» schichtlichen Typen mit innigem Gefühl. Zwischen dem Gedankengut und seinem Träger entdeckt er immer die persönliche Beziehung. Spinoza philosophiert ihm als Iude. Die ganze Tragik eines verkannten, reich veranlagten Menfchenstammes klingt in Spinozas Denken in gewaltigen Akkorden aus. Die Gedanken sind etwas Über-Individuelles und kommen an den Denker heran, nach unbekannten Gesetzen ergreifen sie ihn als Gefäß, und diese individuelle Notwendigkeit steigert sich zu welthistorischer Geistigkeit, denn: der Gedanke einmal ausgesprochen, die Tat einmal gesetzt, gewinnen ein Sein für sich und wirken fort,, unbekümmert um die Erzeuger, wie Kinder, die dem Elternhause den Rücken gedreht haben. So entstehen die hier angedeuteten Gedanken und formen sich zu plastischen Individualitäten, die überall Individuelles und Allgemeinmenschliches verbinden und so die Kernfragen alles geistigen, sittlichen und sozialen Lebens fruchtbar vorwärts führen. Und nicht zuletzt liegt die Bedeutung dieser Sammlung auch in dem Umstande, daß wir hier mitfühlen, wie und aus welchen inneren und äußeren Verhältnissen und Denknotwendigkeiten Iodl zu seinen Anschauungen kam, welche Bildungen elemente und kulturellen Komponenten diese Denkergestalt aufnahm, um zu seinem reinen Optimismus, zum Glauben an den Sieg des Intellekts als unerschütterlicher Basis für Menschheitsbildung zu gelangen. Was hier der Lireraturforscher an neuen Sehwinkeln erwerben kann, der Pädagoge und praktische Moralphilosoph an psychologischer Fundierung, das beweisen die wunderbaren Arbeiten über Goethe, Nietzsche und vieles andere, die Bereicherung der seelischen Gesamtlage aber scheint

mir das weitaus wichtigere zu sein. Denn eine glückliche Kombination eines künstlerischen Historikers, ganz eingestellt auf die Bedürfnisse der Seele, getragen vom Weitblick des Philosophen, das ist es, was diese Reden und Skizzen zu einem nimmer versiegenden nnd nie veraltenden Bestandstück dichterischer Größe gestaltet. Dieser Denker ist Idealist; das wollen wir betonen, um eine Vorstellung vom Wesen seiner Weltanschauung zu geben. Idealist, indem er an eine kontinuierliche Entwicklung der Weltvernunft, an den sittlichen Fortschritt, an die Geschichte als ein Sinnvolles, in den Formen der Wissenschaft, Kunst und Ethik sichDarstellenoes glaubt. Idealist, da er als Psychologe behauptet, daß aller Fortschritt von der zunehmenden Vergeistigung, von der Intellektualisierung des Lebens abhängt; weil er meint, daß das Wachstum an geistigen Energien — die schöpferische Synthese des Menschen in stetigem Vorwärts neue Willensimpulse zum Guten schafft. Sein Idealismus ist im Sinne Spinozas nnd Goethes ein innenweltlicher und spricht sich in der Andacht zum Genius menschlicher Größe aus. Für uns erscheint er als ein Träumer mit mildem Lächeln, wie ein Prophet, der eine ferne Zukunft ahnl, Steine herbeiholt für einen Bau, den erst künftige Geschlechter aufrichten sollen. Und könnten wir heute der Führer entbehren, die mit kühnem Ruf hinweisen auf das Wunderland, das Kinderland? Denen, die vom Finstern ins Lichte streben, sei diese Arbeit empfohlen.

Arthur Silbergleit:

Russische Frauen.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Mit glockenhaft sich rundenden Gewändern
Und schauen tief in Schacht um Schacht hinein.
Wie träges, dunkles Wasser fließt ihr Sein,
Gekräuselt selten von der Sorge Stein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Von lerchen-, lenz- und lebensvollen Ländern,
Und ihre Augen glühn im Widerschein
Von Muren, die in Sonnengunst gedeihn
Voll herber Fruchte und voll süßem Wein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern,
Doch ihre schlanken, jungen Töchter schlendern
In den Alleeen, Arm in Arm zu zmein,
Und lassen sich von kecken Buhlen frein
Und lieben Prunk und Putz wie Papagein.

Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Und ziehn im Festtagsschmuck mit bunten Bändern
Zur Kirche hin am wilden Wiesenrain
Und schlummern oft beim Wort des Popen ein
Im Sonnen- und Madonnenheiligenschein.
Sie träumen gern an breiten Brunnenrändern
Und haschen nach den schönsten Himmelspfändern.
Doch wenn die Wolken ohne Sternenschein,
Dann saugen sie der Nächte Schivennut ein
Und singen abenddunkle Melodein.

Sabbat.

Fahle sinnende Gesichter,
Sagensanfle Sabbatnacht.
Goldne Lieder, goldne Lichter,
Bunter Blumen Farbenschlacht.
Durch der Stuben schmale Pforte
Zieht Messias Sabbat ein,
Süßer noch sind seine Worte
Als der würzig süße Wein.
Und er stillt der Seelen Sehnen,
Schenkt den Ampeln neues Öl,
Sieht die Kerzen nur in Tränen,
Schluchzend um ihr Israel,
Aber, die im Joch sonst wimmern.
Jubelnd mit der Welt versöhnt.
Da die matten Ampeln flimmern
Und die Harfe Davids tönt.
Und sein schönes Antlitz spiegelt
In den Silberleuchtern sich.
Und der Truhen Traum entriegelt
Er Altjuda feierlich.
Er entrollt der Talmudrollen
Spruch- und MürchenkostbarKit,
Und in Tempeln längst verschollen
Rauscht der Hohepriester Kleid.
Alle frommen Abendröten
Lagern vor ihm hingekniet.
Cymbeln, Harfen, Geigen, Flöten
Hymnen ihm im Hohelied;
Sonnen, Aare, Lerchen Psalmen
Seinen Ruhm am Himmelsrund,
Und die Zedern und die Palmen
Rauschen ihm mit Dichtermund.
In die schönverschlungne Weise
Singt der edle Ghettogast,
Daß die Seele Judas leise
Starkes Heimatweh erfaßt.
Und er jubelt: „Traumhaft Traute,
Komm und werde meine Braut,
Lausche wieder meiner Laute,
Wenn dein Antlitz Zion schaut!"

Otto Karl Müller
Sonnenkind
Otto Karl Müller:

Sonnenkind.

Der Zug aus dem Felde fährt durch Deutschland. Bäume blühen. Aber die Mädchen und Frauen gehen in schwarzen Kleidern durch den Frühling.

In einem Haus am Berge wohnt ein Sonnenkind. Sein Haar ist blond. Die Augen haben braunen Schimmer. Sie träumen so gern am Fenster. Denn es liegt eine sehr schöne Stadt im Tale. Und das Kind hat viel Sonne und Sehnsucht in der Brust.

Es funkeln die Sterne ganz toll, weil das Sonnenkind mit seinem Soldaten durch den Wald wandert.

Die Luft strömt warm von den Kalksteinbergen.

Beide setzen sich ins Moos.

„Siehst du den Himmelswagen über uns?"

„Hörst du die Saale am Wehr?"

„Da — eine Sternschnuppe!" . . .

Die Nacht dichtet.

Grau sind die Wolken am andern Morgen. Sonne scheint nicht. Es regnet. Der Birkengang glänzt weiß und grün. Die Lungen atmen Duft von Holz und Harz. Der Wind durchweht das Haar. Über die gestorbenen Fichtennadeln gleiten die Glücklichen hin.

„Wie bist du groß und so braun geworden!"

„Wir wollen viele Blumen pflücken!"

Und der Soldat läuft mit dem Sonnenkind den Wald entlang. Es wird eine gar heiße Iagd. Er rüttelt ein Bäumchen, daß die Tropfen ins Gesicht schlagen. Da findet er im Gebüsch einen Gotteskäfer. Den setzt er voll Freude dem Kinde ins Haar. Das bunte Ding fliegt aber zu ihm. Es fällt ins Gras. Er hebt es auf. Es läuft seinen Finger entlang. Auf der Spitze weiß es nicht Rat. Da schwirrt es nach der Sonne, die das Gewölk zerreißt.

„Mach mal deine Augen zu!" bettelt das Sonnenkind.

Er tut es.

Da schlürft es mit seinen roten Lippen Licht aus seinen Augen. Und doch ist seitdem ein schönerer Glanz in ihnen. Sie kommen zur Stadt. Die Kastanien zünden gerade ihre Kerzen an. Frauen stehen vor den Läden und warten schon lange auf Fleisch und Brot.

Da wird das Leid ihrer Liebe so winzig gegenüber der Kampfnot eines Volkes.

Der Soldat muß fahren nach Feindesland.

Und das Kind im Haus am Berge singt das Sonnenlied.

Krankenschiff an den Dardanellen Marie Luise Becker
Marie Luise Becker:
Krankenschiss an den Dardanellen.
Dunkle Wolken stehn am Himmel.
Das Meer braust.
Graue Fetzen wischen über den bleichen
Mond,
Es donnert in der Ferne.
Geschütze senden blutigen Feuerstrahl in
die Nacht.
Boote kommen.
Schwingen auf den Wellen.
Die Boote tragen Bahren,
Bahren mit wunden Menschen.
Todmunden.
Wollen die Wogen die Beute verschlin»
gen?
Leckt das Meer nach Blut,
Um der Erde die Opfer abzustreiten?
Läßt das Meer sie uns doch?
Die Boote erreichen das Schiff.
Schwingende Krane heben die Arme,—
Hoch in der Luft schweben die Bahren,
Segeln die Bahren im Sturm.
Graue Soldatenmäntel wehen
Wie Eulenflügel.
Die Krane senken sich.
Senken sich, tiefer — tiefer.
Meine Arme heben einen Wunden,
Betten einen Todwunden
Von der Bahre herab auf die Matratze,
Fort steigt der Kran in die Luft,
Neue Kriegsopfer zu holen.
Allah I Allah I wimmert der kranke Soldat.
Ich reiche ihm einen Becher.
Wasser ist eine heilige Gabe Gottes.
Murmelt er.
Trinkt mit durstigen, fiebernden Lippen.
Seine Augen sind dunkel
Wie Nacht und Kriegsgrauen.
Immer wieder strecken die Krane
Die langen, dürren Arme
Nach Kranken aus.—
Immer neue—
Immer neue Wunden.
Nacht — wie bist Du lang!
Krieg — wie bist Du furchtbar!
Hundert — —
Und hundert
Und hundert — —
Wann endet dieser schauervolle Weg durch
die Luft ?
Meer, stehe stille!
Beugt Euch, Wellen!
Tragt stumm und andächtig
So viel Iammer, so viel Weh!
So viel Wunden,
Die Menschen schlugen!
Sei eine sanfte Mutter, Meer!
Schweige, Sturm!

Es ist genug der Schmerzen
Es ist genug des Iammers!
Es ist genug an den Wunden,
Die Menschenhände schlugen!
Seid barmherziger als Menschen!
Meer und Sturm!
Seid menschlicher!
Meine Augen starren tränenlos
In so viel tränenlose Augen — —
Auf so viel Leid —
Auf soviel Zerstörung des Edelsten,
Was der Schöpfer schuf
Auf soviel blutende, zerrissene Menschen»
leiber!
Gott! Gott! wo bist Du?
Schufest Du darum den Menschen,—
Daß er blutig sein Ebenbild zerfleischt —
Grimmiger als ein Raubtier?
Meer, — stehe stille
Schweige — schweige — Sturm!
Menschen sind furchtbar
Uebt Ihr Gnade
Habt Erbarmen
Ihr! Ihr! habt Erbarmen!
Stiller wird es—.
Der Mond schaut herab.
Ein Dampfer kommt,
Legt längsseits an unser Schiff.
Man wirft eine Brücke hinüber.

Marie Luise Becker Krankenschiff an den Dardanellen
Und über die graue schwankende Brücke
Von Schiff zu Schiff
Geht ein grauer schwankender Strom.
Menschen!
Liegt das Leben so schwer auf Euch?
Drückt der Krieg Euch so tief darnieder?
Menschen! Menschen!
Ihr geht gebückt.
Schwankend,
Kriechend — —
Menschen!
Aufrecht soll Euer Gang sein!
Das unterscheidet Euch vom Tier!
Aber Ihr senkt das Haupt
Ihr kriecht dahin wie Tiere
Euer Antlitz ist grau und starr
Euer Gewand ist grau
Wie die Erde seid Ihr.
Aus der Ihr kamt!
Wie kann ich euch helfen,
Daß Ihr Euch wieder aufrichtet
Daß Euer Antlitz wieder den Himmel
schaut?
Sucht nicht die Erde l
Sucht nicht den Tod!
Leben sollt Ihr!
Leben — wie ich!
Trinkt
Du — lehne Dich an mich
Sieh — ich bin Deine Schwester
Mensch wie bist Du!!
Ich will Dir helfen, Bruder!
Ich will Dir helfen.
Den Krieg tragen.
Der so schwer ist.
Daß er Dich zu Boden drückte.
Hier im Schiffsgang willst Du entschla-
fen
Du kannst nicht mehr weiter? —
Komm wir tragen Dich
Unten ist eine warme Lagerstatt!
Stirb nicht!
Sieh! Unser Schiff führt Dich aus dem
Feuer — —
Führt Dich in die Heimat,
Zu Weib und Kind
Halte dein Leben fest!
Sieh, ich helfe Dir!
Wir wollen gemeinsam gegen den Tod
kämpfen.
Der umschleicht.
Ich bin Deine Schwester!
Endloser — endloser Zug
Der grauen Soldaten
Tausende — tausende
Wann wird die Qual enden —
Euer Leid zu sehen?
Kann ich denn jedem helfen.
Der mich ruft?

Komm, Deine Füße bluten — —
Erde klebt an Deinen Wunden — —
Komm, ich wasche Deine armen
Wehen Füße — —
Ich heile Deine Wunden
Deine Brust blutet
Dein Leben strömt fort?
Nein — nein — wir helfen Dir
Morgen siehst Du die Heimat
Hier hat der Tod keine Macht mehr —
Hier darf er keine Macht mehr haben!
Fließt der graue Strom noch immer
In den weißen Leib unseres Schiffes?
Gott! Gott! wo bist Du?
Warum läßt Du soviel Iammer gesche»
hen?
Sitzest Du lächelnd im Himmelssaal
Und hörst nicht, die Dich rufen?
Wo ist ein Gott.
Der Schmerzen lindert — —
Wo ein Gott
Der den Menschenarm aufhält
Wenn er Tod und Verderben
Auf seine Brüder wirft?
Endlos — endlos
Wandelt ein Zug
Kranker — wdwunder Helden — —
Von Schiff zu Schiff.
Schwer donnern die Geschütze.

Helene Hanna Kühn:
Begegnungen.
Die Hand.
Sie fühlte, daß sie unter seinen Fingern wie Wachs wurde: durchsichtig
bleich, schwebend leicht und voller Erwartung, Leben und Gestalt zu erhalten.
Voller Bereitschaft, unter dem Willen seiner Hände ihre Form zu verändern, jede
leiseste Regung seines Geistes durch eine hauchfeine Spur in ihrer Substanz an»
zuzeigen. „Überlasse mir deine Seele!" bat er. Aus jedem Blick, aus jeder
Färbung seiner Stimme, aus jeder seiner Bewegungen sprach es zu ihr: „Ent»
lasse dein Ich! Gib mir deine Seele!" Und sie fühlte schon fast, daß ihre Seele
ihr entglitt und zu ihm hinüberfloß.
„Nicht denken!" bat er. Sie dachte nicht mehr. „Nicht streben!" Sie
entsagte dem Streben. „Der Menschheit Schicksal vergessen!" Sie vergaß es.
Wie das Blatt einer Rose wurde sie, das, vom Sommerwind getragen,
zwischen Himmel und Erde schwebt und nicht blühen noch welken kann. Die
Zeit zerrann, aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monde. Sie lag noch
immer als eine Wachsmasse in seinen Händen, gab jedem Hauch seines Willens
nach und war noch immer ungeformt, unerlöst.
Ein Sommertag brachte ihr eine jener Stunden, die halb Traum, halb
Wirklichkeit, halb Schlaf der Sinne, halb Wachen des Geistes sind. Sie lag
ausgestreckt auf ihrem Lager und hatte die Lider fast geschlossen. Plötzlich zuckte
sie zusammen, denn vor ihren nur wenig geöffneten, auf die Decke des Lagers
gerichteten Augen stand ein Wesen und sah sie an.
Dieses Wesen war eine Hand, die neben ihrem Körper auf der Samt-
decke lag. Eine Frauenhand, gebräunt von der Sonne wie frisches Brot, mit
stark gegliederten Fingern und einer festen, durch Knochen, Adern und Muskeln
reich belebten Fläche. Diese Hand, die, von einem goldenen Sonnenstrahl be-
schienen, Leben und Wärme atmete, schien dazu geschaffen, ins Leben hineinzu-
greifen, dort, wo es bunt und ungebärdig ist, schien bestimmt, ein Pferd zu
zügeln, einen Freundschaftsbund zu besiegeln, aber auch eine Wunde zu ver-
binden.
Sie lag und starrte auf die gebräunte Hand, die so plötzlich in ihre Traum-
welt eingetreten, vor der mit einem Schlage die nebelhaften Schemen zerflossen
waren, die so lange ihre einzige Gesellschaft gebildet hatten. „Meine Hand!"
sagte sie, „meine eigne Hand!" Auf einmal stand ihr Ich wieder vor ihr, das
Ich, das ihr in den letzten Wochen und Monaten fast versunken war, und das

doch so kraftvoll gewesen, so tapfer, so stolz. Das Ich, das unbedingt zu dieser
Hand gehörte. Eine unbezwingliche Sehnsucht ergriff sie, eine Schöpferstunde
zu erleben, eine Stunde, in der sie endlich wieder einmal fühlen durfte, wie
das Glück und Weh der Menschheit sie durchbrauste. —

Am Abend nach jenem Sommernachmittag ahnten die beiden zum ersten
Male, daß sie einander eines Tages zwei unbekannte, fremde Menschen sein
würden.

Die Träne.

„Wird dir niemals bange um dich selbst?" fragte er. „Niemals!" „Hast
du keine Furcht, dich einmal zu verlieren?" Sie lachte und hörte selbst, wie
stolz ihr Lachen klang: „Ich halte mein Herz fest in meinen beiden Händen,
drehe es ein wenig hin und her und zeige mir selbst und den andren immer nur
jenes Teilchen, das mir gerade beliebt!" „Und du glaubst, du könntest nie»
mals wider Willen eine Stelle deines Herzens entblößen, die du selbst noch
nicht gekannt?" „Ich kenne es in allen Fältchen und Winkeln. Das gibt
mir diese Macht über mein Herz!"

Er verbarg stöhnend das Gesicht in den Händen. Sie aber schritt lächelnd
in ihre Einsamkeit zurück.

Ein Kranz klarer, stiller Tage umgab sie. Sie sah dem voll erblühenden,
dem Gipfel seiner Schönheit zustrebenden Sommer zu. Mancher Gedanke reifte
ihr an der leuchtenden Sonne jener Sommertage, manche Frage verstummte, alles
Weh versank. Sie ging in goldne Iulinachmittage hinein und fühlte, wie
sich ihr Leuchten und Blühen mit dem Rhythmus ihres Ganges und der Ruhe
ihrer Seele zu einer großen Harmonie verband. Diese Tage der Einsamkeit
waren letzte, höchste Erfüllung aller Sehnsucht und machten sie traum- und
wunschlos.

In einer Sonnenuntergangsstunde vollendeter Harmonie, als sie im Wald-
moose saß, fiel plötzlich eine Träne auf ihre Hand. Sie wußte zuerst nicht,
daß es eine Träne war — ein blitzender kleiner Wafsertropfen lag da, in dem
das Licht schimmerte. Aber da kein Regen, kein Tau vom Himmel fiel, da sie
ganz allein war und eine feuchte Spur auf ihrer Wange spürte, so blieb kein
Zweifel: es war eine Träne, die sie geweint. Mitten im vollen Frieden des
Sommertages, mitten in ihrem wunschlosen, einsamen Glück, ohne einen störenden
Gedanken, ein quälendes Begehren.

Vor dieser schimmernden Träne wandelte sich ihre ganze glückselige Ruhe
in zitternde Unrast. Wußte sie doch nicht, welcher Quelle sie entströmt, welches
tiefsten Glückes oder Schmerzes Bote sie war. Sie ahnte nur, daß die stolze
Herrschaft über ihr Herz, deren sie sich gerühmt, eine Täuschung gewesen, daß

tief in ihrer Brust unbekannte, furchtbare Riesen gefangen saßen, in jedem Augenblick bereit, ihren Kerker zu sprengen und sich auf sie zu stürzen.
Von jäher Angst gepeitscht, rannte sie heim und schrieb ihm: „Nein, nein, du sollst nicht kommen!" Denn sie wußte plötzlich, daß ihr eines Tages mitten im sorglosen Spiel ihr Herz aus den Händen gleiten und zerschellen würde.

I. K. Ratislav:

Das Genie.

Eng umzirkt ist des irdischen Lebens Reise,
Von jedem Punkte wandern wir im Kreise.
Doch löst sich manchmal der Zusammenhang
Mit dem, was je in meine Seele drang.
Manchmal zerreißen alle Fäden
Ganz.
Mir ist, als spielt' ich mit der Menschheit Lose
Und wüchse weit aus mir ins Riesengroße.
Als rührt' mein Scheitel an den Firn der Sterne
Und dehnte eisig sich um mich die Ferne.
Oder
Als wär' ich Mittelpunkt von aller Kraft
Und hätt' in meiner Faust zusammengerafft
Die Freude, den Schmerz, die Liebe, den Haß — ench alle
Mich aber umgäbe mit endlosem Walle
In meiner Einsamkeit der Hauch der Ewigkeiten,
Der euch das Blut erstarrt.
Der euch zurückscheucht in den Gang der Zeiten,
In Tag nnd Nacht.
In solchen Stunden aber bin ich Gott.
Hohnlachend schleudre ich durch den Weltenraum
Tuch tief, tief hinab.
Hinab zu meines Mantels Saum.
Bis eure Lippen stammeln: Gott! Gott!
lind eure Augen blöde schauen wie im Traum.
Ich weiß: ihr könnt mein Wesen nie ergründen,
Denn immer muß ich eurem Sinn entschwinden.
Und wandle immer doch in eurer Mitte
In Menschgestalt.

Franz Adam Beyerlein:
Der lächelnde Wirt.
Fortsetzung.
S.
Im Sommer blitzte eine zaghafte Hoffnung auf, es mochte sich mit Lorenz
Lorenzen zum Bessern wenden. Von je war die gute Iahreszeit erträglicher ge-
wesen. Die langen hellen Abende verlockten nicht dazu, in einer Stube zusammen-
zukriechen, und überdies war es warm. Da brauchte man nicht dem Versucher
den kleinen Finger hinzureichen, indem man gegen die Kälte und Nässe zunächst
nur mal einen einzigen lütten Tee- oder Kaffeepunsch zu sich nahm. Auch an der
Feldarbeit bezeigte der Bauer immerhin noch einige Teilnahme. In seiner vom
Alkohol aufgeblasenen Überheblichkeit griff er zwar niemals ernstlich zu, aber er
ließ sich doch auf den Ackern sehen, schaute wie ein großer Herr den Verrichtungen
zu und hatte beständig etwas auszusetzen. Bei diesen Gelegenheiten sprach er
statt des gewohnten Platt ein gestiefeltes und gesporntes Hochdeutsch, wie er es
von seinen Dienstjahren bei den Schleswiger Husaren im Gedächtnis aufgespeichert
hatte, und das traf sich recht gut, denn auf diese Art verstand der dänische Knecht
von seinen Nörgeleien garnichts und lief nicht im Unmut davon. Sine aber wußte
Bescheid. Letzten Endes war es Lorenz auch gänzlich einerlei, ob seine hinaus-
gebollerten Anordnungen befolgt wurden; zwei Minuten später hatte er schon
wieder vergessen, was er befohlen hatte.
Eine fast närrische, immer wachsende Zuneigung aber faßte er zum Garten.
Hier war sonst Inkens Gebiet gewesen, und der Blumen- und Küchengarten waren
unter ihren Händen wohl gediehen. Die leicht überblickbare, ein wenig beschauliche,
ja mitunter fast ins Kleine sich verlierende Beschäftigung hatte ihr besonders be-
hagt. Ietzt wurde Lorenz von ebendieser Eigenart angezogen. Die Feldarbeit
entschlüpfte seinem Gesichtskreis in der Weite der Acker, hier dagegen war alles
ordentlich umzäunt. Er wachte eifersüchtig darüber, daß nur er in diesem Bereich
bestimmte und ausführte, und hatte seine höchsteigenen Meinungen über die aus-
zusäenden Blumen und die Beete, auf denen der Salat oder der Kohl gepflanzt
werden sollte. Als dann der Samen aufgegangen war, konnte er stundenlang
zwischen den Rabatten sitzen. Er hatte sich die buntesten Bauernblumen ausge-
sucht, Kresse, Rittersporn, Löwenmaul, Königskerzen und Federnelken, und schien
sogar zuweilen inmitten des starken sommerlichen Duftes mit ihnen Zwiesprache
zu halten.
Inken ließ ihn gern gewähren. Es geschah mehr als einmal, daß er nach einem
Tage des Grabens, Bückens und Iätens, der einem andern nicht viel angehabt
hätte, vor Müdigkeit am Abend sich nicht mehr dazu aufraffte, den besseren Rock

anzuziehen, um hinüber in die Seemannsbraut zu gehen. Denn im Werktags«
anzug, wie die Knechte und Häusler, suchte er denn doch nicht das Wirtshaus auf.
Dann pirschte sich jedesmal Klas Schmitt, der, von den Sonntagen abgesehen, in
dieser Zeit wenig Zuspruch hatte, nach Feierabend heran und stieg um den Hof
herum. Aber er fand die Türen gleichsam verbarrikadiert von den Frauenzimmern
und mußte meist unverrichteter Sache wieder abziehen. Erwischte er freilich Lorenz
noch irgendwo außer Haus, so war das Unheil nicht aufzuhalten. Er hatte den
Bauer gegen Inken und Sine aufgestachelt und ihm eingeredet, ein rechter Manns-
kerl müsse mit seinem Willen stets gegen die Weibsleute auftrumpfen, und Lorenz,
in dessen Schädel nur noch für wenig Gedanken Raum war, hatte just diesem
bereitwillig ein besonders großes Quartier eingeräumt.
Neue Umstände traten hinzu und steiften Inken den Nacken. Pastor Friedrichs
kam eines Vormittags wie zufällig vorüber, — er war aber von Boy Brahmsen
geschickt. Lorenz saß just auf seiner Gartenbank und druselte in die Sonne hinein.
Der Geistliche bot ihm die Tageszeit und bat um Erlaubnis, sich gleichfalls setzen
und ein wenig verschnaufen zu dürfen. Inken beobachtete die beiden durchs Fenster.
Wohl eine Viertelstunde redete der Pastor leise und dringlich auf Lorenz ein. Der
Bauer hielt den Kopf geduckt und ließ das Gewitter über sich hinbrausen. Als aber
Friedrichs sich erhob und ging, versäumte er es, ihm das Geleit bis zur Pforte
zu geben, sondern blieb wie gelähmt auf seiner Bank hocken. Bis zum Mittag
saß er so, immer vor sich hinstarrend.
Inken schickte schließlich die Magd vor die Tür, um ihn zur Mahlzeit zu rufen.
Er kam schwerfällig trappend, stand eine Weile ratlos am Tisch, als begreife er
nicht, was er hier solle, und ließ sich dann wuchtig in den Stuhl fallen. Er, der
sonst in Gegenwart der Magd und der Frau sich stets hinter ein blödes, tückisches
Schweigen verschanzt und nur selten auf eine wiederholte Frage eine halbe Ant-
wort hervorgeknurrt hatte, brach jetzt mit einem Male los: „Hundertfünfzig Iahre
— hat er gesagt — hätte der Bauer vom Süderenderhof im Kirchenvorstand ge-
sessen, jetzt wäre es gut möglich, daß sich das änderte."
Er hieb die Faust auf den Tisch, daß Geschirr und Gerät tanzten und klirrten.
Inken sprang auf, um die volle Suppenschüssel zu retten. Aber die Wut des Bauern
hatte sich bereits wieder erschöpft. Weinerlich fuhr er fort: „Geb' ich denn ein
Ärgernis? Skandalier' ich im Wirtshaus? Lieg' ich betrunken im Graben?"
Das hervordringende Schluchzen benahm ihm den Atem; mühsam stand er
auf und warf sich in der Kammer auf sein Bett. Inken und Sine blieben stumm
vor den gefüllten Tellern zurück; durch die Tür hindurch hörten sie sein Stöhnen.
Am Nachmittag hielt er sich im Haus. Er schämte sich vor dem freien Himmel
und vor dem Garten und machte sich lieber an der Schreibkommodc mit allerhand
Rechnungswerk zu schaffen. Er war Kassenführer der Kirchgemeinde und Vor-
stand des Kriegervereins. Manches war da unerledigt liegen geblieben von dem
wüsten Winter her und mußte nun nachgeholt werden. Inken betrat leise die Stube,

um sich einen Garnknäuel zum Stopfen zu holen. Sie fand den Gatten regungslos
vor der Schreibplatte; er hatte die Arme breit hingelegt und den Kopf darein
vergraben.
„Lorenz, Mann!" rief sie ihn an. „Was hast Du?"
Er hob das Gesicht auf und flüsterte: „Ich kann nicht mehr rechnen, Inken!
Und, sieh nur, — kaum mehr schreiben!"
In der Tat zitterten seine Hände dermaßen, daß er nur langsam und gewalt-
sam Buchstaben an Buchstaben zu reihen vermochte.
Der Frau erstarrte das Herz. Aber geschwind hatte sie sich wieder gefaßt.
„Du hast Dich heute zu toll aufgeregt", versetzte sie, „daher rührt es. Vielleicht
solltest Du Dich besser wieder legen." Zur Hälfte glaubte sie sogar an das, was ihr
auf die Zunge geraten war.
Der Bauer stand auf und schloß das Schreibwerk ein. „Du hast recht", sagte
er und blieb in der Kammer bis zum Abend.
Als er vor Nacht noch in der Tür frische Luft schöpfte, wanderte Klas Schmitt
mit der Zigarre auf dem Grasfleck hin und wieder. Er hatte Pastor Friedrichs
am Vormittag einsprechen gesehen und ahnte, daß es eine geistliche Vermahnung
gegeben habe.
„Der Wind geht doch noch nach Norden herum", fing er an. Aber der Bauer
warf ihm kurz zu: „Scher Dich zum Teufel, Klas!" und trat ins Haus zurück.
Tags darauf war freilich alles wieder umgewandelt. Lorenz wachte leidlich
frisch auf und machte sogleich die Probe, ob er wirklich Rechnen und Schreiben
verlernt habe. Aber es ging wie am Schnürchen. Da schalt er mächtig auf den
Pastor, den er schon mit seinen Verleumdungen heimschicken wollte, und der tückische
Wirt triumphierte wieder einmal. —
Indessen es schien, als wolle das Schicksal auch diesen Fehlschlag parieren.
Noch liebte es der Bauer,Gesellschaft um sich zu haben, wenn er trank; er
verlangte, lustig unterhalten zu werden, und vor allem schätzte er zu Beginn des
Abends einige Runden Skat. Klas Schmitt gab den einen Partner ab, aber der
dritte Mitspieler war schon immer schwer herbeizuschaffen gewesen. Gar in der
Erntezeit war die Einkehr in der Seemannsbraut ganz gering, und nun sagte
mit einemmale der Zollwächter Strack die gewohnte Gefolgschaft auf.
Lorenz gedachte ihn eines Abends abzuholen, aber er bekam den langen Men-
schen garnicht zu Gesicht. Dafür erschien desto leibhaftiger das kleine runde Marie-
chen und bereitete ihm einen schlimmen Empfang. Es hatte eine flinke Zunge
und, wenn es in Eifer geraten war, keinen g eringen Vorrat von anzüglichen Redens-
arten. Dem Wirt, der ein andermal vorsichtig sich anschleichend sein Glück ver-
suchte, erging es noch übler. Er war bereits bis in den Flur vorgedrungen, da
stellte sich ihm das entschlossene Weiblein, kaum mehr gehörig bekleidet, entgegen,
warf ihm Hausfriedensbruch an den Kopf und bedrohte ihn zuletzt sogar mit dem
Dienstrevolver ihres Gatten. Weniger die Pistole als die blitzenden Augen der

Frau schreckten den Eindringling, und er trat einen schleunigen Rückzug auf sein Gebiet an.
Es war kein Zweifel, Mariechen hatte ihren Riesen gerettet. Sine erzählte es in der Küche: „Hermann Strack setzt keinen Fuß mehr in die Seemannsbraut und bringt keinen Tropfen Bier oder Schnaps mehr über die Lippen."
„Wie lange wird das dauern?" erwiderte zweifelnd die Frau.
„Oh, es sind jetzt schon vier Wochen.! Mariechen ist ihrer Sache ganz sicher."
Inken schüttelte den Kopf. Aber nach einer Weile ging sie hinüber zum Haus des Zollwiichters und lugte zunächst einmal über den Wall. Die kleine Frau scheuerte im Garten ihr Küchengerät. Sie war von einer gewissermaßen giftigen Rein» lichkeitssucht ergriffen; ihrem ungefügen Mann hatte sie von Beginn der Ehe anerzogen, bei der Heimkehr in einer bestimmten Ecke des Flurs die Stiefel auszuziehen und in große Filzpantinen zu schlüpfen, und jedem Besucher äugte sie auf die Schuhe, ob er nicht Schmutz auf ihre reinen Dielen schleppe. Augenblicks mißhandelte sie einen hölzernen Eimer. Sie nahm reichlich Wasser und grüne Seife dazu, und ihre Hände flogen flink mit der Bürste auf und nieder. Vom Kopf hatte sich wiedermal eine blonde Strähne losgelöst, der Wind blies sie ihr immer von neuem ins Gesicht und spielte ihrem ganzen muscheligen Kopf bös mit, auch mit ihren Röcken trieb er Unfug, aber Mariechen blieb in der besten Laune. Sie schüttelte fröhlich die hartnäckige Strähne immer wieder zurück und trudelte leise zu ihrer Arbeit ein Liedchen. Zuletzt nahm sie ein glattes Stück Siegel und polierte die Reifen des Eimers.
„O jeh", rief Inken, „Du schrappst ja das Eisen durch und durch."
Mariechen erschrak und richtete sich auf. „Du, Inken?" staunte sie. „Komm nur herein."
Als die Bäuerin vorsichtig über die Pfützen hinweg neben sie getreten war, fuhr sie fort: „Was gibt's denn also, ja?"
Inken schwieg verlegen.
Einen einzigen Blick hob die ZollwLchterin von ihrer Arbeit empor und streifte scharf das Auge des Besuches. „Hm ja", sagte sie dann, „ich kann mir denken. Du willst wissen, wie ich Hermann Vernunft beigebracht habe."
Die Bäuerin antwortete leise: „Ia, das möcht' ich wohl wissen."
Da war es, als ob ein lustiger Teufel in die kleine flinke Person mit ihren bloßen drallen Armen führe; ihre Augen sprühten und ihre Lippen lachten mutwillig. Aber zwei Augenblicke später glitt ein zarter, verschämter Schein über die frischen Züge und dämpfte den frohen Brand. Sie neigt! den Kopf über den Eimer und versetzte: „Ich — ich habe ihn ausgesperrt."
„Ausgesperrt? "
«Ia. Ich habe Hermann gesagt: ich will nicht mehr mit Dir zusammenleben, solange Du noch einen Tropfen Bier oder Branntwein über die Lippen

bringst. Natürlich hat er es versprochen. Aber gehalten?! Da Hab' ich ihn aus«
quartiert. Er hat getrotzt und zehn Tage im Kohlenstall schlafen müssen, auf dem
Feldbett selbstverständlich, denn ich werde doch das gute Bett nicht in den Stall
stellen. Nicht? Oh, ganz sauber ist alles gewesen, die Wände gefegt und
der Boden mit weißem Dünensand bestreut. Dann hat er es einmal mit Gewalt
versucht. Aber das ist ihm schlecht bekommen."
Mariechen hatte sich in Eifer geredet. Die munteren Augen funkelten, dies-
mal vor Zorn, und ihre Hände zitterten. Mit gepreßter Stimme sprach sie
weiter: „Ia, Inken, ich wußte, daß es um unser beider ganzes Leben ging. Ich
Hab' das Brotmesser genommen, und — nun. Du hast ihn ja gesehen."
In der Tat trug Hermann Strack seit mehr als Monatsfrist auf der linken
Wange eine breite Schnittwunde; er hatte in etwas unsicheren Ausdrücken erzählt,
ein unbekannter Stranddieb habe sie ihm im Handgemenge beigebracht. ..
Die kleine Frau reckte sich, hob die Arme wie zu einem Dankgebet empor
und schloß, indem ein heimliches Iauchzen in ihrer Stimme widerklang. „Seit-
dem Hab' ich gewonnen, Inken."
Die Bäuerin sank tief in sich zusammen. „Gott helfe Dir, Mariechen," ver-
setzte sie, „auf daß Du Dir Deine Herrschaft bewahrst."
Langsam schleppte sie sich nach dem Hof zurück. Sie war müde und hinfällig
wie eine ganz alte Frau. Die muntere Zollwächtersgattin hatte unbewußt an
die Wunde gerührt, die vielleicht nicht die gefährlichste an Inkens leidvollem
Dasein war, die sie aber nicht am wenigsten schmerzte. —
Danach, als bereits die ersten Blätter falb wurden, die Roggenernte schon unter
Dach und Fach war und nur noch der Hafer gelbreif auf dem Acker stand, kam es
zu dem großen Zwist zwischen dem Süderenderhof und der Seemannsbraut.
Es ging einigermaßen lächerlich dabei her. Klas Schmitt pflegte sich all-
jährlich im Spätwinter ein Iungschwein zu kaufen und es dann bis zum Herbst
herauszufüttern, sodaß es gegen den Andreastag gerade fett genug zum Schlachten
war. In diesem Iahre hatte Bertha den Handel übernommen; aber sie hatte keine
glückliche Hand gehabt. Das Tier, eine quicke Sau mit listigen Zwinkeräuglein,
verfehlte seinen Daseinszweck immer augenfälliger. Es schlang zwar mit einer
fabelhaften Gier ganz unwahrscheinliche Mengen hinunter, aber nichts schlug
ihm an: es wurde eher magerer als fetter. Der Wirt wollte den ewig dürren Fresser
schlachten, da aber warf sich Bertha ins Mittel. Aus einem unersichtlichen Grunde
war sie in einer albernen Zärtlichkeit zu dem unnützen Vieh entbrannt. Sie hatte
es Life geannnt und bestand nun darauf, daß es weiter gefüttert werden müsse.
Eines Tages kam ihr zu Ohren, manchen Schweinen schade der beständige Aufenthalt
im Stall. Sogleich öffnete sie ihrem Schützling die Tür und ließ ihn frei im Hofe
der Seemannsbraut herumlaufen. Life verspürte nicht eben viel Vergnügen
dabei. Der kleine Platz glich mit seinem hartgestampften, teilweise sogar gepflasterten

Boden einer Tenne, nirgends gab es eine Pfütze oder Rinne, in die man mit Lust hätte den Rüssel versenken können. Infolgedessen strebte sie ins Weite. Bedächtig und gründlich knabberte sie die Strickschlinge durch, mit der die Pforte nach dem Küchengarten des Süderenderhofes festgelegt war, und ging drüben auf Entdeckungen aus.

Den Ziehbrunnen mit der seifigen Wasserlache davor versparte sie sich auf später und beschnoperte zuerst den Schweinekoben des Hofes, ohne jedoch eine Bekanntschaft nach ihrem Geschmack zu finden. Aber da waren ja die Gemüsebeete des Gartens, schöner, lockerer Boden und darauf üppig grünende Kohlpflanzen mit wundervollem Ansatz. Mit Heller Wonne warf sie sich auf die willkommene Beute, und alsbald begann unter ihrem Rüssel und unter ihren Vorderläufen der Greuel der Verwüstung. Erde und Pflanzen flogen schwarz und grün durch die Luft. Life arbeitete wie ein Pflug und grunzte vor Glückseligkeit.

„Inken!" zeterte mit einem Male Sine. „Inken, komm' schnell!"

Die Bäuerin kam aus der Vorderstube gelaufen. „Mein Gott!" schrie sie. „Schmitts Schwein! So ein Rabenvieh!"

Die beiden Frauen machten sich daran, dem Eindringling mit derben Stecken das Handwerk zu legen. Aber die Sau war nicht feig. Sie nahm die zwei Gegnerinnen an und plötzlich hatte sie Inken zu Boden geworfen. Sine jagte sie zwar mit wütenden Schlägen weiter, aber eine kurze Spanne Zeit sah das Gefecht nicht ungefährlich aus. In diesem Augenblick betrat Lorenz den Garten. Er erblickte sein Weib, das er trotz der langen Entfremdung in allen Ehren hielt und das er in seiner weichlichen Gefühlsduselei aus der Erinnerung der ersten Ehejahre heraus noch immer liebte, auf der Erde bei dem rasenden Tier. Da packte er in heller Wut, was ihm zunächst lag, eine Kartoffelhacke, und schlug blindlings zu. Sofort sprang das Eisen vom Stiel ab, aber der wuchtige Hieb hatte gesessen. Life blutete auf dem Rücken nicht anders wie — nach der Redensart — ein Schwein und flüchtete eilends hinüber auf den rettenden heimischen Hof. Bei der Pforte rannte sie noch Klas Schmitt, der vom Lärm herbeigelockt worden war, jählings über den Haufen, daß er die Beine gen Himmel warf, hinter ihm aber tauchte Bertha auf. Wie ein Dämon, wie ein Erdzwerg stand sie da und schwang die Krücke.

„Ihr Mörder, ihr Mörder!!" kreischte sie, und die Stimme schlug ihr über. „Vor die Polizei müßt ihr, vor's Gericht!"

Und Klas, von wütendem Iähzorn, am meisten seines Sturzes wegen, fortgerissen, vergaß sich und schrie mit ihr: „Ietzt ist es aus. Du Verbrecher, du Sauf«us, du Trunkenbold! Mit keinem Fuß betrittst Du mehr mein Haus!"

Da wurde Lorenz Lorenzen mit einem Male ganz weiß im Gesicht, und inmitten einer plötzlichen, fast verwunderlichen Stille sagte er laut und feierlich: „So soll es sein, so wahr mir Gott helfe!" —

Lorenz hielt sein Gelöbnis. Aber Inkens Sorgen wurden damit nicht geringer.

Eine furchtbare Unrast überfiel den Bauer. Inken, die selber ohne Schlummer lag, hörte ihn in den Nächten ruhelos auf seinem Lager sich wälzen. Bisweilen erhob er sich, kleidete sich leise an und verließ das Haus. Die Frau huschte ans Fenster und schaute ihm nach, wie er querfeldein über die Heide wanderte. Mit dem grauenden Morgen kehrte er dann zurück und lag ein oder zwei Stunden in einer todähnlichen Ermattung.
Eines Tages spannte er die Gäule vor den Pflug und begann die Brache zu pflügen, die den Winterroggen aufnehmen sollte. Er hatte weder Speise noch Trank zu sich genommen, darum lief Inken um die Frühstückszeit mit Brot und Kaffee hinaus. Aber nicht Lorenz pflügte auf dem Acker, sondern der dänische Knecht. Der Bauer hatte sich keuchend vor Erschöpfung am Rain hingestreckt und hielt die Augen geschlossen.
Inken ging mit dem Knecht die Furche wieder zurück, und als sie ganz am entgegengesetzten Ende angelangt waren, fragte sie: „Was hat der Bauer, Lars?"
Der Knecht zuckte die Achseln. „Alle so," versetzte er in seinem maulfaulen Deutsch, „Hogaard in Ribe auch." In Ribe bei Iens Hogaard, der hernach am Trunk zugrunde gegangen war, hatte er zuvor in Dienst gestanden.
„Ia, wie denn?"
„Gleich kaput, — aus."
Er hob die Pflugschar aus dem leichten Boden und ließ die Pferde kehrt-machen. Dann stieß er sie derb wieder in die Erde und wiederholte entschieden: „Aus, ganz aus, futsch."
Besser war es mit Lorenz, wenn er einmal im Dorfkrug eingekehrt war. Hans Rasmussen, der Wirt dort, war ein flinker Kerl, der Herz und Verstand auf dem rechten Fleck hatte. Er war als Koch auf einer Salpeterbrigg dreimal um Kap Horn gefahren und hatte ein schönes Stück Welt gesehen. „Es nützt nichts," sagte er, „wenn so einer ganz aufs Trockene zu sitzen kommt. Ich Hab' erlebt, wie ein Zimmermann angefangen hat ganz fürchterlich zu toben, als er gleich gar nichts mehr bekam." Also brachte er Lorenz bereitwillig das erste und das zweite Glas und wünschte noch: „Wohl bekomm's!" dazu, aber beim dritten sagte er: „Nu is aber Schluß, mein Iung. Gesupen wird in meiner Wirtschaft nicht." Und dabei blieb es.
Die ganze Insel kämpfte auf Inkens Seite gegen Klas Schmitt. Die gast-freundliche Kümmelflasche, die in jeder Küche im Spind stand, für den Fall, daß ein Besuch kam und sich mit einem Kaffeepunsch stärken wollte, war verschwunden, sobald Lorenz Lorenzen einsprach. „Gott, o Gott," hieß es dann, „eben gestern ist er ausgegangen." Und Krämer Iansen, an den sich Lorenz schamhaft um eine ganze Buddel wandte, erklärte zungenfertig: „Ausverkauft, Lorenz, glatt ausver» kauft. Und die neue Sendung ist beim Umladen in den Dampfer verunglückt; das Seil vom Kran ist gerissen. Sechzig Flaschen total kaput. Ein Unglück, Lorenz, ein großes Unglück!"

Wohl oder übel mußte der Bauer sich bescheiden. Die drei Herzstärkungen
im Dorfkrug aber nahm er höchst gewissenhaft zu sich. Hans Rasmussen unterhielt
ihn gut dabei von seinen Reisen, von dem großen Erdbeben im Hafen von Iquique,
und wie er später mal in New Pork im tollsten Gewimmel seinen alten ausgewander-
ten Ohm Christian wiedergefunden hatte. Der Ohm rauchte nämlich aus dem-
selben Pfeifenkopf wie Hansens seliger Vater, denn einstens hatte der Großvater
seinen sechs Jungens die gleichen Pfeifenköpfe, alle mit dem schön gemalten
Westerleuchtturm der Insel, geschenkt. Das konnte Lorenz immer wieder hören,
und Rasmussen erzählte es sehr gern. So war allen beiden geholfen.

6.

Zu Beginn des Oktobers setzte nach einem wundervoll sonnigen windstillen
September eine Zeit der Stürme und des Regens ein. Trotz der Kälte gab es sogar
Stunden, in denen Gewitter, aufzogen und der Donner in das wilde Wüten der
Böen hineingrollte.

Unruhiger denn je schlich Lorenz in diesen Tagen durch das Haus. Die zwei
Frauensleute und der Knecht enthielten sich jeglicher Ansprache, denn jedes Wort
konnte ihm mißfallen und einen maßlosen Wutausbruch hervorrufen. Er, der fast
nichts mehr aß, raste vor Zorn und stürzte den Tisch mitsamt allem Geschirr um,
noeil eine Brühe, von der er einen Löffel gekostet hatte, versalzen war. Er stieß
«üfte Drohungen aus gegen alle möglichen Leute, die er sich feind wähnte, am
«leisten aber immer noch gegen Klas Schmitt. Wegen des verwüsteten Kohl-
gartens hatte er in einem Prozeß von ihm Schadenersatz gefordert, und der Wirt,
hatte natürlich mit einer Gegenklage wegen des verletzten, übrigens längst wieder
genesenen Schweins geantwortet. Es war entschieden worden, die Gegner sollten
ihren Schaden wechselseitig aufrechnen, aber das war weder nach des einen noch
uach des anderen Sinn. Beide wollten vielmehr etwas heraushaben, und be-
sonders Lorenz versteifte sich darauf, Berufung einzulegen, obwohl der Anwalt
es widerriet. Einen ganzen Nachmittag lang versuchte er es, dem Advokaten die
besseren Gründe, aus denen eine Berufung unbedingt Erfolg haben müsse, in einem
weitschweifigen Briefe darzulegen. Als ihm gemach das Tageslicht gebrach, gab
«r sein Bemühen scheltend auf, nahm die Mütze und lief ins Dorf zu Rasmussen.

Inken saß am Abend müßig in der Küche. Sie hatte die Lampe nicht angesteckt
und sorgte im Finstern vor sich hin. Sine war nach dem Vieh sehen gegangen;
«bwohl es seit dem Michaelistage frei auf den Wiesen und Brachen lief, pflegte
sie doch allabendlich die Schafe in die Nähe des Hofes zu treiben, damit sie unter
dem Strohdach sich ins Trockene ducken konnten, wenn der Regen es gar zu bös
trieb. Der Sturm riß ihr fast die Tür aus der Hand, als sie zurückkehrte. „Lorenz
»st nicht hier?!" fragte sie sofort.

„Nein. Er ist bei Rasmussen, denk' ich."

Sine schüttelte den Kopf. „Im Krug war alles dunkel. Aber drüben am Wall
stehen zwei. Der eine ist Klas Schmitt, er hat die Schürze um, der andere —?"
Die beiden Frauen drängten sich ans Fenster: — ja, das war Lorenz' Mütze,
das seine blaue Iacke. Da hielt es Inken nicht. Sie stieß das Fenster auf und rief
grell in das Unwetter hinaus: „Lorenz! Lorenz!"
Der Regen stürzte herein, und sie mußte den Flügel wieder schließen. Aber
die zwei Männer am Wall trennten sich sogleich.
Ein paar Augenblicke später trat der Bauer in die Küche. „Was ist?" rief er
mit vor Wut bebender, seltsam dunkler Stimme. Die Frauen schwiegen. Da
warf er nach seiner Art die triefende Mütze auf die Diele und ging schweren Schritts
in die Kammer, um sich seines nassen Zeugs zu entledigen.
Am Abendtisch, bei der Lampe, tat er sehr aufgeräumt. Er berichtete, daß
Rasmussen zu einer Taufe über Land gewesen sei, aber auf dem Rückwege vom
Krug habe sich ihm Klas Schmitt geradezu in den Weg gestellt. „Er ist doch ein nobler
Kerl," fuhr er fort. „Freiwillig zahlt er mir zwanzig Mark, denn — haha! —
er hat mir's gestanden: die Sau hat wohl zuviel Blut gehabt, jetzt erst, nach meinem
Aderlaß, hat sie stilliegen gelernt und wird fett."
Nach einem langen Schweigen zwang sich Inken langsam zu der Frager
„Aber hinüber gehst Du doch nicht wieder?"
Lorenz schaute ihr schräg ins Antlitz. Er gewahrte ihre tödliche Angst, und selbst
erleichtert durch die Aussicht, seinem Laster wieder einmal die Zügel schießen
lassen zu können, empfand er Mitleid mit ihr. „Nun," antwortete er, „heute wohl
nicht. Aber vielleicht morgen. Das will ja der Anstand, nachdem Klas doch so
nobel gewesen ist."
Die Frau sank kraftlos in sich zusammen. Sine aber schob den Stuhl harv
hinter sich, eine Weile schien es, als wolle sie etwas erwidern, — dann aber ginA
sie stumm hinaus.
„Was hatte sie denn?" fragte Lorenz verdutzt.
Inken neigte den Kopf.
Der Bauer hatte gute Laune und brummte nur: „Verrückt! Ein ganz ver-
rücktes Frauenzimmer!"
Tags darauf wuchs der Weststurm zum Orkan. Die Mauern zitterten unter
seinen Stößen, und von den Dünen her, die wohl an tausend Meter vom Dorfe^
entfernt lagen, spritzte der Sand an die Scheiben. Wer das Haus zu verlassen ge-
zwungen war, mußte sich draußen gleichsam gegen eine Wand stemmen. ?oll
um Zoll mußte er die Füße vorwärtskämpfen und aller Schritte sich umkehren^
weil ihm der Wind die Lebensluft vom Munde wegriß.
In der Frühe gegen sechs Uhr war die Zeit der höchsten Flut gewesen, aber der
Sturm ließ mit der Ebbe nicht nach. Zollwächter Strack, der trotz allem seinen
Dienstgang längs des Strandes hatte ableisten müssen, berichtete, die Flut lecke
bereits am Abhang der Dünenkette empor und steige noch zusehends.

Der lächelnde Wirt
Franz Adam Beyerlein
Nach dem Mittagessen löschte Sine das Feuer. Der Rauch wurde von obenher wieder in den Schornstein gedrückt und erfüllte den ganzen Küchenraum. Die beiden Frauen flüchteten in das Südzimmer. Inken war von dem Wetter erschüttert; sie zuckte zusammen, wenn ein besonders rasender Stoß von rückwärts durch die Ritzen der Wände fuhr und auch auf der Leeseite an Schlössern und Türen rüttelte, und stöhnte "mmerzu vor sich hin: „Herr, Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!" Aber auch die Magd hielt die Hände müßig im Schoß; der Strickstrumpf blieb zusammengewickelt, und die sonst so rastlosen Finger stachen nur immer wieder ein und dieselbe Nadel durch Gewebe und Knäuel.
Ueber Lorenz aber war mit dem Sturm ein fast übermütiges Hochgefühl gekommen. Behender als sonst schritt er im Zimmer hin und wieder, und jeder Angriff des Nordwests entlockte ihm nur ein prahlerisches Lachen. Lars, den Knecht, hörte man in seiner nach Osten gewendeten Kammer Harmonika spielen, die zwei einzigen Stücke, die er gelernt hatte, stets nacheinander, — den „tapperen Landsoldaten" und das deutsche Flottenlied.
„Er soll aufhören!" fuhr Inken endlich in die Höhe.
„Warum denn?" rief Lorenz lustig. „Ie mehr Musik, desto besser."
Draußen herrschte ein graues ungewisses Licht. Ie nach dem pfeilgeschwinden Ziehen der Wolken erschien die Heide bald hell, bald dunkel. Wenn eine Regenbö herniedergeschleudert wurde, war es, als lege sich eine Wand aus weißem undurchsichtigem Glas um das Haus.
Die Dämmerung sank schon herab, da gab es in der Nachbarschaft ein ungeheures Getöse. Gleich darauf wehte ein ungefüger großer Gegenstand über den Grasfleck vor dem Hof.
Lorenz patschte sich ausgelassen auf die Knie. „Seht mal, seht mal!" rief er. „Das ist Hermann Stracks Laube."
Er irrte sich nicht. Als ein Ganzes hatte der Sturm die Gartenlaube des Zollwächters losgewuchtet; nun tanzte sie in tollen Sprüngen über die Heide, bis sich die Streben und Nägel lösten und der seltsame hüpfende Würfel in sich zusammenkrachte. Bisweilen blinkte weit draußen noch eines der weißgetünchten Bretter auf.
(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Rundschau.

Bon P. Hoche.

Kriegspädagogik.

Es wird in der Zeit nach dem Kriege eine reizvolle Aufgabe sein, festzustellen, wie der große Kampf die deutsche Wissenschaft angeregt hat. Auch in die» ser Beziehung dürfte sich der Krieg als der große Schöpfer und Erneuerer er» weisen. Auf manchen Gebieten militärischer Natur verlangen es die Umstände, daß die durch den Krieg gewonnenen Ergebnisse zurzeit noch geheim gehalten werden, vielfach jedoch spielen sich die geistigen Kämpfe in breiter Of» fentlichkeit ab, und Forderungen beginnen sich durchzusetzen, die jedermann teilnahmsvoll verfolgen kann. Hingewiesen sei hier im besonderen auf die deutsche Erziehungswissenschaft. Es dürfte nicht das geringste Verdienst des Weltkrieges sein, daß er die Augen für die Wichtigkeit einer sorgsamen, der bestmöglichen Erziehung geschärft hat, denn sie ist das Mittel schlechthin, wo» durch es uns gelingen wird, uns auch in Zukunft gegen eine Ubermacht zu behaupten. Es darf mit Genugtuung festgestellt werden, wie gerade jetzt mitten in den furchtbaren Wettern des Krieges ein reiches Grünen und Blü» hen auf dem weiten Felde der Pädago» gik herrscht, wie unzählige Hände daran sind, das stolze Gebäude zukünftiger deutscher Erziehung aufzurichten. Es handelt sich um eine Unmenge von Problemen, die der Krieg aufs neue zur eifrigen Diskussion gestellt hat. Selbst der Fachmann ist kaum imstande, sie und ihre Erörterung genau zu verfolgen. Daher ist es ein Verdienst, wenn Walter Ianell im Verein mit W. v. Hauff, Georg C. Kik und Otto Nothdurft versucht haben, den ungeheuren, im Fluß sich befindlichen Stoff zu gruppieren und zu sichten und die wichtigsten Anregungen und Lösungen wiederzugeben. Wenn sie dabei selbst ihre Meinung am Schlusse eines Abschnitts niederlegen, so ist das dankbar zu begrüßen. Sie scheinen mir dabei nach dem Worte ge» handelt zu haben: Prüfet alles, und das Beste behaltet.

Das Buch „Kriegspädagogik" (Akademische Nerlagsanstalt, Leipzig, 416

Seiten) bezieht sich in der Hauptsache
ai'.s unsere Schule, und zwar in der Re-
gel ans die höhere. Es geht die einzel-
nen Fächer durch und hält genaue Um-
schau über das, was der Krieg bejaht
oder verneint hat, was er verwirft und
fordert. Für den Fachmann ist es
äußerst interessant, an so vielen führen»
den Persönlichkeiten vorübergeführt zu
werden, aber auch jeder andere, der teil»
nimmt an dem Geistesleben unserer Zeit,
wird mit Interesse wahrnehmen, wie
sich die mannigfaltigen Forderungen des
Tages in den Gemütern deutscher
Männer widerspiegeln. Man muß es
den Verfassern lassen, daß sie sich mit
außerordentlichem Fleiß ihrer Aufgabe
unterzogen und vieles zusammengetra-
gen haben, was nicht nur in der deutschen
pädagogischen Fachpresse, sondern auch
in Tageszeitungen und Zeitschriften
niedergelegt worden ist. Es dürfte hier
besonders von Interesse sein, zu erfah-
ren, welche pädagogischen Forderungen
dieser Krieg an unsere Zeit stellt. So-
viel ist sicher, daß wir nach diesen Tagen
des Kampfes nicht nur eine allgemeine
menschliche, sondern auch eine mehr als
bisher bewußt deutsche Erziehung trei-
ben müssen. Diese Forderung wird so»
gar an den Religionsunterricht gestellt.
„Wenn es einem Lehrer besser gelingt,
in seinen Schülern den Wunsch zu
wecken, so zu ihrem Gott zu stehen, wie
Luther, Arndt und Bismarck, als wie
Mose, David oder Ieremia, dann wäre
es schädlich, wenn man es ihm verweh-
ren wollte, weil Mose in den Zeittafeln
etwas vor Bismarck steht." Für den
Deutschunterricht klingen die Forderun-
gen der Kriegspädagogik dahin aus, daß
dieser Unterricht eine Kunde des deut-
schen Wesens werde. Sehr gut! Also
Betonung der vaterländischen Gesichts-
punkte! Enge Verbindung mit Ge»
schichte und Erdkunde! Geschichte: „Die
Gegenwart erschloß die geistigen Augen
für das Vergangene." „Ietzt versteht
und fühlt der Knabe und Iüngling un-
endlich aus der Geschichte, was vor dem
Kriege keine persönliche Teilnahme in
ihm hatte erzeugen können, jetzt geht ihm
das Verständnis für Heldentum und
persönliche Hingabe auf, Staatsgesin-
nung regt sich in ihm, jetzt lernt er die
gewaltige, allumfassende Bedeutung der
Wehrpflicht kennen, jetzt wird ihm Krieg
und Schlacht deutlich." Der Geschichts-
unterricht muß erstreben: historischen

Sinn, historisches Denken, historisches Urteil und historischen Willen. „Kein Unterrichtsfach hat durch den Krieg so unmittelbare Förderung erfahren, wie die Erdkunde." Ganz besonders muß in Zukunft die Wirtschaftsgeographie getrieben werden; sie soll lehren, die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu verstehen. Gut so. Da ferner Ausgangspunkt wie Mittelpunkt Deutschland ist, so wird die „Erdkunde eine Verkünderin von deutscher Kraft und Tat" und eine Werberin für den Gedanken des „größeren Deutschlands". Schlecht erfüllen kann sich wohl die Fordernug des Verfassers, für Geschichte wie für Erdkunde eine Stundenvermehrung herbeizuführen. Dagegen ist eine Wochenstunde auf der Oberstufe entschieden zu wenig. Bei den alten Sprachen tritt Ianell für die Beibehaltung ihrer bisherigen starken Stellung ein, da sie einen notwendigen und wertvollen Bestandteil unserer Kultur bilden. Von den neueren Sprachen hält W. v. Hauff besonders das Englische von größter Bedeutung und zwar aus praktischen Gründen. Es soll durchs Sprechen erlernt werden. Bis zur Untersekunda genügt eine Sprache. Ie nach den Umständen soll auch das Russische, Türkische oder Spa» nische berücksichtigt werden. In der Physik bedingen die kriegsbetonten Stoffe keine Änderung des Lehrzieles, doch wird der erzieherische Wert des Physikunterrichts in seiner Beziehung zu standhafter vaterländischer Gesinnung noch nicht richtig eingeschätzt. „Beim militärischen Geländezeichnen ist

in erster Linie das Ziel der Schule, in zweiter Linie die spätere militärische Verwendbarkeit zu berücksichtigen."

In durchaus ruhiger und zutreffen» der Weise sprechen sich die Verfasser noch über die Kapitel: Militärische Übungen, Schulzucht, Berechtigungen und Prüfungen, Schule und Haus, Schulfeiern, Lehrerbildung und Schulaufsicht aus und betonen, daß es dabei keiner grundstürzenden Neuerungen, sondern ruhiger Weiterentwicklung bedürfe.

Ein Anhang enthält interessante pädagogische Mitteilungen aus Frank» reich und England, die auch der Nichtfachmann mit Teilnahme verfolgen wird.

Den Schluß des Buches bildet ein Verzeichnis von 50 Seiten, worin ein großer Teil unserer Kriegspädagogik niedergelegt ist. Als Auskunftsmittel dürfte dieser Nachweis manchem Suchenden gute Dienste leisten.

Die Kriegspädagogik ist noch nicht abgeschlossen. Aber das vorliegende Werk orientiert gut über die bisher lebendig gewordenen Strömungen. Leider bezieht es sich mit Absicht nur auf die höheren Schulen. Es wäre nur zu wünschen, daß es bald seine Ergänzung für die Volksschulen fände.

Rundschau der Kriegsliteratur XXII.

Von Dr. Zur. Kurt Ed. Imberg.

Es sei zunächst auf eine Sammlung hingewiesen, die in einer Reihe von Schriften „Die russische Gefahr" für Deutschland und seine Verbündeten zu beweisen sucht. Sie wird von dem bereits oft an dieser Stelle genannten Paul Rohrbach herausgegeben und erscheint im Verlage von I. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. Die in zwangloser Folge erscheinenden Hefte bieten Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte, sie verfolgen alle den Zweck, an Hand russischer Quellen und eines zahlreichen, nur wenig oder gar nicht bekannten Materials nachzuweisen, daß ein unwesentlich geschwächt aus dem Kriege hervorgehendes Rußland auch in Zukunft eine ständige Gefahr für seine westlichen und südwestlichen Nachbarn bilden wird, daß weitere Kriege dem jetzigen Kriege folgen werden, um Rußlands Ländergier zu befriedigen, die anscheinend immer größer wird, je mehr Quadratmeilen der russische Bär

verschlungen hat.
Diesen Ausdehnungsdrang unseres östlichen Nachbarn behandelt im 1. Heft Richard Pohll „Rußlands Ländergier". — Der Verfasser schildert im ersten Kapitel dieser Schrift den aus dem russisch-japanischen Kriege bekannten General Kuropatkin an Hand seiner eigenen Schriften als Vertreter des russischen Eroberungsgedankens. Das zweite Kapitel bietet eine auszugsweise wiedergegebene Denkschrift Kuropatkins an den Zaren, in der eine historische Uebersicht über die Zunahme der Wehrkraft Rußlands und der Staaten Westeuropas und die Taten der russischen Armee in den letzten 2(X) Iahren dargelegt werden. Zweck dieser geschichtlichen Uebersicht ist der Versuch, den Nachweis zu erbringen: Rußland ist an seiner Westfront durch das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen bedroht. Rußlands politisches Ziel muß immer der Besitz der Dardanellen sein. Der Weg dorthin führt bekanntermaßen über Berlin und Wien; infolgedessen ist der Krieg mit Deutschland unvermeidlich. Daß Kuropatkin diesen Krieg als einen russischen Verteidigungskrieg ansieht, bedarf wohl weiter keiner Erläuterung.
Auf dieses „Endziel Rußlands" weist auch das 2. Heft von Arel Schmidt

hin, das u. a. ein interessantes ökonomisch-politisches Kapitel aus der Feder von G. Hermann über „Die wirtschaftlichen Grundlagen des Kampfes um die Dardanellen" enthält, in dem Hermann darlegt, „wie sich innerhalb Rußlands seit dem Ausgang der siebziger Iahre der Schwerpunkt der russischen Wirtschaft aus Nord- und Mittelrußland nach dem Süden verlegt und wie diese Entwicklung wächst und weiter zunehmen wird". Dort im Süden liegt also der Schwerpunkt der russischen Macht. Dort muß der Koloß getroffen werden, soll der Schlag von dauernder Wirkung sein. Da für den ganzen südrussischen Erport die Dardanellen von äußerster Wichtigkeit sind, so läßt sich verstehen, wie viel Wert Rußland darauf legt, die Schlüssel für den Schwarzmeerhandel in die Hände zu bekommen, die in Konstantinopel verwahrt liegen. Auch die übrigen Kapitel bieten viele interessante Ausführungen, auf die näher einzugehen hier leider nicht möglich ist.

Das 3. Heft „Aus den Geheimprotokollen des Zaren" enthält die stenographische Niederschrift der Beratungen, die 1905 unter Vorsitz des Zaren im Schlosse zu Peterhof über die Einführung der ersten russischen Verfassung stattfanden. Diese „Geheimprotokolle" existierten nur in zwei Exemplaren, von denen das eine aus dem kaiserlichen Archiv entwendet und veröffentlicht wurde. Die wichtigsten Abschnitte dieses merkwürdigen, hochinteressanten Dokuments sind mit einem ausführlichen Kommentar in dem 3. Heft der Rohrbach'schen Sammlung enthalten. In diesen Beratungen, bei denen die Teilnehmer ganz unter sich zu sein glaubten, offenbart sich die Hohlheit und politische Gewissenlosigkeit der Kreise, die bis vor wenigen Wochen in Rußland die maßgebende Rolle gespielt haben, in der schlagendsten, klarsten Weise.

Das 4. Heft, das den Titel „Russische Selbstzeugnisse der Feindschaft" führt, hat den Herausgeber Paul Rohrbach zum Verfasser. Das Schwergewicht dieser Veröffentlichung liegt in dem die ganze Vorgeschichte des Krieges von der russischen Seite her aufhellenden Eingeständnis des Führers der russischen Liberalen, Miljukow, Serbien habe ein Recht gehabt, auf die russische Hilfe zur Erlangung seiner

„nationalen Einheit" zu zählen, d. h. zur Zertrümmerung Österreich-Ungarns. Hiermit sind die Unvermeidbarkeit des Krieges und das russische Verschulden an seinem Ausbruche bewiesen. Außerdem enthält das Heft noch eine Reihe weiterer „Zeugnisse", die zum Teil von großem Interesse sind: so z. B. den Plan der führenden russischen liberalen Partei, der Kadetten, Ostdeutschland an Polen zu geben und dadurch indirekt an Rußland zu bringen. Ferner seien die Auszüge aus dem amtlichen Bericht des russischen Landwirtschaftsministers Kriwoschein über den Stand der Agrarreform unmittelbar vor dem Kriege erwähnt, aus denen die realen Grundlagen der russischen Gefahr klar und deutlich hervorgehen, nämlich die ungeheure Zunahme der Volksvermehrung und allgemeinen wirtschaftlichen Stärke, die für Rußland von der Vollendung der Landreform zu erwarten steht.

Mit dem finnischen Problem beschäftigt sich das 5. Heft: „Die nordische Brücke" von R. Norrlandcr und S. Sario. Die Verfasser zeigen, was Finnland während des Weltkrieges für die Verbindung zwischen Rußland und seinen Verbündeten im Westen bedeutet hat, und was es in Zukunft bedeuten wird, wenn es russisch bleibt. Finnland ist als Hauptpfeiler der zukünftigen russisch-englischen Verbindungsbrücke über Skandinavien und das Nordmeer in Aussicht genommen, es soll ein Hauptstützpunkt der großen englischen Zukunftspolitik sein, um

Deutschland auch von Norden her ein-
zukreisen.
Im letzten bisher erschienenen Heft
„Die russische Gefahr im deutschen
Hause" wendet sich Professor Dr. I o -
Hannes Haller gegen die in
Deutschland vorhandene „Russophilie",
besonders gegen den bekannten Professor
an der Berliner Universität Professor
Hoetzsch, der durch seine politischen
Mittwoch-Artikel in der Kreuz-Zeitung
weiten Kreisen bekannt geworden ist.
Wir können den Ausführungen Hallers
in sehr vielen Punkten nicht beipflichten,
obwohl auch wir im Osten die für uns
größte und dauerndste Gefahr erblicken;
nichtsdestoweniger ist auch dieses Heft
lesenswert, wenn auch nicht zu leugnen
ist,daß derVerfasser einen ruhigeren Ton
bei der Führung seiner Polemik hätte
wahren können. Seine treffenden Wider-
legungen der Hoetzsch'schen Ansichten
hätten dadurch keineswegs an Bedeutung
verloren. Wir hoffen, noch später ein-
mal Gelegenheit zu finden, des Näheren
auf die Kontroversen Hoetzsch-Haller
eingehen zu können. ^
Wenn auch die jüngsten Ereignisse
im „Zarenreiche a. D." manches, was
in den vorliegenden Heften niedergelegt
ist, überholt haben, so werden sie doch
von dauerndem historischen Interesse
und Wert bleiben.
« O ,
In einer kleinen Schrift „Livland,
Rußland und wir", die bei C. Bertels-
mann in Gütersloh erschienen ist, gibt
Dr. Mar Köhne zunächst eine
knappe, warm geschriebene Uebersicht
über die livländische Geschichte, der eine
Schilderung von Land und Leuten folgt.
Der Verfasser sucht darzulegen, daß das
ehemals deutsche Land „um unserer
Ehre, unserer Sicherheit, unseres Lebens
willen" wieder deutsch werden muß.
Die „Deutsche Vorderasien-Gesell-
schaft" läßt im Verlage Eduard Gaeblers
Geographisches Institut, Leipzig, eine
neue Schriftenreihe „Länder und Völker
der Türkei" erscheinen, die von dem be-
kannten Orientschriftsteller Dr. Hugo
Grothe herausgegeben wird. Bis-
her liegen sechs Hefte dieser Schriften-
reihe vor. Das erste Heft „Das arabische
Element in der Türkei", das Ewald
Banfe zum Verfasser hat, versetzt
uns in den südlichen Schauplatz Vorder-
asiens; mit knappen, sicheren Strichen
zeichnet Banse die Hauptbewohner jener

Gegenden nach Sinnesart und politischen Regungen, Bemerkungen, die angesichts der heißen Kämpft, die dort zwischen Türken und Engländern ausgefochten werden, und im Hinblick auf die englischen Versuche, die Araber an sich zu ketten, von besonderem Interesse sind. — In dem Büchlein „Palästina. Volk und Landschaft" skizziert Major Franz Karl Endres, der sich in den letzten Iahren wiederholt als guter Beobachter orientalischen Lebens und als tüchtiger Schriftsteller des Orients gezeigt hat, Natur und Bewohner des heiligen Landes, wobei er dem jüdischen Element in jenen Gegenden eine vorurteilsfreie Betrachtung widmet. — Professor Dr. Enno Litt mann schildert die „Ruinenstätten und Schriftdenkmäler Syriens" und gibt einen Uberblick über die wechselvolle Geschichte dieses Landes an der Hand der noch heute mehr oder minder eindringlich redenden Zeugnisse von der assyrischen Jeit her bis zu derjenigen der muslimschen Herrscher des 8. Iahrhunderts unserer Zeitrechnung. — Den Besitzstand deutschen Humanitären Schaffens im Orient vergegenwärtigt Professor Dr. Goebel in der durch interessante Bilder geschmückten Arbeit „Die deutschen Krankenhäuser im Orient", und schließlich zeigt Dr. Karl Dieterich in der Schrift „Christlich« orientalisches Kulturgut der Türken", was diese nach der Eroberung Konstantinopels äußerlich und innerlich von

ihren Vorgängern am Bosporus, den Byzantinern, angenommen haben.

Das 22. Heft der in A. Mareus und E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" bringt eine Arbeit des Bonner Bankdirektors Iulius Steinberg über „Deutschlands Kriegslasten und seine wirtschaftlichen Kraftquellen". In anregender und allgemein verständlicher Weise behandelt der Verfasser u. a. die Kriegskosten und Reichsschulden, Maßregeln zur Deckung, die Zunahme der mechanischen Kraftquellen, die Steigerung der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion, die Frage nach ertragsreichen Steuern und Reichsmonopolen. Der enorme Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens in den letzten Iahrzehnten wird an der Hand zahlreicher Beispiele aus Industrie, Handel und Landwirtschaft gezeigt und dargetan, daß unsere Kriegswirtschaft dank unserer großen finanziellen und wirtschaftlichen Kraftquellen eine vollständig gesicherte ist, und daß wir trotz der schweren Opfer, die uns der Weltkrieg auferlegt, vertrauensvoll in die Zukunft blicken können.

Zwölf interessante Aufsätze über „Uberseepolitik oder Kontinentalpolitik" veröffentlicht Georg Wilhelm Schiele in I. F. Lehmanns Verlag in München. Sie beabsichtigen nicht, ein vollständiges Programm der Kriegsziele zu geben, die wir zu erreichen streben müssen, sondern sie wollen nur die eine Frage sicherstellen, ob Deutschland in erster Linie Überseepolitik treiben soll oder Kontinentalpolitik. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß wir zunächst unsere kontinentale Basis verstärken müssen; nur auf Grund einer starken Stellung auf dem europäischen Festlands werden wir in der Lage sein, auch erfolgreiche Uberseepolitik treiben zu können.

Über die Folgen des U-Bootkrieges äußert sich der italienische Marinekritiker Giorgio Molli, der in seiner Heimat den Ruf einer ersten Autorität genießt — oder zum mindesten bis zum Kriege genoß; denn wer weiß, ob er heute noch als Autorität angesehen wird, wo er nicht alles durch die Ententebrille sieht. Der Verfasser beginnt mit einem kurzen historischen Rückblick, worin dargelegt wird, daß England seine Vormachtstellung zur See neben der Tüchtig-

keit seiner Seeleute zum großen Teil unverdienten Glücksfällen zu verdanken hat. Sodann finden wir ausführliche Erörterungen über die maritimen Verhältnisse, von denen England heute abhängt, über die begrenzten strategischen Verwendungsmöglichkeiten der großen Schlachtflotte, über den sich fortgesetzt erweiternden Wirkungskreisder U-Boote. Ein interessantes Kapitel bildet eine Betrachtung der auf allerlei Spezialschiffe angewiesenen englischen Schifffahrt, deren wichtigste Tonnage für Handelszwecke in den langsam fahrenden sog. Tramps besteht, die man die Begründer des britischen Wohlstandes nennen muß. Wie hinfällig die Behauptungen Englands sind, es könne die versenkten Schiffe während des Krieges durch Neubauten ersetzen, ergibt sich untrüglich aus den Darstellungen des Verfassers, die uns zeigen, wie rettungslos die feindlichen Schiffe dem Verderben preisgegeben sind, wenn der U-Bootkrieg in ferne Meere getragen wird, wo für die Handelsschiffe bequeme Stützpunkte fehlen, und damit die Organisation einer rationellen Verteidigung zur Unmöglichkeit wird, trotz der Bewaffnung, von der jetzt so viel die Rede ist.

In der vom Verlage Friedrich Andreas Perthes in Gotha herausgegebenen „Kleinen Völker- und Länderkunde" ist aus der Feder des Grazer StaatsrechtsprofessorsOr. OttoFrei-Herrn von Dungern der zweite Band „Rumänien" erschienen. In kurzen, treffenden Worten wird hier

dem Leser, der sich schnell und doch eingehend über Rumäniens Land und Leute zu unterrichten wünscht, eine Fülle von interessantem Material geboten. Die Dungern'sche Darstellung wird unzweifelhaft viel dazu beitragen, die Kenntnisse über Rumänien zu vermehren und vor allen Dingen auch weiteren Kreisen das für uns wirtschaftlich höchst bedeutunngsvolle Land näher zu bringen.

Literaturgeschichtliche Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Richard M. Meyers nachgelassenes Werk.

Vor einigen Iahren, als der Streit um den Lehrstuhl Erich Schmidts noch in vollem Gange war, veröffentlichte der bekannte Literarhistoriker Heinrich Meyer-Benfey in der „Frankfurter Zeitung" einen Aufsatz über „Die gegenwärtige Lage der deutschen Literatur» Wissenschaft". Er brachte die Berliner Verhältnisse in Zusammenhang mit dem allgemeinen Niedergang der literarhistorischen Forschung, der nach seiner Ansicht seit den Tagen Wilhelm Scherers besteht. Scherer habe die deutsche Literaturwissenschaft „auf das tote Gleis geschoben". Die philologischen Verdienste der Schererschen Schule, der ja Erich Schmidt selbst angehörte, stellte Meyer-Benfey natürlich nicht in Abrede. Aber sie hat nach seiner Ansicht nichts hervorgebracht, was ihren Ruf auch nur einigermaßen rechtfertigen könnte. „Das Ergebnis der jahrzehntelangen Herrschaft dieser .historischen' Schule ist, daß wir nicht eine einzige Geschichte der deutschen Literatur haben, die den Bedürfnissen der Wissenschaft genügt .... Eben so wenig hat uns die Scherersche Schule eine Gesamtdarstellung einer einzelnen Periode oder einer Gattung der deutschen Literatur geschenkt. . . Alles, was wir überhaupt an Geschichtswerken größeren Stils besitzen, stammt aus der älteren, vorschererschen Zeit." So klagte damals Meyer-Benfey. Nicht Literar» historiker, so hieß es in seinem Aufsatz, hätten in den letzten Iahren die Literaturgeschichte durch Darstellungen gefördert, sondern Philosophen; Meyer-Benfey wies vor allem auf Eugen Kühnemanns Werke über Herder und Schiller hin.

Gelöst ist die Frage der Nachfolge

Erich Schmidts noch immer nicht. Wir betrachten sie aber jetzt ruhiger; und so hat denn die Verschleppung dieser Angelegenheit doch einen Nutzen gehabt. Zuzugeben ist, daß wir erschreckend wenig Literarhistoriker haben, die imstande sind, eine lesbare, lebensvolle Darstellung gar nicht etwa der gesamten Geschichte unserer Dichtung, sondern nur eines engbegrenzten Zeitraumes, einer Gattung oder einer Persönlichkeit zu geben. Falsch wäre es aber, wollte man mit Meyer-Benfey die Scherersche Schule dafür verantwortlich machen. Die Fähigkeit literarhistorischer Darstellung (mit Absicht gebrauche ich immer wieder dieses recht anspruchsvolle Wort) beruht weder auf der Zugehörigkeit zu einer „Schule", noch kann sie durch eine „Schule" unterbunden werden. Sie beruht nur auf der Persönlichkeit. Wie oft diese allerdings nur durch äußere Umstände an ihrer freien Entfaltung behindert wird, läßt sich schwer feststellen. Sicher ist, daß Kollegs, Seminarien und Eramina manchem Hochschullehrer die Möglichkeit ruhigen Gestaltens und zusammenfassender Darstellung seines Stoffes rauben. Liegen die Umstände einmal günstiger, dann gibt es meist für Fernerstehende Überraschungen. Ich will hier

an Theodor Siebs' prächtiges Werk
über Hermann Allmers erinnern, das
1915 erschienen ist. Das ist sicherlich
allen denen ganz überraschend gekom-
men, die nur von der sprachwissenschaft-
lichen Tätigkeit des Verfassers Kennt-
nis hatten; es hat aber gezeigt,
daß an unseren Universitäten doch noch
Männer wirken, die zu literarhistori-
scher Darstellung berufen und befähigt
sind. So kommt in das düstere Bild,
das Meyer-Benfey vom Stande der
deutschen Literaturwissenschaft entwor»
fen lM, doch etwas Licht.
Vielleicht nicht jedem zünftigen Lite-
rarhistoriker, gewiß aber jedem Litera-
turfreund, hat sich beim Lesen der obigen
Abschnitte der Name des Mannes auf
die Lippen gedrängt, dem dieser Aufsatz
in der Hauptsache gewidmet ist. Hat-
ten wir nicht, so mag seine Frage lau-
ten, hatten wir nicht Richard M.
Meyer? Hat Meyer-Benfey an seine
„Deutsche Literatur des 19. Iahrhun-
derts" gar nicht gedacht, als er sein
Anathema über die gegenwärtige Lite-
raturwissenschaft Deutschlands aus-
sprach? Noch mehr: Richard M.
Meyer war doch einer jener Schüler
Wilhelm Scherers; wie sollen Meyer-
Benfeys Vorwürfe gegen diese auf ihn
passen? Die Antwort ist leicht zu ge-
ben, wenn man in den oben angeführ»
ien Worten Meyer-Benfeys das Haupt»
gewicht auf die Worte legt: eine Litera-
tt>rgeschichte, „die den Bedürfnissen der
Wissenschaft genügt". Den Bedürfnis-
sen der Wissenschaft zu genügen —
welch unendlich weitgestecktes Ziel kann
das sein! Aber sehen wir dieses Wort
genauer an: was heißt das denn, den
Bedürfnissen der Wissenschaft genügen?
Doch wohl zweierlei: entweder es heißt,
dem Stande der Wissenschaft entspre-
chen. Wenn nur über diesen „Stand"
Einmütigkeit herrschte! Schließlich
wäre das nichts als die alte Wendung:
das Buch steht auf der Höhe. Fragt sich
immer nur, wie lange. Oder aber, den
Bedürfnissen der Wissenschaft genügen
heißt, dem Gelehrten alles bieten, was
er braucht. Ia, aber wozu denn?
Wenn dem „Bedürfnis der Wissen-
schaft" Genüge getan ist, hat das For-
schen eben ein Ende; so wie man sich
befriedigt in die Sofaecke setzen kann,
wenn man ein Rätsel gelöst hat. In
dem Augenblick aber, in dem die Wis-
senschaft nun doch fortschreitet, ist es

um das „Genügen" geschehen. Sinn»
voll ist also diese Auslegung des Wortes
noch weniger als die erste. Viel steckt
auf keinen Fall hinter jenem Diktum
Meyer-Benfeys. Iede wissenschaftliche
Leistung muß natürlich ihrer Wissen»
schaft genügen; nicht sie abschließen,
aber einen brauchbaren Baustein zum
erhabenen Gesamtbau abgeben. Die
scheinbar ganz geringfügige Sonder-
untersuchung über den abgelegensten Ge-
genstand erhält Wert, wenn sie ihrer
Aufgabe eingedenk bleibt, „immer zum
Ganzen zu streben". Wie steht es aber
mit der zusammenfassenden Darstellung
in der Literaturgeschichte? Auch sie ist
nicht ohne weiteres „ein Ganzes"; auch
sie muß sich einem Ganzen „als dienen-
des Glied" einfügen, der Geistesge-
schjchte der Menschheit. Ia, selbst diese
Geistesaeschichte ist wieder höheren
Zwecken dienstbar. Worauf kommt es
also bei dieser Sachlage für die Litera-
turgeschichtsschreibung an? Doch allein
auf die Herausarbeitung geistiger Zu-
sammenhänge und geistiger Eigentüm-
lichkeiten, nicht auf die Aufspeicherung
unendlichen Stoffes! Ein Werk, das
diesem Grundsatz folgt, wird natürlich
dem Gelehrten nicht als Nachschlage-
buch dienen können. Es wird überhaupt
nichts sein für alle die, welche von einer
Literaturgeschichte nur gelegentlich Be»
lehrung verlangen, als wenn die Lite-
raturgeschichte ein Konversationsleri»
kon wäre. Nur der wird von ihm Ge-
winn und an ihm Vergnügen haben, der
das Werden unserer Literatur an seinem
geistigen Auge vorüberziehen lassen will,

nicht im kalt-objektiven Berichtsstil irgendwelcher Annalen, sondern „gesehen durch das Temperament" des Mannes, des Künstlers, der diese bunte Vergangenheit darstellt, wie er sie sieht. Die Literaturgeschichte als Kunstwerk, als Werk, das selbst in der nächsten Literaturgeschichte gewürdigt werden muß, das muß das Ziel sein. Dieses Ziel muß erreicht werden, wenn in unserem Volke die Kenntnis einer großen Vergangenheit verbreitet, der Stolz auf sie geweckt, und die Fähigkeit zu ihrem Verständnis angebahnt werden soll, wenn ferner die Gebildeten befähigt werden sollen, auf Grund geschichtlichen Wissens sich von modernen Erscheinungen nicht kritiklos blenden zu lassen, die mit dem Anspruch überwältigender Neuheit auftreten. Ein un» mittelbarer Gewinn für die „Bedürfnisse der Wissenschaft" wird durch ein solches Werk freilich nicht erzielt; aber mittelbar hilft es der Wissenschaft doch. Denn es erzieht ein Geschlecht, das von ihr eine andere, eine bessere Meinung hat; ein Geschlecht auch, das weit fruchtbarer mitarbeiten kann an ihren Aufgaben.

Daß Richard M. Meyers „Ge» schichte der deutschen Literatur im neunzehnten Iahrhundert" bestrebt war, dieses Ziel zu erreichen, weiß jeder, der sie gelesen hat. Das Werk, das nun Otto Pniower bei Georg Bondi in Berlin aus Meyers Nachlaß herausgegeben hat, „DiedeutscheLiteraturbiszumBeginndesneunzehnten Iahrhundert s", kommt diesem Ziel noch näher. Es ist ein Band von 647 Seiten (mit Annalen und Register 669 Seiten). Pniower fand ein Manuskript Meyers vor, das, wie er berichtet, „bis zur Lebensskizze S. Th. A. Hoffmanns (S. 629) reichte. Dessen Hauptwerke hatte der Verfasser noch aufgezählt, da entsank ihm die Feder. Auf den Wunsch des Verlegers habe ich selbst, damit die jüngere Ro» mantik einigermaßen abgeschlossen werde, die Charakteristiken Hoffmanus, Heinrich von Kleists, Fouquss und Eichendorffs hinzugefügt." Damit ist der Umfang des Werkes angegeben. Entstanden ist es wohl aus Universitätsvorlesungen; die letzte Feile hatte Meyer nicht angelegt. Ich wage die Vermutung, daß wir das Buch noch nicht besäßen, wäre Meyer nicht gestor-

ben. Einschneidende Änderungen hat der Herausgeber begreiflicherweise unterlassen; daher machen sich Ursprung und Unfertigkeit noch geltend. Nicht übermäßig störend; aber wenn sie bei der sicher bald erforderlichen Neuauf» lage beseitigt werden, ist's ein Gewinn für das Werk und die Leser.

Auf den Ursprung weisen die Quellenangaben hin, die sich besonders im ersten Teile finden. Wenn Scherer oder Grimm angeführt, werden, so schadet das nichts. Ein Name wie Baeseke bedeutet aber für den Laien eine unnütze Belastung. Der Mangel einer letzten, glättenden Redaktion zeigt sich darin, daß gelegentlich auf Ereignisse der neuesten Zeit angespielt wird (so muß z. B. der Abschnitt über die „Iungfrau von Orleans" während des Krieges geschrieben sein), daß aber an anderen Stellen längst vergangene Dinge dargestellt werden, als gehörten sie der letzten Zeit an (so die Angabe, der „Faun Molon" des Malers Müller sei „erst jetzt ganz kürzlich wiedergefunden"). Anderes der Art sei angeführt, obwohl dem Herausgeber bei erneuter Durcharbeitung diese Dinge kaum entgehen werden: S. 68 heißt es: „Wir erinnern an „Merigarto" (S. 45)"; S. 45 ist aber bloß von einem „Stück gereimter Erdbeschreibung" die Rede; der Name Merigarto fehlt. S. 10S muß aus „Benoit des St. More" ein „Benoit de Sainte More" werden, S. 234 aus Robert Blume Robert Blum. Druck- oder Schreibmaschinenfehler, wie dieses, ist wohl auch S. 304 „Guzman

von Alfarche" statt „Alfarache". S.
36« liest man zu Pyras „Erweis, daß
die Gottschedianische Sekte den Ge»
schmack verderbe" in Klammern die er-
läuternde Bemerkung: „Auch der
Scherz, Namen durch Weglassen der
Vokale .unkenntlich' zu machen, kam
aus England herüber." Soll diese Be-
merkung Sinn haben, dann muß auch
„G*ttsch*dianische Sekte" gedruckt wer-
den, wie der Titel wirklich lautete.
Endlich sei noch die stilistische Härte
„für und mit Posa geschwärmt" (S.
552) und das ungenaue Zitat „die Wol»
lust suchen (statt „malen") und den
Teufel dazu" (S. 239) erwähnt.
Man könnte ja auch noch einige
Urteile Meyers herausgreifen und sie
als anfechtbar bezeichnen. Man braucht
ihm nicht zuzugeben, daß das Sonett,
wie er S. 9 sagt, die „idealste aller
Strophenformen" ist; man braucht den
Einfluß der Alliterationsdichtung auf
Ottfried nicht so hoch zu veranschlagen,
wie er es (S. 34 f.) tut; man kann
trotz Meyer die Möglichkeit offen lassen,
daß der Pfaffe Konrat die Kaiser»
chronik verfaßt habe; man braucht ihm
auch nicht zuzugeben, daß es sich in
>en Spervogelstrophen um drei Dichter
lSpervogel, Heriger und Kerlinc)
handele. Auch daß Stranitzky in
Schweidnitz geboren ist, ist nicht so
unumstößlich sicher. Aber was macht
das? Diese Dinge sind eben Ansichts-
sache; und überwältigende Wichtigkeit
für das Ganze besitzen sie nicht. Meyer
hat seine Ansicht; ist der Leser imstande,
ihm kritisch zu folgen, um so besser.
Von einem angehenden Literarhistoriker
muß ohnehin erwartet werden, daß er
sich auf Gesamtdarstellungen nicht ver-
läßt, sondern selbst nach den Quellen
hinuntersteigt. Der Literaturfreund
aber, für den ein solches Werk (es ist
ja sogar eine Volksausgabe und kostet
broschiert nur 4,50 Mk., gebunden
Mk.!) in erster Reihe bestimmt
ist, wird an seiner Seele keinen Scha-
den nehmen, wenn auch nicht alles so
stimmt, wie es bei Meyer zu lesen ist.
Die Hauptsache ist vielmehr auch
hier das Wie. Eine Literaturgeschichte
muß anschaulich sein. Um dieses Ziel
zu erreichen, machen manche Verleger
aus den Werken wahre Bilderbücher.
Auch Meyers Literaturgeschichte ent-
hält Bilder; aber nur ein paar Bild»
nisse sind es: Luther, Leibnitz, Klopstock,

Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Iean
Paul. In desto höherem Grade ist
alles vorhanden, was geeignet ist, „in-
nere Anschauung" zu erwecken: Plastik
der Sprache und übersichtliche Anord-
nung. Die Einteilung der ersten sechs
Kapitel ergab sich von selbst: Germa-
nische, althochdeutsche, frühmittelhoch-
deutsche, frühneuhochdeutsche Zeit und
Zeitalter der Reformation. Dann aber:
Neuaufbau der Literatur; der Weg zu
Goethe; Lessing, Herder, Wieland;
Goethe; Schiller; zum Schluß die Ro-
mantik unter der Kapitelüberschrift
„Fortschreitende Universalpoesie". Diese
Überschriften sind wirklich richtung-
gebend, nicht zufällig. Meyer weiß den
Stoff zu bändigen, nicht, indem er viel
ausscheidet, sondern indem er wirksam
zusammenfaßt. Er arbeitet gleichsam
mit Leitmotiven. Man muß es ver-
folgen, wie das Wort „«urjo?its«"
Wißbegierde) dazu benutzt wird, fau-
stisches Streben vom Ausgang des
Mittelalters an zu bezeichnen, bis
schließlich alle diese Anklänge zusammen-
gefaßt werden in der Entwicklung von
Goethes Faustdichtung. Oder man
muß beachten, wie Lavater ganz aus
dem Gesichtspunkt der „Ungeduld" her»
ans erklärt und zur Anschauung ge-
bracht, also „dargestellt" wird. An-
schaulich und keineswegs gesucht wirkt
Meyers Art, Fernliegendes mit Ge-
genwärtigem in Verbindung zu bringen;
etwa die Verwandtschaft des Fastnachts»
spieles mit der modernen Revue zu be»
tonen. Einwände werden sich vielleicht
machen lassen; aber der Vergleich ist

so gut und so schlecht wie jeder andere. Die Hauptsache ist: jeder gewinnt durch ihn eine Vorstellung, die im Grunde ge-. nommen doch richtig ist.

Der Leser von Meyers Werk braucht sich die „6i»ie<:ta membrn poetn«" nicht unter den Rubriken „Drama", „Epos", „Lyrik" zusammenzusuchen. Meyer ging von den Persönlichkeiten aus, nicht von den Gattungen. So erreichte er es, daß die Vergangenheit lebendig wird. Zu statten kam ihm dabei sein feines Gehör. Er nahm die Literatur nicht mit den Augen auf, sondern mit dem Ohre, wie es denn auch sein soll. So möge er denn noch nach seinem Tode empfängliche Menschen dazu erziehen, ihr Ohr zu schärfen, Zusammenhänge zu begreifen, für das Schöne und Große sich zu begeistern. Möge es ihm aber auch beschieden sein, nicht durch seine Urteile im einzelnen, wohl aber durch seine Darstellungs» kunst zum Vorbild junger Literarhistoriker zu werden. Dann wird durch Richard M. Meyer, den Schüler und Verehrer Wilhelm Scherers, ein Aufschwung der Literaturwissenschaft herbeigeführt werden ; und ein solcher Aufschwung wird es zu einer Unmöglichkeit machen, daß wieder einmal in künftiger Zeit die Literaturgeschichte gering geachtet wird, daß wieder einmal der Lehrstuhl eines Literarhistoriker« an Deutschlands größter Universität u»» besetzt bleibt.

Literarische Rundschau.

Von I>r. Bertha Badt.

Zwischen den Schlachten.

Am 15. Ianuar 1915 hielt Annette Kolb in Dresden einen Vortrag über „die internationale Rundschau und den Krieg"; in einem, wie sie selbst erzählt, eher spärlich und zumeist mit Damen besetzten Saale; einen Vortrag, den sie unter Tumult, Drohreden und wütendem Zischen abbrechen mußte. Auch die Zeitungen des verbündeten Mitteleuropa ließen es sich bei aller Fülle des Stoffes, der sie just in diesen Tagen bedrängte, nicht entgehen, die Rednerin als eine vaterlandslose Deutschenfeindin hart anzulassen.

Warum?

Wie das kam, und wie es nicht hätte kommen sollen, das erzählt sie uns jetzt in ihrem Buche „Dreizehn Briefe einer Deutschfranzösin" (Verlag E. Reiß, Berlin). Werden wir das

Verdammungsurteil der Dresdner wie» Verholen? oder wird es uns gehen, wie jenem ostpreußischen Offizier, dem sie ihre Worte vorlas: „Ich bin ja mkt jedem Ihrer Worte einverstanden," sagte der ältere Offizier, „aber, was glauben Sie, was Ihnen alles an den Kopf fliegen wird, wenn Sie das sagen!"

Was aber sagt sie den Leuten? Ach — eigentlich nichts Neues, gar nichts Neues. Binsenwahrheit von gestern; Binsenwahrheit von übermorgen; verfehmtes Wort von heute.

Wir erinnern uns der Verfasserin von früher her. Da war sie eine der anmutigsten Erscheinungen unter den schreibenden Frauen Deutschlands; fast die einzige, die nicht Frau n>ar, sondern — Dame. Im allerverwirrendsten und reizvollsten Sinne des Wortes. Launisch, biegsam, absurd manchmal und immer gescheit. Diese dreizehn Briefe aber hat nicht die Dame geschrieben, sondern die Frau, sondern der Mensch, der leidet und zuckt und stöhnend sich windet. Mit ihrem Herzblut bezahlt sie das Recht zu diesem Buche. Als die Tochter eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter war sie sich bis jetzt im schönsten Sinne als die

Bürgerin zweier Welten erschienen nnd hatte ihre edelste Lebensaufgabe darin gesehen, Versöhnerin und Vermittlerin zwischen diesen beiden Reichen zu sein. Als sie auf dem Montmartre stand und von dem silberleuchtenden, immergrünen Paris Abschied nahm, da gedachte sie des deutschen Waldes im Spessart und eines versteckten Schlößchens darinnen, das die Schweden verschonten, und dessen Architektur die gleichen edlen und zarten Formen trägt, wie Frankreichs edelste Denkmäler; sie gedachte der alten Verschwisterung der Kulturen und hoffte auf eine neue. Sie dachte daran, daß Spitzweg in Paris erst zu jenem Maler geworden ist, dessen Dentschheit wir lieben, und, daß der Baum deutschen Wesens niemals zu wahrhafter Reife gedieh, als mit einem Pfropfreis von fremdem Stamme. Und wenn man ihr in Paris sagte: „VK dien non! von« ete» par trop — .VllemkllS«", und in England: „»Ii« r^nllv is too <Z?rm»n", so betrachtete sie das als einen Ehrentitel; empfand sich als die Bürgerin eines Zukunfts» staates, dessen Glanz mit heraufzubrin» gen ihr bestimmt war. Und als die Gefahr der Zukunft sah sie nicht — trotz der Sturmzeichen — den Kampf bis zur Vernichtung zwischen Germanen und Romanen, sondern die Einsamkeit: Germanen ohne Romanen, Romanen ohne Germanen. „Weil ihnen außerhalb ihrer Gemeinschaft gleicherweise keine aufsteigende Linie mehr bevorsteht."

Und jetzt? Die am glucklichsten waren vor dem Kriege, die sind jetzt am unglücklichsten geworden, so hat Lili du Bois-Reymond, eine ihr innerlich Verwandte, kürzlich gesagt. Annette Kolb liebte Deutschland und liebte die Trikolore; nnn ist sie doppelt heimatlos geworden. Die Leute schließen ihre Fenster; jeder weiß, wo er hingehört; scharf und wie geschliffen fällt seine Tür ins Schloß. Von diesem Tage an wurde sie eine Ausgestoßene. Und doch gilt es ihr, die Treue sich selber zu bewahren. Gemein wäre es, zu fordern, daß einer, der seiner Abstammung nach zwei Ratio» nen angehört, heute die eine oder die andere verleugnete. Und so wurde sie, deutsch im Herzen, im Deutschland von heute zum ^6voc«tu« Oisdoli. Vielleicht hatte es Houston Stuart Cham-

berlain leichter als sie, die nirgends daheim, in dieser inneren Not bis an den Rand der Verzweiflung sich getrieben fühlt.

In dieser äußersten Qual begann sie zu sprechen. Als könnte sie dadurch eine Lichtung brechen durch das finstere Gestrüpp, das sie umgibt, llber die Entstehung des Krieges, wie sie sich ihr darstellt; über den unheilvollen Ein» fluß der Presse in jedem Lande, die aus erdichteten Greueln wirkliche schafft; über das Licht in der Ferne, den ein» zigen wirklich Neutralen, die tragisch rührende Gestalt des Papstes, des Hirten ohne Herde. Es ist ihr diesmal nicht um die geschliffene Form zu tun; abgebrochen und stoßweise ringen ihre Worte sich los. Aber Ströme Vintes brecken darunter hervor, grellrot und herzwarm.

Und dann kam das Erlebnis in Dresden, das rätselhafter wird, je näher wir es beschauen. Denn sie will ja niemanden beirren in seinem Patriotismus. Sie versteht so gut, wie unsere Gedanken alle draußen sind bei den Gatten und den Söhnen; sie versteht das harte Muß des deutschen Lebenskampfes; und beneidet uns fast um die Ungeteiltheit unseres Gefühls. Sie aber, sie will ja mir im Namen des kleinen Häufleins der doppelt Heimatlosen sprechen, der Halbromanen in Deutschland, der Halbgermanen in Frankreich, deren geteiltes und zerhämmertes Herz von einer verdoppelten Liebe und keiner geminderten zerrissen

wird. Ihnen gibt die Mischung des Blutes das schmerzvoll bezahlte Recht zur Verdoppelung ihrer Seelen.

Ist es wirklich nur dieses Häuflein, von dem und zu dem sie spricht? Nicht ihr, uns liegt es ob, die Frage zu Ende zu denken. Gehörten wir nicht alle einmal zu jener Schar? Sahen wir nicht bewundernd die Schönheit fremder Gärten und verpflanzten sie in eigenen Boden, stolz und nimmermehr errötend, daß wir es taten — denn wir sahen ja gerade in dieser unermüdeten Lernfähigkeit die Blüte deutschen Wesens? Möchten wir Goethes Iphigenie, die selbst Maurice Barrls als „la (Zreoque (Zeriuanise«" bewunderte, möchten wir Schlegels Shakespeare missen? Können wir diese Brnderschaft von einst vergessen — müssen wir's? Der Alldeutsche, der die „Zehn eisernen Gebote" schrieb, „Wir lieben den Krieg .. . Wir danken dem Krieg," er sagt Ia; und Lissauer sagte einmal Ia— ob er's heute noch sagt? „Nein!" aber sagt mit manchem Waffengefährten der französische Dichter, der seinem deutschen Freunde und Ubersetzer Ernst Stadler im Schützengraben gegenüber» lag. „Nein!" sagte der junge englische Gelehrte, der den Tod des jungen deutschen Gelehrten Wilamowitz in rührend schönen Versen beklagte. Und „Nein" sagte jener französische Soldat, der an Romain Rolland schrieb:

,,Aous ne pouvoll« »urvivre K taut
<le tristesse qu' K korce Ssmour."

Nein! so sagt auch Annette Kolb, und die Dresdener Herren, die dieses Nein mit Zischen beantworteten, leisteten, wie mir scheint, dem deutschen Namen keinen guten Dienst. Denn sie sagt ja nur, was unsere Vorväter — die Edelsten — dachten; und was unsere Kindeskinder — die Würdigsten — denken werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
K«au»g«d«r und Chefredakteur: Pros. Dr. Lud »t, Stein in Berlin V lv. LStzowulor S». iTeleson Am, «urfSr» Nr, «808.) — VerantmorNlcher RedaKteur! vr. S, lviu, « ruck in Breslau, — «U«K,.«ertretim, für Ungarn:
«rilllch« K, K. ßofbuchhandlung lZ. SenK»), Budapelt V. Dorotrya>ute,a 2. — Verl« «
Schleichen Buchdrucker»« v, S, Schottlaender, Breslau IN.